This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

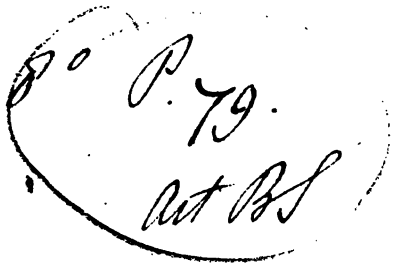
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600.111 v. 47

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.

IX. Band.

Der Quoggelo oder das Schuppenthier.

Neunter Band.

Frankfurt am Main, 1793
in der Hermannischen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte
der
merkwürdigsten Reisen.

Neunter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorerinnerung.

Bei dem gegenwärtigen neunten Bande meiner Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welcher die Beschreibung der guineischen Pfeffer- und Elfenbeinküste, nebst P. Loyer's Reise nach Issini, und einem Nachtrag neuer Nachrichten von Senegambien enthält, habe ich nichts weiter vorzuerinnern, als daß auch der zehnte und eilfte Band, mit welcher sich der ganze, reichhaltige Abschnitt von Guinea schließt, bald nachfolgen werden; so wie überhaupt jezt das Werk rascher fortgeht. Zugleich wiederhole ich das Versprechen, daß mein Eifer für dasselbe nie erkalten, sondern, wo möglich, noch immer mehr zunehmen soll.

Bei dieser Gelegenheit kann ich denjenigen meiner Leser, welchen etwa daran gelegen seyn möchte die Versicherung geben, daß mein vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung unfehlbar zur nächsten Ostermesse erscheint; aus demselben wird zugleich ein kurzer Auszug, als Grundriß der Erdbeschreibung für den ersten Unterricht geliefert; auch wird dazu eine neue, ganz umgearbeitete Auflage meines von dem Publikum mit so vielem Beifall

Digitized by Google

aufgenommenen Grundrisses der Staatenkunde veranstaltet. Diese drei Lehrbücher sind so eingerichtet, daß jedes für sich allein ein Ganzes ausmacht, und daß alle drei doch auch so zusammen passen, wie es nöthig ist, um sie zu einem in drei Kurse abgetheilten Unterricht in der Geographie und den ersten Gründen der Statistik brauchbar zu machen.

Ausser diesen Lehrbüchern wird auch der erste Band meiner allgemeinen Länder- Völker- und Staatenkunde, welcher nicht mit Afrika beginnt, wie ich erst Willens war, sondern eine ausführliche Beschreibung von Nordeuropa enthalten soll — und das vierte Bändchen meiner Bibliothek der neuesten Länder- und Völkerkunde zur Ostermesse 1794 herauskommen.

Von meinen übrigen in der Vorrede zum vorhergehenden Bande dieses Werks angezeigten, bereits beinahe ganz ausgearbeiteten geographischen Schriften kann ich jezt nichts weiter sagen, als daß ich ihre Herausgabe aus Zeitmangel noch weiter hinaus verschieben muß.

Soviel vorläufig.

Stuttgart, im November 1793.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Innhalts-Verzeichniß
des neunten Bandes.

Reisen nach Guinea. (Fortsezzung.)

Reisen nach Guinea im engern Verstande.

Beschreibung der einzelnen Länder dieses Küstenstrichs, und merkwürdige Reisen nach einzelnen Theilen derselben. Seite 3.

Vorerinnerung. S. 5.

(1) Beschreibung der Körner- oder Pfefferküste und ihrer Einwohner. S. 7.

I. Kurze geographische Beschreibung der Pfefferküste. S. 11.

II. Beschreibung der Küste von Kap Tagrin oder Ledo (am Sierraleona) bis zum Kap Mesurado. S. 15.

III. Beschreibung der Küste vom Kap Mesurado bis zum Rio Junko. S. 33.

IV. Beschreibung der Küste und des Landes am Rio Gesto. S. 50.

Digitized by Google

V. Beschreibung der Pfefferküste im engern Verstande, oder der Küste vom Rio Sestro bis zum Palmenkap. S. 69.

VI. Kurze Beschreibung der inneren Länder zwischen dem Sierraleonaflusse und dem Rio Sestro. S. 85.

VII. Etwas aus der Geschichte der Karauer und Folschaer. S. 98.

VIII. Nachrichten von den Einwohnern der inneren Länder dieser Küste, besonders von den Quoschaern, ihren Sitten, Gebräuchen, Regierungsform und Religion. S. 111.

(II) Beschreibung der Zahn- oder Elfenbeinküste und ihrer Einwohner, nebst P. Loyer's Reise nach Issini. S. 153.

I. Allgemeine Uebersicht der Zahn- oder Elfenbeinküste, nebst einigen Bemerkungen über die Naturgeschichte derselben. S. 157.

II. Nähere Beschreibung der merkwürdigsten Oerter auf der Elfenbeinküste, nebst Bemerkungen über Landesbeschaffenheit und Einwohner. Aus den Schifferberichten. S. 164.

III. Schilderung der Negern auf der Elfenbeinküste, besonders der Quaqua-Negern. S. 188.

Johann Gottfried Loyer's, eines französischen Jakobiner-Mönchs, Reise nach Issini auf der Elfenbeinküste. Im Jahre 1701. S. 207.

Vorerinnerung. S. 209.

Digitized by Google

V. Loyer's Reise nach Issini.

Einleitung. S. 211.

§. 1. Abreise aus Frankreich — Abentheuer auf der Fahrt — Ankunft zu Issini. S. 215.

§. 2. Verrichtungen zu Issini — Audienz bei dem Könige — Erbauung des Forts. S. 225.

§. 3. Geschichte der französischen Niederlassung zu Issini — Belagerung des Forts und endliche Verlassung desselben. — Loyer's Rükkehr nach Europa. S. 237.

§. 4. Loyer's Nachricht von dem Königreich Issini, und dessen natürlicher Beschaffenheit. S. 249.

§. 5. Geschichte des Königreichs Issini. — Nachricht von den Weteres- und Kompas-Negern. S. 266.

§. 6. Karakteristik und Sitten der Issinesen. S. 274.

§. 7. Krankheiten — Begräbnißceremonien, und Religion der Issinesen. S. 289.

§. 8. Regierungsform und Justiz der Issinesen. S. 301.

Beschluß. S. 314.

Anhang.

Nachtrag einiger neuer Nachrichten von Senegambien, S. 315.

Vorerinnerung. S. 317.

I. Villeneuve's vorläufige Nachrichten von Senegambien. S. 319.

1. Kurze Nachrichten von der bürgerlichen Verfassung, dem gesellschaftlichen Leben und den Sitten der Negern von Kajor, Sin und Saloum. S. 321.

2. Ausführliche Nachrichten von dem Sklavenhandel in Senegambien. S. 350.

3. Zusaz. Kurze Uebersicht des Gewinns, den die Kunde von Afrika durch Herrn Geoffroy von Villeneuve's vorläufige Berichte erhalten hat, mit Zuziehung seiner Karte. S. 379.

II. Vorläufige Nachricht von des brittischen Majors Houghton Reise durch Senegambien in das Innere von Afrika. S. 384.

Reisen

Reisen nach Guinea
im engern Verstande.

Beschreibung der einzelnen Länder
dieses Küstenstrichs
und merkwürdige Reisen nach den einzelnen Theilen
derselben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nachdem wir nun die merkwürdigsten Reisen nach der Küste von Guinea überhaupt zusammengereihet haben, müssen wir auch in gehöriger Ordnung die einzelnen Theile und Länder derselben unserm Plane gemäß beschreiben, ihre Merkwürdigkeiten aufzählen, die Sitten, Gebräuche und übrigen Besonderheiten ihrer Einwohner schildern, und die merkwürdigsten Reisen nach den einzelnen Ländern dieser Küsten zusammenstellen.

Die einzelnen Theile der Küste von Guinea im engern Verstande, die wir hier zu betrachten haben, sind: die sogenannte Körner- oder Pfefferküste, die Zahn- oder Elfenbeinküste, die Goldküste und die Sklavenküste.

Auf den beiden ersteren haben die Europäer keine Niederlassungen, auch sind diese beiden Küsten — ich meine die Pfeffer- und Elfenbeinküste uns weit weniger bekannt, als die beiden leztern, nämlich die Gold- und Sklavenküste. Die wenigsten Nachrichten haben wir von der Pfefferküste; nicht eine einzige besondere Reise dahin ist bis

Digitized by Google

zu uns schriftlich aufbewahrt worden, und die Be richte, die wir von dieser Küste haben, sind für den Geographen so wenig befriedigend, als für den Natur- und Menschenforscher. Nicht viel besser ist die Elfenbeinküste bedacht! Doch haben wir die sehr gute Reisebeschreibung des französischen Mis sionnars **Loyer**, welcher wenigstens einen Theil derselben ziemlich genau beschrieben hat. Von der Gold- und Sklavenküste, wo die Europäer sehr zahlreiche Niederlassungen haben, besizzen wir schon mehrere ausführliche Beschreibungen und Reisebe richte, besonders auch aus den neuern Zeiten.

Wir wollen nun alle vorhandenen Nachrichten benuzzen, um so weit möglich eine vollständige Beschreibung der vier einzelnen Küsten von Guinea im engern Verstande aus den vielen zerstreuten Nachrichten zusammen zu lesen.

Digitized by Google

(I)

Beschreibung der Körner- oder Pfefferküste und ihrer Einwohner.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Körner- oder Pfefferküste — auch Malagetaküste genannt — ist noch jezt der minder bekannteste Theil des ganzen Küstenstrichs von Guinea.

Wir besizzen keine besondere Beschreibung von derselben, keine einzelne Reise dahin — auch haben die Europäer keine Niederlassungen auf derselben; theils wegen der Unfreundlichkeit ihrer Bewohner, theils wegen der geringen Vortheile, die dadurch zu erhalten wären. Sie begnügen sich, diese Küste zu befahren, und von den Schiffen aus mit den Negern auf derselben zu handeln. Daher haben wir auch keine dieselbe betreffenden Nachrichten, als solche, welche wir in einigen ausführlicheren Reisebeschreibungen von Guinea überhaupt oder von den östlicheren Küsten finden.

Unter den Reisenden, welche die Pfefferküste vorbei schifften, an derselben verweilten und uns in ihren Tagebüchern weitläuftigere Nachrichten von derselben mittheilten, sind die vorzüglichsten:

Digitized by Google

Snelgrave, Barbot, Bosmann, Atkins, Villault, Phillips und vorzüglich Des Marchais. Die Tagebücher der meisten dieser Reisebeschreiber haben wir schon im vorhergehenden Bande dieses Werks abgekürzt mitgetheilt. Aus ihren Berichten von den Ländern und Völkern dieser Küste haben die Herausgeber der allgemeinen Historie der Reisen (im II. B. S. 595 bis S. 648.) eine Beschreibung derselben zusammengesezt, welche aller ihrer Gebrechen ohngeachtet noch immer die einzige und folglich auch die beßte ist, welche wir von dieser Küste besizzen.

Diese Beschreibung der Pfefferküste habe ich zum Theil ganz umgearbeitet, zum Theil nur verbessert, ergänzt, erläutert und in schiklichere Ordnung gebracht, und so theile ich sie hier den Lesern im neuen Gewande mit.

Wir müssen uns jezt noch mit dieser mangelhaften Schilderung begnügen!

Digitized by Google

I.

Kurze geographische Beschreibung der Pfefferküste.

Nach der von uns angenommenen Eintheilung der Küste von Guinea begreift derjenige Theil derselben, welchen wir die Körner- oder Pfefferküste nennen, den ganzen Küstenstrich vom St. Anneukap an der Mündung des Scherbroflusses bis zum Palmenkap, unterm 4°. 15'. N. Br. *)

Andre geben ihr etwas weitere Gränzen, und rechnen sie vom Sierraleona bis zum Kap Grosa, etwa anderthalb Meilen östlich vom Palmenkap. Andre geben ihr das Kap Monte zur westlichen Gränze. Noch Andre verstehen nur die Küste vom Flusse Sesto bis zum Kap Growa unter dem Namen der Pfefferküste. Man nennt daher diesen Theil auch die Pfefferküste im engern Verstande.

Den Namen Pfefferküste hat dieser Strich von den Europäern erhalten, welche daselbst die vormals in Europa so geschäzten Paradies-Kör-

*) Im VII. B. d. W. S. 36.

Digitized by Google

ner *), eine Gattung Ingwer (Amomum Grana Paradisi. L.) fanden, welchen die Portugiesen den Namen Malagheta (Meleguetа, Manigueta) gaben, und welche man sehr irrig für eine Gattung Pfeffer hielt, weil sie einen diesem ähnlichen Geruch und Geschmak haben.

Die von diesen Körnern (welche auch auf Madagaskar wachsen) benannte Pfeffer- oder besser Körnerküste umfaßt nach obiger Ausdehnung eine Küstenstrekke von ohngefähr 100 deutschen Meilen.

Auf dieser Küste sind zu bemerken:

1) Die Vorgebirge

Kap Monte oder del Monte — das Vorgebirg des Bergs (6° N. B.)

Kap Mesurado, das gemessene Vorgebirg. (5°. 40'. N. B.) Nach Andern soll es heissen: Kap Miserado, oder das erbärmliche Kap.

Kap dos Baxos, das Vorgebirg der Untiefen, an der Mündung des Flusses Sestos (5°. N. B.)

Kap Formoso, etwas weiter östlich.

Kap das Palmas, das Palmenkap (4°. 20' N. B.)

*) Man brachte sie vormals aus der Barbarei nach Italien, und nannte sie Paradieskörner, theils weil man sie so hoch schäzte, theils weil man ihr eigentliches Vaterland nicht wußte.

Digitized by Google

2) Die Flüsse — (lauter wenig beträchtliche Küstenflüsse) von Westen nach Osten:

Rio das Galinhas, der Hünerfluß.

Rio Maguiba oder Nugnez.

Rio Mara oder Massa, am Kap Monte.

Rio Menoch, der nach den Seekarten noch ganz unbekannt ist.

Rio Mesurado, oder St. Paulsfluß, nebst einem andern grossen, namenlosen Flusse, am Kap Mesurado.

Rio St. Maria.

Rio Junko und Alvaredo.

Der Weihnachtsfluß.

Rio Tabo oder Rors, in dessen Mündung auf einer Insel die alte französische Niederlassung Klein-Dieppe gestanden haben soll.

St. Petersfluß.

St. Johannsfluß.

Rio Barsay.

Rio Sextos oder Sestosfluß.

Rio Sanguin.

Rio Sino, Busenfluß, der sehr weit aus dem Innern herabkommen soll.

Fluß Wappo.

Rio dos Escravos.

St. Klemensfluß.

Digitized by Google

Dies sind alle auf den Spezialkarten bemerkten Flüsse dieser Küste. Die Namen dieser sowol, als der Vorgebirge sind ihnen gröſtentheils von den Portugiesen, als von den ersten Europäern, welche diese Küsten beschifften, gegeben worden.

Uebrigens ist der westliche Theil dieser Küste bis zum Kap Monte ausserordentlich fruchtbar, und begünstigt eine ansehnliche Viehzucht. Der östliche ist es weit geringer; denn er besteht meist aus Sandfeldern und Morästen.

Die Negern, welche diese Gegenden bewohnen, werden überhaupt als sehr unzüchtige, wilde, falsche und bösartige Menschen beschrieben; doch wir wollen ihre Karakteristik zu der Schilderung der einzelnen Theile und Länder dieser Küste versparen, die wir hier in gehöriger Ordnung liefern wollen.

Digitized by Google

II.

Beschreibung der Küste vom Kap Tagrin oder Ledo (am Sierraleona) bis zum Kap Mesurado.

Von der Küste zwischen dem Kap Tagrin oder dem Sierraleona und dem Scherbrofluſſe haben wir zwar ſchon Einiges geſprochen,*) doch wollen wir hier die nähere Schilderung derſelben zu der Beſchreibung dieſes erſten oder weſtlichern Theils der Pfefferküſte nehmen, da die Nachrichten unſrer Schriftſteller **) damit verbunden ſind.

Die Küſte von dem Vorgebirge Tagrin bis zu der Inſel Scherbro, deren weſtliche Spizze das St. Annenkap genannt wird, iſt durch die Baixos de St. Anna, oder die Untiefen und Bänke von St. Anna eingeſchloſſen; ſie ſtrekket ſich Südoſt gen Süd, und bildet die groſſe Angra oder Bai von St. Anna, welche faſt bis an den Rio de Gamboas geht. Auf der Nordſeite dieſer Bai ſind die Inſeln Bravos oder Bananas, von denen die gröſte auch das höchſte Land, und mit Holz, Waſſer und Lebensmitteln verſehen iſt.

*) Nämlich im VII. B. d. W.

**) Am angeführten Orte, im III. B. der allg. Hiſtorie der Reiſen.

Digitized by Google

Die fünf **Sombreros** genannten Inseln, liegen südwärts der Bai, und bringen häufige Oranschen, Limonien, Pimento oder langen (guineischen) Pfeffer, (Piper longum L.) wilde Weinpalmen, und Zukkerrohr, Bananas, Wachs, und Zimmerholz hervor. Auch findet man daselbst ein gutes Holz zum Schiffsbau, welches **Angelin** genannt wird. Die Bewohner dieser Inseln besizzen vielen Kunstfleiß; sie machen Seife aus Palmöle und Palmenasche, die (wie man sagt) von den Portugiesen in diesen Gegenden so hoch geschäzt wird, daß sie dieselbe nicht nach Portugal führen lassen wollen, aus Furcht, die Seifensieder des Königreichs würden dadurch verlieren. — Die Einwohner sagen, ihre kleinen Inseln seien durch ein Erdbeben von dem vesten Lande getrennt worden; auch erzählen sie, sie enthielten Gold- und Eisenbergwerke.

Die **St. Annenbai** hat eine Tiefe von fünf bis acht Faden, und Schlammgrund. Vier Flüsse ergiessen sich darein, deren Ufer mit Manglebäumen besezt sind, die voll Austern hängen. Der Fluß **Banquo**, welcher sich unterm 7° 30′ N. B. in die St. Annenbai ergießt, trägt grosse Schiffe; die übrigen werden nicht sehr befahren; das angränzende Land ist voll Wälder und wilder Thiere.

Anderthalb Meilen südwärts von den **Sombreros-Inseln** ergießt sich der Fluß **Gamboas**, welcher eine Barre an seiner Mündung hat. An dem-

demselben liegt die Negerstadt **Rancho** oder **Rancho**, etwa zehen Meilen von seinem Ausfluß hinaufwärts; bis dahin handeln Schaluppen. *)

Von diesem Flusse bis zum **Scherbro** strekket sich die **Küste** südöstlich. Die Mündung des lezten ist eine **Bai**, welche von der Insel **Scherbro** und dem **vesten** Lande gebildet wird, und die bei der Einfahrt sehr weit ist. **) An derselben liegen die drei **Eilande Tota** in einer Linie. Sie sind **niedrig** und **flach**, und an der Nordostseite mit Klippen **umgeben**. Sie bringen eben die Früchte hervor, wie das veste Land. Die Engländer nennen sie **Plantainsinseln**, weil sie reich an Plantains oder Pisangfrüchten sind. ***)

Die **Insel Scherbro**, wie die Engländer sie nennen, heißt bei den Portugiesen **Sarulha** oder *Sarelloens*, bei den Holländern **St. Anna** oder **Masta Quoscha**, bei den Franzosen **Serbera** [Cerbera]. Sie strekket sich gegen Ostsüdost in einer **Länge** von etwa acht Meilen, und ist ein durchaus flaches Land. Sie bringt Reis, Mais,

*) Des Marchais (P. I. p. 67.) sagt: Der Fluß Gamboas wird wenig besucht, und kein Handel wird auf demselben getrieben.

**) Derselbe sagt, diese Einfahrt sei sehr unsicher.

***) Die Plantains sind die angenehmen Früchte des Bananasbaums oder der Pisangstaude (Musa Paradisiaca. L.) M. s. im V. B. d. R.

Ignames, Bananas, Pataten, indianische Feigen, Ananas, Zitronen, Orangen, Wassermelonen, und die Frucht Kola, (bei den Engländern Kol) in grosser Menge hervor. Auch ist sie reich an Hünern und Elefanten. An ihren Küsten findet man Austern, welche schöne Perlen haben, sie sind aber wegen der Haifische gefährlich zu bekommen. Die Einwohner sind Heiden, und halten die Beschneidung.

Die englisch-afrikanische Gesellschaft hatte ein kleines Fort auf der Yorksinsel, welche nahe an der Insel Scherbero auf der Nordseite derselben ohnweit ihrer Ostspizze liegt. Dieses Fort war vierekt mit drei runden und einem vierekten Bollwerke, worauf eilf Stükke standen, und etwa zwanzig Schritte von dem Fort am Seeufer waren zwei grosse Bollwerke, jedes von fünf Stükken aufgeführt. Alles war von Kalk und Steinen gebaut, und die Besazzung bestand in fünf und zwanzig Weißen, und fünfzig bis sechzig Gromettas.

Auf dem vesten Lande hatten die Britten noch eine andere Niederlassung der Ostspizze von der Scherbroinsel gegenüber, noch ehe jenes Fort erbauet ward. Man verließ sie aber im Jahre 1727, und die Faktore begaben sich nach der Stadt Jamatka, auf der Insel Scherbro.

Der Fluß Scherbro, den Einige Madre

Digitized by Google

Bomba, *) Andere Rio Selboba und Rio das Palmas nennen, ist sehr groß, und entspringt weit oben im Lande. Er läuft durch das Land Bulm Monu, welches voll Moräste ist, in die See. Er ist bis fünfzehn Meilen hinaufwärts für Lastschiffe zu befahren, welche bis zur Stadt Bagos oder Baga hinaufgehen, die zu Bulm gehört und wo die Engländer eine Faktorei hatten. Schaluppen von siebenzig oder achtzig Tonnen, gehen dreißig Meilen über Redham oder Ridham **) hinauf, zweihundert und fünfzig (engl. oder 60 deutsche) Meilen von seiner Mündung. Je höher man aber hinauf kömmt, desto enger wird der Kanal; an manchen Plätzen ist er fast ganz mit Gebüschen, die längs den Ufern wachsen, angefüllt. Ueberdies hat er im April und Mai, welches die beste Zeit ist, das daselbst häufig wachsende Zimmerholz zu erhalten, kaum neun bis zehn Fuß Wasser, im August und September aber nach den Regen, sechszehn bis achtzehn Fuß. Auch wird die Schiffahrt durch öftere Tornados (Sturmwinde) unterbrochen, bei deren Einbruch die Schaluppen ankern, oder sich an den Bäumen, welche längs dem Ufer wachsen, befestigen müssen. Dieser Fluß ist übrigens noch mit Krokodillen und Flußpferden angefüllt, welche die

*) Des Marchais sagt, man wisse den Ursprung dieses Namens nicht.

**) Diesen Namen finde ich sonst weder in Reisebeschreibungen noch auf Karten.

Digitized by Google

Schiffahrt ebenfalls gefährlich machen. Aber d
Leute, welche an seinen Ufern wohnen, sind zien
lich gesittet.

Die Länder von Silm Monu liegen zeh
bis eilf Meilen weiter hinauf, als Bagos, un
dreißig oder zwei und dreißig Seemeilen unte
Silm ist Quuna Mora, eine wichtige Neger
stadt, deren Einwohner aber nicht gar gut gege
die Europäer gesinnt sind. Sie liegt hinter einen
großen Walde, und kann von den Schiffen nich
gesehen werden; sie ist sehr groß und volkreich
aber die Häuser sind niedrig und klein, ausgenom
men eins mitten in der Stadt, worin die vornehm
sten Negern ihre Zusammenkünfte halten.

Das Land daherum ist sehr gut bevölkert.
Die Einwohner tragen, wie die zu Scherbero,
gemeiniglich eine Kutte von gestreiftem Kaliko,
und haben eben die Gewohnheiten und Sitten.
Der Boden nährt ebenfalls dieselben Pflanzen und
Thiere. Ueberdies findet man hier eine viel besser
Art rothes Farbholz, als das brasilianische ist, und
man hält es für das beste in ganz Guinea. Es
kann siebenmal gebraucht werden.

Der Scherbero empfängt nahe bei seiner
Mündung den Rio Torro, welcher auf der Nord-
ostseite in denselben fällt. Auf der Südostseite
ergießt sich der St. Annenfluß in die Mündung
des Scherbro. Beide sind nicht unbeträchtlich.
Der Torro läuft zweimal des Jahrs an; weil er

Digitized by Google

aber untief, und voll kleiner Inseln ist, so können ihn nur kleine Barken befahren.

Von der Südspizze des Scherbrosflusses bis an den Fluß das Galinhas strekket sich die Küste Ostsüdost acht Meilen weit, ist flach, niedrig, schlammig und morastig, voll Bäume und unbewohnt.

Der Rio das Galinhas, oder Hünerfluß, den die Landeseinwohner Maqualbari nennen, entspringt im Lande Hondo, und läuft durch Bulm Monu und Quilliga Monu nach der See, hat auch zwei Inseln an seiner Mündung. Die Portugiesen haben ihm jenen Namen wegen des häufigen Hünerviehs seiner Anwohner beigelegt. *) Die Europäer bringen von daher trokne Häute und Elefantenzähne, welche von Hondo und Karudobo Monu den Fluß herunter gebracht werden. Diese beiden Länder sind beständig zusammen im Kriege, ob sie gleich beide dem König von Quoscha unterworfen sind, der an dem Vorgebirge Monte seinen Siz hat. Die Flut geht längs dieser Küste sehr schnell nach Nordost,

*) Des Marchais sagt, nicht nur das Klima begünstige hier die Federviehzucht, sondern auch der Boden, der in reichem Ueberflusse Mais, Hirse u. s. w. hervorbringt. Dabei verstehen sich die Negern ganz besonders auf die Erziehung der Hüner, und haben eine so unbeschreibliche Menge, daß man zwei bis drei Stük für den Werth von anderthalb Kreuzern haben kann.

Digitized by Google

und der Wind streicht meistens frisch von Südwes
Der Winter währt vom Mai bis in den Weinmona

Zu Rio Maguiba, welches der nächste Flu
ist, hindert eine Barre die Einfahrt der große
Schiffe. Die Portugiesen, welche ihn Rio Nug
nez oder Nueva nennen, handelten vormals da
hin, und auch die Franzosen; jezt *) aber besu
chen ihn die Engländer am meisten wegen der Ele
fantenzähne, und segeln bis nach dem Flekke
Dova Ruja. Höher hinauf verhindern es di
Klippen und Wasserfällen.

Die Küste von Rio Galinhas bis zu den
Vorgebirge Monte ist niedrig und flach, und mi
Negerndörfern wie besäet. Der Fluß Mava
oder Maffah fällt dreißig Seemeilen Land ein
wärts in der Gegend der Galvi-Negern herunter,
und läuft in einem breiten und tiefen Kanale
durch das Land Danwata, etwa eine Seemeile
auf der Nordseite von dem Vorgebirge Monte, wo
er durch Sandbänke so verstopft wird, daß er nie
in die See fällt, als einmal des Jahrs, wenn er
überfließt.

Vor der Eroberung von den Jolschas war diese
Gegend von den Puy Monu-Negern bewohnt,
deren König Flamburre gewöhnlich seinen Siz
im Flekken Jeg Wonga an der Westseite, etwa
anderthalb Seemeilen weit von der See, aufschlug,
nachdem er die Stadt Tomwi am Vorgebirge

*) D. h. zu Anfang dieses Jahrhunderts. (Barbot)

Digitized by Google

Monte den Quoschaern abgetreten hatte. Der König von Folschas hält sich auf einer Insel in dem See Plizoje auf, um den Anfällen der Dogoer besser zu entgehen. Die Stadt Tochu liegt Jeg Wonga gegenüber, wo sich Flamburre eine Zeitlang aufhielt, als die Folschas ihn anzugreifen droheten. Zwei Seemeilen weiter den Fluß hinauf, an eben der Seite, ist der Flekken Tija, wo sich vormals Tiji, der Bruder des Flamburre, befand. Noch zwei Seemeilen höher auf der Südseite, sind Kammagoja, und eine Seemeile dahinter Jerbofaja, welchem gegenüber der König ein anderes Dorf hatte, von dem ein Weg durch die Wälder nach Jera Ballisa geht, welches drei Seemeilen von da nach der See zu entfernt ist, und Flamburres ältestem Sohne gehört.

Die Küste zwischen Rio Mavah und Rio Maguibah ist voller Flekken und Dörfer, wo die Negern viel Salz machen.

Das Vorgebirge Monte, welches die Negern Wasch Rengo nennen, zeigt sich eine ziemliche Weite in die See hinaus, und sieht wie eine Insel in Gestalt eines Sattels aus. Dieses Kap ist ein sehr hoher Berg, der sich in zwei Gipfel theilt, und sich weit in das Meer hinaus erstrekt, so daß dieses ihn beinahe ganz umgibt, wodurch derselbe eine Halbinsel macht, deren größte Breite sich Ostsüdost und Westnordwest strekt. *)

*) Des Marchais, T. I. p. 41. ff.

Drei Seemeilen davon trifft man in dreißig Faden Wasser schwarzen kreidigen Boden an. Der beste Ankergrund ist etwa Dreiviertel Meile Nordwest von der Spizze, in acht oder zwölf Faden, wo man vor dem Wind sicher ankert. Weil aber die See auf dieser Küste allezeit ungestümm ist, so müssen die Bootsleute waten, und die Offizier und Güter ans Land tragen, weil die Negerkanote, wenn sie nicht wohl regiert werden, leicht umschlagen.

Barbot sagt, die beste Rheede für grosse Schiffe sei westwärts des Vorgebirgs in zwölf Faden Wasser, drei kleinen Dörfern gegenüber, welche etwas ins Land hinein liegen, deren jedes aus zehn bis zwölf Hütten besteht, und wohl bewohnt sind.

Das Land ist niedrig, und bringt ein wenig grossen Hirse *), Yams, Potatoes, und viel Reiß hervor. Die Früchte sind hier, wie auf der Goldküste, Oranschen, Bananas, und andere. Die Negern sind eben nicht überflüßig mit Vieh versehen, und haben weder Kühe noch Schweine, und nur wenige Schafe, auch nicht viele Hüner; aber was sie haben, ist gut. Es gibt hier viele Elefanten, Panther, Hirsche, Büffel, und andere wilde Thiere, und der Fluß ist voller Fische, welche man mit Nezzen fängt.

*) Wahrschei lich Sorghosamen (Holcus sorghum. L.) Auf der Goldküste nennt man den Mais grossen Hirse.

Digitized by Google

Der Fluß von Rap Monte läuft Nordost und Südwest, und wässert ein sehr fruchtbares Land. Hundert Schritte von der See findet man eine Ebene, die sich auf verschiedene Seemeilen weit erstrekt, und mit Ochsen, Kühen, Schafen, Ziegen und Schweinen angefüllt ist, unter denen die Hirsche, Rehe und Antelopen friedlich weiden. Diese Ebene ist voller Dörfer, in welchen man sehr viel Federvieh findet, als: gemeine Vögel, Pintados, oder guineische Hühner, Gänse und Enten, welche sich wunderbar vermehren. Hirse, Reiß, Mais und Hülsenfrüchte sind auch in Menge da, imgleichen Fische. Der Palmwein ist vortrefflich, und die Luft wegen der Nordwinde und unzählicher reinen Wasserbäche, die durch das Land laufen, sehr gelinde.

Die Negern an diesem Vorgebirge Monte sind nach dem Berichte der Reisebeschreiber *) ganz artige, gesittete, gesellige, redliche, uneigennüzzige und arbeitsame Leute. Ihre vornehmsten Beschäftigungen sind, daß sie Reiß pflanzen und Salz sieden; welches sie für den König, als dessen Sklaven, thun müssen. Sie führen selten Krieg mit ihren Nachbarn, und vergleichen einen entstehenden Zwist gütlich. Jeder Mann heirathet so viel Weiber, als er erhalten kann; weil nun die Weiber hier fleißig arbeiten, so kostet es nicht

*) Des Marchais am angef. Orte. Andre bestätigen dies und loben diese Negern noch weit mehr.

viel, sie zu ernähren. Alle Regierungssachen wer den durch die Raboschiren, die um ihrer Erfah rung oder Herzhaftigkeit willen die Vornehmsten i der Stadt sind, besorgt.

Ihre Kleidung ist wie ein Ueberwurf ode Regenmantel mit weiten Aermeln, die bis au die Knie herunter hängen. Die Weiber aber tra gen ein enges Stük Zeug um den Unterleib, wel ches an beiden Seiten aufgeschürzt ist, daß es ge bunden werden kann. Sie tragen auch einen Gürtel, wie die Weibsleute auf der Goldküste. Sie brau chen auch, wie dieselben, niemals Strumpfbän der. Bisweilen gehen sie gar nakkend.

Des Marchais erzählt uns viel von diesen Negern. Die Kinder von beiden Geschlechten, sagt er, gehen ganz nakkend, bis ins dreizehnte oder vierzehnte Jahr, und haben nur Gürtel von Kry stall oder Glaskügelchen um den Unterleib. Nach her tragen die Mannspersonen von einigem Stande nur ein Stük Kattun, aber die Gemeinen gehen nakkend. Niemand als der König mit seinen Haupt leuten und Offizieren ist ordentlich bekleidet. Die Mädchen und gemeinen Weibspersonen haben Gürtel von Gras oder Palmblättern, die sie roth oder gelb fär ben. Diese Gürtel, die lange Franzen vorstellen, sind sehr dik, und bedekken sie vom Unterleib bis auf die Knie. Die Reichen haben ein oder zwe Pagnes, womit sie sich vom Waden an bis au das dikke Bein bedekken. Sie tragen Halsbänder

Digitized by Google

aus verschiedenen Schnüren zusammengesezt, auch Armbänder von Glaskorallen, an den Aermen, Ellenbogen und Ferſen, daran einige ſilberne Glökchen hängen, die, wenn ſie tanzen, ein angenehmes Getöne machen. Sie lieben die Tänze ſehr und ahmen beſonders gern europäiſche nach. Die Weibsleute ſind hier überhaupt keuſcher und eingezogener, als ſonſt bei den Negern. Villault ſezt hinzu, die Männer wären auch eiferſüchtiger.

Eine Kleidung, welche beide Geſchlechte tragen, ſind die Tomi, wozu ſie ihr wollichtes Haar aufwikkeln. Die Weiber binden dieſe Tomi um ihre Hüften, die denn rund um ihren Hintern herum fallen. Die Männer aber binden ſie um etwas tiefer, und beveſtigen ſie hinten am Gürtel. Beide Geſchlechter finden ein großes Vergnügen daran, die wollichten Haare auf ihrem Kopf in Lokken mit Gold und Steinen aufzuwikkeln, und wenden viele Zeit und Sorgfalt darauf.

Die Weiber ſind große Liebhaberinnen von dem, was ſie Fetiſche nennen, durch welche ſie die Männer an ſich zu ziehen glauben. Sie machen ſich einen gewiſſen Streifen von rother, weiſſer, oder gelber Feuchtigkeit um die Stirne, der, weil er dünne iſt, in zarte Striche zerfließt, ehe er troknet. Andere machen damit Kreiſe um ihre Arme und Leiber, und gefallen auf dieſe Art.

Die Zierrath der Männer beſteht in Ringen um die Arme und Ferſen, die aus Metall, Kupfer,

Digitized by Google

Zinn oder Elfenbein bestehen. Aehnliche Ringe tragen sie auch an den Fingern und an den Zehen, nebst einem Halsband von Affenzähnen, und elfenbeinernen Nägeln mit breiten Köpfen in den Ohren. Die meisten haben eine oder mehrere von diesen Zierrathen, und suchen darin einander zu übertreffen.

Ihre Häuser, sagt Des Marchais, sind zwar wie die der Negern am Senegal gebaut, sie werden aber sehr reinlich gehalten. Des Königs und einiger der Vornehmsten ihre sind lang, manche zwei Stokwerke hoch, mit einer gewölbten Dekke von Aesten oder Palmblättern, die so dicht sind, daß Regen und Sonne nicht durchdringen können. Sie theilen sie in verschiedene Zimmer ab. Der Eingang, welcher ihr Audienz- und Speißsaal ist, hat rund herum einen Sopha von Erde oder Lehmen, der sich etwa einen Fuß hoch über den Boden erhebt, und fünf bis sechs Fuß breit ist. Diese Bank bedekken sie mit feinen Matten von Gras oder Palmblättern, die auf mancherlei Art gefärbt sind, sehr schön aussehen, und lange Zeit halten.

Die Großen und Reichen bringen hier die meiste Zeit zu; sie liegen da mit dem halben Leibe, und mit dem Kopfe an ihrer Weiber Busen, rauchen und schwazzen, und trinken Palmwein. Ihre Schlafkammer stößt gleich daran. Hier haben sie einen Sopha, worauf sie Matten legen, die noch dikker als die erstern sind. Diese dienen

ihnen statt der Betten; sie umgeben sie auch mit zusammengenähten Pagnes oder gedrukter Leinwand, wie mit Vorhängen.

Ihre Küchen sind allemal von den Wohnhäusern abgesondert, und sehr reinlich.

Die Einwohner von dem Vorgebirge Monte sind reinlicher im Essen, als die übrigen Negern. Sie bedienen sich der Becher aus hartem Holze, und der Bekken aus Zinne oder überzinntem Kupfer, welche sie sehr rein halten. Sie braten ihr Fleisch an hölzernen Spießen; vergeßen aber, was sie doch die Franzosen gelehrt hatten, es umzuwenden; denn sie braten erst eine Seite, und dann die andere.

Die französischen Schriftsteller behaupten, daß die Normänner vor Zeiten hieher gehandelt, und die Gesellschaft von Rouen im Jahre 1626 einen Handelsplaz hier gehabt haben; man weiß aber nicht, warum und wann sie ihn verlassen haben. Als die indische Kompagnie im Jahre 1666 und 1669 Schiffe hieher sandte, so nahm der damalige König den französischen Befehlshaber sehr gütig auf, redete mit ihm französisch, und verstattete ihm freie Handlung. Dieser Herr war ein großer ansehnlicher Mann von sechzig Jahren, Namens Fallam Boure.

Die Engländer, Holländer und andere, welche hieher handeln, kaufen oft von den feinen Matten

und Pagnen, die hier gemacht werden und sehr schön und glänzend gelb sind; auch häufiges Elfenbein, das eben so gut ist, als das zu Sierra Leona. Die Zähne, welche diese Leute von Norden bringen, sind nicht so weiß, aber viel größer, und einige wägen auf zweihundert Pfund schwer.

Die Europäer kaufen hier Häute von Löwen, Panthern, und andern wilden Thieren, und jährlich ungefähr fünfzehnhundert von ihren Sklaven. Die leztern werden von den Mandingokaufleuten aus den innern Theilen von Afrika gebracht; denn hier verkauft man nur Verbrecher, und zwar auf Rechnung des Königs. Man kann hier auch etwas Gold bekommen, welches vermuthlich von eben den Kaufleuten herunter gebracht wird; so daß es schon der Mühe werth wäre, hier eine Faktorei anzulegen. Die Wälder liefern häufiges Holz zum Färben, besonders rothes. Dieses Holz hauen die Negern, und bringen es in Klözen von vier bis fünf Fuß lang ans Ufer. Die Engländer kaufen viel davon, und ziehen es dem Brasilienholze vor, das vor Zeiten so hoch geschäzt wurde.

Atkins bemerkt, daß die kühnsten von den Einwohnern bisweilen mit Reiß, Malaghetta und Zähnen an Bord seines Schiffs gekommen, aber allezeit furchtsam und argwöhnisch gewesen seien.

Sie kamen in Kanoes, welche aus einem einzigen Wollenbaume gemacht waren. Einige hatten

acht bis zehn Fuß Breite, und führten bei zwanzig Ruderer. Die Negern rudern alle vorwärts stehend; sie schlagen mit großer Geschiklichkeit zusammen, und singen allemal, wenn sie einen Raboschir führen. Diese Raboschire brachten einige englische Titel und Briefschaften mit sich, die sie von den vormals hier gewesenen Kaufleuten, für ihre Redlichkeit und guten Dienste, erhalten hatten. Bei dieser Gelegenheit bemerkt der Verfasser, daß solche Schriften, wenn sie mit Behutsamkeit gegeben würden, nüzlich seyn könnten; da man sie aber meist nur nach Gunst und Laune ertheilt; so lernen sie dadurch nur betteln und stehlen.

Weiterhin verändert sich die Negersprache ein wenig; sie ist aber überhaupt arm, und nur auf wenig Worte, die ihre Bedürfnisse ausdrükken, eingeschränkt. Man schließt dieß daraus, weil sie bei ihren Zusammenkünften nicht viel schwazzen.*) In ihrem Handel kömmt immer das nämliche Wort wieder, und ihre Gesänge sind nur eine hundertmalige Wiederlegung von sechs Worten. Villault sagt, sie hätten zu seiner Zeit eine Art von verdorbener portugiesischer Sprache geredet.

Die Religion dieser Negern ist, wie auf der ganzen Küste — Fetischendienst, oder (nach Des Marchais) ein Gemische von Abgötterei, kindischem Aberglauben und Unwissenheit. Die muhammedanische Religion ist nicht bis hieher ge-

*) Atkins. Ist dieser Schluß wol richtig?

drungen, doch sind viele Negern (wie Villault sagt,) beschnitten. *) Sie fürchten sich sehr vo dem Teufel, und beten ihn an, **) ohne ihn z lieben, oder für einen Gott zu erkennen. Ei Einwohner sagte einst zu einem Franzosen: di Weißen beten zu Gott, die Negern zum Teu fel, ihr seyd glüklicher, als wir. Andr glauben, ihre Religion bestehe bloß in Verehrung und Gehorsam gegen ihren König, und den übe sie gesezten Statthalter, ohne sich den Kopf übe das, was über sie ist, zu zerbrechen.

*) Dies ist nichts besonderes. Es gibt sehr viele Völ ker, die von Mosaischer Religion und dem Islam gleich wenig wissen, und doch die Beschneidung haben, die wirklich beinahe durch ganz Afrika Landessitte ist.

**) Dies sagen Villault und Des Marchais; aber die guten Herren dachten nicht daran, daß sie den Negern hier ihre Religionsbegriffe liehen! Wie können die Negern unsern durch ein Religionssystem privilegirten Teufel kennen? Oder soll das, was sie von bösen Geistern glauben, gerade auf diesen passen?

Das

Digitized by Google

III.

Beschreibung der Küste vom Kap Mesurado bis zum Rio Junko.

Das Vorgebirg Mesurado ist etwa zwölf Meilen von dem Vorgebirge Monte entfernt. Zwischen beiden ist kein hohes Land. Der Berg Monte ist rund und groß, und meist mit Wasser umringt. Die Seite nach der See zu ist steil und hoch, die andere aber ist flächer, und besser zu ersteigen. Der Gipfel ist eben, und der Boden viel besser, als man von einem solchen Plaz vermuthen sollte. Ostwärts liegt eine Bai von ansehnlicher Grösse, die von einem hohen Lande voll grosser Bäume bedekt wird. Auf der Westseite macht der Fluß eine andere große Bai, in deren Mitte seine Mündung ist. Ein langer enger Landstrich trennt diese beiden Baien von einander. Das Vorgebirge liegt unter dem 6ten Grad 34 Minuten nördlicher Breite. Derjenige Theil, welcher am weitesten in die See geht, dehnt sich gegen Südost aus. Ein geringerer Fluß, als der Mesurado, kömmt von Osten, fällt in die westliche Bai, und ist bei hoher See auf zwölf bis vierzehn Seemeilen schiffbar. Das Wasser davon hat allezeit den Seegeschmak, ist aber voll Fische.

Die Spizze des Berges ist ein natürliches Bollwerk, von viertausend Schritten im Umkreise, auf welcher verschiedene Bäume stehen. Sie bestreicht alle Baien oder Rheeden, von denen die beste nordwärts des Vorgebirges etwa einen Musketenschuß von dem Ufer ist, wo sich guter Ankergrund in acht bis zehn Faden Wasser zwischen der Spizze des Vorgebirges und der Mündung des Flusses befindet. Längs dieser Bai vor der Mündung des Flusses liegt eine Barre, die an einigen Orten gefährlich ist; wenn man sie aber einmal kennt, so kömmt man leicht durch, besonders nahe am Fuße von dem Vorgebirge, wo ein Dorf und eine überlaufende Quelle ist, die vortreffliches Wasser gibt, das sich sehr gut zur See hält, und leicht zu bekommen ist. Sie entspringt aus einem Felsen am Seeufer, und stürzt sich mit einem natürlichen Wasserfall in die See. Die Bootsleute nehmen hier gewöhnlich Wasser ein.

Phillips sezt sie etwa eine Meile in das Vorgebirge hinein, gleich an dem Anfang einer Sandbank. Er nennt es einen schönen kleinen Bach, voll klaren kühlen Wassers, welches durch die Holzung und Felsen dringt. Er sezt hinzu, etwa eines Kabels Länge weit ostwärts davon wären zwei Brunnen frisches Wasser unter zwei grossen Steinen.

Das Vorgebirge hat seinen Namen von dem Worte **Misericordia**. Einige Franzosen, die hier

Schiffbruch litten, brauchten es gegen die Einwohner, und diese verderbten es in Misurado. Villault sagt, die Portugiesen hätten es Miserada genennt, entweder wegen der gefährlichen verborgenen Klippen, die es umringen, so daß kein Schiff näher, als eine halbe Seemeile hinkommen kann, oder weil die Franzosen, welche vormals hier niedergemacht worden sind, Miserikorde, Miserikorde gerufen haben.

Die Portugiesen nannten den Fluß Mesurado, Rio Duro, wegen der bei dieser Gelegenheit von den Einwohnern ausgeübten Grausamkeiten. Der Fluß läuft Anfangs achtzehn bis zwanzig Seemeilen Nordwest, worauf er sich nach Nordost wendet; weiter weiß man seinen Lauf nicht. Der König brachte verschiedene seiner Unterthanen, welche versicherten, sie hätten drei Monate lang nach einem großen Fluß, aus welchem er herfließt, geschifft, der von Ost nach West geht, und dessen Ufer von einem reichen und mächtigen Volke bewohnt sind, das mit Gold, Elfenbein und Sklaven handelt. Der Fluß Mesurado läuft durch ein schönes Land, aber so schnell, daß diejenigen, welche drei Monate hinauf zu fahren hatten, in achtzehn Tagen wieder herunter kamen. Die Mesurado-Negern nennen das Land, wo er entspringt, Alam, d. i. das Goldland.

Nahe bei der Mündung des Mesurado sind zwei Inseln. Die kleinste liegt bei vorerwähntem

kleinen Flusse; die größte in der Bai, an der Ei
fahrt von dem Flusse Mesurado oder Rio Dur
Man heißt sie die Königsinsel, obwohl der Kön
sich hier nicht aufhält, sondern nur einige Sklave
hier hat, die sein Hünervieh und anderes Vieh besorge
müssen. Er schenkte sie dem Ritter Des Marchais *
und lag ihm sehr an, sich hier vest zu sezzen. In de
Monaten Julius, August und September, wen
die beständigen Regen alle Flüsse auf dieser Küst
anschwellen, wird sie niemals überschwemmt. Si
ist etwa zwei Seemeilen lang, und drei Viertel
meilen breit, der Boden aber fruchtbar, wie di
großen Bäume darauf bezeugen. Nur fehlt ih
frisches Wasser, welches man von den häufige
Quellen des festen Landes hohlen muß.

Die Flut tritt um die Zeit, wenn Tag un
Nacht gleich ist, zwanzig Seemeilen den Flu
Mesurado, und zu andern Zeiten acht bis neu
Seemeilen hinauf. In den Regenmonaten finde
sie das Wasser wegen der süssen Landströme nur et
wa drei Seemeilen über der Königsinsel gesalzen

Phillips sagt, der Fluß heisse in den Karte
Rio de St. Paulo, sei schön, und groß, un
liege etwa zwei Meilen Ostsüdost und Ost innerhal
des Vorgebirges. Etwa eine Viertelmeile außer
halb der Mündung hat er eine Barre, die bei ho
hem Wasser vier Fuß tief ist, bei niedrigem Was

*) M. s. im VIII. B. d. W. S. 259.

Digitized by Google

ſo aber nur dritthalb oder drei Fuß. Die Brandung iſt ſtark, beſonders bei heftigen Seewinden, die insgemein um neun bis zehn Uhr des Morgens anfangen, und bis um eben die Zeit des Abends dauern. Das tiefſte Waſſer iſt nahe am Ufer.

Der Fluß iſt ſehr angenehm, und an einigen Orten ſo breit, als die Themſe bei London. Auf jeder Seite iſt er mit dikken Mangrovegebüſchen eingefaßt, welche beſtändig grün ſind, ſo daß kein ſchönerer Anblik zu ſehen iſt. Erwa drei Meilen hinauf findet man bei niedriger See gutes friſches Waſſer, und bei hoher, erſt etliche Meilen weiter hinauf.

Der Fluß **Paolo**, welcher etwa zwei Meilen Nordweſt von dem Vorgebirge in die See fällt, iſt bei der Einfahrt fünf bis ſechs Fuß tief, und für kleine Boote oder Schaluppen ſchiffbar. Er läuft Anfangs etwa zwölf Meilen Nordwärts, alsdenn oſtwärts nach dem Fluſſe **Junko**. Durch dieſe beiden Flüſſe fahren die Negern täglich mit ihren Kanoes in den **Seſtos** mit Zähnen u. d. g., weil es ein beſſerer Handelsplaz iſt.

Ob man gleich nicht gewiß weiß, wie weit ſich die Herrſchaft des Königs von **Meſurado** ins Land nach Nord und Nordoſt erſtrekt, ſo iſt doch zu vermuthen, daß ſie nicht gering iſt, weil er bei beſondern Vorfällen ſehr viel Mannſchaft aufbringen kann. Seine Gränzen gegen Oſten ſind der Fluß **Junko**, zwanzig Meilen von dem Vorgebirge

Mesurado, und gegen Westen ein kleiner Fluß auf dem halben Wege zwischen ihm und dem Vorgebirge Monte.

Dieses ganze Land ist sehr fruchtbar. Man kann hier auch Gold haben; man weiß aber nicht, ob es anders woher kommt, oder ob es im Lande gegraben wird. Die Negern haben hier gutes Rothfärbeholz, wie auf dem Vorgebirge Monte und andere Arten Holz zu Kabinetstükchen. Zukkerrohr, Indigo und Baumwolle wachsen hier ohne Wartung. Der Tabak, mit dem die Negern gar nicht umzugehen wissen, würde vortrefflich seyn, wenn er gehörig gewartet würde. Die Löwen und Panther verhindern ihre Heerden nicht, sich erstaunlich zu mehren, und ihre Bäume sind den Verwüstungen, welche die Affen anrichten, zum Troz mit Früchten beschwert. Kurz, das Land ist reich, die Handlung vortheilhaft, und könnte von denen, welche das Volk sich zu Freunden machen wollte, stark verbessert werden; denn es würde thöricht seyn, hier einen Handelsplaz mit Gewalt anlegen zu wollen.

Die Negern haben hier eine Art kleiner Vögel, welche sie Rokadetoes nennen. Sie sind nicht größer, als die englischen Küchlein. Auch gibt es hier Limonien, wilde Oranschen, Datteln und kleine Ziegen. Sie haben zwar auch Elefantenzähne, aber es lohnt nicht der Mühe, sich mit dem Handel derselben abzugeben.

Digitized by Google

Phillips sagt, es gäbe keinen besseren Plaz, um Holz zu hauen, als diesen, da die Bäume ganz an der Wasserseite stehen, und dadurch das Herbeischaffen sehr erleichtert wird. Einige sind groß genug, ein Schiff von siebenhundert Tonnen zu bemasten. Derselbe fällte hier einige Mastbäume, die wegen ihrer Stärke so dicht und schwer waren, daß man sie auf Booten flößen mußte, damit sie nicht untersanken.

Die Einwohner sind von einer guten Statur, stark und wohl gewachsen, haben ein kriegerisches Aussehen, und sind sehr tapfer, wie dies ihre Nachbarn sowohl, als die Europäer, von denen sie aufgereizt wurden, erfahren haben. Sie sind ein verständiges Volk, denken richtig, drükken sich gut aus, und verstehen ihren Vortheil so gut als die Europäer.

Des Marchais sagt, die englischen, holländischen und portugiesischen Schriftsteller beschrieben dies Volk als treulos, listig, rachgierig, und im höchsten Grade grausam. Indessen versichert doch Kapitain Phillips, ein Engländer, sie wären höflich und leutselig, aber dabei große Bettler, weil der König und seine Kaboschiren sie täglich um der Daschi willen besucht hätten.

Snoek sagt gleichfalls, er hätte sie als ein leutseliges Volk von guter Art gefunden, nur wären sie, seitdem die Engländer einige von ihnen weggeführt hätten, so furchtsam geworden, daß

sie nicht mehr an Bord kommen wollten, u
wenn bewaffnete Bootsleute ans Land kämen, f
hen. Sie hatten damals einige englische Gefang
die in Gefahr waren, geopfert zu werden, um
ihnen ihre Rache auszuüben.

Sie bauen ihr Land sorgfältig, und thun a
les mit Ordnung und Nachdenken. Wenn es ihne
einfällt, zu arbeiten, so sind sie unermüdet. Si
sind in der Freundschaft sehr beständig, aber übe
ihre Weiber sehr eifersüchtig. Wegen ihrer Töchte
machen sie nicht so viel Bedenken; sondern geben
ihnen völlige Freiheit zu leben, wie sie wollen,
welches sie auch nicht verhindert, Männer zu be-
kommen. Im Gegentheil ist es der Liebhaber wohl
zufrieden, daß seine Braut Proben der Fruchtbar-
keit abgelegt, und durch Austheilung ihrer Gewo-
genheit einen Schaz gesammelt hat, wodurch ihm
wieder ersezt werden kann, was er ihren Aeltern
für sie geben muß. Sie lieben die Kinder unge-
mein, und es ist ein sicherer Weg, sich bei ihnen
in Gunst zu sezzen, wenn man diese liebkost, und
ihnen kleine Geschenke gibt.

Ihre Kleidung, ihr Vieh und ihre Früchte sind
wie an dem Vorgebirge Monte. Ihre Raboschi-
ren tragen eine gestreifte Kutte, die ihnen bis an
die Knie geht; können sie noch überdieß einen alten
Hut bekommen, so thun sie sehr stolz damit. Ausser
dem tragen sie einen gefärbten Sak auf dem Kopfe.
Die gemeinen Leute tragen ein langes Stük Kat-

Digitized by Google

um, etwa einen Fuß breit, welches sie mitten um ihren Leib wikkeln, und zwischen den Füssen durchziehen, beide Ende aber lassen sie vorne und hinten herunter hängen. Ueberdieß tragen sie auch ein Stük Zeug einen Fuß ins Gevierte, an einer Schnur, das sie mitten um den Leib binden, um ihre Blöße zu bedekken.

Ihre Waffen sind Lanzen, etwa fünf Fuß lang, mit spizzigen Eisen beschlagen, kleine Bogen und Pfeile, so schmal wie ein Reis, die aber meistens am Ende mit einer schwarzen Materie vergiftet sind, die unfehlbar tödtet, wenn das verwundete Glied nicht sogleich abgeschnitten wird. Ihre Pfeile haben weder Eisenspizzen noch Federn, sie schießen auch damit nicht nach einem Ziele, sondern auf gerathewohl, und treffen doch ziemlich richtig. Sie haben vierekte Schilde von dünnen Bretern, etwa vier Fuß lang, und zwei Fuß breit, mit Handgriffen, um sie um ihren linken Arm zu hängen, aber so, daß die Hand zu Führung des Bogens frei bleibt.

Das Land ist, wie aus den vielen Oertern auf den Specialkarten von dem Vorgebirge erhellt, sehr volkreich. Diese Dörfer sind groß, und voll Kinder, weil die Weiber fruchtbar sind, und die Vielweiberei verstattet wird. Zudem wird Niemand als bloß die Verbrecher, zu einem Sklaven verkauft.

Digitized by Google

Zwei Meilen westwärts von dem Vorgebirg sind drei Dörfer, jedes von zwanzig Häusern, und zwar die schönsten, welche man auf dieser Küste sieht. Jedes Haus hat drei artige Zimmer, welche auf der Spizze wie die Heuschober in Holland gedekt sind. In jedem Hause wohnen gemeiniglich fünfzig bis sechzig Männer, Weiber und Kinder.

Des Marchais sagt: obgleich die Negern in ihren Gebäuden nicht viel Ebenmaaß in Acht nehmen, so sind doch ihre Dörfer sehr angenehm. Sie sind meisteus mit Mauren von Erde umgeben, die viel höher und dikker sind, als die um ihre Häuser. Ueberdieß sind sie noch mit einem Graben umringt, aus welchen die Erde zum Bauen genommen wird. Des Königs Haus unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Menge und Größe der Abtheilungen, und eine große Audienzhalle, wo er Fremde empfängt.

Mitten in jedem Dorfe ist eine Art Bühne, ungefähr sechs Fuß über dem Boden erhoben, wohin man auf Leitern steigt. Man heißt sie den Kalde oder Versammlungsplaz, Boden und Dach ist wie in den Häusern. Die Negern kommen hier um ihrer Geschäfte willen zusammen, so daß es eine Art von Börse, oder vielmehr von Kaffeehaus ist. Die Müßigen gehen hieher, um zu schmauchen und zu schwazzen, und die Vornehmen, um Neuigkeiten zu hören; den Reichen werden ihre Matten, wor-

Digitized by Google

uf sie sich zu sezzen pflegen, durch Sklaven nachgetragen, Andere tragen sie selbst, noch Andere miethen sie von des Königs Beamten, welche die Aufsicht über den Plaz haben.

Der Hauptmann Phillips war in des Königs Stadt, die Andrea hieß. Sie ist etwa acht Seemeilen den Fluß hinauf linker Hand, und etwa eine Viertelmeile von der Flußseite. Man landet zwischen zwei hohen Bäumen, und geht von da durch die Wälder nach einem offenen Plaz, wo die Stadt liegt; denn es ist der einzige Ort, wo keine Bäume sind.

Die Versammlungshalle, wo sie zusammenkommen, um Neuigkeiten zu hören, Recht zu sprechen, und Staatssachen abzuthun, liegt mitten in der Stadt. Der Boden ist von Erde, etwa vier Fuß über den Grund erhoben; über demselben ist ein zirkelrundes Gebäude, welches auf Posten ruhet, und mit Palmzweigen bedekt ist, um sie vor Sonne und Regen zu schüzzen. Zwischen dem Hause und dem Grund ist es nach allen Seiten zu offen, damit es Licht und Luft habe; das ganze Haus hat etwa zwölf Ellen im Durchmesser.

Man kann die Stadt vor den Wäldern, welche sie ganz umgeben, nicht sehen, bis man hinein kömmt. Sie besteht aus etwa vierzig Häusern, oder vielmehr schlechten Hütten. Die Mauern sind von Erde oder in einander geflochtenen Zweigen mit Erde überstrichen. Man kriecht durch Thü-

Digitized by Google

ren oder Löcher, die nicht über zwei Fuß hoch sind, hinein, und findet eine Bank von Erde etwa zwei Fuß vom Boden, die mit einer darauf gelegten Matte, an statt eines Bettes dient. Feuer machen sie selten, als in der Regenzeit, und alsdann mitten im Hause. Sie machen sehr feine Matten, und wirken artige Figuren, roth und weiß hinein. Man schätzt sie in Barbados u. s. w. sehr hoch, und legt sie auf den Boden unter die Betten, statt türkischer Teppiche.

Ihre Häuser sind nach Des Marchais Bericht sehr reinlich, und die Küchen dem Boden gleich, auf der Seite, wo der Wind meist hinzu kann, offen, und auf den andern drei mit Pfählen, die mit rother Erde ausgefüllt sind, zugeschlossen. Diese Erde hält ohne Kalk vest. Ihre Schlafkammern erheben sich drei Fuß vom Grunde, um die Unbequemlichkeit des Thaues zu vermeiden. Diese Häuser sind den Marktschreierbühnen in Europa sehr ähnlich. Die Vorderseite ist offen, und der Boden hat vorne einen Plaz, fünf bis sechs Fuß breit, wo die Negern den ganzen Tag mit ihren Weibern und ihrer Familie auf Matten liegend zubringen. Die Mauern dieser Zimmer sind von rother Erde, beinah einen Fuß dik. Die Dekke erhebt sich wie bei einem Zelte, und ist von Zweigen oder Palmblättern gemacht. Zur Rechten und Linken sind zwei Bänke, einen Fuß hoch und vier breit, darauf legen sie Matten, einen

Digitized by Google

Fuß dik, welche sie mit Kattun oder Calico bedekken, und mit Vorhängen von der nämlichen Art umgeben. Zu oberst in jedem Zimmer sezzen sie ihre Kisten, und hängen ihr Gewehr an die Wand.

Der Boden besteht aus großen runden Balken, die hart aneinander gelegt werden, und an den Enden sowohl, als an den verschiedenen Querbäumen, welche sie tragen, stark bevestigt sind. Sie bedekken diese Balken mit dichten Hürden, worüber sie dikke rothe Erde schlagen, und solchergestalt einen starken vesten Boden machen, den ihre Weiber sehr reinlich halten. In der Mitte machen sie einen Heerd, der etwa sechs Zoll in der Höhe und zwei Fuß ins Gevierte mißt, auf dem sie Tag und Nacht ein beständiges Feuer halten, um den Tag über dabei zu rauchen, des Nachts aber die Fliegen wegzutreiben, und sich vor der Kälte und Feuchtigkeit der Luft zu verwahren.

Dieser Kammern giebt es so viele, als der Mann Weiber hat, bei denen er nach der Reihe schläft; ihre Größe richtet sich nach der Zahl von jeder Familie. Die Frau, bei welcher der Mann die Nacht zubringen will, bereitet ihm auch seine Abendmahlzeit.

Außer diesen Kammern und Häusern, haben sie besondere Plätze, ihren Vorrath von Reiß, Mais, Hülsenfrüchten, Palmöl, Branntwein, und andere Nothwendigkeiten aufzuheben. Diese

sind rund wie Taubenhäuser, mit einem spizzigen Dache. Es liegen Schlösser davor, wovon der Hauswirth die Schlüssel in seiner Verwahrung hat, und täglich oder wöchentlich so viel austheilt, als er zum Unterhalt jeder Familie nöthig erachtet. Bei allem diesem leben die Weiber in Frieden. Den Tag ausgenommen, da sie ihn zu Hause erwarten, bringen sie ihre Zeit mit arbeiten zu Hause oder auswärts, und mit Besorgung ihrer Kinder zu. Alle Häuser, welche einer Person zugehören, sind mit einer Erdmauer sieben bis acht Fuß hoch eingeschlossen, und mit einem Dach von Zweigen oder Palmblättern bedekt.

Ihre Religion ist eine verwirrte Abgötterei, wobei sie ihre Gottheiten oder Fetischen oft verändern. Ihre Anbetung der Sonne ist beständiger; sie opfern derselben Palmwein, Früchte und Vögel. Vormals opferten sie auch Menschen; aber seitdem sie den Vortheil entdekt haben, ihre Kriegsgefangnen an die Fremden zu verkaufen, hat diese Gewohnheit aufgehört. Ein großer Priester oder Marbut thut diese Opfer, und hat nebst dem König das Beste davon; das übrige bekömmt das Volk. Die muhammedanische Religion hat nie hier Fuß gefaßt, obgleich der Name Marbut so was anzuzeigen scheint. Vermuthlich haben sie ihn von ihren Nachbarn genommen.

Nach Snoeks Erzählung ist ihre vornehmste Waare der Palmwein, den sie häufig und gut haben.

Digitized by Google

Nach diesem folgt der Reiß. Sonst haben sie auch gern Buschis oder Kauris, und schäzzen sie sehr hoch. Phillips kaufte für eine Pinte dreißig Pfund Reiß. Die andern Waaren, welche ihnen gefielen, bestanden in Eisenstangen, und rothen wallonischen Zeugen; sie hatten aber nichts von Wichtigkeit zu handeln, weil die wenigen kleinen Elefantenzähne, die sie vorzeigten, nicht der Mühe werth waren.

Des Marchais sagt, das Vorgebirge Mesurado könnte jährlich fünfzehnhundert bis zwei tausend Sklaven, vier bis fünfhundert Zentner Elfenbein, so viel Färbeholz als man wollte, und nicht wenig Gold zum Handel liefern.

Diesemnach müßte eine Niederlassung auf dieser Küste für eine europäische Nazion von grossem Vortheile seyn. Der Ritter Des Marchais war für sein deßhalb entworfenes Projekt sehr eingenommen. *) Aber es gelang ihm nicht, seine Landsleute hiezu zu bereden. Nach seiner Versicherung würde doch eine solche Niederlassung nicht viel kosten, da das Land

*) Wie wir S. 259. u. ff. im VIII. Band dieses Werks gesehen haben. Es ist doch wirklich seltsam, daß man ihm bei einem so vortheilhaften, so vielversprechenden Vorschlage kein Gehör gab! Oder täuschte sich etwa der gute Ritter selbst? — Noch hat man keinen Versuch gemacht, seine Plane zu realisiren.

Digitized by Google

Erde zu Ziegelsteinen hat, und Holz und Stein sehr gemein sind, und weil überhaupt wohlfeil de selbst zu leben ist. Der Faktorei würde also hi keine Beihülfe fehlen, als Wein und Branntwein Rindfleisch, Schöpsenfleisch u. d. g. wären leich zu bekommen. Wildprät ist im Ueberfluß da, des gleichen allerhand Arten von Gevögel, die Baie und Flüsse liefern auch eine Menge Fische un Schildkröten. Kein Fluß auf der Küste hat so vie Flußpferde, als dieser. Ihr Fleisch ist gut, uni die Zähne und Hauer sind weißer und schäzbarer, als Elfenbein.

Zwischen dem Vorgebirge Mesurado und dem Flusse Sestro sind noch verschiedene andere Flüsse. Der erste ist Jonck oder Rio Junko, der auch Rio del Punte heißt, in fünf Grad fünfzig Minuten nördlicher Breite. Die Mündung oder Einfahrt liegt Südsüdost. Man kennt ihn an drei grossen Bäumen, die landeinwärts auf einer klei nen Erhöhung drei Bergen gegenüber stehen. Die Mündung ist, wie Einige sagen, vier bis fünfhun dert Schritte breit, hat aber wenig Wasser. Auf beiden Seiten stehen Bäume, welche eine ange nehme Aussicht machen. Das ganze Ufer ist voll Orange = Zitronen = und Palmbäume. Diejeni gen, welche hieher handeln, ankern insgemein in der Mündung des Flusses, und lösen eine Kanone; haben die Negern alsdann etwas zu verkaufen, als Flußpferdezähne, Elfenbein, Lebensmittel

oder

der Sklaven, so machen sie ein Feuer. Der Handel aber wird am Bord mit Kähnen geführt.

Sechs Meilen ostwärts vom Flusse Junko ist eine wichtige Barre, welche dem Flusse Tabo zur Mündung dient. Auf der Ostseite des Flusses ist ein großes volkreiches Dorf, von dem die Einwohner sagen, es sei zu den Zeiten der Normänner noch weit beträchtlicher gewesen. Es liegt auf einer kleinen angenehmen Insel mitten im Flusse, wo sie eine Faktorei, klein Dieppe genannt, gehabt haben sollen. Ob sie gleich schon längst eingegangen ist, so erhalten die Negern doch immer noch das Andenken davon, und die Engländer, Holländer und andere, die hier handeln, wissen wenigstens den Namen. Dieses, sagt Des Marchais, ist ein Beweis, daß die Normänner hier gewesen sind, noch ehe die Portugiesen Afrika entdekt haben. *)

*) Dies wird aber heut zu Tage von vielen Schriftstellern geläugnet.

IIII.

Beschreibung der Küste und des Landes am Rio Sesto.

Der Fluß, welcher gewöhnlich Rio Sesto genannt wird läuft ungefähr vierzig Seemeilen oder dreissig deutsche Meilen von dem Kap Mesurado ostwärts in das Meer. Die Holländer nennen ihn Sester oder Sestere, die Franzosen Sestre, die Engländer Sestos oder Sesthos, auch Sisters. Alles dieses sind mehr oder wenig verdorbene Veränderungen des portugiesischen Namens Sextos, den diese der Küste von dem kleinen Pfeffer (den Paradieskörnern oder Manighetta), beilegten, weil er ihrer Einbildung nach sechs Ekken hatte.

An dem ganzen Flusse hin ist guter reiner Grund, und nach und nach abnehmende Tiefen, so daß man ankern kann, wo man will, aber am besten ist es in neun Faden. Die Mündung des Flusses liegt Ost gen Süd. Man erkennt sie an dem Hügel auf der Ostspitze, weil sonst innerhalb fünfzehn Seemeilen kein solcher Hügel ist. *)

*) Des Marchais (T. I. p. 134.) gibt den Seefahrern noch weitere Nachrichten hierüber, die uns aber nicht interessiren.

Digitized by Google

Der beßte Ankerplaz ist gerade vor der Mündung des Flusses.

Vor Rio Sestro liegt das Land sehr niedrig, und darüber sind zwei hohe Hügel, von denen einer wie ein halber Kreis oder Regenbogen aussieht. Eine Meile westwärts sind zwei große Klippen, und etwa eben so weit nach Osten strekt sich eine Landspizze in die See, an welcher der Plaz leicht zu kennen ist.

Die Einfahrt in den Fluß von der See her ist voller Felsen, die sechs Faden tief unter dem Wasser liegen; so daß man mit geladenen Booten leicht darüber hinfährt, ausgenommen zwei, welche über dem Wasser hervorragen, und zu vermeiden sind. Nach Des Marchais Bericht liegt die Mündung des Flusses Südost und Nordwest, ist etwa eine Meile breit, und hat auf beiden Seiten große Bänke. Das Wasser ist faul. Einige Klippen sind unter dem Wasser, und andere über demselben. Gleichwohl ist in der Durchfahrt auf der Südseite drei Faden Wasser, und oft fünf, sechs oder sieben, welches für kleine Schiffe zureicht. Man kann mit Booten ohne große Gefahr in den Fluß kommen.

Nach Phillips ist die Einfahrt zwischen der Spizze an dem rechten oder östlichen Ufer, und der Klippe mitten im Flusse. Die Länge eines halben Taues beschreibt ihre Weite, und ihre Tiefe ist sieben und dreißig bis acht und dreißig

Faden. Wenn man eingefahren ist, so findet man einen schönen großen Fluß, wo ein Schiff von hundert Tonnen ganz sicher ankern kann. Etwa einen Kanonenschuß von vorbesagter Spizze, auf eben dem Ufer, ist dicht an der Flußseite eine frische Wasserquelle, wovon die Negerweiber den Europäern für etliche wenige Kauris Wasser bringen, und ihre Fässer füllen. Die Negern, welche mit Aexten versehen sind, hauen für etwas weniges von vorbesagten Muscheln genug Feuerholz, und bringen es zu den Booten, aber sie müssen dann und wann eine Flasche Branntwein zur Aufmunterung bekommen; es ist dieß also der beste Plaz, Holz und Wasser ohne Aufenthalt zu erlangen.

Der Fluß entspringt weit im Lande Nordnordost. Einige sagen, er sei auf zwanzig Seemeilen hinauf für Barken zu befahren. Höher hinauf ist er voller Sandbänke und Klippen, die nur Kanoes durchlassen.

Snoek nennt ihn einen schönen angenehmen Fluß. Die Ufer an jeder Seite sind dicht mit Bäumen besezt, er nimmt verschiedene Bäche auf, und die Menge der Dörfer längs an ihm hin vermehrt seine Schönheit.

Das Land um Sestro ist sehr fruchtbar, und mit Hüner, Reiß und Hirse wohl versehen. Aus dem lezten machen sie ihr Brod, welches sie mit in die Kähne nehmen, wenn sie aufs Fischen

Digitized by Google

usfahren. Man kann Reiß, Pfeffer und Elfenbein, welches lezte hier vortreflich ist, mit gutem Vortheil einhandeln.

Das Land allhier ist niedrig, eben, und mit verschiedenen Flüssen durchwässert; daher die Fruchtbarkeit des Bodens kein Wunder ist. Aber für Fremde ist die Luft ungesund, und zieht ihnen lange und gefährliche Krankheiten zu. Außer den sehr wohlfeilen Lebensmitteln, liefert es auch Elfenbein, Sklaven, Goldstaub, und besonders guineischen Pfeffer, welcher das wichtigste Produkt dieses Landes ist.

Man findet auch in dem Flusse Sestro eine Art Kieselsteine, welche sehr hart und glänzend sind. Sie schneiden besser, als ein Diamant, und schimmern sehr, wenn eine gute Folie untergelegt wird.

Etwa eines Kabels Länge von der Mündung des Flusses ist eine Negerstadt von dreißig bis vierzig Häusern. Andre nennen es ein Dorf, und sagen, es läge dicht am Ufer, und enthalte etwa sechzig artig gebaute und so hohe Häuser, daß man etliche auf drei Meilen weit in der See sieht. Sie haben mehr Stokwerke, als die Häuser in Mesurado.

Nach Atkins Bericht ist die Stadt groß, und anders, als die von der Körnerküste, gebaut. Sie erheben die Häuser viereckigt oder rund, vier

Fuß hoch von der Erde. Auf dieser Höhe ist das erste und vornehmste Zimmer zum sizzen, sprechen, und schlafen bestimmt. Es ist mit Baumrinde eingefaßt, und in der Mitte steht ein Feuerplaz zu Kohlen. Dieser dienet zu einer doppelten Absicht, nämlich das Ungeziefer zu vertreiben, und ihren Reiß und indianisches Korn zu troknen. Oben machen sie ein Vorrathsbehältniß, das sich pyramidenförmig auf dreißig Fuß erhebt; die Stadt sieht daher in der Ferne wie eine Menge Kirchthürme aus.

Des Marchais beschreibt die Lage von Sestro noch umständlicher. Rechter Hand, wenn man hineinfährt, sagt er, sind drei Flekken sehr nahe bei einander. Zwischen den ersten beiden ist ein Teich frischen Wassers, und ein anderer anderthalb Meilen von der Halbinsel, welche die Einfahrt des Flusses macht. In dem zweiten Flekken wird die Handlung geführt. Die Häuser sind wie auf dem Vorgebirge Mesurado gebaut.

Dem zweiten Teiche gegen über macht der Fluß eine Wendung, und läuft von Süden nach Norden. Er ist etwa eine Meile breit, und hat fünf Faden Wasser, bis man an des Königs Stadt kömmt.

Barbot, der den König Barsa oder Peter im Jahre 1687 besuchte, sagt, dieser Flekken liege etwa eine Seemeile den Fluß hinauf, unweit der Mündung des Sestro. Er enthält etwa dreis-

Digitized by Google

kleine von Erde gebaute Häuser, mit Leimwänden von etwa fünf Fuß hoch eingeschlossen. Er liegt an einer Anhöhe, neben der Mündung eines kleinen Flusses, und das Land daherum ist voller Bananas und Palmbäume. Jedes Haus hat ein Oberzimmer, und manche zwei, die inwendig sauber ausgeweißt sind, bis auf zwölf oder fünfzehn Zoll über dem Boden, wo die schwarze oder rothe Mauer rund herum erscheint. Die Zimmer sind aber so niedrig, daß man darin sizzen oder liegen muß. Die Fußböden sind aus runden Aesten von Palmbäumen, die dicht aneinander liegen, gemacht, wodurch es sehr beschwerlich wird, darauf zu gehen. Die Dekke ist eben so verfertigt, und mit großen Bananas- und Palmblättern überzogen.

In dem Versammlungshause, welches auf eben die Art gebaut war, bemerkte derselbe Reisebeschreiber ein viereckigtes Stük Holz, etwa drei Fuß lang; darauf die Gestalt eines Weibes, und eines Kindes neben ihr, in halb erhabener Form aber seltsam genug geschnizt war. An jedem Ende des Holzes waren zwei Löcher sehr tief eingeschnitten, vermuthlich um Speise und Trank für den Fetisch hinein zu legen. Dieses ist der Ort, wo sie schwören, oder ihre Vergleiche eidlich bekräften.

König Peter hielt sich beständig in diesem Dorf auf, dessen Einwohner bloß aus seinen dreißig Weibern und deren Kindern bestehen; sonst wohnt Niemand hier. Er war ein höflicher angenehmer Mann,

Digitized by Google

aber sehr einfältig und unschuldig. Ich hatte Gelegenheit, sagt Barbot, ihn vollkommen kennen zu lernen, weil er sich meistens bei mir aufhielt, da ich in des Hauptmann Jakobs Flekken wohnte.

Von des Königs dreißig Weibern konnte er nur fünf oder sechs zu sehen bekommen. Diese warteten der vornehmsten Frau auf. Sie war etwas bei Jahren, aber sehr angenehm. Ihre Arme, Füße und andere Theile des Körpers, besonders der Unterleib, waren mit Figuren gezieret, welche vermittelst heißer Eisen eingebrannt worden, so daß sie halb erhaben aussehen, wenn man sie in einer kleinen Entfernung betrachtet. Er sah auch andere Weiber vom Fuß bis auf den Kopf auf diese Weise gestikt, welches bei ihnen für einen großen Zierrath gehalten wird.

Des Königs Söhne und Schwiegersöhne tragen eine lange Kappe, wie ihr Vater. Bloß dadurch unterscheiden sich die aus königlichem Geblüte von dem gemeinen Volke. Uebrigens arbeiten sie, wo es die Gelegenheit erfordert, wie die Sklaven. Wenn Barbot über Wasser gieng, so begleiteten ihn immer verschiedene davon, und ruderten in ihren Kähnen.

Des Marchais meldet, daß des Königs Flekken drei Seemeilen von der Spizze rechter Hand ist, und fünfe von des Flusses Mündung. Der Grund zwischen des Königs Flekken und derselben ist eben, und der Boden fruchtbar, ob er gleich oft überschwemmt

Digitized by Google

wird. Der Reiß, den sie hier säen, kömmt zu grosser Vollkommenheit.

Nach Snoeks Bericht enthielt des Königs Flekken im Jahre 1702 dreißig Häuser. Der König, welcher ein sehr alter Graukopf war, behauptete, alle Einwohner kämen von ihm her, welches eben nicht so unwahrscheinlich ist, da sie nicht in großer Menge vorhanden sind. Er hatte wie andere Könige auf dieser Küste einen europäischen Namen, Peter, angenommen. Er war ein Mann von sehr angenehmer und verbindlicher Aufführung, und seine Unterthanen gesittet, auch beim Akkerbau und Handel arbeitsam. Der König dieses Landes herrscht unumschränkt, straft aber die Verbrecher selten mit dem Tod, weil es vortheilhafter für ihn ist, sie als Sklaven zu verkaufen.

Des Marchais sagt, die Leute wären sehr höflich, und thäten einem für ein Glas Branntwein alle Dienste, die in ihrem Vermögen ständen. Sie sind, sagt er, groß, stark, wohlgebildet, und von einem kriegerischen Ansehen, haben viel Muth, und machen oft bei ihren Nachbarn Einfälle, um Sklaven zum Verkauf zu bekommen. Dieß hält die Negerkaufleute ab, hieher zu handeln, und benimmt ihnen den Vortheil, im Gold zu handeln, den ihre Nachbarn haben.

Die meisten von diesen Sestro-Negern sind Fischer. Alle Morgen segelt eine kleine Flotte von Kähnen aus dem Flusse, die sich längs der Küste

Digitized by Google

vertheilt. Sie fischen mit dem Angel, und kommen meist reich beladen zurük. Der König bekömmt eine gewisse Abgabe vom Fang. Nach Snoeks Bericht leben sie mit ihren Nachbarn in Frieden; denn er hörte nichts von Kriegen, als bloß von einigen Scharmüzzeln mit den inländischen Negern, die den Flekken hinterlistig überfielen, und verbrannten, aber dafür auch meist zu Sklaven gemacht wurden. Er sagt, daß die Thiere und Pflanzen, auch die Kleidung, (wozu Des Marchais noch die Religion sezt), bei den Sestro-Negern die nämlichen, wie auf dem Vorgebirge Monte und Mesurado seien.

Nach Des Marchais bedekken sie den Kopf niemals, und ertragen mit bloßem Haupte den heftigsten Regen und die stärkste Hizze ohne Unbequemlichkeit. Männer und Weiber gehen hier am meisten unter allen Bewohnern der Küste nakkend, und haben aufs höchste nur einen schlechten Lappen mitten um den Leib. Sie ziehen vieles Vieh, und allerlei Arten Geflügel, nicht so wohl für sich, weil sie meist von Hülsenfrüchten, Obst (welches bei ihnen vortrefflich ist) und Fischen leben, als um es den Schiffen, welche an die Küste kommen, zu verkaufen.

Sie haben mehrere Taufnamen von den Franzosen erborgt, als Peter, Paul, Johann, Antreas, und andere; wozu ihre Oberhäupter und die übrigen Vornehmen den Titel Hauptmann sezzen.

Digitized by Google

Wenn ein Europäer sich bei ihnen durch freundliche Aufführung oder durch ein Geschenk beliebt macht, so fragen sie sogleich nach seinem Namen, und geben ihn ihren Kindern. Einige haben auch französische Zunamen, die in ihrer Familie über Mannsalter erblich sind.

Man grüßt hier eben so, wie bei den übrigen Negern längs der Küste. Sie nehmen die Finger und Daumen des Fremden in ihre Hände, bringen sie in eine gewisse Lage, drükken sie hart, und lassen sie schnappen, wobei sie hernach allemal ausrufen: Aquio; oder nach unserer Art etwa: Ihr Diener.

Bei ihrem Heirathen machen sie nicht viele Umstände. Diejenigen, welche ein Weib erkaufen können, vergleichen sich erst mit ihr; worauf sie sich zu ihren Aeltern oder Anverwandten wenden, die um den Preis handeln. Wenn dieser nun ausgezahlt ist, so liefert man die Frau aus. Der Ehemann trinkt etliche Flaschen Branntwein mit seinen neuen Schwägern, und führt seine Braut zu der ihr bestimmten Hütte, wohin seine andern Weibern sie zu besuchen kommen, und ihr das Hochzeitmahl zurichten helfen. Der Ehemann bleibt alsdann die ganze Nacht bei der Braut, und diese geht den Tag darauf mit den andern Weibern zur Arbeit, wie es gewöhnlich die Zeit erfordert.

Die Frau, die den ersten Knaben gebährt, wird als die beste und vornehmste angesehen; aber

sie bezahlt diesen Vorzug theuer genug; denn sie muß sich mit ihrem Ehemanne lebendig begraben lassen.

Des Marchais sah hier eine solche traurige Zeremonie mit an, als der Hauptmann oder Oberste des Flekkens, der einst zu viel Branntwein getrunken hatte, starb. Das Geschrei seiner Weiber verbreitete alsbald die Nachricht davon durch die Stadt. Alle Weibsleute liefen nun dahin, und heulten untröstlich. Die vornehmste Frau unterschied sich von den andern durch ihre Bekümmerniß, und sie hatte es auch Ursache. Weil aber schon verschiedene Weiber in solchen Umständen entwischt waren, so bewachten sie die übrigen Weiber, unter dem Vorwande, sie zu trösten, so genau, daß kein Mittel war, davon zu kommen. Nun kamen auch alle Verwandten des Verstorbenen, sie zu begrüßen, und Abschied von ihr zu nehmen. Nachdem darauf der Marbut den Leichnam untersucht, und erklärt hatte, daß er eines natürlichen Todes gestorben wäre; so nahm er mit seinen Brüdern den Körper, um ihn zu waschen, und mit Fett von oben bis unten zu reiben. Endlich strekten sie ihn mitten im Hause auf eine Matte.

Seine Weiber standen rund um ihn her, die liebste aber am Kopfe, als an der Ehrenstelle. Verschiedene andere Weiber machten einen Kreis um sie, und alle bestrebten sich, eine die andere

zu überschreien. Sie zerrissen ihr Haar, und krazten sich regelmäßig, wie wenn sie eine ganz geübte Rolle spielten. Manchmal hörten sie auf, und schwiegen still; das anderemal wiederholten sie das Lob und die großen Thaten des Verstorbenen, worauf die Klagen wieder angiengen. Diese närrische Musik dauerte fast zwei Stunden, darauf kamen vier starke Negern ins Trauerhaus, banden den Leichnam auf eine Handbahre, die aus Baumästen gemacht war, nahmen ihn auf ihre Schultern, und liefen damit, so schnell sie konnten, durch die Stadt; von Zeit zu Zeit brüllten sie auch, als ob sie besoffen wären, und machten tausend lächerliche Stellungen dabei, die sich zu dem Geschrei der Weiber des Verstorbenen und anderer, die bei diesem sonderbaren Leichenbegängnisse waren, vollkommen schikten. Kurz, es war ein solches Getöse dabei, daß man während desselben den stärksten Donner nicht würde gehört haben. Als man nun an den Begräbnißort gekommen war, nahm man den Leichnam von der Bahre, und legte ihn an seinen Ort, worauf das Singen, Schreien und Lärmen der Weiber wieder angieng.

Während der Zeit machte der Marbut ein Grab, das für zwei Körper genug war. Er schlachtete auch eine Ziege, und zog ihr das Fell ab. Das Eingeweide diente zu einer Mahlzeit für ihn und die Beistehenden. Er lud auch die vornehmste Frau dazu ein, die aber nicht viel Lust zu essen

Digitized by Google

hatte, weil sie wußte, daß es ihre lezte Mal zeit war. Indeß aß sie doch ein wenig. Wäh rend dieses sonderbaren Schmausses ward der Le der Ziege in kleine Stükken zerhakt, gekocht un ebenfalls gegessen. Die Klagen giengen jezt wi der von neuem an. Als aber der Marbut dafü hielt, daß es Zeit wäre, dem Handel ein End zu machen, so nahm er die Frau bei dem Arme und überlieferte sie zwei starken Negern, die si hart anfaßten, ihr Hände und Füße auf de Rükken banden, sie rükwärts hinstrekten, un ihr ein Stük Holz auf die Brust legten. Darau faßten beide einander bei den Schultern, un traten so lange mit den Füßen auf das Herz bis sie ihr die Brust zerquetscht hatten. Nach dem sie also wenigstens halb hingerichtet war so warfen sie sie mit dem Ueberbleibsel von de Ziege ins Grab, und ihres Mannes Leichnam au sie, das Grab aber ward mit Erde und Steinen zugefüllt. Auf das unsinnige Geschrei der Lei chenbegleiter folgte nun ein plözliches Stillschwei gen, und jeder begab sich so ruhig nach Hause, als wenn nichts vorgefallen wäre. —

Barbot sagt, die Sprache der Sestro-Negern ist die schwerste auf der Küste; daher auch der Han del meist durch Zeichen geführt wird, in denen sie besonders geschikt sind. Sie haben noch viel französi sche Wörter von ihren Vorfahren behalten, die von den Franzosen die Kunst Stahl zu härten gelernt

Digitized by Google

haben, und noch jezt besizzen, oder vielmehr weit vollkommner verstehen, als die Europäer selbst. Die Schiffe, die hieher mit Eisenstangen handeln, vergessen niemals die Scheeren, mit welchen sie die Eisenstangen schneiden, bei ihnen zurichten zu lassen, und sie können es wirklich besser, als der geschikteste Schmidt in Frankreich.

Die Portugiesen hatten die Franzosen von allen ihren Pflanzstädten längs dieser Küste vertrieben, und über die Einwohner tiranniſch geherrscht. Der Vortheil bei diesem reichen Handel erregte im Jahr 1604 die Eifersucht der Engländer und Holländer, worauf ihre Macht so abzunehmen anfieng, daß sie nach und nach ihre meisten Forts und andere Oerter verloren, und sich weiter hinauf ins Land begeben mußten, wo sie sich endlich mit den Eingebohrnen verheiratheten. Von diesen entsprang denn die Art der portugiesischen Mulatten und Negern, die längs der Küste zu finden sind. Die europäischen Portugiesen erkennen sie aus Politik und Liebe für ihre Landesleute, sehen sie als Fidalgos oder Adeliche an, beehren sie mit dem Christorden, nehmen sie in andere heilige Orden auf, und vertrauen ihnen die Statthalterschaft ihrer Festungen und Pflanzstädte in Afrika.

Diese afrikanischen Portugiesen haben sich an Oertern, welche von der See entfernt sind, sehr mächtig gemacht, und handeln wegen ihrer Farbe

Digitized by Google

und Verwandtschaft mit den Einwohnern, ganz frei mit ihnen. Sie sind selbst bis an den Niger nördlich durch die Königreiche Gago und Benin gekommen. Diejenigen, welche sich an den Flüssen Sierra Leona, Junko, Sestos und Sanguin niedergelassen haben, handeln stark nach der Gambia und nach dem Rasamansa, Rio St. Domingo und Rio Grande. Einer von ihren Handelsleuten, der hundert Seemeilen den Fluß Sierra Leona hinauf wohnte, gieng gewöhnlich alle Jahre mit den Mandingoern an den Niger, um an einem Arme desselben zu handeln, den er für die Gambia hielt. Es ist gewiß, daß sie durch diese Vortheile, besonders durch die Achtung der Einwohner für sie, leicht im Stande wären, einen sehr starken und reichen Handel zu führen, wenn sie regelmäßig europäische Waaren führten, und bloß mit denselben handelten. (Soweit Barbot.) —

Die meisten Schiffe, welche windwärts mit Sklaven kommen, legen an der Sestroküste, um Reiß einzutauschen. Man bringt die Waare in den Pallaverplaz, als: metallne Pfannen, zinnerne Bekken, Pulver, Geschüz, alte Kisten u. s. w. welche gegen Reiß, Ziegen und Geflügel vertauscht werden. Zwei oder drei Pfeifen, eine Ladung Pulver oder ähnliche Kleinigkeiten, gelten einen Vogel, und ein Bekken von zwei Pfund eine Ziege. Atkins kaufte zwei für eine alte Kiste mit einem Schloß, welches

welches eine so große Seltenheit war, daß das ganze Land es zu bewundern kam.

Sestros hat Ueberfluß am Reiß, der so reichlich wächst, daß das Pfund für einen halben Pfennig gekauft, und in kurzer Zeit ein grosses Schiff damit beladen werden kann. Er ist aber nicht so groß, weiß und süß, als der mailändische oder veronesische. Die Vornehmen treiben einen beständigen Handel damit, desgleichen mit Guineapfeffer und Elefantenzähnen; leztere aber sind ihre seltenste Waare.

Das Elfenbein ist hier besonders gut. Weil aber keine Faktorei hier ist, so hat man keinen vestgesezten Preis, den man sonst in Oertern, wo Pflanzstädte sind, antrift. Außerdem kann man hier noch Guineapfeffer, Reiß, Mais, Hüner und Vieh, und zwar alles sehr wohlfeil haben. Funfzig Pfund Pfeffer bekömmt man für Waaren, die in Frankreich fünf Sous (7 Kr.) kosten. Wenn sich ein Schiff mit einer weißen Flagge sehen läßt, so drängen sich die Negern an Bord, und wenn sie es für französisch halten, erzeigen sie ihm alle Freundschaft. Villault behauptet, sie sähen die Franzosen lieber, als die Holländer und Portugiesen, denen sie niemals verstatten wollen, sich bei ihnen niederzulassen. Indessen gesteht doch Des Marchais, daß man hier noch die Ueberreste von einer vormaligen Faktorei der Engländer sehen kann.

Die Europäer, die Holz und Wasser einzu nehmen kommen, müßen nicht zu viel Obst essen und mäßig Quellwasser trinken. Ausschweifun gen dieser Art, nebst der harten Arbeit beim Hol fällen und hauen, und der übeln Luft der feuchte und morastigen Gründe bringen, besonders be der Regenzeit, auch die stärkste Natur bald i Unordnung. Es entsteht daraus zuerst heftige Kopfweh mit Brechen, und Schmerzen in den Bei nen, die sich in gewaltige Fieber und Zerrüt tung des Gehirns verwandeln, und in wenig Ta gen tödtlich werden.

Barbot liefert uns *) einige besonders bemer kenswerthe Nachrichten von dem Sestro-Lande und seinen Einwohnern, die wir hier noch nachholen wollen.

Das Gebiet des Königs dieses Landes soll sich von dem kleinen Flusse Carsay (nur wenig west wärts von dem Sestrofluſſe) bis Krou, in einer Länge von etwa 25 Meilen längs der Küste hin, und noch weiter in das Land hinein erstrekken.

In diesem Lande findet man vortrefliches Ge flügel. Die Schafe haben Ziegenhaare und kein sehr schmakhaftes Fleisch. Schweine gibt es nu

*) In seiner Beschreibung von Guinea, S. 131. u. f. (Allg. Hist. der Reisen, III. B. S. 639 — 641.) Barbot war im Jahr 1680 in diesem Lande, und hielt sich einige Zeit daselbst auf.

Digitized by Google

wenig. Hunde sind auch nicht häufig werden aber als ein Lekkerbissen gegessen.

Die Bewohner dieses Landes haben mancherlei seltsame Sitten. Sie sind rohe, unwissende Leute. Weiber und Priester sind ihre Aerzte; erstere wissen besonders mit dem Klystieren umzugehen; sie nehmen dabei die dazugehörige Flüssigkeit in den Mund und sprizzen sie dem Pazienten durch ein Schilfrohr ein! —

Barbot sah hier einen Neger, der eine milchweisse Haut hatte, die mit schwarzen Flekken wie getigert war. — Ein Albino! — Auch sah er einen Andern, der einen so fürchterlich geschwollenen Hodenbeutel hatte, daß er nicht von der Stelle gehen konnte; er saß schon seit mehreren Jahren auf Einem Flekke, und amusirte sich mit Tabakrauchen.

Die Negern dieser Gegend sind Fetischendiener. Sie halten die Beschneidung ohne zu wissen, warum? — Barbot kam auf einem Spaziergange zu einer Hütte, die etwa einen Flintenschuß von dem Residenzdorfe des Königs lag, und mit Blättern gedekt war. In derselben fand er eine ungestalte Menschenfigur von braunem Thone. Dies war der Fetisch des Dorfes bei welchem der König und seine Unterthanen alle Abend knieend oder ganz auf die Erde hingestrekt, ihre Andacht verrichteten, nachdem sie sich jedesmal vorher im Flusse gewaschen hatten.

Bei gewissen Feierlichkeiten tanzen sie vor di
sem Fetisch, wobei sie das Gesicht mit Blut b
schmiert und mit Reißmehl eingepudert haben. M
solchen Tänzen fangen sie auch das Fest der San
di Leta oder Bundeshenne an, welches sie vo
der Reißsaat feiern, um Glük dabei zu haben. B
den Tänzen darf kein Fremder gegenwärtig seyn
Der übrige Theil dieser religiösen Zeremonie besteh
in dem Opfer, das dem Fetische gebracht wird
Dieses ist eine todte Henne, die zwischen Palm
und Bananasblättern an eine Stange mit den Füs
sen so aufgehängt war, daß ihr Blut aus den
Schnabel auf den Strunk eines umgehauenen Po
meranzenbaums tröpfelte, welcher den Fetisch vor
stellte. *)

Diese Negern haben auch Menschenopfer. —
Bei der Beerdigung eines Vornehmen wird jedes
mal ein Sklave und Sklavinn geopfert und mi
dem Verstorbenen begraben. Den Todten geben si
allerlei Lebensmittel mit ins Grab.

Die Begräbnißfeierlichkeiten werden mit einem
Schmausse beschlossen. Ist ein Fremder dabei anwe
send, so muß er jedem Gaste ein Geschenk machen. —

Soweit Barbot!

*) Von einem andern Bundeshennenfeste wird weiter
unten gesprochen.

Digitized by Google

V.

Beschreibung der Pfefferküste im engern Verstande, oder der Küste vom Rio Sesto bis zum Palmenkap.

Die Malaghetta- oder Pfefferküste im engern Verstande, erstrekket sich von Rio Sestro nach Growa, oder eigentlich bis zu dem Vorgebirge das Palmas, in einer Länge von etwa dreißig Meilen, und ist meist niedriges flaches Land, von einem leimichten fetten Boden, durchaus waldicht, auch morastig und von verschiedenen Flüssen durchwässert, an deren Mündungen Dörfer liegen, die mit ihnen einerlei Namen führen. Die vornehmsten und die am meisten besucht werden, sind: Klein Sestro, Sextos, Sestos oder Sangwin, Bottowa oder Battaway, Sino oder Seno, Sestro Krau oder Setra Krow, Krow Setra, Wappo, Botow, oder Bado, groß Sestre, klein Sestre, Goyana oder Goyava, Garaway und Growa.

Von Rio Sextos nach klein Sestro oder Sestos, sind vier Seemeilen Südost. Vor dem Plazze befindet sich eine lange bergichte Klippe, auf der ein hoher Baum wächst, nebst fünf andern

Digitized by Google

Klippen, südwärts und einer nordwärts. Die Negern sind hier durchgehends Fischer, und es gibt wenig oder keinen Handel da.

Etwa zwei Seemeilen weiter ostwärts ist die Spizze Barios Swino, welche in die See geht, und ohnweit derselben eine große Klippe, die auf der Spizze weiß, und dicht beim Lande ist. In einiger Entfernung westwärts, auf der See sieht dieselbe wie ein Schiff aus, und ist von der Rheede von Sestro, bei hellem Wetter leicht zu erkennen.

Ein wenig unter dieser Klippe ist der Flekken Sangwin, an der Mündung eines eben so benannten Flusses, der südsüdostwärts in die See fällt, und kleine Schiffe zwölf Seemeilen hinauf führet, obwohl seine Einfahrt sehr enge ist. Die Ufer sind von schönen großen Bäumen beschattet. Der Flekken enthält etwa hundert Häuser. Die Engländer hatten vormals eine Pflanzstadt daselbst, verließen solche aber wegen des schlechten Karakters der Negern. Der König ist dem König von Rio Sestro zinsbar. Er trägt gemeiniglich eine blaue mohrische Kutte, und geht oft an Bord der Schiffe in der Rheede. Die Holländer und Portugiesen trieben sonst hier einen starken Handel, wegen Elefantenzähne und Pfeffer; aber weil so viel Schiffe herkamen, so haben die Einwohner den Preis so ausschweifend erhöht, daß nichts, das die Mühe lohnt, daselbst zu thun ist, und so ver-

Digitized by Google

hält es sich in der That auf allen Küsten von Guinea. Im Nothfalle ist Sangwin ein guter Ort, Holz, Wasser und Lebensmittel einzunehmen.

Baffa, Bofoe oder Bofou, ist ein Flekken etwa eine und eine halbe Meile ostwärts von Sangwin, wo ein wenig Handel mit Elefantenzähnen, aber vielmehr mit Pfeffer ist. Man kennt diesen Plaz leicht an einer ebenen sandigen Spizze, die mit Klippen umringt ist. Einige der hiesigen Schwarzen sprechen ein wenig Portugiesisch, oder die Lingua Franca von Guinea.

Seterna oder Serres ist etwa zwei Seemeilen östlich von Bofou; hat einige Klippen an der Ostspizze in die See hinaus, und einen guten Handel mit Elfenbein und Pfeffer. Nicht weit davon ostwärts ist der Flekken Tasse oder Dasse.

Darauf folget Bottowa, ein Flekken, der am Ufer liegt, und an zwei großen Klippen kenntlich ist. Die eine zeiget sich in der See auf zwei englische Meilen weit westwärts. Die Portugiesen heissen sie Cabo do Sino; die andere ist vier Meilen ostwärts von der Stadt. Man kennt sie gleichfalls an verschiedenen hohen Hügeln unter ihr. Es gibt hier viel Malagetta oder Pfeffer, den die Schwarzen für blaue wollene Tücher und Dekken, zinnerne Bekken und Eisenstangen vertauschen.

Sie kommen gewöhnlich an Bord zu handeln; man muß aber wohl auf sie Acht haben, denn sie

sind geschikt im Stehlen, und werden nie bezahlen, was sie kaufen, wenn sie solches vermeiden können.

Der Flekken Sino liegt Südost, von Bottowa etwa eine und eine halbe Seemeile weit, und ist an einer grossen Klippe auf einer Sandspizze kenntlich, die ein wenig in die See hinauf geht. Hinter derselben ist ein großer schöner Fluß, der, wie die Schwarzen erzählen, weit ins Land hinauf geht, und an Grösse dem Flusse Sestro nicht viel nachgibt.

Der Flekken Souwerabee oder Sabrebou, ist eine Seemeile von Sino nach Südost. Sestro Krow, (Kroe, Krue oder Krew) fünf Seemeilen von Sabrebou, ist ein großer schöner Flekken. Man kennet ihn leicht an einer Art vom Vorgebirge, das von drei mit Bäumen bewachsenen schwarzen Hügeln zusammen gebildet wird, die in der Ferne in der See wie Schiffsmaste aussehen. Das Vorgebirge oder die Spizze ist mit Klippen umringt, von denen einige sich etwas in die See erstrekken. Es ist auch an zwei großen Klippen am Ufer kenntlich, die etwa zwei englische Meilen von einander sind, und das Land ist flach und niedrig. In der Vertiefung des Ufers, die wie eine kleine Bai aussieht, ist im Nothfalle gut Wasser einzunehmen.

Der Flekken Wappow oder Wappo ist fünf Seemeilen von Sestro Krow, an einem kleinen Flusse gelegen. Sein Merkmal ist eine Reihe

zwanzig oder mehrern hohen ausgebreiteten Bäumen, die sich auf einem flachen langen hohen Grunde über dem Ufer zeigen, mit fünf Palmbäumen am Ende. Er ist auch an einer sehr flachen Insel oder Felsen ohnweit der Küste, oder gar daran hängend, kenntlich, die von verschiedenen kleineren umgeben wird.

In dem Flekken innerhalb des Flusses sowohl, als zu Botowa und Sestro Krow, sind die Elefantenzähne meistens groß. Das Land hat viel Malaghetta, und sie bringen ihn gemeiniglich an Bord der Schiffe, die auf der Rheede liegen, in großen Pakken, die aus Schilfe wie Zukkerhüte gemacht sind.

Droe (Drue oder Drow) und Niffo, zwei andere Flekken liegen zwischen Wappo und groß Sestro. Sie geben viel Malaghetta, und so wohlfeil, daß Barbot einmal zu Droe dreihundert und fünfzig Pfund für eine Eisenstange kaufte. Die Negern um Wappo, und die anliegenden Gegenden herum, sind gesitteter und besser geartet, als die westlichen, aber doch ungestümm genug, ihr Daschi oder Geschenk zu fordern, ehe sie handeln. Ihre Sprache ist kaum zu verstehen.

Die See liefert eine große Mannigfaltigkeit von Fischen, die mit denen auf der Goldküste meist einerlei sind.

Das Ufer von Wappo nach groß Sestro

oder Sestro Paris, strekket sich Südost gegen Süd. Lezteres ist ein großer Flekken am Rio das Escravos. Die niedrige Ebbe führet längs den Ufern hin, und die Rükkehr der Flut, in die See.

Groß Sestro ist etwa zwei und eine halbe Meile von Droe Südost. Man entdekket es leicht, vermittelst eines Felsen, der nordwestlich liegt, und eines Einschnittes in der Küste, über dem drei Palmbäume das Land hinauf sind. Die Holländer nennen es Balletjeshoek nach einem Schwarzen, der sich vormals hier aufgehalten.

Die Franzosen von Dieppe nannten diese Stadt vor Zeiten Sestro-Paris, wegen ihrer Größe, da es eine von den größten und volkreichsten Städten in Guinea ist. Sie hatten hier eine Faktorei wegen des guineischen Pfeffers und Elfenbeins angelegt, welches beides im Ueberflusse zu bekommen ist, und dieses lange zuvor, ehe der ostindische Pfeffer in Europa bekannt war. Als aber die Portugiesen die Prinzen-Insel erobert hatten, so bemächtigten sie sich aller Theile von Guinea, legten daselbst Faktoreien an, und vertrieben die Franzosen. *)

So wie dieser Ort groß Paris genannt wird: so heißt klein Sestro, etliche Seemeilen weiter

*) Dies bezieht sich nämlich auf die Behauptung, die Handelsleute aus der Normandie hätten schon im 14ten Jahrhundert Niederlassungen auf dieser Küste gehabt.

Digitized by Google

klein Paris. Dieses leztere hat Barbot ohnweit Rio Sextos gesezzet, wie wir oben bemerket haben. Diese Namen groß und klein Paris, sagt Des Marchais, sind Beweise, daß sich die Franzosen vor Zeiten hier gesezt hatten. Im Jahre 1366 legten die Diepper Kaufleute eine Faktorei zu groß Sestro an, ohnweit welcher die Schwarzen eine so grosse Stadt bauten, so daß die Normänner selbige groß Paris nannten. Die Einwohner behalten immer noch ihre alte Liebe für die Franzosen.

Von groß Sestro bis zum Flekken Goyava oder Goyane sind drei und eine halbe Seemeile, und von da bis zu Garwai überall niedrig Land, und noch zwei Seemeilen nach dem Vorgebirge das Palmas. Goyava ist an einem runden Berge tief ins Land hinein kenntlich; wie auch an einem Flusse, der für Schaluppen nicht schiffbar ist, und längs der Küste im Lande läuft. Er heißt Rio de St. Clemente. Auf der Südseite ist ein kleines Dorf, wo man gut Wasser, Elfenbein und guineischen Pfeffer findet.

Cabo das Palmas oder das Palmenvorgebirge, hat seinen Namen von den Palmbäumen, die man an den meisten Orten sieht, besonders ohnweit des Ufers, und auf den beiden Hügeln, die das Vorgebirg bilden, das genau unter dem vierten Grad fünfzig Minuten nordlicher Breite liegt.

Hinter dem Vorgebirge ist eine Vertiefung in

Digitized by Google

der Küste, die den Schiffen eine gute Zuflucht wider die Südwinde giebt. Etwa eine Seemeile davon, ostwärts befindet sich gleich am Ufer eine große Klippe, und von der Spizze strekket sich eine Reihe Sandbänke oder kleiner Klippen, die dem Wasser gleich sind, eine Meile in die See, Südsüdost, wo vor Zeiten Schiffe gescheitert sind. Auch ist eine niedere Bank zwei Seemeilen weiter in die See, um welche die Flut sehr stark nach Osten, in neun bis zehn Faden Wasser streicht.

Zwei Seemeilen von dem Vorgebirge liegt Growa, wo sich die Pfefferküste ostwärts endigt.

Wir wollen dieser Beschreibung der Malaghettaküste und der Haven längs derselben, eine Nachricht von dem Boden und den Einwohnern beifügen. —

Das Klima ist nicht gesund. Die Dünste aus den häufigen Flüssen und Morästen verursachen bösartige und für die Europäer gefährliche Fieber. Diese ungesunde Luft ist am Palmvorgebirge am schlimmsten, und man empfindet sie bisweilen vier Seemeilen davon in der See; denn bei neblichtem Wetter führet sie einen merklichen Gestank mit sich.

Das Land überhaupt hat einen Ueberfluß an Erbsen, Bohnen, großen Kürbsen, (Pompions), Limonien, Orangen, Bachos, Bananas, und einer Art Nüsse von sehr dikker Schale, und aus

Digitized by Google

einem runden Stükke ohne eine inwendige Schale; wie die europäischen Nüsse, die sehr angenehm und süße schmekken.

Auch giebt es hier vieles Rindvieh, Ziegen, Schweine, Hüner, und andere Arten von Vögeln, alles sehr wohlfeil. Ihr Palmwein ist vortrefflich, wie auch die Datteln, die sie sehr gern essen.

Die vornehmste Waare aber auf der Küste ist der Malaghetta oder guineische Pfeffer, den man in Menge und wohlfeil hat.

Nach Barbots Anzeige heißen ihn die Schwarzen von Sestro Waizangzag, und die von dem Palmenvorgebirge Emaneghetta.

Einige Schriftsteller, besonders Lemery und Pomey behaupten, der Malaghetta habe seinen Namen von Melega, einer afrikanischen Stadt, von da er zuerst nach Frankreich gekommen sei. Sie melden aber nicht, wo diese Stadt liegt.

Die Malagettapflanze wird nach der Güte des Bodens stark genug, sich als ein kleiner Baum selbst zu erhalten. Wenn es ihr daran mangelt; so bleibt sie ein kriechender Strauch, wofern sie nicht gestüzt wird, oder sich an einen Baum halten kann, da sie denn, wie Epheu, den ganzen Stamm bedekt. Wenn sie längs dem Boden hinkriecht, so

Digitized by Google

sind die Körner größer, aber nicht so gut. Denn je höher ihre Aeste der Luft ausgesezt sind, desto trokner und kleiner ist die Frucht, und zugleich hizziger und von schärferm Geschmakke, mit allen Eigenschaften des Pfeffers.

Die Blätter des Malaghetta sind zweimal so lang, als breit, und am Ende schmal. Sie sind glatt, und haben in der Regenzeit ein angenehmes Grün, nach welcher sie verwelken, und ihre Farbe verlieren. Wenn man ein Blatt zwischen den Fingern reibt, so gibt es einen Würznelkengeruch, und das Aeußere der Aeste thut eben dergleichen. Von dem Untertheile der Blätter wachsen kleine gekrümmte Fäden heraus, womit sie sich an den Baum oder Stok, den man für sie eingesekt hat, halten.

Die Blüthe kann nicht wohl beschrieben werden, weil sie in eine Zeit fällt, da kein Handel auf der Küste ist. Indessen ist gewiß, daß die Pflanze blühet, und auf ihre Blumen Früchte folgen, die wie ekkigte Feigen aussehen, und nach der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens und der Lage von verschiedener Größe werden. Das äusserliche besteht aus einer dünnen Haut, die troknet, und sehr brüchig wird. Insgemein hat sie eine dunkle röthlichte Farbe. Die Schwarzen sagen, sie sey giftig.

In dieser Haut liegen die Samenkörnchen ordentlich und dicht beisammen, und sind nur durch

ein dünnes Häutchen abgetheilt, das sich in zarte Fächer von einem scharfen beissenden Geschmake, wie Ingwer verwandelt.

Diese Körner sind von der Grösse des Hanfsaamens, fast rund, doch etwas eckicht, vor der Reife röthlich, welche Farbe bei der Reife dunkler, und wenn sie gewaschen worden sind, schwarz wird; in dieser Beschaffenheit pakket man sie ein. Dieses Befeuchten erreget eine Gährung, und schwächet die Kraft sehr. Der Geschmak müßte beissend und scharf, wie der indianische Pfeffer seyn, wenn er wohl abgehen sollte.

Barbot sagt, die Frucht sei fast eyrund, aber am Ende zugespizt. Die Schaale ist dünne, anfangs grün, und wenn sie getrokuet ist, von schöner Scharlachfarbe, etwa so groß, als eine Feige, und weich, weil sie von keinem Fleische ausgefüllt wird. Darinn aber liegt der Malagetta in vier oder fünf Reihen mit einem weißen Häutchen bedekt, das auch jedes Korn von dem andern absondert. Diese Körner sind weiß, sehr scharf, und beißen stärker, als der hizzigste Pfeffer.

Vor der Reife sind sie roth, und von einem angenehmen Geschmakke. Die besten haben eine Kastanienfarbe, sind groß, schwer und sehr glatt. Die Schwarzen sind am kleinsten. Auf das Schiff werden sie grün geschafft, und erhalten ihre Farbe am Borde. Der Saame ist weder so groß, noch

so rund, als der indianische Pfeffer, sondern hat verschiedene Ekken. Die Stengel schmekken fast wie Nelken. Eine andere Art Malaghetta wächst wie großblätterichtes Gras. Der, den man vom Mittel des Wintermonats bis in den Merz kaufet, ist sicherlich ein Jahr alt; denn der neue fängt an im Januar Knospen zu treiben.

Wenn die Blätter endlich schwarz werden, so sammelt man die Frucht. Diese wird getroknet, und im Lande gegen Waaren umgesezt, damit sie viel gewinnen. Man hat diese Samen in Frankreich und andern Theilen von Europa lange statt des Pfeffers gebraucht, besonders wenn der leztere theuer ist. Die Krämer verfälschen auch öfters damit den indischen Pfeffer.

Der Malaghetta am Rio Sestro wächst auf einem Strauche, und ist der größte in dieser Gegend der Pfefferküste. Die Büsche stehen so dicht beisammen, daß sie an einigen Orten zu Sestro wie Dikkigt oder kleines Gehölze aussehen.

Bosman sagt, außer dem Malaghetta, den Paradieskörnern, oder dem gnineischen Pfeffer, wachse noch eine Frucht auf Gesträuchen, die am Geschmake und Gestalt den Kardamomen gleiche, und nach seinen Gedanken mit ihnen einerlei ist. Er bemerket auch, daß der Pfeffer zu Benin und tiefer im Lande, dem ostindischen gleich ist.

Die lezte Art von Pfeffer, die hier Pimento heißt,

heißt, und in Europa spanischer Pfeffer genannt wird, wächst häufig auf Sträuchen, die fast von eben der Größe, aber doch etwas niedriger sind, als die Johannisbeersträucher. Es gibt hier zwei Arten, große und kleine. Beide sind anfänglich grün, und die ersten werden roth und schwarz. Die leztern schön roth. Sie sehen sehr angenehm aus. Die Frucht ist viel hizziger, als der gemeine schwarze Pfeffer, besonders die kleine Art, die nicht den vierten Theil so groß, als die andere ist, obgleich ihr Baum sechsmal so hoch ist, und sich weiter ausbreitet. Man hält den Piement in Weineßig, oder noch besser Limoniensaft gebeizt, für sehr gesund, und gut für den Magen.

Sonst pflegten die Holländer eine große Menge, und ganze Schiffsladungen jährlich auszuführen; jezt aber wird er nicht so stark gesucht. Barbot bekam dreihundert Pfund davon zu Sestro für eine Eisenstange, die fünf Schillinge werth war.

Weil man diese Art Pfeffer jezt wenig in Europa braucht, so ist der Handel damit nicht wichtig. Die meisten Schiffe, welche jährlich hieher kommen, suchen vornehmlich Elefantenzähne, von denen die Engländer und Holländer das meiste nehmen.

Marmol *) sagt, vor Ankunft der Por-

*) In seiner Beschreibung von Afrika, im 23sten Kapitel.

tugiesen wären die Kaufleute aus der Barbe
querr durch das veste Land hieher gereiset, u
diesen Pfeffer zu holen, und aus der Barbar
wäre er dann nach Italien geschafft, und, we
man seinen Ursprung nicht gewußt, daselbst Par
diesskörner genannt worden.

Die Negern auf der Pfefferküste sind sehr un
mäßig, und außerordentlich wollüstig, reden auch
allezeit von ihren Ausschweifungen. Einige diese
schändlichen Kerle pralten, wie erzählt wird, da
mit, daß sie ihre Weiber ihren eigenen Söhne
preis gegeben; und wenn man sie wegen eine
solchen viehischen Verfahrens bestraft, so lache
sie darüber, und sagen, es sei nur eine Kleinig
keit. Sie stehlen sehr gern, und nehmen auf den
Schiffen Eßwaaren und Güter, ja rostige Messer
zerbrochene Nägel, und kurz, alles, was ihnen
im Wege liegt. Im Betteln um ihr Daschi sind
sie unerträglich.

Ihre Sprache ist beinahe gar nicht zu verste
hen, und aller Handel wird durch Zeichen geführet.
Meistens sind sie von guter Leibesgestalt und wohl
gebildet. Sie tragen nur ein Stük Zeuch um die
Mitte des Leibes, und viele haben Brüche. Bar
bot sah einen, dessen Bruch so groß war, daß
ihm der Hodenbeutel auf die Knie herunterhieng.

Sie sind daher sehr stark und arbeitsam.
Wenn ihrer einige aus verschiedenen Oertern

an Bord eines Schiffes zusammen kommen, so fassen sie einander bei den Schultern an, und sagen: Towa — lassen darauf die Hände bis an die Ellbogen sinken, und sprechen: Towa; nehmen darauf einer des andern Finger, wie die zu Sestro, schnappen damit, und sagen: Ensanemate, enfanemate; das ist: Mein Freund, wie befindest du dich?

Sie haben sehr gute Grobschmiede, welche Gewehr, Messer und dergleichen zu härten und zu verfertigen wissen. Andere machen sehr gute Kähne von verschiedener Größe. Sie wissen auch ihr Feld zum Reiß, Hirse und Malaghetta wohl zu bestellen, und dieses ist ihr vornehmster Unterhalt und Handel.

Ihre Taba oder Taba Seyle, bei andern Fabo Seyle, das ist, ihre Könige, herrschen sehr unumschränkt über das Volk, das ihnen viel Unterthänigkeit bezeuget, und zeigen sich öffentlich, allemal mit vieler Pracht.

Es sind grobe Heiden, die ihre Grigris und Fetische, auch Todte anbeten, und sie um ein ruhiges und heiliges Leben in dieser Welt bitten. Sie grüßen den Neumond mit Gesängen, Spielen und Tänzen, und sind der Zauberei sehr ergeben.

Die beste Zeit zum Handel auf der Küste, der am bequemsten mit kleinen Schiffen geführet

wird, ist im Hornung, März und April. T
Südsüdostwinde fangen auf der Küste im M
an zu wehen, und bringen die Tornadoe
stürmisch Wetter und heftigen Regen mit, w
chen ordentlich Blizzen und schrecklicher Donn
begleiten.

Digitized by Google

VI.

Kurze Beschreibung der inneren Länder zwischen dem Sierraleonaflusse und dem Rio Sestro.

Die ganze Landstrekke im Innern zwischen Sierra Leona und dem Flusse Sestro besteht aus mehreren Ländern und Staaten, von welchen folgende die vornehmsten sind. Nämlich die Landschaften Bulm, Silm-Cutliga, Quoscha, Hondo, Gala, Karadabo, Galivey, Folschia, Quabo, und andere mehr. Zu jedem dieser Namen sezt man insgemein Monow oder Berkoma. Monu oder Monow heißt Volk, und Berkoma heißt Land.

In der Beschreibung von Sierra Leona ist schon einige Nachricht von Bulm ertheilt worden. Dieses Land liegt am Meer, unweit des Flusses Selbare, oder Scherbero, den die Portugiesen auch den Rio das Palmas nennen. Etwa sechzig Meilen hinauf liegt die Stadt Baga, Bagas oder Bogas, wo sich der Fürst aufhält, und wohin die Engländer wegen des rothen Holzes handeln.

Nach Dappers Beschreibung liegt vierzig Meilen von Südost Silm, wo man verschiedene Städte antrifft, die am Flusse liegen. Unter

denselben ist die Stadt Quanamora, welche fünftausend Familien, ein treuloses Volk, enthält.

Der Selbore oder Scherbero, welcher der Hauptfluß des Landes ist, theilt sich gegen seine Mündung in zwei Arme, von denen einer westwärts läuft, und von den Einwohnern Torro; der andere aber, der südwärts geht, von den Portugiesen Rio de St. Anna genannt wird. Torro hat zwei bis dreimal des Jahrs nur wenig Wasser, und kann wegen der vielen Inseln in seinem Kanal nur von Booten beschifft werden. Die Insel, welche bei den Engländern Scherbero heißt, nennen die Portugiesen wegen ihrer angenehmen Gebüsche Ferula, oder Farillons. Im lezten Jahrhunderte kannte man es mehr unter dem Namen Massokoy, von dem Prinzen, den der König von Quoscha zu seinem Vizekönig gemacht hatte.

Das Königreich Quilliga liegt unweit des Flusses Maqualbary, welchen die Portugiesen Rio das Galinhas oder Hünerfluß nennen. Ueber selbigem, etwa zweihundert und dreißig Meilen, halten sich die Karadabo Monow auf. Er entspringt in der Landschaft Hondo, welche mehr nordwärts liegt. Alle diese Länder stehen unter dem Könige von Quoscha.

Das Land hineinwärts von Wahkongo, oder dem Vorgebirge Monte, heißt Quoscha. Es wird von zwei verschiedenen Völkern, den Wey

Berkoma, und den Quoscha Berkoma bewohnt die beide von den Karowern überwunden worden. Die Wey Berkoma sind von den alten Bewohnern des Flusses Mavah und Kape Monte übrig geblieben. Dieses war vor Zeiten eine starke und kriegerische Völkerschaft, die sich bis in das Land von Manow erstrekt, jezt aber nur in einer Hand voll Leute besteht.

Quoscha Berkoma, das ist, das Land Quoscha, erstrekt sich bis an die Provinz Tomwey, und gränzt Nord und Nordost mit den Galas, Wey Galas, Hondo, Konde Quoschas, Manow, Folschas und Karows oder Karow Manow. Die Galavey sind von den Galaern hergekommen, aber von den Hondoern aus diesem Theile Landes vertrieben, und von den wahren Galaern durch einen großen Wald abgesondert. Der Oberste der Galaer heißt Galla Falli. Dieses Land hat verschiedene Städte und Dörfer, die meistens am Flusse Maguiba liegen. Dieser Fluß, den die erwähnten Städte zieren, ist einer von den vier vortreflichen Flüssen, die Quoscha bewässern. Die drei andern sind Mavah, Plizoge, und Menoh oder Aquada.

Die Landschaft Hondo liegt etwas nordlich von Galavey. Sie ist in vier Fürstenthümer, Massillagh, Dedowanh, Dangurro und Dandi getheilt, davon die Oberhäupter durch den König von Quoscha ernannt werden. Sie haben alle glei-

Digitized by Google

ches Ansehen, und bezahlen ihm jährlich etwas durch Gesandten, in Geschenken von metallenen Kesseln, Bekken, Quaquazeuchen, rothem Zeuch und Salz.

Die Konde Quoschaer, das ist, die hohen Quoschaer, sind Nachbarn der Hondo Monow, und in der Sprache von den Quoschaern unterschieden.

Die Länder der Folschas und Monow werden durch die Flüsse Junko und Arvoredo gewässert, welche die Folschas von den Karow Monow absondern, ob schon der König der Karow im Lande der Folschas wohnt, seitdem sie sich vereinigt haben, welches wir nebst ihren Siegen über die andern Völkerschaften gleich erzählen wollen.

Die Folschas sind dem Kaiser von Manow oder Manoe unterworfen, wie die Quoschaer ihnen. Die Herrschaften dieses Kaisers von Manoe erstrekken sich in verschiedene benachbarte Länder, die ihm jährlich Tribut bezahlen, welcher in Sklaven, Eisenstangen, Zeuchen und dergleichen, besteht. Zum Zeichen seiner Gewogenheit beschenkt er sie mit Quaquazeuchen, welches die Folschas auch den Quoschaern thun, wenn diese ihren Tribut geben; und die Quoschaer geben ebenfalls solche Artikel den Königen von Bulm und Hondo aus den nämlichen Ursachen.

Die Folschas sowohl als die Bulm und Silm,

nennen die Unterthanen dieses Kaisers Mendi, das ist, Herren; und die Quoschaer Mendi Manow, das ist, das Volk des Herrn. Sie thun dieses, um sich selbst desto mehr zu ehren, weil sie ihm zinsbar sind. Dabei aber hat jeder von diesen kleinen Königen eine unumschränkte Gewalt in seinem Bezirk, und kann ohne Einwilligung des Kaisers, oder eines andern, von dem er zu Lehn geht, Krieg führen, und Friede machen.

Es ist erstaunlich, daß ein so kleines und wenig bevölkertes Land, als Manow ist, sich so viele andere unterwürfig gemacht hat, und noch immer sein Ansehen über sie alle erhält, besonders über die zahlreichen Folschas. Man muß dieses eigentlich der guten Staatseinrichtung der Manower und der Lage der Länder zuschreiben, die von einander abgesondert liegen.

Die Quabi Manower wohnen am Flusse Sestro. Sie wurden vormals vom Klausire, dem König der Folschas, unterjocht, haben aber seit dem sich wieder in die alten Umstände gesezt, und sind dem Kaiser von Manow allein unterwürfig.

Die Pflanzen, Thiere und so ferner sind hier, besonders im Lande der Quoschaer, die nämlichen, wie wir sie in der vorigen Abtheilung der Küste beschrieben haben. Es befinden sich um das Vorgebirge Monte und die Flüsse Maquiba und Mavah häufige Flußpferde. An dem ersten Or-

Digitized by Google

te heißt man sie Raumach, und an dem letztern Fluß Rio Ramonow. An dem leztern Fluß gibt es noch ein anderes Thier so groß wie ein Pferd, braun von Farbe, mit weißen Streifen, einem langen Halse, kurzem Leibe, kleinen Füßen und Hörnern, wie ein Stier. Die Priester und Beschwörer blasen auf diesen Hörnern, wenn sie beschwören, oder dem Volk etwas ankündigen, und halten sie sehr hoch; welches anzeigt, daß das Thier nicht gemein ist. Es ist auch sehr schnell und leicht, und thut Sätze, wie ein Rehbok. (Eine Antelope.)

Das Silla Vandoch ist so groß, wie ein Hirsch, gelblicht, mit weißen Querstreifen. Die Hörner sind etwa zwölf Zoll lang, und jedes hat ein Loch, wodurch das Thier Athem holt. Es ist schneller, als ein Hirsch. (Ebenfalls.)

Stachelschweine, welche man hier Quinscha nennt, gibt es große und kleine. Die erste Art ist von der Größe eines Schweins, und über und über voll dikker, langer, hartgespizter Stacheln, die schwarz und weiß gestreift sind, und in gleichen Weiten von einander stehen. Sie beißen alle Stökke entzwei; und wenn man sie in einem Käficht von Holz verwahrt, so fressen sie sich durch. Sie haben das Herz, die gefährlichste Schlange anzufallen. Es ist vollkommen einerlei Thier mit dem Zanta der Barbarei. Man hält das Fleisch unter den Negern für eine gute Speise.

Digitized by Google

Das Quogelo oder Kuoggelo ist ein Schuppenthier. *)

Geier, Adler und Falken gibt es hier von viererlei Art. Der Kquolant-ja hält sich auf den höchsten Bäumen auf, und raubt Affen. Der Kquolant-ja-kloeq hat sehr gekrümmte Klauen, und lebt von Fischen in den Morästen und Teichen. Der Simbi, welcher sich von Vögeln nährt. Der Poy, der wie die zweite Art mit Klauen versehen ist, sich an den Küsten aufhält, und von Krabben und andern schalichten Meerthieren lebt. **)

Es gibt hier viele blaue Papagaien mit rothen Schwänzen; man heißt sie Wosaey-i. Der Komma ist ein sehr schöner Vogel, hat einen grünen Hals, rothe Schwingen, schwarzen Schwanz, gekrümmten Schnabel und Papagaiklauen.

Der Kloß-sow-kegbossi ist etwa von der Größe eines Sperberfalkens, mit schwarzen Federn. Die Negern sehen ihn als einen Vogel an, der Vorbedeutungen angibt, und erzählen viele ausschweifende Mährchen von ihm. Wenn sie ihn auf der Reise sehen, oder singen hören: so kehren sie zurük; und wenn einer plözlich stirbt: so sagen sie, der Kegbossi habe ihn getödtet. Er frißt Ameisen.

*) Manis. Linn. M. s. die weiter unten folgende Beschreibung.

**) M. s. im V. B. d. W. S. 179.

Der Fahkod, von der Größe einer Lerche, ist auch ein Vorbedeutungsvogel. Wenn diese kleine Kreatur auf Sträuchern sizt, wo ein Thier verborgen ist, so singt sie bei Annäherung der Jäger laut; und wenn ihr diese antworten: Fonton kerre: wir wollen folgen; so fliegt sie gegen das versteckte Thier, und zeigt es richtig an.

Die Lele oder Schwalbe ist von zweierlei Arten. Die Tagschwalbe, Lele Atterema, und die Nachtschwalbe, Lele Serena. Das lezte ist die Fledermaus. Die Fledermaus, Namens Tonga, ist sehr groß wie eine Turteltaube, und wird als eine wohlschmekkende Speise gegessen. Die Bäume sind von ihnen so voll, daß sie von der Last brechen.

Ein kleiner Vogel, wie ein Sperling, macht nach und nach mit seinem Schnabel ein Loch in die Bäume, um daselbst zu nisten, und zu hekken.

Der Ofonsu ist eine Art Raben von schwarzem Leibe und weißem Halse. Er baut sein Nest auf Bäumen mit Zweigen und Erde. Die Negern sagen, die Weibchen rissen sich, wenn sie brüten wollen, ihre Federn aus, ihre Brut zu bedekken; und der Hahn brächte ihnen so lang Futter, bis sie sich selbst versorgen könnten.

Es gibt hier dreierlei Arten von Papu, oder Turteltauben, die Bellendo, die doppelte Kronen haben, die Ramby, mit kahlen Köpfen, und die Ducdue, deren Leib schwarz und weiß gesprenkelt, und der Hals ganz weiß ist.

Digitized by Google

Kraniche sind hier, die man Figua nennt. Der Dorro ist ein großer Vogel, der in den Meerästen und Flüssen Fische aufsucht.

Der Jouwa, in der Größe einer Lerche, legt gewöhnlich seine Eier in gebahnte Wege und Straßen. Die Negern glauben, wenn sie Jemand zerbräche, so würden dessen Kinder bald sterben. Sie essen alle vorerwähnte Vögel, diesen lezten, den Fonton und Regboßi ausgenommen, die heilig sind.

Es gibt vielerlei Fische längs dieser Küste. Der Ritter Des Marchais traf einen von wunderbarer Gestalt auf dieser Seite des Vorgebirges an, der allen auf dem Schiffe unbekannt war. Er hatte etwa acht Fuß vom Kopfe bis an den Schwanz in der Länge, anderthalb Fuß in der Dikke, und fünfthalb im Umkreis; aber keine Schuppen. Die Haut war dik, hart und rauh, wie bei dem Haifische. *)

Eben derselbe redet von einem Fische, der unweit des Vorgebirges gefangen worden; er nennt ihn einen Seehahn. Dieser Fisch war etwa zehn Fuß lang, und fünfe im Umkreis. Erst hielten sie ihn für einen Blaser oder Grampus, weil er ein Luftloch auf dem Kopfe hatte, und dadurch einen starken Wasserstral ausblies. Auf dem Rükken hatte er eine große Finne, und

*) M. s. im VIII. B. d. M. S. 252.

zwei von eben der Größe unter den Fischohren. Der Schwanz war groß, ausgezakt, dik und stark, das Auge voll, groß, roth und lebhaft, die Fischohren groß, mit drei Oeffnungen auf jeder Seite, wie falsche Fischohren; der Mund weit, und mit kleinen Zähnen bewaffnet, die dicht beisammen, und scharf waren; überdieß noch ein Rüssel, etwa zwanzig Zoll lang, der in zwei Theile getheilt, von dem obern und untern Kinnbakken heraus gieng. Dieser Rüssel oder Schnabel war hart und beinigt, mit Knorpeln umgeben, und mit einer rauhen Haut wie Chagrin bedekt, die so hart, als die Haut des grauen Haifisches war. Eine Haut von ähnlicher Art bedekte seinen ganzen Körper. Sein Fleisch war dem Seepferde ähnlich, sehr fett, mit magerm vermischt, und wohlschmekkend. —

Das Meer bei dem Vorgebirge Mesurado bringt einige seltsame Fische hervor, von denen Des Marchais zwei beschreibt. Der erste war von der Schnauze bis ans Ende des Schwanzes fünfzehn oder achtzehn Zoll lang, vom Bauche bis auf den Rükken sieben oder acht dik, und etwa fünfe von einer Seite auf die andere. Seine Schnauze war kurz, sein Mund nicht allzuweit, und mit scharfen und starken Zähnen besezt. Er fiel begierig an den Angel. Ueber dem Munde hatte er zwei Nasenlöcher, und auf jeder Seite eine Erhöhung, wie eine Nase. Seine Augen

waren das seltsamste an ihm. Sie standen weit hinter seinem Munde, am Anfange des Rükkens. Sie waren rund, groß, roth und lebhaft, und jedes mit einem Augenliede bedekt, welche in beständiger Bewegung zu seyn schienen. Diese Augen waren im Mittel eines Sternes von sechs Stralen, drei oder vier Zoll lang, bei dem Ort, wo sie in die Augen giengen, so groß, als eine Gänsefeder, und mit einer dumpfen Spizze an dem Ende. Sie bestanden aus harten Knorpeln, die wie des Wallfisches seine biegsam waren.

Dieser Fisch hat vom Kopfe bis zum Schwanze nur einen Wirbelknochen mit Ribben, die etwa halb in die Seiten herunter gehen. Er hat fünf Schlizze, wie kleine Fischohren, nebst zwei größern, die wie Menschenohren gestaltet, aber nicht zugespizt sind. Am Ende eines jeden grossen Schlizzes ist eine Finne, deren äußerste Schärfe sich in scharfe Spizzen, wie die Flügel der Fledermaus, theilen. Längs seines Rükkens hatte er eine große Finne, in zwei Theile getheilt, von denen der erste etwa sechs bis sieben Zoll lang, beide aber sehr zakkicht und scharf gespizt waren. Die Zakken der ersten Abtheilungen waren am kürzesten, und der eine niedriger als die andern, die von dem zweiten Theil nahmen nach und nach bis an dem Schwanz ab. Dieser Schwanz war groß, aus zwei Theilen zusammengesezt, davon

der zunächst am Leibe fleischicht war, und sich in eine Finne, wie die auf dem Rükken, endigte. Unter dem Leibe hatte er zwei solche Finnen. Er ist ohne Schuppen, aber mit einer gelben schwarzgesprenkelten Haut bedekt, die so eben, glatt, dik und stark ist, als Pergament. Das Fleisch ist weiß, fett, stark, und sehr schmakhaft. Die größten sind nicht über sechs bis sieben Pfund schwer.

Der zweite, welcher in Menge um dieses Vorgebirge herum, und in den nahen Flüssen zu finden ist, übertrifft den ersten sehr an Größe; einige waren zwei Fuß lang, und wogen fünfzehn bis achtzehn Pfund. Der Kopf war an seinem breitesten Theil etwa einen Fuß hoch; denn er hatte eine länglichtrunde Gestalt. Er glich sehr einer alten Frau mit einer großen Nase, runden Naselöchern, breiter Oberlippe, großem Mund, und übelgesezten Zähnen. Das Kinn ragte mit einer merklichen Vertiefung dazwischen und zwischen dem Munde hervor. Die Haut fiel auf jeder Seite unter das Kinn herunter, machte ein doppeltes Kinn, und vereinigte sich an der Brust. Die Augen sind rund, groß und roth, die Fischohren breit, und jede von einer Finne, wie ein Fledermausflügel, bedekt. Der Körper ist rund, und nimmt nach und nach bis an den Schwanz ab, wo er flach wird, und sich in eine Finne, wie die an den Fischohren, endigt. Nahe beim Schwanze hat er zwei ähnliche

Finnen,

Finnen, eine auf dem Rükken, die andere am Leib, jede etwa acht Zoll lang. Die Haut ist braun, rauh und ohne Flekken, über und über mit Stacheln, von drei bis vier Zoll lang, besezt, die so hart wie Horn sind, und ohne einige Erhebung an der Wurzel, aus der Haut heraus wachsen. Er bewegt diese Stacheln nach Gefallen, und man sagt, die Verwundung davon wäre gefährlich, während das Thier noch lebte. Er schwimmt sehr schnell. Die Negern ziehen diesen Fisch ab, richten ihn zu, und finden das Fleisch vortrefflich. Er lebt von Kräutern, Krabben und kleinen Fischen.

VII.

Etwas aus der Geschichte der Karauer und Folschaer. *)

Als die Karauer die Gegend am Rio Junko und Aquado bewohnten, so hatten sie immer Streitigkeiten mit den Folschaern, die endlich in offenbare Feindseligkeiten und Kriege ausbrachen, wobei die lezteren den Kürzern zogen. Da sie nun sahen, daß sie ihren Feinden nicht länger widerstehen konnten, so wandten sie sich an einen Zauberer oder Jakehmo **), um sich bei ihm Raths zu erholen, und von ihm zu erfahren, durch

*) Dieses gewiß nicht uninteressante Fragment aus der Geschichte dieser Völker findet sich im III. B. der allg. Hist. d. R. 676. u. ff. und ist von den brittischen Herausgebern dieses Werks aus Ogilby's Afrika genommen, welches aber bloß eine Uebersezzung von Dapper's Afrika ist. Aus demselben verbesserte ich dies Bruchstük. Dapper nennt hier seine Quellen nicht. Die Geschichte hat sich wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zugetragen.

**) So sagt Dapper. In der allg. Hist. der R. am angef. Orte heißt es: Der Name des Zauberers sei Jakehmo gewesen.

Digitized by Google

welches Mittel sie die Karauer überwältigen könnten. Dieser befahl ihnen dann, gesottene Fische mit den Schuppen in ein gewisses stehendes Wasser bei einem Berge in dem Lande der Karauer zu werfen. Diese hielten nämlich jenen See für heilig, und glaubten die ersten ihres Geschlechtes wären vom Himmel herab in denselben gefallen, und opferten deßwegen täglich diesem See und den Fischen darin gleich ihren Fetischen; weil ihnen überdieß verboten war, geschuppte Fische zu essen; so mußten sie dann den See als entheiligt ansehen, und um den Thäter zu erforschen und zu bestrafen, mußten, so sah es der Hexenmeister voraus, Uneinigkeiten unter ihnen entstehen, die sie am Ende aufrieben. Die Folschaer befolgten seinen Rath pünktlich; die List gelang; es entstanden heftige Zwistigkeiten unter den Karauern, und sie schwächten sich durch innerliche Kriege, wobei die Folschaer ihren Vortheil ersahen, sie angriffen, schlugen, und ihren Fürsten Sokwalla niedermachten, dessen Sohn Flonikerri, nebst den übergebliebenen Karauern sich den Siegern unterwarf. Die Folschaer, welche die Tapferkeit, den Muth, die Hochherzigkeit und den unbiegsamen Freiheitssinn der Karauer kannten, machten diese nicht zu Sklaven, sondern behandelten sie wie ihre eigenen Landsleute, giengen wie Brüder mit ihnen um, und erwarben sich dadurch ihre Liebe. Auch heurathete Flanschire, der König der Folschaer, die Wawalla, Schwester des Flonikerri, der

seinem Vater in der Regierung über die Karauer nachfolgte.

Um diese Zeit fieng das Volk von Guabe-Monu, das am Flusse Sesto wohnte, mit den Folschaern einen Streit an, der in einen offenbaren Krieg ausbrach. Flanschire machte seinem Schwager zum General der Folschaer und schikte ihn, die Feinde zu bekriegen; nach einem hartnäkkigen Widerstande derselben richtete er unter ihnen eine große Niederlage an, und eroberte ihr Land.

Während dieses Kriegs starb Mendimo, König von Manu, dem die Folschaer zinsbar waren, und, da man muthmaßte, er sei an Gift gestorben, so stellte man, der Gewohnheit nach, eine Untersuchung wegen seines Todes an. *) Da man aber nichts erforschen konnte, so ward sein Bruder Manimassa, der bei dem Volke verhaßt war, genöthigt, den Quoni, oder Reinigungstrank zu trinken, und ob er ihn gleich ohne Schaden wieder von sich gab, so wollten sie ihn doch nicht für ihren Oberherrn anerkennen; sondern beschlossen, die Sache noch weiter zu treiben und die Zauberer deßhalb zu fragen. Manimassah ward über diese neue Beleidigung heftig aufgebracht, und sagte ihnen: „Nie werde ich diese Beschimpfung

*) Dies stimmt mit dem überein, was im VII. B. d. W. S. 116. von den Bewohnern von Sierraleona gesagt worden ist.

Digitized by Google

in meinen rechtmässigen Unterthanen ertragen, und will lieber mit meinen Freunden in einem fremden Lande Schuz suchen, wohin die Geister meiner Vorfahren mich geleiten werden!" — Er hielt Wort, verließ sein Vaterland und zog gegen Norden, in das Land Gata *), wo ein einfältiges Volk wohnte, das kein Oberhaupt hatte. — Sein Betragen und die Ehrerbietung, die sein Gefolg ihm erwieß, machte so vielen Eindruk auf das rohe Volk, daß es ihn bald zum Könige erwählte, und ihm nach seinem Verlangen eine Abgabe in Feldfrüchten und Wildpret entrichtete. So weit brachte er es in der Unterwürfigkeit. Aber das rohe, unwissende Volk begegnete ihm mit so wenig Ehrfurcht, und zeigte so wenig sklavische Unterthänigkeit, daß er bald sich wieder hinweg und zum Klanschire, dem Könige der Folschaer, begab, dessen Tochter er geheirathet hatte, um diesen zu bewegen, daß er mit seiner Macht ihm bei-

*) Da die Gallaer in Ostafrika und Habessinien ein Zweig der Schaggaer oder Dschager sind, welche nach ihrer eigenen Aussage in der ersten Hälfte des 16den Jahrhunderts (um welche Zeit auch die Gallaer zuerst in Habessinien erschienen) aus der Gegend von Sierraleona ausgewandert sind, so möchte wohl, der Aehnlichkeit des Namens zu Folge, dieses Gala das Stammland der Gallaer seyn. (M. s. den Anhang zur deutschen Uebersezzung von Proyart. — In der Folge weiter davon!)

stände, und die Galaer zu der gewünschten Unterwürfigkeit brächte. Flanschire willfahrte ihm gern und schikte den Flonikerri mit einem Kriegsheere ab, mit welchem er das Land Gala in kurzem eroberte, und den Manimassah in die unumschränkte Herrschaft darüber einsezte.

Flonikerri dachte nun auch auf Eroberungen für sich selbst. Sein Neffe Fesiah, hatte ihm oft die Schönheit des Landes Wey-Berkoma, am Vorgebirge Monte, wo er gewesen war, gerühmt, und ihn zugleich versichert, daß es sehr leicht zu erobern wäre. Flonikerri, der schon lange vorher von dem König einige Länder gesucht hatte, um sich daselbst mit seinen Karauern als ein ihm zinsbarer Vasall niderzulassen, bat nun um Erlaubniß, das Land Wey-Berkoma in dieser Absicht zu erobern. Nach langen Berathschlagungen ward ihm diese Bitte gewährt, und Flonikerri zog mit seinen Karauern und einer starken Macht von Folschaern, die sein Schwager, der König, ihm zugegeben hatte, auf das Abentheuer aus.

Sobald sie bei dem Vorgebirge Monte auf der Südseite der Stadt Tombi angelangt waren, fielen sie die Wey-Monu (oder Leute von Wey-Berkoma) an, die zahlreich und tapfer, und daher nicht so leicht zu überwältigen waren. Weil aber ihre Waffen nur in Wurfspießen und Streitkolben bestanden, die Karauer hingegen mit vergifteten Pfeilen schossen, von welchen jede Wunde

tödtlich war, so wurden sie endlich durch die beständigen Anfälle und den Verlust an Mannschaft so ermüdet, daß sie sich zu unterwerfen entschlossen, und daher ganz demüthig nach Quolm, zu dem verschanzten Lager der Karauer, am Flusse Plizoge, etwas ostwärts von Tombi, kamen, und um Gnade flehten. Klonikerri ertheilte sie ihnen willig, worauf sie sich der Landessitte nach, auf ihre Angesichter niederwerfen mußten, und der Sieger gieng über sie hin. Hierauf schlossen sie einen Bund mit einander, dessen feierliche Bekräftigung in folgender Zeremonie bestand. Die Sieger und die Besiegten tranken etwas Blut von Hünern, welche in ihrer aller Gegenwart geschlachtet wurden. Diese kochte man nachher und ihr Fleisch ward gegessen. Die Knochen aber wurden zum ewigen Andenken aufgehoben, damit man durch die Vorzeigung derselben denjenigen beschämen könnte, der den Bund brechen würde. Zugleich sollten sie dem Eidbrüchigen zur Erinnerung an die Strafe dienen, welche auf die Verletzung der Treue folgt. — So waren nun die Weyer ganz zum Gehorsam gebracht.

Klonikerri ward durch diesen glüklichen Fortgang sehr erfreut, und fieng nun an, seinen Staat gehörig einzurichten, um ihm Dauer zu geben, und durch gütige Behandlung die Herzen der überwundenen Weyer ganz an sich zu fesseln. Kaum aber hatte er den Grund dazu gelegt, und die Karauer

und Weyer brüderlich mit einander vereinigt, so drohte schon schwarzer Undank seinem aufblühenden Staate den Untergang. Niminko, der Sohn des Manimassah, Königs von Gala, uneingedenk der grossen Verbindlichkeit, die er und sein Vater gegen den Klonikerri haben sollte, zog selbst mit Vorbewußt seines undankbaren Vaters mit einem starken Heere von Galaern, gegen seinen Wohlthäter an, um ihn zu bekriegen. Die verbundenen Karauer und Weyer giengen unter des tapfern Klonikerri's Anführung ihren Feinden entgegen. Es kam zu einer Schlacht, und das Heer des Klonikerri mußte seiner Tapferkeit ohngeachtet der Uebermacht der zahlreichen Galaer weichen. Als der Held Klonikerri sah, daß seine Leute sich zurükziehen mußten, so grub er verzweiflungsvoll mit seinen Händen ein Loch in die Erde, und kniete darein, und schwur, nicht von da zu weichen, bis er siegen oder sterben würde. Er siegte und starb; nach einem langen und bizzigen Gefechte, in welchem er manchen Feind mit Pfeilen und Wurfspiessen erlegt hatte, ward er endlich in seiner Grube getödtet. Sein Tod entflammte auf's neue den Muth seiner Unterthanen; sie erneuerten die Schlacht, um ihres Fürsten Tod zu rächen, mit so vieler Hizze, daß sie bald den Sieg erhielten.

Zillimanko, der Bruder des Klonikerri, ward zu dessen Nachfolger erwählt, und benuzte

Digitized by Google

sogleich den erfochtenen Sieg; er griff des Feindes Lager an, eroberte es, und unterwarf sich auch bei dieser Gelegenheit die Puy-Monu, welche näher am Vorgebirge wohnten. Hierauf rükte er gegen die Quoscha-Monu, oder Quoschaer, welche das Land längs dem Flusse Magwiba oder Rio Novo inne hatten, und sie ergaben sich ohne Widerstand. Auf diese Weise machten sich also die Karauer mit Beistand der Solschaer zu Herren des ganzen Landes, und erhielten den Ruhm eines mächtigen Volkes.

Bald darauf zog Zillimanko nach dem Flusse Maqualbari oder Rio Galhinas, wo er nach einem geringen Widerstande die Quilliga-Monow oder Quilligaer besiegte. Somit endigte Zillimanko seine Eroberungen, und begab sich nach seinem alten Wohnplaz, Tombi, zurük, wo er bald darauf starb. Man muthmaßte, er sei vergiftet worden. Er hinterließ verschiedene Söhne, die aber zur Regierung noch zu jung waren.

Indessen folgte der älteste, Namens Klanschire ihm nach, und sein Vetter Jemmah, seines Vaters Schwester-Sohn, verwaltete das Regiment während seiner Minderjährigkeit. Klanschire erbte seines Vaters und Oheims Tapferkeit, und strebte nach der Erweiterung seines Reichs, sobald er es selbst zu regieren bekam. Er zog mit seiner Kriegesmacht über den Maqualbari oder Hünerfluß, und eroberte das ganze Land westwärts bis

Digitized by Google

Sierra-Leona, welches er endlich auch bezwang. Alle seine eroberten Länder besezte er mit seinen Kriegsleuten, und über jedes derselben sezte er einen Statthalter, der es unter seiner Oberherrschaft regieren sollte. Ueber das Land am Sierra-Leona ward Randakwalla — über das Land am Palmenfluß Selbura (von welchem der Fluß selbst nachher den Namen Selbura oder Scherbro erhielt) und über das Land am Hünerflusse Sitre zum Statthalter eingesezt.

Als seine Eroberungen solchergestalt gesichert waren, kehrte er nach Tombi zurük, wo er mehrere Jahre in Frieden und Ruhe lebte. Endlich kam die Nachricht, Randakwalla sei wieder durch Dogo Falma aus Sierra-Leona vertrieben, und genöthiget worden, nach den Bananas-Inseln zu entfliehen. Dieser Dogo-Falma, war von Dogo, einer Landschaft von Hondo gekommen. Flanschire schikte sogleich den Herren von Bolm, seinen Vasallen, Geschenke, und Einladung zum Aufgebot mit ihren Völkern, damit sie an einem bestimmten Orte zu seinem Heere stiessen. Weil sie sich aber mit seinem Bruder Gamma in eine Beschwörung gegen ihn eingelassen hatten, so verachteten sie seinen Befehl. Flanschire, welcher damals nichts von dieser Verbindung wußte, übergab ohne Argwohn seinem Bruder die Regierung in seiner Abwesenheit, und zog mit seinem ältesten Sohne Flamburrre, nachma-

Digitized by Google

ligem Könige von Quoscha dem Feinde entgegen. Von dem Hünerflusse gieng er in Kähnen nach den Bananas-Inseln über, nahm daselbst die Leute zu sich, welche von Sierra-Leona dahin geflohen waren, und zog gerade auf Sierra-Leona zu, wo er sein Heer ans Land sezte, und den Krieg gegen Dogo Falma begann.

Dieser Dogo Falma oder eigentlicher Falma von Dogo, war bei dem König von Dogo als Dollmetscher vormals in großen Gnaden gestanden. Weil er aber mit einer von des Königs Weibern Ehebruch getrieben hatte, so ließ der aufgebrachte König, statt ihn sein Verbrechen mit Gold oder Sklaven abkaufen zu lassen, ihm beide Ohren abschneiden, und ihn aus dem Lande jagen. Mit der Zeit vergieng des Königs Zorn, und er ward wieder an den Hof gelassen, wo er aber bald seinen Stolz blikken ließ, und einst die Verwegenheit hatte, dem König zu sagen: „Weil die ungewöhnliche Strafe, die er ihm angethan, ihn bei Allen verspottet und lächerlich mache, so hoffe er, Andere würden, wofern sie dergleichen Verbrechen begiengen, eben so gestraft werden, und drohte, im Fall sein Gesuch abgeschlagen würde, es auf den Straßen und in den Wäldern, den Jannanin und Belli, d. i. den Geistern zu klagen." —

Dieser kühnen Drohung ohngeachtet beschloß der König in einem Rath, daß diese Strafe nicht auch auf Andere erstrekt werden könne. Indessen um

den Falma einigermaßen zu beruhigen, ernannt er ihn zum General eines Heers, welches das Land am Sierra-Leona wieder erobern sollte worüber ihm dann der König die Herrschaft einräumen wollte. Er that es, und hielt sich einige Zeit wider den Flanschire. Aber dieser König griff endlich mit Hülfe einiger Weißen die Stadt des Falma an, ließ den darum gezogenen Wall oder Verhau von Bäumen mit Aexten niederhauen, drang hinein, und stekte den ganzen Ort in Brand. Darauf mußte Dogo Falma entfliehen; Flanschire verfolgte ihn zwar, konnte ihn aber nicht gefangen bekommen. Sein Sohn Flamburre erhielt davon den Titel Dogo Falma Jondo Mu, d. i. Verfolger des Dogo Falma.

Als Flanschire also Bolmburre oder das Land am Sierraleona wieder erobert, und den Randakwalla wieder in seine Statthalterschaft eingesezt hatte, so kehrte er mit seinem Heere nach seiner Residenz zurük, erhielt aber unterwegs die fatale Nachricht, daß sein Bruder Gamma die ihm in seiner Abwesenheit aufgetragene Regierung sich eigenthümlich angemaßt, alle seine Söhne, die er bekommen konnte, getödtet, und seine Weiber für sich genommen hätte. Dazu kam noch, daß die Gebbe-Monu, die um das Vorgebirge Mesurado herum wohnen, einen Einfall in Dowalla und das Land am Vorgebirge Monte gethan, die Stadt verbrannt, und alle Einwohner, welche sie

bekommen konnten, mit in die Sklaverei geführt hatten.

Darauf zog Klanschire eilfertigst nach dem Flusse Maqualbari, und rief den Kanu und die Jannanin, d. i. Gott und die Geister auf, zu Richtern zwischen ihm und seinem Bruder, und zur Rache über den, der unrecht hätte —. Darauf gieng er mit seinem Heere über den Fluß, wo Gamma seine Residenz genommen hatte, in der Absicht, dem Klanschire den Rükweg abzuschneiden. Klanschire griff das Heer seines Bruders muthig an, erfocht einen vollkommenen Sieg, und schlug die Rebellen in die Flucht.

Nach dieser Schlacht bezog Klanschire mit seinen Truppen ein Lager, um die Bewegungen der Rebellen zu beobachten; unterdessen gieng sein Sohn Klamburre mit einer Partie Soldaten in den Wald auf die Jagd, um Affen zu schiessen; da sie nun tief hinein kamen, entdekten sie einige von den Rebellen, welche beschäfftigt waren, eine Leiche hier einzuscharren. Bei ihrem Anblik flohen sie, und hinterließen den Leichnam mit drei gefesselten Sklaven, die bei dem Grabe hätten geopfert werden sollen. Nun sah Klamburre, daß diese Leiche der Körper seines aufrührischen Oheims Gamma war, welcher, nach dem Berichte der Sklaven in der lezten Schlacht den Lohn seiner Bosheit erhalten hatte. Die Sklaven wurden nun zum Klanschire geführt, der sie noch weiter befragte,

Digitized by Google

und hierauf den Tod seines Widersachers bekannt machen ließ. Mit derselben Nachricht schikte er jene drei Sklaven an die Aufrührer ab, und ließ ihnen Vergebung ihres Verbrechens zusichern, wenn sie sich unterwärfen; sie nahmen diese unerwartete Gnade bereitwillig an, und die Ruhe ward in dem Lande wieder hergestellt.

Hierauf zog König Klanschire mit allen seinen Leuten nach dem Vorgebirge Mesurado, um die Gebbe-Monu zum Gehorsam zu bringen; er schlug sie, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, und nachdem er das Land ausgeplündert hatte, kehrte er wieder nach Tombi zurük. Hier genoß er nicht lange der Ruhe; denn bald nachher thaten die Negern von Dogo einen Einfall in sein Land, um den Verlust des Salma zu rächen. Klanschire mußte Anfangs, um dem ersten Anfalle zu entgehen, seine Residenz verlassen, und sich nach Massagh, einer Insel im Flusse Plizoge *) begeben. Als ihn aber der Feind auch dahin mit Flößen verfolgte, und einen unvorsichtigen Angriff wagte, so ersah Klanschire den Vortheil, und schlug die Dogoer gänzlich, so daß er nun völlig von ihnen befreit war.

Hier endigt sich dies Bruchstük der Negergeschichte!

*) Ganz nahe bei dem Vorgebirg Monte. — Diese Insel und Fluß findet sich auf der großen Karte bei Des Marchais.

Digitized by Google

VIII.

Nachrichten von den Einwohnern der innern Länder dieser Küste, besonders von den Quoschaern, ihren Sitten, Gebräuchen, Regierungsform und Religion. *)

Die Negern auf der Pfefferküste, insbesondere die Quoschaer, sind ein gutartiges Volk. Sie sind ehrlich, gastfrei, sanftmüthig, freundlich, und gar nicht zur Grausamkeit geneigt; aber als rohe Naturkinder besizzen sie alle Fehler solcher Menschen, die ihre Begierden nicht zu bezähmen wissen. Beide Geschlechter sind daher sehr sinnlich und wollüstig. Sie verkürzen sich durch Ausschweifungen das Leben, und gebrauchen allerlei Mittel, um ihre Geilheit zu befördern. Sie lieben auch starke Getränke sehr, besonders den Branntwein; doch wollen sie nie welchen gegen Elfenbein,

*) Vorzüglich nach Dapper und Barbot. (Allg. Hist. d. Reisen, III. B. S. 620. u. ff.) Dapper scheint hier aus guten holländischen Berichten geschöpft zu haben, ob er gleich keine seiner Quellen nennt, und da wir noch jezt keine ausführlicheren Nachrichten von diesen Ländern und Völkern haben, so mußte ich wol seine Erzählungen hier benuzzen.

sondern nur gegen Lebensmittel einhandeln. Die Weiber sind zum Ehebruche äusserst geneigt, und bedienen sich gewisser aus Kräuter und Baumrinden gemachter Getränke, um wollüstige Begierden zu erregen, und die Kraft der Männer zu stärken. Uebrigens sind diese Negern ziemlich wolgesittet, und von einem guten Umgang, vergießen auch nicht leicht Blut, wenn sie nicht sehr aufgebracht werden.

Sie leben in großer Einigkeit und Freundschaft miteinander, und sind immer bereit, einander im Nothfall mit Kleidern und Lebensmitteln beizustehen, und sich wechselsweise ganz uneigennüzzig auszuhelfen. Ja sie sind so freigebig, daß sie sich untereinander öfters mit allerlei Waaren, ja selbst mit Sklaven, und andern Dingen von Werthe beschenken. Ihre Freigebigkeit geht so weit, daß sie, wann Einer von ihnen stirbt, und nicht genug hinterläßt, daß er gehörig kann begraben werden, die Begräbnißkosten freiwillig tragen. Dies gilt besonders von den Nachbarn und Freunden des Verstorbenen. Sie pflegen auch einander selbst zwar nicht zu bestehlen, machen sich aber darüber bei Fremden kein Bedenken. *)

Diese Negern sind auch sehr abergläubisch, und lassen sich von allerlei Betrügern sehr leicht täuschen. Doch von ihrem Aberglauben, von ihren Zauberern und Teufelsbannern werden wir weiter unten sprechen.

Die

*) Wie alle rohen Völker.

Digitized by Google

Die Vielweiberei ist hier wie in andern Negerländern gewöhnliche Landessitte. Jeder Neger heurathet nämlich so viele Weiber, als er kaufen und ernähren kann. Die Weiber werden hier durch Geschenke gekauft oder verdient. *) Wer das Vermögen nicht hat, die Brautgeschenke zu bezahlen, der arbeitet so lange für seine Geliebte, als ihre Aeltern es für nöthig halten. **) Wer es aber hat, und ein schon erwachsenes Mädchen sich erkaufen will — denn gar oft kauft man die Töchter noch ganz jung ihren Aeltern ab — der läßt es zu sich in sein Haus kommen, bewirthet es aufs beßte, und wiederholt dies so lange, bis das Mädchen ihm dadurch, daß sie bei ihm übernachtet, ihre Neigung beweist; sie schläft dann etwa acht Tage bei ihm, ehe sie den Brautschaz fordert, dessen Uebergebung zugleich die ganze Trauungszeremonie ist. Dieser Brautschaz besteht in dreierlei Geschenken. Zuerst verlangt die Braut das Toglu oder Kola, ein Geschenk, das in einigen Korallen oder anderm Puzwerke besteht; zweitens

*) Dapper sagt, (S. 399.) vormals hätten bei diesen Negern die Aeltern ihren Söhnen nach ihrem Belieben Weiber ausgesucht; dieser Gebrauch sei aber abgeschafft worden, da man fand, daß sehr unzufriedene Ehen daraus entstanden. — Möchte man doch anderwärts auch so geneigt seyn, widersinnige Gebräuche abzuschaffen!

**) Nach morgenländischer Sitte. Man erinnere sich der Geschichte des Erzvaters Jakob.

das Jasing, oder einige Pagnes oder Zeuche zu Kleidern; drittens die Lesing oder eine Kiste, ihre ersteren Geschenke aufzuheben; noch überdieß fordert sie einen metallnen Kessel, ein Bekken, oder nach Beschaffenheit ihres Standes einen Sklaven. Auch die Aeltern und nahen Verwandten müssen gehörig beschenkt werden. Verlangt Einer ein Mädchen zur Frau, das noch kein Geschenk von ihm gefordert hat, so schikt er das Brautgeschenk ihren Aeltern, welche sie dann fragen, ob sie diesen Mann will. Verneint sie es — und dies kann sie dann noch thun, wann sie ihm auch die lezte Gunstbezeugung zugestanden hat — so werden die Geschenke zurükgeschikt. Der Braut Vater, wenn er von Stande ist, schikt auch, sobald die Braut es zufrieden ist, dem Bräutigam ein Geschenk, welches gewöhnlich in einem oder ein paar Sklaven, zwei Kutten, einem Köcher voll Pfeile, einem Säbel, und Wehrgehenke, nebst drei oder vier Fässern Reiß besteht. Es ist aber nicht gut für einen Ehemann, wenn er viele Geschenke von den Aeltern seiner Frau empfangen hat; denn in diesem Falle wird er sich nicht viel Herrschaft über dieselbe anmassen dürfen; auch wird sie, so oft sie es nöthig findet, auf ihr Eingebrachtes pochen, und ihm drohen, sie wolle ihn ganz verlassen, und dann die Geschenke zurükfordern, die ihre Aeltern ihm gegeben haben.*) — Dies können solche Wei-

*) Wie mancher wird hiebei ausrufen: C'est tout comme chez nous!

der, die durch Geschenke erkauft worden sind, ohne daß ihre Aeltern grosse Gegengeschenke gemacht haben, nie thun.

Ueberhaupt sind hier die Weiber ganz der Gewalt des Mannes unterworfen. Nur seine erste Frau genießt einiges Vorrecht, und wird deßhalb Makilmah, d. h. die Hofmeisterinn genannt, ob sie gleich, so wie die übrigen eine Sklavinn ihres Mannes ist.

Uebrigens machen sich diese Negern auch kein Bedenken, Weibspersonen zu heirathen, die ihre Jungferschaft schon verloren haben, wenn sie nur reich sind. Ferner enthalten sie sich sorgfältig ihrer Weiber, sobald solche schwanger zu seyn scheinen.

Acht oder zehn Tage nach der Geburt legen sie ihren Kindern den Namen bei. Ist es ein Knabe, so wird er nach dem Namen dieses oder jenes Mannes benannt. Dies geschieht früh Morgens, und alsbald kömmt der Mann, dessen Name dem Kinde beigelegt wird, in Begleitung seiner Hausgenossen, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und zieht lärmend und singend in dem Negerdorfe herum; die Einwohner, wo er vorbeigeht, gesellen sich mit musikalischen Instrumenten zu ihm. Darauf nimmt er das Kind von der Mutter, legt es mitten in der Versammlung auf ein Schild, und gibt ihm einen kleinen Bogen in die Hand. Nach diesem hält er eine lange Rede hierüber an das Volk,

Digitized by Google

kehrt sich alsdann zu dem Kind und wünscht, e
möge, wie sein Vater, arbeitsam, gastfrei, ei
guter Baumeister und Hauswirth seyn, seine
Nachbars Weib nicht begehren, kein Trunkenbold
Verschwender u. s. w. werden. Worauf er da
Kind aufhebt, ihm seinen Namen beilegt, und e
seiner Mutter oder Säugamme übergibt. Die Ge
sellschaft trennt sich darauf, und die Männer ge
hen auf die Jagd oder Palmwein zu zapfen. Nach
mittags kommen sie wieder in dem Dorfe zusam
men, wo des Kindes Mutter das gefangene Wild
prät mit Reiß kocht, und ihnen eine Mahlzeit be
reitet, bei welcher sie bis in die Nacht schmausen.

Wenn ein Mädchen den Namen erhalten soll, so
wird nicht so viel Lärm dabei gemacht. Die Frau,
welche ihm den Namen geben soll, holt es von sei
ner Mutter oder Säugamme, und bringt das Kind
dahin, wo die meisten von den Leuten des Orts
versammelt sind, legt es auf eine Matte auf die
Erde, gibt ihm einen kleinen Stab, womit diese Ne
gerinnen bei dem Kochen das Essen umrühren, in
die Hand, und ermahnt es alsdann eine gute
Hausmutter und Köchinn, reinlich, keusch, und
eine gute Ehefrau zu seyn, damit ihr Ehemann sie
vor allen seinen andern Weibern lieben, und sie
ihn auf die Jagd begleiten möge. Nach Endigung
dieser Wünsche, wird ihr der Name beigelegt.

Die säugenden Mütter enthalten sich hier so
lange, bis ihr Säugling laufen kann; dann wird

erzugleich entwöhnt. Ihre Wollust, glauben sie, würde ihm Schaden bringen; auch halten sie es für eine große Schande, so unenthaltsam zu seyn. Dies ist warlich viel für so sinnliche, zur Wollust so sehr geneigte Geschöpfe! —

Der älteste Sohn erbt alle Güter, Weiber und Kebsweiber (seine eigene Mutter ausgenommen) seines verstorbenen Vaters, und wo er ohne Familie stirbt, so fällt alles auf seinen jüngern Bruder, wenn einer vorhanden ist. Die andern Kinder versorgt der Vater ordentlich bei seinen Lebzeiten, damit sie nach seinem Tod nicht in Armuth gerathen. Stirbt aber ein Mann ohne Söhne, so ist seines Bruders Sohn sein nächster Erbe, ob der Verstorbene gleich Töchter hatte, und wenn kein Mann in der Familie übrig bleibt, so wird der König sein einziger Erbe, muß aber alle zurükgelassenen Töchter versorgen.

Ist der älteste Sohn bei dem Absterben seines Vaters noch zu jung, um dem Hauswesen vorstehen zu können, so führt sein Oheim, oder der nächste Blutsverwandte die Vormundschaft. Glaubt aber der älteste Sohn des Verstorbenen, wenn er auch noch nicht ganz erwachsen ist, doch das Hauswesen führen zu können, so begibt er sich mit seines Vaters Bogen und Köcher vor den König, beweist durch eine Probe, daß er mit diesen Waffen umzugehen wisse, und begehrt dann die Verwaltung des Vermögens seines Vaters, die ihm auch zugestanden wird.

Digitized by Google

Menschen und Thiere werden hier von mancherlei endemischen in Europa unbekannten Krankheiten geplagt. Hieher gehört die Krankheit, welche die Negern Ibatheba nennen, eine Seuche, welche vorzüglich die Elefanten, Büffel, Ebei und Hunde trifft, aber nicht so viel Menschen tödtet. Die aberglaubischen Negern sagen, ei seien kleine, unsichtbare Männchen, die sie Tebanu nennen, welche diese Thiere und bisweilen auch die Menschen mit ihren Pfeilen verwunden, so daß sogleich faules Fleisch aus der Wunde herausfalle. Der Aberglaube muß also hier die Ursache einer Krankheit erklären, weil ihr stumpfer Verstand es nicht vermag. — Die Kinderpokken wüten hier gar sehr, und rafften vor Zeiten in der Landschaft Sondo die meisten Menschen weg.

Der Blutfluß richtet auch diese Negern häufig hin. Sie glauben, daß ihn die Sovah-Monu oder Zauberer zuwege bringen. Nach der Quoschaer Versicherung war ihnen diese und jene Krankheit unbekannt, bis sie von Sierra-Leona um das Jahr 1627 durch einige Europäer zu ihnen gebracht wurde. — Ferner sieht man hier viele Negern, welche von Krebsgeschwüren sehr geplagt sind, die ihnen Nase, Lippen, Arme und Beine wegfressen. *)

*) Dapper sagt, (S. 401.) diese Krankheit sei der Venusseuche sehr ähnlich, sei aber doch nicht dieselbe, weil die ausschweifendsten Negerinnen damit verschont blieben.

Digitized by Google

Das Kopfweh, hier Hundedung genannt, wird sowohl als das Zahnweh Jidung von diesen Negern sehr oft und heftig empfunden.

Die Negern auf der ganzen Pfefferküste, besonders in dem Lande am Sierra-Leona und in Quoscha sind einem gewaltigen Aufschwellen des Hodenbeutels unterworfen, welches ungemein schmerzhaft ist, und nicht nur allen Beischlaf, sondern gar oft selbst auch das Gehen verhindert. Die Folschaer und Gondoer, sind mit dieser Krankheit nicht so sehr geplagt als die übrigen; auch ist sie anderwärts völlig unbekannt.

Verrükte und Rasende soll es unter diesen Negern auch geben; sie werden Kolga genannt. Manche sind auch in der Einbildung krank, welches bei dem vielfachen Aberglauben derselben gar nicht zu verwundern ist. Z. B. Sie glauben, wer auf die Eier des Vogels Juwa *) tritt, dem sterben alle seine Kinder. Doch geben die Zauberer vor, ein Mittel dagegen zu wissen; wer sich dieser Kur unterwirft, darf von Stund an kein Geflügel mehr essen, und muß das erste Kind, das ihm geboren wird, Juwa benennen.

Solcher Possen gibt es bei diesem unwissenden Volke noch mehrere. —

*) Dapper, welcher dies (am angef. Orte) erzählt, sagt uns nicht, was dies für ein Vogel sei.

Digitized by Google

Der Feldbau ist die vornehmste Beschäftigung der Negern dieser Gegend; denn sie geben sich mit der Handlung wenig ab. Sie haben wenig oder keine Sklaven zu verkaufen, und die große Menge europäischer Schiffe, die längs ihren Küsten vorbei segeln, erschöpft gar bald die Elefantenzähne, das Wachs und das wenige Färbeholz, welches sie zu verhandeln haben.

Die Quoschaer haben beinahe gar kein Grundeigenthum; das Land ist allen gemeinschaftlich, denn da es wenig bevölkert ist, und für Alle überflüssigen Raum hat, so sucht sich Jeder ein Feld aus, welches ihm gefällt, und so lang er es bauet, gehört es sein, sobald er es aber wieder brach liegen läßt, so kann es wer will, in Besiz nehmen. *)

Im Januar oder Anfangs Februars fangen sie gewöhnlich an, ihre morastigen Gründe zum Reiß zuzubereiten, der ihr hauptsächlichster Nahrungszweig ist. Sie säen ihn auf eben die Art, wie die Europäer das Korn, und es folgt immer Einer dem Säemanne nach, der das Erdreich mit einer kleinen Hakke über die Saat streicht.

*) So ist es auch bei den Negern am Sierraleona gebräuchlich, welche überhaupt in ihren Sitten mit den hier beschriebenen Negern sehr viel Uebereinstimmendes haben. (M. s. die Schilderung der Sierraleona-Negern im VII. B. d. W. S. 91. u. ff.)

Digitized by Google

Wann der Reiß, wie es hier gewöhnlich ist, drei Tag nach dem Säen aufschießt, so umgeben sie das Feld mit Palliſaden oder mit einer Hekke, der Elefanten und Büffel wegen, welche dieſes Gewächs ſehr lieben, und oft große Verwüſtungen in ihren Reißfeldern anrichten. Sie laſſen deßhalb auch Sklaven und Jungen wachen, und die Vögel wegſcheuchen. Gegen den Mai ſchneiden ſie den Reiß, und ſäen dann das zweitemal in harten, ebenen Feldern. Mit Anfang des Brachmonats ſchneiden ſie dieſen auch, und verrichten die dritte Saat auf hohen ſteigenden Feldern, die mit Anfang des Wintermonats eingeärndet werden. Die beſtändigen Regen vom April bis in den Herbſtmonat erleichtern die Bearbeitung hoher und harter Felder.

Die Negern geben jedes Mal der Erde zwei bis drei Jahre Zeit, ſich wieder zu erholen, indem ſie dieſelbe ſolange brach liegen laſſen. Die Weiber haben viel beim Feldbau zu thun. An einigen Orten müſſen ſie die Aekker ausjäten, das Geſträuch wegräumen, u. ſ. w. an andern auch ſäen. Sie müſſen durchgehends den Reiß in langen tiefen Mörſern ſtoßen, die aus einem hohlen Stamme eines großen Baumes gemacht ſind, und ihn endlich für die Familie kochen.

Uebrigens bringen dieſe Negern viele Zeit damit zu, daß ſie den Reiß einärndten, ihn auf den Brachfeldern troknen laſſen, in Garben binden,

Digitized by Google

und dem König die Abgabe davon geben, welch in einem unbestimmten Theile besteht, und nich gar soviel als ein Zehnde zu betragen pflegt.

Die Landschaften der Hondoer, Galaer und der Gebbe Monu, bringen den besten Reiß, und allezeit in großer Menge hervor.

Zwischen der Aerndte beschäftigen sich die Quoschaer mit Fischen, Jagen oder Bauen. Niemand aber darf ohne Erlaubniß des Königs Büffel jagen; denn von diesen bekömmt er immer die Hälfte, und von allem andern Wildprät den dritten Theil. Die Flußpferde, deren es hier auch gibt, gehören dem Könige oder Oberhaupte allein zu, und er gibt dem Jäger, der das Thier erlegt hat, bloß was ihm gut dünket, dafür.

Die Fischer geben auch einen Theil ihres Fangs dem Priester des Belli *) für die Jannanin oder Geister der Verstorbenen. Auch die Akkersleute opfern denselben ihre beßten Früchte.

Die Häuser der Quoschaer sind alle rund gebaut, wie in Senegambien, und stehen meistens zwischen Bäumen. Sie haben auch so wohl offene als bevestigte Plätze. Die ersten, die sie Jon Serah nennen, sind zirkelrund gebaut, und mit

*) Dies Belli ist, wie wir aus dem Folgenden ersehen, keine Gottheit der Negern, sondern ein geheimer heiliger Orden.

Bäumen, die sehr dicht gepflanzt worden, eingefaßt. Die bevestigten heissen San Siah, haben vier Roberes oder Arten von Bollwerken, wodurch ein so enges und niedriges Thor in die Stadt geht, daß nur Einer auf einmal hindurch kommen kann. Ueber jedem Thor ist ein Schilderhaus von den Aesten eines Baumes, der Tomba Angoela heißt. Diese Städte sind gleichfalls mit Pfählen von Tombo oder Weinpalmen umgeben, die lang, dik und von sehr hartem Holze sind, und an die Bäume, welche darum stehen, so bevestigt sind, daß man nicht durch diese Umzäunung sehen kann. In gewissen Weiten aber sind enge Oeffnungen, welche zu Schießlöchern dienen können.

Die Straßen der Dörfer und Städte gehen kreuzweis, von einem Robere zum andern, und machen in der Mitte eine Art von Marktplaz.

Alle Einwohner des offenen Landes und der Flekken haben in den San Siah Häuser, zu welchen sie bei einem feindlichen Einfall ihre Zuflucht nehmen können.

Die Flüsse in dem Lande der Quoschaer sind durch die Wasserfälle und Sandbänke für Kähne unbrauchbar. Daher sie eine Art von Flössen haben, die aus zusamengebundenen Tombostäben bestehen, an deren jeder Seite sich ein Strik, der aus gewissen zusammengebundenen Wurzeln gemacht ist, befindet, welche querüber auf die

Höhe von drei Fuß gezogen wird, um die Net
senden vor dem Fallen ins Wasser zu sichern.

Die gemeinste Sprache der Negern in diesem Theile von Guinea ist die der Quoschaer. Es gibt auch noch andere besondere Sprachen, als von Tim, Hondo, Mendo, Folscha, Gala, und Gebbe. Die Sprache der Folschaer ist die zierlichste, und heißt daher Mendisko, oder die Herrensprache, zu Ehren des Königs von Folscha, dem sie unterthan sind. Die von Gala und Gebbe sind etwas von der folschaischen verschieden; die der Rondequoschaer oder Bewohner von Ober-Quoscha ist ein Dialekt, der von der Hauptsprache wie das Niederdeutsche von dem Hochdeutschen verschieden ist.

Die Negern, welche einige Artigkeit besizzen, reden sehr zierlich, und bedienen sich öfters verblümter Redensarten, die sie wol anzubringen wissen.

Sie theilen den Tag nicht in Stunden ein, sondern erkennen nur, wenn es Mitternacht ist, an den fünf Sternen, welche sie Manscha Ding, oder des Herrn Sohn heissen, die außer den Plejaden im Kopfe des Stiers erscheinen.

Ihre Leichenbegängnisse sind in der Hauptsache eben wie bei den schon beschriebenen Negern, ob sie sich gleich in einigen Umständen und Zusäzzen unterscheiden. Wann der Körper des Verstor-

hmen wol abgewaschen ist, so wikkeln sie ihm das Haupthaar in Lokken auf, und sezzen ihn auf Pfosten aufgerichtet, und mit den besten Kleidern, die er bei seinem Leben getragen hat, angezogen, mit einem Bogen in der einen, und dem Pfeile in der andern Hand.

Die nächsten Freunde halten dann eine Art von Scharmüzzel mit ihren Bogen und Pfeilen vor ihm. Darauf knieen sie rund um den Leichnam her, mit dem Rükken nach ihm zugekehrt, und stellen sich an, als ob sie sehr aufgebracht wären, und schießen also ihre Pfeile rund umher in die Luft, um, wie sie sich ausdrükken, damit an dem Tag zu legen, daß sie bereit sind, den Todten gegen einen Jeden, der Uebels von ihm reden würde, oder an seinem Tode Theil haben möchte, zu rächen. Hierauf erwürgen sie einige Sklaven des Verstorbenen, die zuvor mit den allerbesten Speisen bewirthet worden sind, um ihm in jener Welt zu dienen.

Während dieser Zeit unterhalten die Weiber die Frau, werfen sich vor ihren Füssen nieder, und wiederholen oft diese Worte: Bgune, bgune. Das ist: Tröknet eure Thränen ab; oder: Tröster euch!

Nach diesem tragen zwei Leute den Leichnam auf einem Brete oder einer kleinen Leiter zu Grabe. Mit dem Körper werfen sie die erwürgten Weiber und Sklaven, Matten, Kessel, Bekken, und an-

Digitized by Google

dere dem Verstorbenen zuständige Kleinigkeiten hinein. Alles bedekken sie mit einer Matte, und hängen seine Waffen an eine Eisenstange, welche in einem Dache bevestigt ist, das sie über das Grab zu Abhaltung des Regens machen. Eine lange Zeit darnach sezzen sie täglich Speisen dahin, damit der Verstorbene in der andern Welt davon zu essen habe. Wenn eine Weibsperson begraben wird, so hängen sie statt der Waffen ihre Bekken und holländischen Töpfe an die Stange.

Alle von einer Familie, wenn sie auch an noch so entfernten Orten sterben, begraben sie zusammen. Die Begräbnißplätze sind meist verlassene und verwüstete Städte, welche sie Tomburoy nennen. Verschiedene derselben befinden sich am Flusse Plizoge und auf der Insel Maffagh, hinter dem Vorgebirge Monte.

Sie erwürgen die Personen, welche mit den Vornehmen begraben werden, weil sie das Menschenblut viel zu kostbar halten, als daß es um einiger Ursache willen vergossen werden sollte. *) Sie verrichten solches mit einem Strik, den sie ihnen hinter den Nakken binden. Sie verbrennen auch in ihrer Gegenwart die übriggebliebenen Speisen, mit denen sie hätten sollen bewirthet werden, weil sie dieselben für heilig halten.

*) Haben sie etwa diese Blutscheu von der heil. Inquisizion gelernt? Oder ahmt diese jenen darin nach?

Digitized by Google

Diese barbarische Gewohnheit fieng aber schon im vorigen Jahrhunderte an sich zu verlieren; an den meisten Orten, wo sie noch Sitte ist; verbergen die Leute ihre Töchter oder Kinder, sobald des Königs Krankheit tödtlich wird. Daher seine Bedienten seine Gefahr mit aller Sorgfalt geheim halten. Wenn die Verstekten dann wieder nach Hause kommen, so wirft man ihnen ihre Zaghaftigkeit aufs bitterste vor, welches für sie die ärgste Beschimpfung ist; man sagt ihnen, wie schändlich es sei, daß sie mit ihrem Herrn oder Ehemann nicht sterben wollten, dessen Brod sie doch gegessen haben.

Es wird auch von den nächsten Freunden eine Fasten, welche bei gemeinen Leuten zehn Tage nach der Beerdigung dauert, und dreißig Tage bei Vornehmen, gehalten. Diejenigen, welche diese Fasten halten, thun mit Aufhebung beider Hände bei dem Belli = Guwe *) ein Gelübde, während der Zeit keinen Reiß zu essen, auch nichts zu trinken, als was in dieser Absicht in einem Loch in der Erde aufbehalten wird, desgleichen sich des Umgangs der Weiber zu enthalten. Die Weiber hingegen geloben, sich diese Zeit über in nichts, als weiße und schwarze Lumpen zu kleiden, mit ungebundenen Haaren zu gehen, und auf dem bloßen Boden zu schlafen.

Wenn die Fasten vorbei ist, so heben die Büs-

*) Das Zeichen des Belli, wovon weiter unten.

freuden wieder beide Hände in die Höhe, um damit anzuzeigen, daß sie alles genau erfüllt haben. Darauf gehen die Männer auf die Jagd, die Weiber kochen, was jene von derselben mitbringen, und alle schmausen sodann zusammen. Endlich werden diejenigen, welche gefastet haben, mit einem Geschenk von einem Bette, Kleide, Salz, einer Eisenstange und dergleichen fortgeschikt.

Das Ansehen, welches die Quoschaer über die Länder von Silm, Bulm, und Bulmberre, die gleichwohl größer und volkreicher sind als das Hauptland behaupten, rührt von ihrer guten Regierung her, die von klugen und weisen Männern geführt wird. Sie erhalten ihre Unterthanen und Nachbarn in der Unwissenheit, wie klein ihr Land ist, und wie wenig es Einwohner hat, und lassen daher keinen durch ihr Land von Osten westwärts, oder von Westen ostwärts reisen. Dadurch nehmen sie zugleich mehr Theil an der Handlung. Sie dienen ihren Nachbarn als Unterhändler, und führen die Güter durch ihr Land, welche die östlichen Negern den westlichen, oder diese jenen, schikken. Diejenigen, die nordwärts liegen, gehen mit den Quoschaern eben so um, und lassen keine, als die sich unter ihnen verheirathet haben, durch ihr Land zu den Völkerschaften reisen, die weiter hinaufwärts wohnen.

Obwohl die Quoschaer dem Könige der Folschaer zinsbar sind, so hat dieser Herr doch ihrem

Könige

Könige den Titel Dondagh, den er selbst führt, ertheilt, und der König der Quoschaer ertheilt ihn wieder dem König von Bulm Berre, der ihm, und nicht dem Könige der Folschaer huldigt.

Der König der Folschaer ertheilt den Titel Dondagh dem König der Quoschaer folgendergestalt: der leztere liegt flach auf dem Boden, die Folschaer werfen etwas Erde auf seinen Rükken, und fragen ihn, was für ein Name ihm am besten gefällt? Hat er es nun gesagt: so rufen sie ihn *laut* aus: und sezzen das Wort Dondagh mit dem Namen seines Landes hinzu. Darauf heißt man den neuen Dondagh aufstehen, beschenkt ihn mit einem Köcher voll Pfeile, der auf seinen Rükken gehängt wird, und gibt ihm einen Bogen in die Hand, zum Zeichen, daß er nun verbunden ist, das Land mit aller seiner Macht zu beschüzzen. Nach diesem huldigt der Fürst von Quoscha dem Könige der Folschaer, und gibt ihm ein ansehnliches Geschenk von Leinewand, metallnen Kesseln und Bekken.

Der König von Quoscha herrscht dennoch in seinem Lande unumschränkt, und hält sehr vest über seine Vorrechte und sein Ansehen. Er hat eine große Menge Weiber, die meist aus den benachbarten Ländern gebracht werden.

Wenn er öffentlich erscheint, so sizt oder steht er auf einem Korêdo oder Schilde, und gibt damit zu verstehen, daß er der Beschüzzer des Lan-

des, der Anführer im Krieg, und der Vertheidiger der Unterdrükten ist.

Wenn ein Vornehmer vor den König beschieden wird, und auf sein Fordern nicht sogleich erscheint, so schikt er ihm zum Spott von zwei Trommelschlägern begleitet seinen Koredo oder Schild, das Zeichen seiner Oberherrschaft, und deutet ihm dadurch ironisch an, daß er regieren solle, wenn er nicht gehorchen wolle. Die zwei Trommelschläger hören dabei nicht auf, ihre Trommeln zu rühren, bis der Geforderte mit ihnen kömmt, der dann in einer Hand den Koredo des Königs, und in der andern die gewöhnlichen Geschenke trägt. Wenn er vor den König kömmt, so wirft er sich nieder, und streuet Erde auf sein Haupt, bittet um Verzeihung, und erkennt sich für unwürdig, den Koredo des Königs zu haben.

Wenn ein Vornehmer dem König aufwarten will, so überliefert er erst sein Geschenk der vornehmsten unter dessen Weibern, die es dem Fürsten bringt, und bittet, daß dieser Mann möge Erlaubniß erhalten, vor ihm Erde auf sich zu werfen. Gewährt der König diese Bitte, so wird das Geschenk angenommen, und der Ansuchende zugelassen; im gegenseitigen Fall aber stellt man das Geschenk dem Geber wieder zu, der es gleichwohl nicht wagt, nach Haus zu kehren, bis er sich mit dem Könige verglichen hat, welches durch Hülfe von Freunden zu geschehen pflegt, die bei dem Kö-

mg in Gnaden stehen. Darauf wird er zur Audienz gelassen, und das Geschenk angenommen, wenn anders der Fehler nicht gar zu groß ist; denn außerdem läßt sich der König nicht leicht zur Verzeihung bewegen.

Derjenige, der also Verzeihung und Erlaubniß, den König zu sehen, erhalten hat, legt alle seine Kleider ab, bis auf das Pagne, das die Scham bedekt, geht auf ihn zu, neigt sich gegen den Stuhl, auf welchem er auf einer feinen Matte sizt, und beugt ein Knie, wobei er sich so tief neigt, daß sein Kopf auf seinem rechten Arme an der Erde ruhet, dazu spricht er das Wort Dondagh aus, worauf der König antwortet, Namadi! d. h. Ich danke euch. Nach diesem sagt er ihm, er soll sich in einiger Entfernung von ihm auf einen kleinen hölzernen Stuhl, oder wenn es einer von den Vornehmsten, oder ein fremder Abgesandter ist, auf eine Matte sezzen.

Oeffentliche Angelegenheiten und Rechtshändel werden von dem Könige nicht in seiner Wohnung, sondern in dem Kalde oder gemeinen Versammlungshause abgethan.

Wenn ein Gesandter von einem benachbarten Könige kömmt, so schikt er, sobald er an den Gränzplätzen der Folschaer angelangt ist, Nachricht von seiner Ankunft an den König, der sogleich einen Offizier beordert, ihn nach einem Flekken, nahe bei der Residenz zu bringen, wo er verweilt.

bis alles zu seiner Audienz fertig ist. An den bestimmten Tage führen ihn viele Offiziere und Andere in ihren besten Kleidern mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, zur Audienz. Sie machen mit ihrer Musik einen großen Lärm dazu, und hüpfen und tanzen den ganzen Weg hindurch. Wenn sie an den Pallast kommen, so machen die Quoschaer eine Gasse in dem Waffenplaz, durch welche der Gesandte in das Rathszimmer gebracht wird. Ist er ein Solschaer, so dürfen seine Begleiter in diesem Waffenplaz tanzen, keine andere Nazion aber hat diese Freiheit.

Wenn der Tanz vorbei ist, so führt man ihn zur Audienz, und wenn er nahe bei des Königs Simmano, oder Stuhle kömmt, so kehrt er demselben, mit einem Knie auf der Erde liegend, den Rükken zu. In dieser Stellung spannt er seinen Bogen, so scharf er kann, um anzuzeigen, er würde sich glüklich schäzzen, wenn er Gelegenheit hätte, ihn auf diese Art gegen des Königs Feinde zu gebrauchen.

Während dieser Zeremonie singen die Bediente des Gesandten laut, und sagen Verse zum Lobe des Königs her, welches des Königs Leute gegenseitig zum Preisse des Herrn des Gesandten und seiner selbst thun. Sie nennen diese Zeremonie Polo Polo Sammah. Die Schmeicheleien, welche oft wiederholt, und für die angenehmsten gehalten werden, sind: „Komme, Bolles Ma-

dung!" d. i. Niemand kann seiner Hände Arbeit nachmachen! — „Dogo Falma, Ando Mu!" d. i. Er ist der Ueberwinder des Dogo Falma. — „Sulle Tomba Quarryasch!" d. i. Ich hänge wie Pech oder Schwefel auf dem Rükken derer, die mir widerstehen wollen.

Nach Endigung dieser Lobreden läßt der Gesandte einen seiner Bedienten hervor treten, und vor dem König auf seinen Leib Erde werfen; denn er selbst ist hievon, in Betrachtung seines Karakters, frei. Während dieser Zeremonie tanzen alle Beistehende um den Simmano, mit seltsamen Stellungen und Bewegungen, mit ihren Bogen und Pfeilen. Darauf bittet der Gesandte, man möchte ein Stillschweigen anbefehlen, und hält seine Rede. Der Silli, oder des Königs Dollmetscher, der gewöhnlich nächst des Königs Simmano steht, übersezt dieselbe ordentlich von Wort zu Wort. Betrift es Staatsangelegenheiten, so wird die Antwort bis nach gehaltenen Berathschlagungen aufgeschoben, sonst aber sogleich ertheilt. Darauf führt man den Gesandten wieder nach Haus, und die Geschenke werden vor den König gebracht, da bei jedem Stük gemeldet wird, warum man es sende.

Auf die Nacht schikt der König seine Sklaven, um bei dem Gesandten Wache zu halten. Darauf bringen ihm des Königs Weiber in ihrer besten

Kleidung, in verschiedenen Schüsseln Fleisch und Reiß, nach der Menge seiner Bedienten. Nach dem Abendessen schikt der König den Palmwein und seine eigenen Geschenke, die in einigen metallnen Kesseln oder Bekken u. d. gl. bestehen. Wird ein Europäer mit seinen Geschenken angenommen, so verstattet man ihm, mit dem König, und von seinen eigenen Speisen zu essen. Was von des Gesandten Abendmahlzeit übrig bleibt, das ist für des Königs Weiber. —

Kein Volk unter den Negern hält so viel auf Zeremonien, als diese Quoschaer, und der sicherste Weg, mit ihnen zurecht zu kommen, ist, daß man sich in ihre Gewohnheiten schikt.

Ein Weib, das wegen Ehebruchs angeklagt wird, muß auf das Belli paaro *) schwören, mit dem Wunsch, daß der Geist sie hinrichten möge, wofern sie schuldig wäre. Wird sie nachgehends eines falschen Schwures überzeugt; so führet sie ihr Ehemann des Abends auf den Markt, wo der Rath **) sizt. Sie rufen erstlich die Jan-

*) Dies ist das heilige Zeichen des schon erwähnten geheimen Ordens; die Negern selbst nennen dasselbe das Sinnbild einer geistlichen Wiedergeburt. Unsere Schriftsteller sprechen nicht deutlich genug von diesem Heiligthum. Das nähere darüber weiter unten.

**) Nämlich des Ordens.

nanin an, bedekken darauf ihre Augen, daß sie die Geister nicht sehen soll, die sie wegführen werden; alsdann wird ihr ein strenger Verweis wegen ihrer Aufführung gegeben, und ihr aufs grausamste gedrohet, wenn sie ihr schändliches Leben nicht ändern würde. Auf diese Art wird sie von den Jannanin wieder los gelassen, und man höret ein verwirrtes Getöse von Stimmen, welche ihr zurufen: „Ob dies Verbrechen gleich eine sehr harte Strafe verdiente, so sollte es ihr doch, als das erstemal, verziehen seyn, nur müßte sie fasten und büßen; übrigens erwartete man dabei von ihr, sie würde so keusch leben, daß sie auch keine jungen Knaben in die Arme nähme, noch Mannskleider anrührte!“—

Verfällt sie sodann wieder in das vorige Verbrechen, so kommen, nachdem man sie überwiesen hat, der Belli-mo, oder einige von den Saggonos, in Begleitung verschiedener Leute, die ein Getöse mit einer Art von Fidel machen, des Morgens in ihr Haus, und bringen sie auf den öffentlichen Plaz. Daselbst nöthigen sie dieselbe, dreimal rings herum zu gehen, während sie beständig ein großes Getöse machen, damit alle diejenigen, die von der Brüderschaft der Belli sind, sehen können, was vorgeht, und sich nach der Anzeige richten. Diejenigen, die nicht dazu gehören, wagen sich nicht, den Kopf zum Fenster hinaus zu strekken, aus Furcht, die Jannanin würden

sie wegführen. Darauf führen sie die Verbrecherinn nach dem heiligen Wald des Belli, und von der Zeit an hört man nichts mehr von ihr. Die Negern bilden sich ein, die Waldgeister führen solche Weiber weg; vermuthlich aber werden sie um ihrer Einbildung nach den Zorn des Belli zu besänftigen, hingerichtet.

Wird einem Manne Diebstahl, Mord oder ein falscher Eid Schuld gegeben, und ist nur ein Verdacht wider ihn, oder er ist nicht genug überwiesen, so nimmt er die Reinigung des Belli. Dieses macht der Belli-No oder Priester mit der Rinde eines Baumes und mit Kräutern, die auf die Hand der angeklagten Person gelegt werden. Ist er schuldig, so wird ihm, wie die Negern sagen, gleich die Hand weggebrannt, außerdem aber kein Schaden zugefügt.

Bisweilen läßt ihn der Belli-No einen starken Trunk von einem Getränke thun, das aus Rinden von den Nelle- und Quonibäumen gemacht wird, die sehr dik sind. Man hält es für ein schröckliches Gift. Ist er unschuldig, so bricht er es sogleich von sich; im andern Falle aber schäumt es um seinen Mund herum, und entdekt sein Verbrechen, welches mit dem Tode bestraft wird.

Verbrecher, die solchergestalt überwiesen worden sind, richtet man ordentlich in einem Walde oder auf einem von ihrem Dorfe weit entfernten Plazze hin. Daselbst kniet der Verurtheilte mit

niedergebogenem Haupte, und der Scharfrichter durchschießt ihn mit einem kleinen Wurfspieß. Wenn der Leichnam zu Boden gefallen ist, so haut er den Kopf mit einer Axt oder einem Messer ab, viertheilt ihn, und gibt die Stükke den Weibern des Hingerichteten, die allemal dabei sind, und diese Stükke auf einige Misthaufen um das Land herum werfen müssen, damit sie daselbst von wilden Thieren und Raubvögeln gefressen werden. Die Freunde des Verbrechers kochen den Kopf, und trinken die Brühe aus; die Hirnschale aber hängen sie zu ihrem Fetisch auf. *)

Was die Religion der Quoschaer betrifft, so erkennen sie zwar einen Schöpfer aller Dinge, können sich aber keinen rechten Begriff von ihm machen. Die Negern von Bulm und Timna haben seltsame Vorstellungen von ihm. Durchgehends nennen diese Negern das höchste Wesen Kano oder Kanu, und schreiben ihm unendliche Macht, Allwissenheit und Allgegenwart zu. Alles Gute kömmt ihrer Meinung nach von ihm, aber er ist nicht ewig, und es wird ein anderes Wesen kommen, die Böse zu strafen, und die Guten zu belohnen.

Die Todten werden ihrem Glauben nach Geister, welche sie Jannab oder Jannanin nen-

*) Die Fetische scheinen bei diesen Negern blos Talismane, Zaubermittel, nicht sowohl Sinnbilder zu seyn; denn sie rufen ja unsichtbare Geister an.

nen, welches Patrone und Beschüzzer andeutet. Sie sollen ihre vormaligen Anverwandte und Nachkommenschaft schüzzen; daher thun sie die vorerwähnten Fragen an den Todten. Wenn ein Mann einer großen Gefahr auf der Jagd u. d. gl. entgeht, so opfert er bei seiner Zurükkunft, auf dem Grabe seines vermeinten Befreiers einen Bok, Reiß und Palmwein, als eine Danksagung, in Gegenwart der Anverwandten des Verstorbenen, die dabei tanzen und singen.

Ist Einer beleidigt worden, so geht er in die Wälder, wo, wie sie glauben, diese Geister wohnen, und ersucht mit Heulen und Geschrei Rano und die Jannanin, daß sie die Bosheit seines Gegners, den er nennt, bestrafen mögen. Ist er in einiger Gefahr, so beschwört er den Geist seines besten Anverwandten, er solle ihm daraus helfen. Andere befragen sie um zukünftige Dinge, z. B. ob bald ein europäisches Schiff mit Waaren ankommen und handeln wird? u. d. gl.

Kurz, sie haben für die Geister der Verstorbenen eine unbegränzte Ehrfurcht, und verlassen sich auf sie als auf Schuzgötter. Niemals trinken sie Wasser oder Palmwein, ohne erst etwas für die Jannanin auszugießen, und zur Bekräftigung einer Sache schwören sie bei der Seele ihrer verstorbenen Verwandten. Dies thun die Könige selbst, und so große Ehrfurcht sie auch für Rano zu haben scheinen, so scheint es doch, daß ihr gan-

Digitized by Google

zer Religionsdienst sich auf diese Seelen richte; auch hat jedes Dorf einen Plaz in dem nächsten Walde, um sie anzurufen.*)

Drei verschiedenemale im Jahre führen diese Negern häufige Lebensmittel für die Jannanin in die Wälder. Bedrängte begeben sich dahin mit lautem Geschrei, Gottes und der Jananin Beistand anzurufen.

Weibern, Jungfern und Kindern ist es aufs schärfste untersagt, in diese Wälder zu gehen; man beredet sie daher von ihrer Kindheit an, die Jannanin würden sie sogleich tödten, wenn sie diese heiligen Oerter beträten.

Mit diesem Aberglauben verbinden sie verschiedene andere. Sie haben ihrem Vorgeben nach Zauberer und Wahrsager, auch eine besondere Art Leute, die sie Sovah Monusin, d. i. Vergifter und Blutsauger nennen. Diese sollen das Blut aus einem Menschen oder Thier saugen, oder es wenigstens so verderben, daß schmerzhafte Krankheiten entstehen. Eine andere Art Zauberer heissen Senart, die durch ihre Bezauberungen den Reiß verhindern können, daß er nicht aufschießt, und zur Reife kömmt. Diese Zauberei wird Pilli genannt.

Ferner glauben diese Negern, daß es Zauberer

*) Dies hängt alles mit dem weiter unten beschriebenen Orden zusammen.

Digitized by Google

gäbe, welche eine Spinnwebe durch eine Nähnadel ziehen, und diese so durch die Luft abschikken, daß sie den trift, welchem sie bestimmt ist, Krankheit oder Tod zu bringen.

Diese abergläubischen Leute sagen auch, der Sovah, d. i. der Teufel, besäße die Leute, die aus Tiefsinnigkeit oder Verzweiflung sich von anderer Gesellschaft in die Wälder entfernen; daselbst weise ihnen der Sovah die Kräuter und Wurzeln, auch die Stellungen, Worte und Zeremonien, welche zu solchen boshaften Verrichtungen nöthig sind. Wenn man solche Leute bekömmt, so richtet man sie hin. *) Aus Furcht, sie möchten ihnen oder den wilden Thieren begegnen, reisen die Negern selten ohne Gesellschaft durch die Wälder, und führen eine gewisse Masse bei sich, die sie vor dem boshaften Sovah schüzzen soll, von denen sie tausend Mährchen erzälen.

Wenn man Verdacht hat, daß Jemand gewaltsam umgebracht worden sei, so wascht man die Leiche nicht eher, als bis eine scharfe Untersuchung darüber angestellt worden ist. In dieser Absicht wikkeln sie einige alte Kleidungen des Verstorbenen mit Abschnizzeln von seinem Haar und seinen Nä-

*) Da haben wir unsre leibhaftigen Hexen, die vor hundert Jahren bei uns so menschenfreundlich verbrannt worden sind! — Der Aberglaube ist sich doch überall gleich! —

Digitized by Google

gen ein. Auf dieſe ſtreuen ſie Sägeſpäne von dem Holze Mammon und Färbeholz, und beveſtigen das Bündel an die Bahre, welche zwei Negern um den Plaz herum tragen. Vor dieſem gehen Prieſter, die mit zwei Aexten gegen einander ſchlagen, und den Leichnam fragen, wo, wann, von wem und warum er hingerichtet worden ſei, und ob ihre Gottheit, Rano, ihn in ſeinen Schuz genommen habe? Wenn der Geiſt durch eine gewiſſe Bewegung der Köpfe von den Leichenträgern ihnen zu verſtehen gibt, daß es die Sovah Munuſin ſind, ſo fragen ſie weiter, ob der Zauberer eine Manns- oder Weibsperſon iſt, und wo er ſich aufhält?

Der Geiſt entdekt dies auf eben die Art, und führt ſie zu dem Wohnplaz des Zauberers, wo ſie ſich ſeiner bemächtigen, und ihn über die Beſchuldigung befragen. Läugnet er, ſo muß er den Quoni, einen abſcheulich bittern Trank, nehmen; wenn er nun drei volle Kalebaſchen davon getrunken, und ihn wieder von ſich gebrochen hat, ſo wird er los geſprochen; ſchäumt es aber nur aus ſeinem Munde, ſo wird er gleich hingerichtet. Man verbrennt ſeinen Leichnam alsdann auf dem Plazze und die Aſche wird in den Fluß oder in die See geworfen, wenn es auch eine noch ſo vornehme Perſon geweſen wäre. *)

*) Man vergleiche damit die ähnliche Sitte der Negern in Sierraleona. (Im VII. B. d. M. S. 117. u. f.)

Dieser Trank besteht aus der Rinde eines gewissen Baumes, die in einem hölzernen Mörser gestoßen, und mit Wasser ausgezogen wird. Es ist ein sehr scharfer gefährlicher Saft, und wird gewöhnlich im Fall eines Verdachts wegen großer Verbrechen den Gefangnen früh Morgens gegeben.

Alle Negern dieser Gegend beschneiden ihre Kinder in einem Alter von sechs Monaten, eine Sitte, die man seit undenklichen Jahren beobachtet. Einige Mütter schieben es aus Zärtlichkeit bis auf das Alter von drei Jahren auf, damit es die Kinder leichter und sicherer ausstehen. Sie heilen die Wunde mit dem Saft gewisser Kräuter.

Ob man gleich nicht bemerkt, daß die Negern die Sonne oder den Mond anbeten, so enthalten sie sich doch jeden Neumond in den Städten und auf dem Lande von aller Arbeit, lassen auch um diese Zeit keinen Fremden sich unter ihnen aufhalten, unter dem Vorwand, ihr Mais und Reiß würden sonst roth werden, weil der Neumondstag ein Bluttag ist, wie sie sich ausdrükken; daher sie ihn meist mit Jagen zubringen. —

Bei den Negern vom Hondo, Manu, Folscha, Gebbe, Sestro, Bulm, Silm, und selbst auch in Sierra Leona findet man zwei geheime Orden, die ihrer Seltsamkeit wegen eine besondere Beschreibung verdienen.

Digitized by Google

Der erste derselben ist der Orden des **Belli**, dessen Glieder grosse Vorrechte genieſſen. Sie sind die Verwahrer der Religionsgeheimniſſe, mit welchen der Pöbel getäuscht wird; die hohen Räthe der Nazion, die Richter über Leben und Tod, die Vollstrekker der Geſezze — überhaupt heilige, über die Andern erhabene Menſchen, welche auf die Lajen mit Verachtung herabſehen, und ſie **Kolga** oder **Quolga**, d. h. Unwiſſende nennen; bei diesen stehen die sogenannten **Bezeichneten des Belli** in der gröſsten Achtung. An der Spizze dieſer geheimniſsreichen Geſellſchaft ſteht der König, und dirigirt ihre Verrichtungen, ob er gleich ſelbſt ihren Geſezzen unterworfen iſt. Wir haben ſchon oben geſehen, daſs dieſer Orden im Beſiz der Beſchwörungen und des Reinigungstrankes iſt; er übt aber auch noch eine andere Gewalt aus, denn er räumt Leute aus dem Weg, die ihn beleidigt, oder ein Verbrechen begangen haben, und es heiſst dann die Verſchwundenen ſeien von den **Jannanin** oder Geiſtern geholt worden. Dieſe **Jannanin** ſind eigentlich die Masken, hinter welchen jene Leute ihr Spiel treiben, *)

Man ſieht ſchon aus dem Geſagten, daſs die-

*) Dieſer geheime Orden hat mit der Purrah am Scherbro einige Aehnlichkeit, doch ſcheint er nach Matthews allzukurzer Schilderung (m. ſ. S. 145. im VII. B. d. M.) von demſelben weſentlich verſchieden zu ſeyn.

ser geheime Orden ein politisches Institut ist, dessen Zwek darin besteht, den Pöbel mit Hülfe des Aberglaubens geduldig unter der Herrschaft der Vornehmen zu erhalten. Eine kluge Einrichtung, die dem Erfindungsgeiste der Negern warlich Ehre macht! Zugleich ist es auch eine Erziehungsanstalt, in welcher künftige Staatsmänner gebildet werden, wie wir sogleich aus den Zeremonien ersehen werden, welche mit der Aufnahme der Kandidaten verbunden sind.

Der König, als das Oberhaupt des Ordens veranstaltet alle zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre die Feierlichkeit zur Aufnahme und zum Unterrichte der Ordenskandidaten. Diese sind keine andre als Jünglinge von Fähigkeit, Söhne angesehener Leute. Wahrscheinlich um eine allzustarke Konkurrenz der Kandidaten zu verhindern, wird allen Uneingeweihten vorgeschwazt, die Novizen würden auf einem Roste gebraten und verbrannt, wodurch sie dann einen ganz neuen Körper und einen neuen, mit höheren Wissenschaften ausgeschmükten Geist bekämen. Deswegen müssen angesehene Aeltern, welche ihre Söhne emporzubringen wünschen, diese oft mit Gewalt dazu zwingen; auch weinen die Mütter bittere Thränen über die eingebildeten Leiden ihrer geliebten Kinder.

Sobald nun diese Feierlichkeit vor sich gehen soll, wird auf Befehl des Königs ein Stük Landes von etwa zwei bis drei Meilen im Umkreise, mitten

mitten in einem großen Walde, wo es Palmen und andre Fruchtbäume gibt, ausgezeichnet und abgeräumt. Auf diesem Plaz erbaut man taugliche Hütten, und richtet das Land zur Pflanzung der Lebensmittel zu, die zum Unterhalt der Schüler erfordert werden, welche nach Befinden der Umstände vier bis fünf Jahre in dieser Einsamkeit zubringen müssen. Dabei verkündet man jedesmal, daß die ganze Zeit über, da die Schule dauert, keine Uneingeweihte und keine Weiber sich dem heiligen Walde nähern sollen, aus Furcht sie möchten ihn verunreinigen, und den Belli erzürnen, der die Uebertreter, ihrer Meinung nach, gewiß bestrafen würde. Auch glaubt der Pöbel, die Ordenskandidaten giengen hier mit den Geistern selbst um.

Wenn nun die Soggonos oder Ordens-Aeltesten des Belli, welche vom König, der sich gewöhnlich auch auf einige Tage zu ihnen in den Wald begibt, zur Regierung der Schule verordnet worden sind, ihre Plätze eingenommen haben; so rufen sie die Gesezze vor den Mitgliedern aus, und verbieten ihnen außer den Gränzen der Schule zu gehen, oder sich zu Leuten zu halten, welche das Ordenszeichen nicht an sich haben, zu dessen Annahme sie die Schüler zubereiten. Dieses Ordenszeichen besteht in gewissen Schnitten längs des Halses herunter, bis zum Schulterblatt; die Operazion ist schmerzlich, wird aber in wenig Tagen

mittelst gewisser Kräuter geheilt. Die Narben sehen hernach aus, als ob Nägel ins Fleisch gedrükt wären, und jeder bekömmt alsdann zum Zeichen seiner neuen Geburt einen neuen Namen.

Die Schüler gehen, so lange sie hier sind, völlig nakkend, und müssen von den Soggonos und ihren Aeltern unterhalten werden, die ihnen Reiß, Bananas, und andere Lebensmittel senden; dabei aber glauben sie, dies sei bloß ein Opfer für die Geister, und die Jünglinge essen die Zeit über gar nichts.

So lange nun die Kandidaten im Walde sind, werden sie von den Soggonos in den geheimen Künsten des Ordens und besonders in den Grundsäzzen ihrer Staatskunst unterrichtet. Auch lernen sie den Belli-Dong, einen eignen Gesang singen und den Belli-Tanz tanzen, welches die äusserlichen Gaukeleien bei dieser Zeremonie sind.

Wenn nun die Zeit des Unterrichts oder der Umwandlung der Kandidaten, wie es die Negern nennen, verflossen ist, so verlassen alle den Wald und begeben sich in besondere Wohnungen, die zu dem Ende einige Meilen von den vorigen gebaut sind. Daselbst werden sie von ihren Verwandten beiderlei Geschlechts besucht, die sie lehren, ihre Körper zu waschen, sie mit Palmöl zu salben, und sich in Gesellschaft artig aufzuführen; denn es gehört mit zu der Gaukelei dieses Ordens, daß

Digitized by Google

man die Uneingeweihten beredet, die Neulinge hätten durch ihre Umwandlung alles Irdische verlernt.

Wenn auf diese Art einige Tage zugebracht worden sind, so bekleiden sie ihre Aeltern um den Unterleib, und zieren ihren Hals mit Korallenschnüren, die mit Leopardenzähnen vermengt sind. Ihre Schenkel werden mit metallnen Glokken und Ringen behängt, und der Kopf mit einer tiefen Kappe bedekt, unter welcher sie kaum hervorsehen können; der Leib aber wird mit häufigen Federn von allerlei Farben ausgepuzt. In diesem Puzze führt man sie auf den öffentlichen Plaz in des Königs Stadt. Daselbst ist eine Menge Volks, besonders Weibsleute, von allen Gegenden des Landes versammelt, vor denen die jungen Ordensgenossen ihre Kappen abnehmen, und ihr Haar einer nach dem andern frei fliegen lassen, und eine Probe von ihrer Tanzkunst ablegen. Wer bei dieser Probe nicht wol besteht, wird von den Weibern verspottet; sie rufen öffentlich aus: „Der hat seine Zeit mit Reißessen zugebracht!" —

Nach dem Tanze rufen die Soggonos jeden Jüngling nach der Reihe bei dem Namen, der ihm beim Eintritt in die Schule gegeben wurde, und stellen ihn seinen Aeltern und Anverwandten vor.

Nun ist also der Aufgenommene ein ordentliches Mitglied dieser Gesellschaft und besizt alle ihre Vor-

Digitized by Google

rechte, zu welchen auch das Beschwören bei de
Belli-Paro gehört. Diese Beschwörung geschie
auf folgende Art: Wenn ein Ordensglied einen
Uneingeweihten kraft seiner heiligen Vorrechte E
was gebieten oder verbieten will, so stekt er eine
Stok mit einem Binsenbüschel, wie ein Besen ge
staltet in die Erde, und läßt durch zwei oder dre
Menschen zu wiederholten Malen die Beschwö
rungsformel: Huquonono Huquo! ausrufen
Wer dann dawider handelt, fällt in eine verhält
nißmässige Strafe, welche meistens darin besteht
daß man ihn nakt in einem Korb voll Dornen her
umschleppt und mit scharfer Pfefferbrühe über
gießt. —

Was endlich das Ding selbst betrifft, welche
diese Negern Belli nennen, so ist es eine Masse
welche von dem Belli-No oder obersten Prie
ster, auf Befehl des Königs, aus einem unbe
kannten Stoffe gemacht wird, den man knetet und
wie Teig bearbeitet. Bald hat es diese, bald je
ne Gestalt, so, wie es jedesmal die Umständ
erfordern. Dieses bäkt er alsdann, und es wird
gegessen. Es ist erstaunlich, was für einen Ein
druk dies bei dem Volke macht, das es für heilig
hält, und glaubt, es könne mit des Königs
Einwilligung, (denn ohne dieselbe vermag es nichts)
schrökliche Strafen anthun. Selbst die Königs
und Priester, die diesen Betrug, das Volk in der
Unterthänigkeit zu erhalten, erfunden haben, sind

jetzt durch die lange Gewohnheit so abergläubisch darüber geworden, als der Pöbel. —

Der zweite Orden dieser Negern ist bloß für das weibliche Geschlecht gestiftet. Es ist eigentlich keine geheime Gesellschaft, denn jedes Mädchen wird dabei zugelassen und die Zeremonie selbst hat im Grunde kein Geheimniß; auch scheint sie bloß gestiftet zu seyn, um die Weiber durch eine Gaukelei für die Ausschliessung von dem Belli-Orden schadlos zu halten. Diese Zeremonie hat zum Hauptgegenstand die Beschneidung des weiblichen Geschlechts, und gibt keines von den Vorrechten, die mit dem männlichen Belli-Orden verknüpft sind. Sie schreibt sich aus dem Lande Gala her, von wo sie sich weiter umher verbreitet hat. *)

Die dazu gehörigen Feierlichkeiten sind diese: Zu einer gewissen Zeit, die der König bestimmt, wird mitten in einem Wald eine Menge Hütten erbaut, um alle Mädchen und Weiber aufnehmen zu können, welche in diesen Bund, welcher Nesogge genannt wird, eintreten wollen. Man nennt diese Kandidatinnen Simodisino, oder die

*) Wie diese Sitte am Flusse Sierraleona beobachtet wird, haben wir S. 183. u. ff. im VII. B. d. M. gesehen.

Töchter des Sandi. Sobald sie alle versamme
sind, tritt die Sogwilli oder Goullà, das älte
Weib von diesem Orden, welches der König d
Schule zu regieren geschikt hat, ihr Amt damit a
daß sie ihren Schülerinnen Hüner zu essen gibt
welche Sandi-Lati d. h. Hüner des Bundes g
nannt werden. *) Durch denselben ermahnt
ihre Schülerinnen, die vier Monate über in ihr
Schule ruhig und vergnügt zu seyn. Alsdan
scheert sie ihre Köpfe, und nachdem sie sich auf ih
ren Befehl nakt ausgezogen haben; denn sie dü
fen diese Zeit über keine Kleider tragen, so führt
sie alle zu einem Bach in dem heiligen Walde, w
sie von ihr gewaschen und beschnitten werden. **
Dieses ist eine sehr schmerzliche Operazion; d
Wunde wird aber mit gewissen Kräutern innerha
zwölf Tagen geheilt.

Von dieser Zeit an werden sie täglich in de
Tänzen und Liedern des Sandi unterrichtet, wel
che nicht gar ehrbar sind. Während welcher Zei

*) Bei den Negern am Rio Sestro hat die Bundesheı
ne eine andere Bestimmung. (M. s. oben Seite 68.)

**) Dapper sagt (S. 417.) ausdrüklich: „Die Pri
sterinn schindet ihnen den Küzzel der Wollust au
der Scham." Dies will nichts anders sagen, al
die Vorhaut des Klitoris wird beschnitten, welche
ganz mit der Angabe Blumenbachs (De varietat
gen. hum. nat.) übereinstimmt.

Digitized by Google

auch Weiber sie besuchen dürfen, aber keine andere, als solche, die schon beschnitten sind, und zwar nicht anders als ganz nakt.

Wenn die Zeit der Prüfung vorüber ist, so schikken die Aeltern ihren Töchtern rothe Kleider, Glaskorallen, Metallglokken und Ringe an die Füße, um sich damit auszupuzzen. In diesem Staate werden sie von der Sogwilli in das Dorf zurükgeführet, wo ein Haufen Volks von allen Seiten herzudringt, sie zu sehen. Wenn sich die alte Matrone daselbst niedergesezt hat, tanzen die Töchter des Sandi eine nach der andern, nach einer kleinen Trommel, und wenn der Tanz vorbei ist, so werden sie jede nach ihrer Wohnung zurük geschikt.

Dies ist alles, was uns Dapper und andre Schriftsteller von den Sitten dieser Völker berichtet haben.

Digitized by Google

Diesen Abschnitt, in welchem wir Alles, was sich von Nachrichten über diesen so wenig besuchten Küstenstrich in unsern Schriftstellern vorfand, zusammengereiht haben, müssen wir mit dem herzlichen Bedauern schliessen, daß diese Erdgegend noch so wenig und in neueren Zeiten gar nicht untersucht worden ist! — Wie wenig sind wir seit Dapper's Zeiten, seit einem vollen Jahrhunderte in der Kenntniß dieses Landes vorgerükt, und doch zeigt uns schon das Wenige, das wir davon wissen, daß es der Aufmerksamkeit der Erdforscher in mancher Rüksicht sehr würdig ist!

Möchte es der brittischen Gesellschaft, die sich zur Erforschung von Afrika so rühmlich verbunden hat, gefallen, auch diese Theile näher untersuchen zu lassen! *)

Derselbe Wunsch erstrekt sich auch auf die Elfenbeinküste, deren Beschreibung hier folgt.

*) Von dem neuern Erfolge ihrer Bemühungen folgen im Anhang zu diesem Bande einige Nachrichten.

Digitized by Google

(II)

Beschreibung der Zahn- oder Elfenbeinküste und ihrer Einwohner, nebst P. Loyer's Reise nach Issini.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zahn- oder Elfenbeinküste — welche so wie die übrigen Theile des Küstenstrichs von Guinea, ihren Namen von ihrem wichtigsten Handelsartikel von den frühern europäischen Seefahrern erhalten hat — ist uns nicht viel besser bekannt, als die erstbeschriebene Pfefferküste.

Denn auch von dieser Elfenbeinküste vermissen wir noch vollständige spezielle, befriedigende Nachrichten. Die einzige und beßte allgemeine Beschreibung von derselben haben uns die Herausgeber der allgemeinen Historie der Reisen (im III. B. S. 648 bis Ende) geliefert. Sie haben dazu dieselben Schriftsteller benüzt, aus welchen sie auch ihre Beschreibung der Pfefferküste zusammengeschrieben haben.

Ausser dieser Beschreibung der Elfenbeinküste besizzen wir aber auch noch eine besondere Reise dahin, welche von einem einzelnen Theile dieser Küste sehr schäzbare Nachrichten enthält — nämlich die Reisebeschreibung des P. Loyer's nach Issini.

Digitized by Google

Dies ist aber auch Alles, was wir von diesem Theile haben, und dies Wenige wollen wir hier sorgfältig zusammenfassen, um doch Etwas liefern zu können, das einstweilen als Beitrag zur Ausfüllung jener grossen Lükke angesehen werden kann.

Zu dem Ende liefre ich hier zuerst die erwähnte allgemeine Beschreibung der Elfenbeinküste, und dann einen kernichten Auszug aus P. Loyer's Reise nach Issini.

Eine reichere Aerndte wartet unser bei der Beschreibung der Gold- und Sklavenküste, von welchen beiden wir treffliche Reisebeschreibungen und einzelne Nachrichten besizzen.

Digitized by Google

I.

Allgemeine Uebersicht der Zahn- oder Elfenbeinküste,

nebst einigen Bemerkungen über die Naturgeschichte derselben.

Die Zahn- oder Elfenbeinküste (holl. Tand-Kust) ist derjenige Theil von Guinea, welcher zwischen dem Palmenkap (westlich) und dem Dreispizzenkap (östlich) liegt. Darin stimmen alle Erd- und Reisebeschreiber überein, aber in der Angabe der eigentlichen Gränzen weichen sie sehr von einander ab. Die meisten nehmen zwar auch jene beiden Vorgebirge als die Gränzen dieses Küstenstrichs an *), welches für die Küstenfahrer wol schiklich ist, in der Geographie aber Verwirrungen veranlaßt, indem dadurch Länder zerstükkelt werden, welche füglicher der Goldküste beizuzählen sind. Auch gehen vorzüglich die Holländer nicht das Dreispizzenkap, sondern den Rio Sueiro da Kosta oder Issinifluß als die östliche Gränze an. **)

Am schiklichsten denke ich rechnen wir diese Küste vom Palmenkap (oder von Growa an dem-

*) So auch Des Marchais.

**) Nach Barbot.

selben) an, bis zum Kap Apollonia (östlich von Issini) wo die eigentliche Goldküste mit den Niederlassungen der Europäer ihren Anfang nimmt. — Daß die Elfenbeinküste von der vorzüglichsten Waare, welche die Europäer daselbst einhandeln, so genannt wird, ist schon erinnert worden.

Dieser ungefähr 80 Meilen lange Küstenstrich wird in folgende Theile abgetheilt:

I. Die Elfenbeinküste im engern Verstande — vom Palmenkap an bis zum St. Andreasflusse. (Auch die Bewohner dieser Küste werden zu den bösen Leuten gerechnet.)

II. Die Küste der bösen Leute (Costa de male gentes) — vom St. Andreasflusse bis zum Kap Laho (nach Andern nur bis zum Flusse Lagos, etwas östlicher) — Diese Küste hat ihrer Einwohner wegen, welche als sehr böse Menschen, ja sogar als Menschenfresser verschrien sind, diesen Namen erhalten.

III. Die Quaquaküste oder die Küste der guten Leute, vom Kap Laho bis zum Rio Sueiro da Kosta oder Issiniflusse. — Andre rechnen die Quaquaküste bis zum Kap Apollonia. Den Namen Küste der guten Leute hat dieser Strich bloß im Gegensaz der vorigen, westlicheren Küste erhalten; denn ihre Einwohner sind nicht besser, als andre Negern; aber umgänglicher als ihre westlichen Nachbarn; sie werden Quaqua genannt, weil man dies Wort, das einen Gruß bedeuten

Digitized by Google

soll, oft von ihnen hört. *) — Auf dieser Küste liegt das Land Adow — und auf der Westseite des Rio Sueiro das kleine Negerkönigreich Abassan.

IV. Die Küste von Issini, zwischen dem Rio Sueiro da Kosta und dem Kap Apollonia. — Hier liegt das Land Issini und das kleine Negerkönigreich Guiomere; auch wohnen auf dieser Küste die sogenannten Veteres- und Rompaß-Negern. (Von welchen weiter unten.)

Die ganze Elfenbeinküste ist ein niedriges Land; die merklichsten Erhöhungen, die man von der See aus sieht, sind die Vorgebirge, von welchen folgende drei allein einer Erwähnung verdienen: Das Palmenkap (Cabo das palmas) auf der Westgränze — das Kap Laho oder La Hou in der Mitte, — und das Kap Apollonia auf der Ostgränze. — — Ostwärts von dem Andreasflusse sind auf den Spezialkarten einige An-

*) Die Holländer nennen diese Küste auch die Sechsbandküste oder die Küste der sechs Streifen, so wie einen andern Theil derselben die Fünfbandküste oder die Küste der fünf Streifen, weil die Negern dieser Gegenden feine baumwollene Zeuchs verfertigen, die sie aus fünf oder sechs Streifen zusammensezzen, indem sie nur schmale Streifen weben können. Diese Zeuche werden auch unter dem Namen der Quaquatücher, doch in geringer Menge, nach Europa gebracht. (Dapper's Afrika, S. 429.)

Digitized by Google

höhen bemerkt, welche die rothen Hügel genannt werden. Das Land dabei wird auf d'Anville's Spezialkarte (bei Des Marchais) auch das rothe Land genannt.

Mit Flüssen — unter welchen nur zwei einigermassen beträchtlich sind — ist diese Küste hinlänglich versehen. Jene grössere Flüsse sind: Der Andreas-Fluß und der Rio Sueiro da Rosta oder Issinifluß. Die übrigen auf den Karten angemerkten Küstenflüsse sind — von Westen nach Osten — der namenlose Küstenfluß bei Growa, nahe am Palmenkap — der namenlose Küstenfluß bei dem Orte Kavalia (auf Bellin's Spezialkarte) — der Fluß S. Pedro oder Tabo, bei Tabo — der Fluß bei den Negerdörfern Taho und Berby — der Fluß bei Druin (ein Arm des St. Andreasflusses) — der Rio Fresko, bei den rothen Hügeln (nach d'Anville) — der Rio de Lagos (d. h. Seefluß, weil er kurz vor seinem Ausflusse einen See bildet) nahe bei dem Kap Laho — der Fluß Jaque Laho oder das Barbas — der Goldfluß (nach d'Anville) bei Alt- oder Groß-Issini. *) Dies

*) Auf Bellin's schon erwähnter Spezialkarte von der Elfenbeinküste vom J. 1745. (im III. B. der allg. Hist. d. R. S. 29.) hat der Küstenfluß bei Groß-Issini keinen Namen, hingegen findet sich ostwärts von dem Kap Apollonia (4° 15′. N. B.) ein grösserer Küstenfluß angezeigt, welcher den Namen Fl. Mancha oder Rio del Oro, Goldfluß führt.

Digitized by Google

Dies sind Länder meist unbeträchtliche Küstenstriche, die noch eben so unbekannt und unerforscht sind, als beinahe das ganze Land, von welchen wir kaum mehr als den von dem Meere bespülten Saum kennen, so weit ihn die Seefahrer von den Verdekken ihrer Schiffe aus sehen können; denn sie gehen hier selten ans Land, und wenn sie es thun, so entfernen sie sich nie weit vom Ufer. Nur wenige Theile dieses Küstenstrichs (besonders Issini) sind uns etwas genauer bekannt geworden.

Die ganze Elfenbeinküste ist ausnehmend fruchtbar und bringt allerlei Lebensmittel in reichem Ueberflusse hervor. Reiß, Erbsen, Bohnen, Zitronen, Pomeranzen, Kokosnüsse und andre Früchte liefert dies Land in sehr grosser Menge. Es hat auch sehr viel Zukkerrohr und Indigo. — Nur Schade, daß die trägen, sorglosen Negern diese Naturreichthümer ihres Landes so wenig zu nuzzen wissen!

Palmöl und Palmwein wird hier häufig gewonnen; ersteres aus der Frucht, lezteres aus dem Stamme einer Art Weinpalme, die sie Tombe nennen. Die Baumwolle wächser hier auch in ansehnlicher Menge.

An zahmem Vieh, als Ochsen, Ziegen und Schweinen, sowol als an allerlei Wildpret ist hier gar kein Mangel; eben so reich ist das Meer bei dieser Küste an vielerlei eßbaren Fischen.

Eines sonderbaren Thieres, das in den Wäldern am St. Andreasflusse leben soll, wird in der Reisebeschreibung des Ritters Des Marchais mit folgenden Worten gedacht: *).

„Das Thier, welches die Negern Quogelo nennen, ist vierfüssig; es erreicht oft, den langen Schwanz mitgerechnet, eine Länge von acht Fuß; vom Halse an bis zur Schwanzspizze ist es ganz dicht mit starken Schuppen bedekt, welche den Artischokkenblättern ähnlich, aber spizziger sind; diese Schuppen sind seine Waffen, denn sobald es von einem Leopard oder andern Thiere verfolgt wird, rollt es sich wie ein Igel, den Kopf zwischen den Füssen zusammen, und trozt dann seinem Feinde, der sich an seinen scharfen Schuppen verlezt, wenn er es anpakken will. Die Negern schlagen es mit Prügeln todt, ziehen ihm die Haut ab, die sie an die Europäer verkaufen, und essen das Fleisch, welches schön weiß und von vortrefflichem Geschmakke seyn soll. — Dieses Thier ist sanft und gutmüthig; es beleidigt kein andres Geschöpf, ausser die Ameisen, die es frißt und die seine ein-

*) Voyage du Chev. Des Marchais T. I. — Auch Dapper gibt (S. 392.) eine mit dieser übereinstimmende Beschreibung des Quogelo mit einer Abbildung, welche mit derjenigen von dem fünffingerigen Schuppenthier, die sich Tab. XXIX. Fig. 1. im I. B. des Linnäischen Natursystems von Müller befindet, ganz einerlei ist.

Digitized by Google

zige Nahrung ausmachen; es erhascht sie mit seiner langen klebrigen Zunge, die es in die Ameisenhäufen steckt, und so dieso Thierchen wie auf einer Leimrukhe fängt, und verzehrt, so bald die Zunge genug damit bedekt ist."

Dies ist also ein Schuppenthier (Manis L.) und wahrscheinlich das fünffingrige Schuppenthier, auch der javanische Teufel genannt (Manis pentadactyla L.) welches Thier auf einigen ostindischen Inseln und in Brasilien gefunden wird. *) —

Mehrere Naturmerkwürdigkeiten haben uns die Seefahrer von diesem Küstenstriche nicht aufgezeichnet!

*) Zimmermann (Geogr. Gesch. II. S. 404.) sagt, der Quogelo sei das kurzgeschwänzte Schuppenthier (Manis brachyura. Erxl.) seine Beschreibung von diesem stimmt aber nur darin nicht mit jenem überein, daß dieses abgerundete, der Quogelo hingegen spizzige Schuppen hat. —

II.

Nähere Beschreibung

der

merkwürdigsten Oerter auf der Elfenbeinküste,

nebst

Bemerkungen über Landesbeschaffenheit und Einwohner.

Aus den Schifferberichten.

Wir wollen nun — nach dem Beispiele unsrer Vorgänger *) — die kurzen Berichte und Anmerkungen der einzelnen Seefahrer, **) welche diese Küste besucht und uns ihre Tagebücher hinterlassen haben, zusammenreihen, um eine nähere Beschreibung der einzelnen Theile und Oerter auf dieser Küste, so weit es die Magerkeit der vorhandenen Nachrichten zuläßt, daraus zu bilden.

*) Die Herausgeber der allg. Hist. d. Reisen, welche im III. Bande S. 648. u. ff. eine solche Beschreibung lieferten, die bei der gegenwärtigen zum Grunde liegt.

**) Unter denselben verdient hierin Des Marchais die erste Stelle. Seine sehr brauchbaren Nachrichten sind hier vorzüglich benuzt worden.

Digitized by Google

Diejenigen Oerter auf der Elfenbeinküste, welche am meisten von den Guineafahrern besucht werden, sind: Gena oder Growa, Tabo, Klein Tabo, Groß Druin, Botra, das Vorgebirge la Ho, Wallo und das Vorgebirg Apollonia. Diese sind meistentheils an den Mündungen der Flüsse gelegen, deren Namen sie führen. Das innere Land ist wenig bekannt, weil seit langen Zeiten die Einwohner keinen Europäern gestatten wollen, sich hier vest zu sezzen. Es wird also die ganze Handlung entweder nur am Borde getrieben, oder wenn solches auf dem Lande geschieht, so braucht man von beiden Theilen grosse Vorsicht. Man findet an einem Orte eben so viel, als an dem andern, nämlich Gold, Elfenbein und Sklaven, und obgleich kein gewisser Tarif fest gesezt ist, so ist doch die Handlung sehr beträchtlich.

Man rechnet drei Seemeilen *) von dem Palmen-Vorgebirge bis nach Growa; von Growa bis nach Tabo dreißig; von Tabo bis Klein Tabo viere; von da bis nach Berbi fünfe; von Berbi nach groß Druin sechse; von groß Druin nach Tao zwei; von Tao bis zum Rio St. Andrea drei, von demselben bis an das Vorgebirge la Ho sieben, und von diesem Vorgebirge bis nach Gamo zehn. Wenn man dieses zusammenrechnet, so beträgt die Länge von dem Palmenvor-

*) Deren vier — drei gemeine deutsche oder geographische Meilen ausmachen.

gebirge an, bis nach Gamo acht und achtzig Seemeilen. Manche Schiffer sezzen die Weite dieses Landes bis ostwärts an die Küste des bösen Volks, und andere lassen sie bei Botra aufhören, welche Bestimmung die Küste des guten Volks auf fünf und zwanzig Seemeilen hinunter sezt.

Ostwärts von dem Palmenkap fängt die Elfenbeinküste im engern Verstande an — deren Einwohner schon in einem so übeln Rufe stehen, daß die europäischen Handelsschiffe nur mit grosser Vorsicht mit denselben handeln. Höchstselten steigen hier die Europäer ans Land; sie lassen lieber die Negern zu sich an Bord kommen, und auch dabei haben sie Acht, daß sich nicht zu viele derselben auf das Schiff begeben; denn dadurch könnten sie in Gefahr kommen, daß es den Negern beifiele, sie durch Uebermacht zu bezwingen und sich ihres Schiffs zu bemächtigen.

Die Negern am St. Andreasflusse und am Kap Lahe sind eben so mißtrauisch gegen die Europäer und verlangen von diesen eine eidliche Versicherung ihrer freundschaftlichen Absichten, die mit folgender Zeremonie gegeben wird. Der Schiffskapitän muß mit einem Fusse auf einem Barkholze *) seines Schiffs mit dem andern auf dem

*) Barkhölzer (franz. Lisses oder précintes) heissen in der Schiffersprache die starken Breter, welche gleich Reifen, die äussere Verkleidung des Schiffs umge-

Digitized by Google

Rand seiner Schaluppe stehend mit der Hand Wasser aus dem Meer auffassen, und sich einige Tropfen davon auf die Augen sprüzzen. Die Negern selbst, so schlecht auch, der Sage nach, ihr Karakter ist, halten doch diesen Eid sehr heilig; denn sie glauben, wer ihn bricht, erblindet. *) —

Diese ganze Küste ist meistens ziemlich mit Flekken und Dörfern angefüllt, von welchen wir aber nur die wichtigsten, und den Europäern bekanntesten nennen wollen.

Tabo Dune, der nächste Flekken hinter Growa, als dem lezten Orte, der zur Pfefferküste gehört, unterscheidet sich durch ein grosses grünes Vorgebirge, welches darneben liegt, und so wie das Land lauter Wäld ist. Die Ebbe und Flut läuft gemeiniglich Ostnordost, und manchmal geht sie langsam nach Süd und Südwest.

Tabo, welches zehn Seemeilen von Tabo Dune liegt, ist von der See aus leicht an dem grossen Felsen zu erkennen, der weit zu sehen ist, und anderthalb Seemeilen westwärts von dem Orte liegt. Auf dem benachbarten Vorgebirge stehen hin

---

ben, und besser zusammenhalten; sie dienen auch den Matrosen statt der Leitern zum Herumklettern an dem Aussentheile des Schiffs.

*) Des Marchais, T. I. — Mehrere andere Negervölkerschaften schwören auch bei dem Meere, das sie als ihren Fetisch verehren.

Digitized by Google

und wieder grosse hohe Bäume, und in der Rheede sind achtzehn bis zwanzig Faden Wasser. Nahe bei dem Dorfe lauft ein kleiner Fluß durch ein Gebüsch, welchen die Portugiesen Rio de St. Pedro genannt haben. Auf der Westseite desselben stehen einige Berge, welchen sie den Namen Sierra de Santa Apollonia gaben.

Petri oder Petrievo, ein anderer Flekken, zwei Seemeilen weiter gegen Osten von Tabo, läßt sich an dem Felsen unterscheiden, der nicht weit davon zu sehen ist.

Tabo, wieder zwei Seemeilen von Petri, und noch zwei Meilen weiter hin Berbi, ein anderer Flekken, liegen auf einer Anhöhe.

Druin, oder Drewin Petri, oder auch Groß-Druin, liegt nicht weit von dem Flusse St. Andreas, oder eigentlich an einem Arme desselben. Dieser Ort ist von der See aus leicht zu erkennen, indem etliche Häuser, die auf einer Höhe am Strande liegen, und weiter gegen Westen verschiedene hohe Bäume auf dem Vorgebirge deutlich zu sehen sind. Man erblikt auch von dem Meere aus vier Ebenen, die eine Seemeile davon gegen Westen am Strande mitten unter dem Gehölze erscheinen. Die Portugiesen nennen das dabei gelegene Vorgebirge Cabo da Praynha, das ist, das Vorgebirge des kleinen Strandes. Die Negerstadt (oder Flekken) liegt auf einer Insel in dem Flusse Druin, welcher ein Arm des

Andreasflusses ist und zwischen zwei Reihen Bergen von Norden herkömmt. Weiter hinten sind anmuthige Wiesen, die nicht zu übersehen sind. Um die Stadt her liegen noch drei Dörfer, jedes eine halbe Seemeile von dem andern; die Bewohner derselben legen sich auf die Viehzucht und ziehen sehr viele Ochsen und anderes Vieh.

Die Negern dieser Gegend werden für die wildesten auf der ganzen Küste gehalten, und sollen wirklich Menschenfresser seyn. Sie feilen sich zum Staate ihre Zähne so scharf, wie Nadeln oder Pfriemen. *) Barbot will Niemanden rathen, hier an das Land zu gehen. Der Handel ist hier auch nicht beträchtlich. Die Negern bringen zwar in ihren Kähnen gemeiniglich grosse Stükke Elfenbein an die Schiffe; sie halten sie aber so theuer, daß nicht viel Vortheil damit zu machen ist.

Ausser ihrem Daschi oder Geschenke, betteln sie um alles, was sie sehen, und stellen sich sehr ungebärdig, wenn es ihnen abgeschlagen wird. Sie sind so argwöhnisch oder furchtsam, daß wenn sie nur etwas mehr Lärmen auf dem Schiffe hören, als sonst gewöhnlich ist, oder wenn man etwas heftig mit ihnen redet, sie, ohne sich zu verweilen, in das Meer springen, und nach ihren

*) Man bemerkt dies an mehreren Negervölkern, die man für Menschenfresser hält; deßwegen wollen die Europäer keine Sklaven mit scharfen Zähnen kaufen. (Wovon in der Folge noch.)

Kähnen schwimmen, die zu diesem Ende nicht weit davon in Bereitschaft stehen. Es ist also sehr schwer, mit ihnen zu handeln.

Der Fluß St. Andreas, bei welchem die eigentliche Küste der bösen Leute anfängt, fließt anderthalb Seemeilen Ordnordost von Druin Petri in das Meer. Hier bildet das Land ein grosses Vorgebirge oder eine Erdzunge. Der Fluß theilet sich in zwei Arme, davon einer nach Nordost gen West, und der andere nach Ostsüdost läuft. Er ist vier Seemeilen weit für kleine Fahrzeuge schiffbar; indem der Kanal breit und das Wasser tief ist; doch manchmal ist er zur Sommerszeit in der Mündung seichte. Als Barbot hier war, hatte sich so viel Sand in dem Flusse angehäuft, daß wegen des Anstosses der Meerwellen kein Boot fortkommen konnte. Die Mündung hat Südost im Gesichte, und linker Hand ist ein hohes rundes Vorgebirge, und an demselben gegen Westen steht ein Baum. *)

Villault gedenket einer frischen Wasserquelle, die am Fusse dieses zu einer Vestung so tauglichen Berges entspringt, welche den Felsen auf der Nordseite bedekt, und mit einem grossen Kanoe bestrichen werden könnte. Die Städte Groß und

*) Wir haben im VIII. B. d. W. 266. u. ff. schon gesehen, wie sehr Des Marchais das Land an diesem Flusse zu einer Niederlassung anempfielt.

Digitized by Google

Klein Druin, Tao und Growa liegen alle im Bezirke einer Seemeile bei dem Flusse. Von der Höhe dieses Berges erblikket man gegen Osten Giron, das neben einer schönen grossen Wiese gebaut ist, und gegen Westen Tabo, am Ausgang eines angenehmen Gefildes, das hin und wieder mit artigen Wäldern bewachsen ist, die weit in das Land hinein gehen, und sich an dem Fusse von hohen Bergen endigen, die man gleichfalls von hieraus erkennt.

Der Lauf des Andreasflusses ist (nach Aussage der Negern) westlich. Er kann, in Ansehung seiner Breite und Tiefe, Barken tragen, und würde bequem zur Handlung seyn, wenn man nur den Negern trauen dürfte. Sie sind unter den Einwohnern der Küste die allerbarbarischsten.

Das Erdreich um den Fluß ist fruchtbar, und reich an Gewässern, die das Land geschikt machen, alles, was hinein gesäet wird, hervorzubringen. Reiß, Hirse, Mais, Erbsen, Ignames, Potatoes, Melonen, und alle Arten von Wurzeln und Hülsenfrüchten, wachsen wunderwürdig schön. Hie und da sieht man kleine Wälder von Palmen = Pomeranzen = Zitronen = und Wollenbäumen von verschiedenen Gattungen, die ohne Pflegung vortreffliche Früchte tragen. Es gibt hier auch eine besondere Art Nußbäume. Die Nüsse sind kleiner, als die bei uns, aber ohne Rinde zwischen dem Kerne, und schmekken wie die beßten Mandeln.

Es wächst hier sehr viel Zukkerrohr, welches zu einer grossen Vollkommenheit gelangt, und das amerikanische an Grösse und Süßigkeit übertrifft. Es wird den Elefanten Preis gegeben, obgleich eine grosse Menge Rum und Zukker daraus gemacht werden könnte.

Alle Arten von Vieh sind hier im Ueberfluß, als Rinder, Ziegen, Schweine, Schafe, und Federvieh. Ein guter Ochse wird niemals höher verkauft, als um ein Duzzend gute Messer, das Stük zu zwei Stübern, und das übrige nach Verhältniß. *)

Dies wird von Barbot bestätigt, welcher sagt, daß das Land alles das darreicht, was nur die Malagettaküste an Lebensmitteln hervorbringt, und andre stimmen ihm bei.

Die hiesigen Negern sind nichts besser gekleidet, als ihre Nachbarn auf der Pfefferküste, indem sie bloß einen schmalen leinenen Lappen zur Bedekkung haben. Die Reichen tragen ein oder zwei Pagnes, nebst einem Dolch oder grossen Messer an der Seite. Die Weiber sind gemeiniglich klein, aber wolgestaltet, und haben feine Gesichtszüge, gute Augen und Zähne. Sie sind lebhaft und angenehm, und haben ein buhlerisches Ansehen, welches sie auch durch ihre Aufführung nicht verläugnen.

*) Des Marchais, T. I. p. 165. suiv.

Die Männer sind stark und wolgebaut, und es fehlt ihnen weder an Muth noch an Verstand. Sie sind sehr mistrauisch, seit einige von ihnen durch die Europäer weggeführt worden sind. Aus dieser Ursache wagen sie sich nicht eher auf ein Schiff zu kommen, als bis der Hauptmann die Zeremonie beobachtet hat, Seewasser in das Auge zu spritzen. *) Sie sind auch, wenn sie an Bord kommen, nicht dahin zu bringen, daß sie unter das Verdek oder in die Kajüten giengen.

Die Einwohner von diesen und den benachbarten Gegenden, besonders aber auf der Küste gegen Osten, haben sehr gerne eiserne oder kupferne Ringe, mit kleinen Schellen an den Füssen. Die Weiber tragen sie über dem Knöchel, wie auch an den Armen und Händen, und halten das Geklingel der Schellen für eine sehr liebliche Musik zum Tanze. Diese Leibesübung lieben sie so sehr, daß wenn sie den ganzen Tag über schwere Arbeit verrichtet haben, sie niemals so gut ausruhen, als wenn sie fünf oder sechs Stunden tanzen. Ein jedes Land hat seine eigenen Moden, die behendesten französischen Tanzmeister würden hier nur Schnekken vorstellen, und es würde ihnen unter diesem Volke nicht an Gelegenheit fehlen, neue Moden nach Hause zu bringen. **)

*) Wovon oben.

**) Wir haben schon die Bemerkung gemacht, daß alle

Die Elefanten auf dieser Küste müssen sehr groß seyn, weil man hier Zähne von zweihundert und mehreren Pfunden verkauft. Es sind hier auch Sklaven und Gold zu haben. Wo dieses leztere herkömmt, ist ungewiß; die Negern machen wenigstens ein grosses Geheimniß daraus. Wenn man sie aber genau deswegen befragt, so zeigen sie auf die hohen Berge gegen Nordost, und sagen, es käme von dort her. Vielleicht finden sie es auf eine leichtere Art in dem Sand der Flüsse; oder waschen es die Einwohner dieser Berge aus der Erde, wie die in **Bambuk**, und auf der Goldküste. *)

Ueberhaupt wäre dieses Land zu einer guten Handlung sehr bequem. Aber die wilde rohe Gemüthsart der Einwohner verursacht, daß sie den Fremden nichts verkaufen, als um einen sehr theuren Preis, und auch nichts von der besten Sorte.

Sie haben auch zu verschiedenenmalen eine grosse Menge Europäer umgebracht, die aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln hieher gekommen sind. Ein englisches Schiff verlor im Jahre 1677 drei von seinen Leuten; im Jahre 1678 verlor ein portugiesisches Schiff neune, und erst in neuerer Zeit ein holländisches vierzehn. Von dieser blutgierigen Gemüthsart haben die Portugiesen ihnen

---

Negern grosse Liebhaber vom Tanze sind. Diese Neigung verlieren sie auch in der Sklaverei nicht.

*) Von der Goldwascherei und Goldgraberei der Negern wird im folgenden Bande d. W. gesprochen.

Digitized by Google

den Namen der bösen Leute gegeben; denn es ist gewiß, sie fressen Menschenfleisch! Wenn ein Schiff genöthigt ist, sich in dieser Gegend mit Wasser oder Lebensmitteln zu versorgen, so müssen die Boote sehr stark bemannt und bewaffnet seyn; auch ist es gut, wenn man sie mit ein Paar Drehbassen *) versieht, und überhaupt sehr auf seiner Hut ist, weßwegen es nöthig ist, einen guten Wächter auf den Mastbaum zu stellen, damit man nicht unversehens überfallen werde. —

Ostwärts vom Flusse St. Andreas sieht man zwölf oder noch mehr rothe Klippen, die sich drei bis vier Seemeilen weit erstrekken. Das Ufer ist sehr steil, und durchgängig roth, und kann bei heiterm Wetter auf acht Seemeilen weit in der See gesehen werden. Die Portugiesen nennen sie Barreiras vermelhas, die Franzosen Falaizes rouges, und die Holländer Roode Kliftens, das heißt, rothe Klippen.

Der Flekken Dromwa Petri, der zwischen der siebenten und achten rothen Klippe liegt, ist an zwei grossen dabei stehenden Bäumen zu erkennen, und liegt sieben Seemeilen vom Flusse St. Andreas entfernt. Die hiesigen Einwohner geben den dortigen an Wildheit und Barbarei nichts nach.

Zwischen diesem Flusse und Roetroe, liegt

*) Kleine Schiffskanonen.

kein den Seefahrern bekannter Ort. *) Auch sieht man keine Fahrzeuge ausser dem Flusse; ein Beweis, daß dieses Land schlecht bewohnt ist. Roetroe oder Rotrow (Rutteru) liegt an der Ostseite des Rio de Lagos. Aus diesem Flusse laufen viele Kähne aus, welche den Schiffen schöne und grosse Elefantenzähne zuführen.

Bei dem Vorgebirge Laho (Laho, Lahu, oder Lahow) welches zwei Seemeilen von Roetroe ostwärts liegt, fängt die Quaquaküste oder die Küste der guten Leute an. Das Land dazwischen ist niedrig, eben und waldicht. Dieses Vorgebirg (5° 10′ N. Br.) ist auch nur eine niedrige Erdzunge voller Bäume, unter denen einer vor den andern hoch ist — sie strekt sich nicht weit ins Meer hinein. **) Hier ist der stärkste Handelsplaz auf der ganzen Quaquaküste, wegen des schönen grossen Elfenbeins, das hier allezeit in Menge zu haben ist.

Die Negerstadt an diesem Vorgebirge, welche auch den Namen Laho führt, ist (nach Barbot) groß und sehr volkreich, und breitet sich eine ganze Seemeile weit an dem Ufer aus. Der Strand ist flach, und mit einem gelben feinen Sande angefüllt, an welchen das Meer mit grossen Wellen an-

*) Barbot, in der Allg. Hist. d. Reisen, III. B. S. 653.
**) Nach Des Marchais. (Voyage, T. I. p. 184.)

aufpullet. Die Einwohner sind höflich, und lassen gut mit sich umgehen. Sie pflegen aber mit dem Preis ihres Elfenbeins nach der Anzahl der Schiffe aufzuschlagen, die sie an der Küste sehen, welche sowol von vielen englischen und holländischen Privatkauffahrern, als auch privilegirten Schiffen besucht wird. Etwas über eine Seemeile westwärts von Laho fließt ein grosser Fluß, dessen Hauptkanal in den von St. Andreas fällt, der schwächere Arm geht etliche Meilen landwärts gegen Osten.

In dem ganzen Flekken oder der Stadt Laho sieht es eben so wie zu Axim, sehr viele Kokoshäume, und er würde auch wirklich eine sehr grosse Aehnlichkeit mit diesem Orte haben, wenn ein Fort dabei wäre, und das Land hoch läge. Auch sieht man hinter dem Flekken drei kleine Meilen landeinwärts einige hohe Berge. *)

Vom Vorgebirge la How an wendet sich die Küste, und läuft darauf Ost gen Süd. In dieser Krümmung sieht man den kleinen Fluß Jaque la How (Schak Laho) oder Rio das Barbas, der von Norden herkömmt. Er ist nicht schiffbar.

Der Flekken Wotoe, Wallock oder Wallatok, ist sieben Seemeilen von Jaque la How Ost gen Süd, und treibt einen mittelmäßigen Handel mit Elfenbein.

Zunächst bei Wotoe liegt Jaque-Jaque, oder

*) Nach Snoek, beim Boßmann.

Jak en Jako, und neben demselben Korbi Laho. Zwischen beiden Oertern befinden sich auf der Küste einige Bäche, und an derselben die grundlose Tiefe, welche die Holländer Kuyksonder Grond nennen. Dies ist ein Strich auf dem Meere, eine Seemeile westwärts von Korbi Laho, und eine kleine Strekke vom Ufer, von welchem man lange Zeit geglaubt hat, daß kein Grund daselbst zu finden wäre. Etwa einen Flintenschuß vom Lande ist das Meer nur sechzig Faden tief; weiterhin aus in die See berührte freilich das Blei, bei den Versuchen die man machte, den Grund nicht; aber es ist zu vermuthen, daß dies durch den starken Strom, der daselbst von Südwesten her treibt, mit weggerissen wurde.

Weiterhin liegt auf dieser Küste, und zwar in dem Lande Adow, zwischen Korbi Laho und dem Rio de Sueiro da Costa, das Negerdorf Gammo, von jenen anderthalb Seemeilen entfernt. Die Rheede bei diesem Orte ist sehr bequem für die Einwohner der ganzen Gegend und Nachbarschaft, welche Quaquatücher, Elfenbein, Gold, und noch überdieß frische Lebensmittel in reichem Ueberflusse an Bord bringen. Die dortigen Negern sind im Schwimmen und Untertauchen sehr erfahren; alle Geräthschaften, die man, um sie zu probiren, über Bord wirft, können sie fast aus dem Grunde des Meers herauf holen.*)

*) Barbot machte selbst diese Probe. (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 655.)

Digitized by Google

Weiterhin, an der Westseite des Rio Sweiro liegt das kleine Negerkönigreich Abassan, dessen Breite an der Küste hin sich kaum auf zwei bis drei Meilen erstrekt. Wie weit es sich in das Innere hinein ausdehnt, weiß man nicht, weil dies Ländchen beinahe niemals von Handelsschiffen besucht wird. *)

Nordwärts von diesem Lande wohnen die Essieps, welche ehmals das jezzige Land der Jssinesen bewohnten, von diesen und den Veteres aber (um's J. 1670.) ihrer Undankbarkeit und unruhigen Gemüthsart wegen daraus vertrieben worden sind. **) Die Veteres-Negern, jezt ihre östlichen Nachbarn leben noch immer im Kriege mit ihnen, und thun ihnen Abbruch, wo sie können.

Die Küste vom Rio Sweiro da Roste bis zum Vorgebirge St. Apollonia, oder die Küste von Jssini ist niedrig und flach, und geht auf zwölf Seemeilen weit Ostsüdost, und ist beständig von hohen Bäumen beschattet, und voller Dörfer und Flekken. Die merkwürdigsten darunter sind: **Boku**, oder **Abaku**, ***) **Klein-Jssi-**

*) Des Marchais (Voyage T. I. p. 191.) und nach d'Anville's Karte dahet. Auf Bellin's mehrerwähnter Spezialkarte fehlt dies Land.

**) Des Marchais nennt diesen Ort Tekuehue.

***) Nach Barbot (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 655.) gehören alle diese Oerter zu dem Lande Adouwaflan oder

ni (Iſſini pequena), Groß-Iſſini (Iſſini grande) Abbiany oder Aſſene, Tebbo, und Akanimina.

Boku liegt im Walde an der Mündung des Rio Sweiro da Koſta. — Klein-Iſſini iſt, wie auch Groß-Iſſini an dem Ufer zu ſehen, und drei kleine Dörfer zwiſchen ihnen beiden. Groß-Iſſini liegt an der Mündung eines kleinen Fluſſes *), der ſich nie in das Meer ergießt, als nur zur Regenzeit, wenn er austritt. Dieſe Negerſtadt ward von den inländiſchen Negern im Jahre 1681 geplündert, und abgebrannt. An der Mündung dieſes Fluſſes, und ganz nahe bei dem Ufer iſt eine kleine Inſel, welche ſehr bequem liegt, um ein Fort daſelbſt zu Beſchüzzung des Handels, mitten im Lande aufzubauen. Die Franzoſen lieſſen ſich auch wirklich im Jahre 1701 daſelbſt nieder; ſie verlieſſen aber dieſen Ort wieder im J. 1704. **) Der Fluß geht weit in das Land hinein, gegen Nordnordweſt. ***) Iſſini Grande

---

Soku; worunter aber wol nichts anders verſtanden wird, als das Königreich Iſſini, von welchem Loyer (weiter unten) ausführlich handelt.

*) Welchen d'Anville den Goldfluß nennt. (M. ſ. oben.)

**) Alles dieſes, findet man in der unten folgenden Reiſebeſchreibung des P. Loyer ausführlich erzählt.

***) Dieſer groſſe Fluß iſt kein anderer, als der Rio Sweiro da Koſta, welcher bei ſeiner Mündung nach den Anwohnern der Iſſini- und weiter oben der Ak-

ist wegen seines schönen Goldes berühmt, welches vermuthlich von Asiente oder Frita herkömmt, in der Gegend, wo der Rio Suerio entspringt, welches Land sehr reich an Gold seyn soll. *)

Ostwärts von Issini liegen die kleinen Städte und Landschaften Albiant und Tabo **); die ersten sechs, und die lezteren zehn Seemeilen von Issini. Die Handelsschiffe pflegen an diesen Orten anzulegen. Beide liegen in Wäldern von Pal-

---

bini-Fluß genannt wird. Der erste Name ist portugiesisch, die beiden lezteren negerisch. Zwar führt auf d'Anville's Karte (bei Des Marchais) ein kleiner Küstenfluß, welcher ganz nahe bei dem Issiniflusse auf dessen Westseite ins Meer fliessen soll, welcher aber auf Bellin's neuerer Karte fehlt, den Namen Rio Sueiro; dies ist aber wol ein Irrthum, und dieser kleine Küstenfluß kann nichts anders, als ein Arm von dem grossen Issiniflusse oder dem eigentlichen Rio Sueiro da Kosta seyn, der bei seiner Mündung sehr breit ist, und mehrere Inseln in sich fasst, wobei er dann in verschiedene Arme getheilt wird. Damit stimmen die Berichte aller Reiseschreiber überein.

*) Barbot (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 655.) sagt, zu seiner Zeit (im lezten Viertel des vorigen Jahrhunderts) sei dieses Goldland erst den Europäern (dem Namen nach) bekannt worden.

**) Nach d'Anville's Karte liegen diese beide Oerter in dem Negerkönigreich Gulomere, dessen Name auf Bellin's Karte fehlt.

Digitized by Google

meubäumen, welche von der See aus deutlich gesehen werden können.

Akanimina liegt auf einer Anhöhe, eine halbe Seemeile westwärts von dem Vorgebirge St. Apollonia. Das innere Land zwischen Boku und Akanimina ist bergicht, und besizt vortreffliches Gold, Sklaven und Elfenbein. Der Ankerplaz von beiden Oertern ist auf zwei englische Meilen vom Ufer, in fünfzehn bis sechszehn Faden Wasser.

Wenn man hier Goldstaub einhandeln will, so muß man ihn vorher sorgfältig probiren, weil diese Negern die Geschiklichkeit besizzen, ihn mit Feilstaub von Kupfer zu verfälschen.

Dies sind die merkwürdigsten Oerter auf der Küste zwischen dem Rio Sueiro und dem Apollonienkap, deren die Guineaschiffer in ihren Tagebüchern erwähnen. Diese Namen-Anzeige ist aber zu unbefriedigend, als daß wir nicht die nähere geographische Eintheilung und Nachricht von den Ländern dieses Küstenstrichs, welche wir bei Des Marchais *) finden, hier noch kurz überblikken sollten.

Die Küste zwischen dem Rio Sueiro und dem Apollonienkap besteht demnach aus folgenden Ländern:

*) Voyage, T. I. p. 191. & suiv.

1. **Das Negerkönigreich Issini** oder das Land der Issinesen liegt an der Ostseite der Mündung des hier von demselben so benannten Issini-flusses (**Rio Sueiro da Rosta**) und begreift auch die Inseln in der Mündung desselben. Es ist aber nur ein ganz kleines Land, das sich nicht über fünf deutsche Meilen längs der Küste hin und etwa vier Meilen landeinwärs erstrekt. Sein Flächenraum beträgt also wol keine 20 Quadratmeilen. Es macht eigentlich einen Theil des Landes der **Veteres** (oder Fischer-Negern) aus, welche ehmals diesen Strich den bedrängten Essieps und nachher (um's J. 1670.) den aus ihrem Vaterlande vertriebenen Issinesen einräumten. Diese nannten ihren neuen Wohnsiz daher Klein- oder Neu-Issini. Beide Völkerschaften leben in Friede mit einander, jede für sich unabhängig; jede unter ihrem eigenen Oberhaupte, das die Europäer **König** nennen.

Der winzigkleine Staat von Issini besteht nur aus zwölf Flekken und Dörfern, die theils an der Küste, theils an dem Flusse, oder auf den Inseln desselben liegen. Die merkwürdigsten dieser Oerter sind:

1) Assoko, der Hauptort, die königliche Residenz, ein Flekken von etwa 200 Häusern, und 1000 bis 1200 Einwohnern, auf einer Insel im Flusse, eine Meile vom Meer.

2) Tekuchie, am Flusse, ein Dorf, wo der König ein Haus hat, in welchem er jährlich einige Monate zubringt.

Nicht weit davon lag das französische Fort auf einer Erdzunge.

8) Bangajo liegt auch am Ufer des Flusses.

2. Das Land der Weteres-Negern liegt auch an dem Flusse nordwärts von Issini, und ist von grösserm Umfange als Issini. (Von seinen Einwohnern erzählt uns Loyer das Wichtigste).

3. Das Land der Rompas-Negern, liegt noch weiter gegen Norden; sein Umfang ist nicht bekannt; es soll aber einen sehr fruchtbaren Boden haben, und reich an Golde seyn. Die Einwohner desselben leben in republikanischer Verfassung. (Auch von diesen berichtet Loyer Einiges, wovon weiter unten.)

4. Das Königreich Guiomere, ostwärts von Issini, liegt am nächsten bei dem Vorgebirge Apollonia. Im Anfange dieses Jahrhunderts ward es von einer Königinn mit Namen Afamouchou regiert, die von ihren Unterthanen geliebt und von den Nachbarn geehrt ward. Sie folgte ihrem Bruder in der Regierung, und wollte sich niemals verwählen. Sie war eine männliche, muntere Prinzessinn, und führte im Krieg ihre Völker allezeit in Person an, war auch so glüklich, daß sie niemals weder von Europäern noch von Negern den geringsten Verlust erlitt. Sie hatte eine grosse Liebe zu den Franzosen, und errichtete einen Traktat mit dem Ritter Damon. An der Küste erstrekken sich die Gränzen dieses Reichs nicht weit, aber es geht tief in das Land

klein, und ist sehr gut bevölkert, reich, und treibt einen guten Handel. Gold ist hier sehr häufig, wie auch Elfenbein und Sklaven, welche die Königinn in den Kriegen gefangen bekömmt.

In dieser Gegend liegt auch das alte Issini, oder das Land, welches die Issinesen vor ihrer Vertreibung bewohnten. Jezt ist es öde und wüst.*)

Das Vorgebirg Apollonia, welches unter dem 4ten Grade 50 Min. Norderbreite liegt, wird aus drei kleinen Bergen gebildet; es ist an seiner Höhe und den grossen Bäumen, die darauf stehen, kenntlich. Dies Vorgebirg hat seinen Namen von den Portugiesen erhalten, die es am Tage der Heil. Apollonia zuerst entdekten. Es wird von Negern bewohnt, die unter dem Schuz (oder der Tirannei) der Holländer in republikanischer Verfassung leben. Ihre Schuzherren verbieten ihnen bei ernster Strafe alle Handlung mit andern Europäern, als mit ihnen allein. Daher sind diese Gegenden andern Nazionen wenig bekannt.**)

An dem Fusse der drei Berge, welche dies Vor-

*) Des Marchais sagt, man nenne dies verlassene Land zum Unterschiede jezt Groß-Issini. Nach d'Anville's Karte liegt dieses Groß-Issini ostwärts von Guiomere, dicht am Kap Apollonia; nach der von Bellin aber liegt es westwärts, nahe bei Klein-Issini.

**) Nach Des Marchais. (Voyage, T. I. p. 222.)

gebirg bilden, liegen drei Negerdörfer, deren Einwohner so schwarz sind wie Achat, und sehr munter und lustig. Sie sind zur Handelschaft gewöhnt, und besser mit Fetischen versehen, als ihre Nachbarn. Sie haben reinere und gröſſere Tomis, tragen Perlen von Ambra, Kupferringe und Kauris. Das Haar ist in unzählige kleine Ringe und Büschel gelegt, mit eingeflochtenen Stükchen Schildkrötenschalen, Gold oder Stroh. Sie haben alle die Figur eines Dolchs oder Kreuzes in die Backen geschnitten, und öfters auch in andere Theile des Leibes, welche Gewohnheit man noch hin und wieder, bis zur Goldküste, antrifft. Diese Gewohnheit ist hier sehr alt, und dient, sie von dem inländischen Volke zu unterscheiden, denen sie ihre Kinder zu panyaren oder wegzunehmen, und in die Sklaverei zu verkaufen pflegen. Noch über den ordentlichen Preiß fordern die Kaboschiren dabei ein Trinkgeld von zwanzig Schillingen, und die Palaver (Rathsversammlung) zehn Schillinge. Sie sind mehr, als die weiter westwärts wohnenden Negern zum Menschenraub geneigt. Sie verkaufen diese Sklaven nakkend, den Kopf zu vier Unzen; an Waaren läßt sich dabei hundert Prozent gewinnen. Sie kosten bei mäßigem Preis acht Pfund Sterling.

Ihre Art zu essen ist sehr unreinlich, und mit derjenigen der übrigen schon beschriebenen Negern einerlei. Sie machen eine Schlabberbrühe aus Reiß und Fischen, einem Vogel, einer Ziege, oder Elefan-

Digitized by Google

tenfleisch, welches ihnen desto angenehmer ist, je mehr es stinkt. Sie kochen es mit ein wenig Oker (?) und Palmöle, und halten es für ein königliches Essen.

Ein Hund ist hier eine Seltenheit. Ein brittischer Schiffer erhielt tauschweise einen kleinen leibeigenen Jungen für einen Hund. An andern Orten sind Meerkazzen eine sehr gewöhnliche Speise.

Bomini ist ein ohne Salz an der Sonne getrockneter Fisch. Sie legen ihn, wenn er stinkend ist, in die Pfanne, und braten ihn mit Palmöle. Alsdann thun sie gekochten Reiß daran, und ergreifen das Essen sehr gierig mit den Fingern.

Die schwarze Suppe ist ihnen ein sehr angenehmes Gericht; aber nicht nur diesen Negern, sondern auch den Europäern in den englischen Faktorein. Es wird von süß gesottenem Fleische, oder von Vögeln und einigen Kräutern von sehr besonderm Geschmak gemacht. Der stärkste Geschmak aber ist vom Pfeffer, Oker und Palmöle. Vermuthlich hat der Pfeffertopf zu Jamaika daher seinen Ursprung, nur daß sie daselbst kein Palmöl haben.

Digitized by Google

III.

Schilderung

der Negern auf der Elfenbeinküste, besonders der Quaqua-Negern. *)

Die Quaqua-Negern sind meist grosse wohlgebildete und muntere Leute; dem ersten Anblik nach sehen sie zwar wild und scheu aus; aber unsre Reisebeschreiber stimmen alle darin überein, daß sie ihres barbarischen Ansehens ohngeachtet doch in der That die höflichsten und vernünftigsten Negern auf dieser ganzen Küste sind, wofür sie auch von ihren Nachbarn gehalten werden. **)

Wirklich soll man auch, wenn man genauer mit ihnen bekannt wird, finden, daß sie ein gutes, freies und höfliches Volk sind, mit welchem es sich unter allen Negernvölkern in ganz Guinea am besten umgehen läßt. Zum Beweise ihres vernünftigen Karakters führet man ihre Mässigkeit an; denn ob sie gleich Palmwein im Ueberflusse haben, so sind sie doch sehr nüchtern, und verkaufen ihren

*) Nach dem Aufsazze in der allg. Historie der Reisen, III. B. S. 661. mit Zuziehung der Nachrichten von Des Marchais und anderen Reisebeschreibern bearbeitet.

**) Nach Villault.

Digitized by Google

Vorrath an ihre versoffenen Nachbarn. Sie vermischen das Wasser stark mit einer gewissen Art von Bier, welches sie bereiten, und Pito *) nennen. Es ist wohlschmekkend, und stark genug, sich darin zu berauschen, und eben so gesund, als das englische Bier. **)

Sie haben überhaupt einen Abscheu vor unmässigem Trinken; wenn sie einen Betrunkenen sehen, so verklagen sie ihn, worauf er dann von dem König in Gesellschaft der Priester, nach den Gesezzen des Landes, ernstlich bestraft wird. Die meisten unter ihnen trinken weder europäische gebrannte Wasser, noch Palmwein, obgleich dieses Land mehr Palmenbäume hat, als irgend ein anderes von Guinea, und führen zur Ursache an, daß solche Getränke den Menschen entweder um's Leben bringen, oder zum Viehe machen. Ihr tägliches Getränk ist eine Art Most ***), welchen sie Tombe nennen, mit Wasser vermischt, ein zwar an sich schwaches, doch sehr erfrischendes Getränke.

Einige Reisebeschreiber stellen diese Quaqua-Negern auf einer ganz andern Seite vor. Smith

*) Dieser Name und dieses Bier findet sich auch auf der Goldküste.

**) Nach Des Marchais.

***) Er wird aus den Früchten des Bourdon- oder Tombebaums gepreßt. Was dies aber für ein Baum ist, läßt sich nicht wol errathen. Vielleicht die guineische Oelpalme? —

Digitized by Google

sagt, sie seien solche Diebe, und ein so unvernünftiges Vieh, daß man fast gar nichts mit ihnen anfangen könne. Kommen sie an Bord, und sehen etwas, das ihnen gefällt, wobei ihnen aber die Gelegenheit fehlt, es zu stehlen, so betteln sie wenigstens darum. Schlägt man es ihnen ab, so gehen sie gleich voller Bosheit wieder an das Land, und verwehren, daß Niemand aussteigen darf. Wenn man ein Boot ausschikte, um Lebensmittel zu holen, so mußte das Volk wohlbewaffnet gehen, und vierzig bis fünfzig Ellen weit von dem Ufer Anker werfen, wo sie die Negern erwarteten, bis sie mit ihren Kähnen von dem Lande herbei kamen.

Nach Villaults Bericht, gibt man ihnen Schuld, daß sie weisse Menschen fräßen. Erst wenig Jahre vor seiner Ankunft sollen sie vierzehn Holländer umgebracht, und gefressen haben, welche am Flusse St. Andreas frisches Wasser einnehmen wollten, ohne daß sie ihnen den geringsten Anlaß zu Mißhelligkeiten gegeben hatten. *) Um dieser Ursache willen giengen sie wohlbewaffnet, und waren sorgfältig auf ihrer Hut. Sie fürchten sich aber mehr vor dem Feuergewehr, als alle andre Völker auf der Küste.

*) Wir haben schon oben gesehen, daß dies nicht Quaquaer, sondern die sogenannten bösen Leute gethan haben. Die eigentlichen Quaqua-Negern wohnen ja nicht am Andrzasflusse.

Digitized by Google

Smith nennt sie eine verdammte kannibalische Horde, und sagt, ob er gleich eben dieses von den übrigen guineischen Nazionen glaubte, welche er todte Hunde, Krokodille, Alligators, stinkende Fische, und noch schlimmere Dinge hätte essen sehen; so halte er sie doch nicht für Menschenfresser.

Alle diese den guten Quaquaern gemachten Vorwürfe sind aber leicht zu entkräften. Sie treffen nicht sie, sondern ihre bösartigen westlichen Nachbarn, mit welchen sie augenscheinlich von jenen Reisebeschreibern verwechselt worden sind. Denn gar oft wird der ohnehin unbestimmte Name der Quaquaer auch über andre Völker der Elfenbeinküste ausgedehnt. —

Nun zu den besonderen Sitten und Gebräuchen der eigentlichen Quaquaer.

Die Gewohnheit, einander zur Bewillkommung oder zum Abschied zu küssen, wie einige Europäer thun, gefällt ihnen nicht, indem sie dieß vielmehr als eine große Beleidigung ansehen.

Die Zähne feilen sie so scharf, wie Pfriemen; *) sie stehen aber meistentheils krumm und unregelmäßig. Sie halten es für einen besondern Zierrath,

---

*) Auch dies scheint aus Irrthum von den Quaquaern gesagt zu werden. Bei ihren schon erwähnten anthropophagischen Nachbarn herrscht diese Sitte. (Wovon oben).

Digitized by Google

die Nägel einen halben Zoll lang wachsen zu lassen, und langes geflochtenes Haar zu haben, welches sie mit Palmenöl und rother Erde bekleistern. Zu diesem Ende entlehnen sie das Haar ihrer Weiber, indem sie eine besondere Kunst haben, kurze Haare so lang, als sie nur wollen, zusammen zu fügen, so daß das Ganze wie eine Perükke aussieht. Manche aber winden es ganz um den Kopf herum, daß es in der Ferne das Ansehen einer Mütze hat.

Sie salben ihren Leib alle Tage mit eben der Komposizion, die sie zu ihrem Haare brauchen, und kauen beständig Betel *), wovon sie den Saft an das Maul und Kinn reiben. Die Füsse behängen sie mit grossen dikken eisernen Ringen. Sie haben ein besonderes Vergnügen an dem Geklapper dieser Ringe, welches sie im Gehen machen. Je vornehmer daher der Mann ist, desto mehr Ringe trägt er. Kurz, sie sind widerwärtig anzusehen, und stinken ausserordentlich. **)

Das gemeine Volk trägt nur von vorne einen leinenen Lappen, die Grossen aber unterscheiden sich durch eine Art von Mantel, oder ein leinenes Tuch, welches sie um den Leib herumwikkeln, und auch dadurch, daß sie einen Degen oder Dolch an den

*) Betel? — Ich denke es sind Kolanüsse, oder sonst was ähnliches. Den ostindischen Betel kennen diese Negern sicher nicht.

**) Nach Villault und Barbot.

der Seite tragen. Sie tragen gern lange Haare, die sie (wie gedacht) künstlich zusammen zu sezzen, und in den Kopf zuzumachen wissen. Das Haar der Weiber ist insgemein abgeschoren.

Die Weiber zu Giron und Klein Deuin hatten die Neugierde herbeizukommen, als Villault und seine Gefährten daselbst waren, und ihnen zuzusehen, als sie Wasser einnahmen, und brachten auch ihre Töchter mit. Villault sagt, daß sie, ihre Farbe ausgenommen, so regelmäßige Gesichtszüge hätten, daß sie für völlige Schönheiten gelten könnten. Unter fünfzigen, die er sah, war nicht eine lang oder fett; dahingegen die Männer gemeiniglich beides sind. Die Weiber haben vorne nur ein Tuch, und gehen meistentheils unter allen denen, die auf dieser Küste wohnen, am meisten entblößt. Die schlimmste Eigenschaft der Männer ist, daß sie boshaft und rachsüchtig sind.*)

Des Marchais macht die Bemerkung, daß unter diesem Volke wenig Negerweiber sind, die nicht ihr Haar mit kleinen Figuren von sehr reinem Golde geziert haben; in welchen die Künstler des Landes ihre Geschiklichkeit zeigen. Sie nennen dieselben Manillas, welches bei ihnen ein allgemeines Wort ist, und eben so gebraucht wird, als bei uns das Wort Kleinod, oder Juwelen. **) Diese

*) Dies waren aber keine Quaquaer.

**) Das Wort Manilla ist portugiesisch und bedeutet eigentlich ein Armband. Es ist wahrscheinlich zur

Manillas haben allerlei Figuren, und sind gemeiniglich ganz schlecht und dünne. Die Weiber der reichen Negern aber tragen sie in so grosser Menge auf dem Kopfe, daß sie einen ziemlichen Werth ausmachen. Es macht auch eine junge schöne Negerinn bei einem solchen Aufputz keine schlechte Figur. Nichts destoweniger machen sich ihre Männer, die in diesem Lande mehr Ansehen haben, als in Frankreich, kein Bedenken, ihren Weibern diese Zierrathen abzureissen, und sie gegen die Waaren zu verkaufen, welche sie brauchen. —

Was die gewöhnlichen Krankheiten dieser Negern betrift, so sagen uns die Reisebeschreiber weiter nichts, als daß sie ausser den häufigen Brüchen, die sie an den Quaquaern sahen, wenig körperliche Gebrechen bemerkten.

Ihre Sprache ist barbarisch, und nicht zu verstehen. Sie reden sehr schnell und in kurzen Abfäzzen. Wenn sie einander begegnen, es sey am Lande oder am Borde, so sprechen sie beständig Quaqua, Quaqua, und jeder legt seine Hand auf des andern Achsel, alsdann rühren sie einander mit den Fingern an, und sagen nochmals ganz sachte Quaqua! — Daher hat man ihnen und ihrem Lande den Namen Quaqua gegeben.

Es ist unter denselben gewöhnlich, daß der

allgemeinen Bezeichnung eines Goldschmuks in die verdorbene portugesische Küstensprache von Guinea aufgenommen worden.

Sohn allezeit des Vaters Handthierung ergreift. Der Sohn eines Webers wird auch ein Weber, der Sohn eines Handelsbedienten ein Handelsbedienter, und Niemand darf sich mit einer andern Handthierung vermengen, als zu der er erzogen ist. *) Sie können aber nur wenige mechanische Künste. Atkins sagt, daß ein Schloß ihnen etwas so neues war, daß das ganze Land zusammen lief, um es zu bewundern. Eine Uhr vermehrte noch ihre Verwunderung, und das Papier reden zu machen, wie sie es nennen, ist für sie etwas ganz erstaunliches. **) —

Ihre Religion ist wie die der Negern überhaupt — Fetischendienst, welcher im Ganzen mit dem Fetischendienste der Negern auf der Goldküste übereinstimmt ***), worin er im Einzelnen von diesem abweicht, hatten unsre Reisebeschreiber nicht Gelegenheit zu bemerken.

Ihre Könige und Priester halten sie für Zauberer, die aus dieser Ursache von dem gemeinen Volk sehr geehrt und gefürchtet werden. Besonders aber der König zu Saku, einem Lande an dem Vorgebirge La Ho, der für etwas mehr, als einen gemeinen Zauberer gehalten wird. †)

*) Nach Art der Hindus und einiger andern Völker.

**) Wie für die Amerikaner.

***) Weßwegen wir die Leser auf den nächstfolgenden Band verweisen.

†) Dies stimmt mit dem überein, was wir oben von den Quoschaern hörten.

Dieser König beobachtet alle Jahre, vom November an bis auf den folgenden April, eine sonderbare Zeremonie zu Ehren des Meeres, als ihrer gröſsten Gottheit. Er schikt nämlich mit Anfang Novembers einige von seinen Leuten in einem Kahne nach Apim, Sama, Rommepdo, und andern Plätzen auf der Goldküste, um dem Meere ein Opfer darzubringen, welches in einigen heiligen oder geweihten Dingen (Fetischen) Lappen oder Tüchern, Steinen, Binsen oder Kräutern und Ziegenhörnern, auch aus Säkchen mit Steinen und Gewürzen angefüllt besteht, die ins Meer geworfen werden; wobei sie zugleich einige Worte dazu hermurmeln, um es auf die Sommerzeit ruhig und frei von Stürmen zu machen, und der Handlung seiner Unterthanen, sowohl innerhalb des Landes, als längs den Küsten hin, günstig zu seyn, damit sie ihre Handelschaft ruhig und mit Wucher treiben können.

Sobald der erste Kahn mit den Beschwörern wieder zu Hause angekommen ist, so wird der Handel eröffnet, und zwar so, daß ein Negerdorf nach dem andern seine Kähne auf den Handel ausschikt. Dazu ist die Rangordnung bestimmt; kommen die Kähne des ersten Orts zurük, so fahren die des zweiten ab, und so weiter. Diese Methode wird so genau beobachtet, daß sie einander niemals hindern, sondern ein jeder Kaufmann Zeit und Gelegenheit hat, seine Güter zu verhandeln. So

dauert der Handel bis zu Ausgange des Aprils, wo die stürmische Jahrszeit beginnt. Dann fährt der Zauberkahn wieder nach der Küste und bringt abermals das Opfer, um dem Meere zu danken und gleichsam dasselbe von neuem in Freiheit zu sezzen, worauf ein jeder nach Hause eilt.

Ueberhaupt sind diese Negern grosse Freunde von der Handelschaft, und drängen sich in ihren Kähnen um die europäischen Schiffe her, welche auf dieser Küste erscheinen. Hie und da verlangen sie noch von den Schiffern die (obenerwähnte) Zeremonie des Seewasser-Eides. Sie selbst aber unterwerfen sich auch demselben, indem sie jedes Mal beim Ersteigen ins Schiff sich Seewasser in die Augen sprizzen, um dadurch zu versichern, daß sie ehrlich handeln wollen.

Es gibt einen angenehmen Anblik auf den Schiffen an dieser Küste, so viele Kähne mit Negern beisammen rudern zu sehen, welche laut Quaqua schreien, und alsdann weiter fortrudern. Seitdem aber die Europäer, besonders die Engländer Einige von ihnen entführt haben, ist ihr Mistrauen so groß, daß sie schwer dahin zu bringen sind, an Bord zu kommen. *) Das sicherste

*) Smith (in seiner Reisebeschreibung) gesteht selbst ein, daß dies Mistrauen vorzüglich nur den Engländern gilt, welche solche Gewaltthaten öfters an diesen Negern verübt haben, und versichert, daß es wahr ist, was auch Des Marchais sagt, daß sie den

Mittel, sie herbei zu lokken, ist, wenn der Schiffer oder andere Bediente des Schiffs, einen Eimer Wasser aus der See schöpfen, und sich damit die Augen benezzen. Dieses verbindet sie, wie die Negern glauben, so sehr, als ein Eid, indem sie das Meer für eine Gottheit, oder für ein Wesen halten, dem eine göttliche Anbetung gebührt. Doch achten sie nicht immer darauf.

Es sind gemeiniglich vier oder fünf Negern in in einem Kahne. Es gehen aber nur zwei oder drei an Bord, und noch dazu einzeln, wovon jeder nur einen Elefantenzahn trägt. Sie kommen auch nicht eher, als bis derjenige Neger, der an Bord vorangegangen ist, sich umgesehen, ob sehr viel Mannschaft oder Gewehr auf dem Verdekke ist, und ihnen davon Nachricht gegeben hat. Bei all der Vorsicht aber sind sie noch so mistrauisch, daß keiner von ihnen jemals zwischen die Verdekke oder in die Kajüte gehen will.

Sie fürchten sich so sehr vor dem Feuergewehr, daß als einst **Barbot** eine Kanone mit einer Kugel auf einen Privatkauffahrer abfeuern

---

Franzosen sehr geneigt sind, indem er selbst die Erfahrung davon machte; denn so lange sein Schiff sich als ein englisches zeigte, vermochte es der Schiffer nicht, Negern an Bord zu bringen; sobald er aber französische Flaggen aufsteckte und französisch sprach, gelang es ihm, und er wurde reichlich mit den nöthigen Lebensmitteln versehen.

ließ, alle Negern, die um das Rundel standen, auf einmal über Bord in das Meer sprangen. *)

Man kann sich kaum vorstellen, wie viel Geduld darzu gehört, mit den meisten von diesem dummen Volke zu handeln. **) Das schlimmste ist noch dieß, daß man einander gewöhnlich nicht versteht. Man muß sich also nur mit Zeichen, mit Bewegungen der Hände und Finger behelfen, oder so, daß man eine Anzahl Waaren gegen den Zahn hinsezt, welchen man haben will.

Barbot erzählt uns, was ihm einst in dem Handel mit diesen Negern begegnete. Schon hatte er ihnen die gewöhnlichen Geschenke gegeben, als sich sein Handel mit ihnen plözlich zerschlug. Da er nun jene Geschenke nicht zurükfassen wollte, so befahl er, einen Elefantenzahn, der ungefähr von gleichem Werthe mit seinen verlornen Gütern war, und zwei andere Zähne an dem Vorgebirge Lahou am Borde in Beschlag zu nehmen, bis ihm die Dassi (Geschenke) wieder gegeben würden.

*) Smith sagt, wenn sie ungefähr Gewehr zu sehen bekommen, so gehen sie den Augenblik wieder über Bord, und man bekömmt sie nicht mehr zu sehen. Sie waren daher genöthigt, ihre Waffen in dem Hintertheile des Boots zu verstekken. — Dies gilt auch besonders von den Negern auf der Küste der bösen Leute.

**) Sagt Barbot.

Dieses geschah aber nicht eher, als bis es zwischen denen, die die Dassi genommen, und denen, deren Zähne man angehalten hatte, zu einigen harten Worten und Schlägen gekommen war. Einige von ihnen sprangen über Bord, und tauchten so tief und so lange unter, daß sie nicht eher aus dem Wasser hervorkamen, als bis sie schußfrei waren. Hatten sie dann ihre Kähne erreicht, so ruderten sie mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit davon.

Die Dassi oder Bizi (Geschenke), nach welchen diese Negern zuerst fragen, sobald sie an Bord kommen, scheinen zwar im Anfange von keinem großen Werthe zu seyn, indem man einer Person etwa ein Messer, oder einen meßingenen Ring, oder einen Schluk Branntwein, oder ein Stük Twebak schenkt. Aber bei einer Reise an dieser Küste, da vierzig oder fünfzig den Tag über weggegeben werden, beträgt es wenigstens fünf vom Hundert Einbuße von der Ladung des Schiffs.

Die Holländer brachten bei ihrer Ankunft an den guineischen Küsten diese schlimme Gewohnheit zuerst auf, um die Negern desto mehr von den Portugiesen abwendig zu machen, die so lange zuvor daselbst gehandelt haben. Die Einwohner waren nun freilich mit dieser Gewohnheit so wol zufrieden, daß sie hernach von allen Europäern, wie von den Holländern, das nämliche forderten, welche nun inne werden, daß diese ihre List, ob

sie ihnen gleich Anfangs einigen Vortheil brachte, nun ihrer Handlung zur Last gereicht.

Eben dieser Gebrauch herrscht auch auf der Küste, jenseits des Vorgebirgs Lahe, doch mit diesem Unterschied, daß daselbst eher nichts gegeben wird, als bis der Kauf geschlossen ist, und daß sie an statt Dassi, Mi Dassi sagen. Aber auf den Küsten oberhalb des Windes von der Gambia an, bis an das genannte Vorgebirge, wollen die Negern sie zum voraus haben. Denn sobald sie nur ein Schiff erreicht haben, so rufen sie Bizi, Bizi, und Manche sezzen hinzu Dassi, welche Worte in ihrer Sprache ein Geschenk oder Pfand andeuten. *)

Die Waaren, welche man in dieser Gegend einhandelt, sind baumwollene Zeuche, Salz, Elfenbein und Gold.

Diese Negern verfertigen eine schöne Art baumwollene Zeuge, die blau und weiß gestreift sind, und dreiviertel Ellen in der Breite, und drei bis vier Ellen in der Länge haben. **) Diese lassen sich gut auf der Goldküste verkaufen, und dienen dem gemeinen Volke zur Kleidung.

Nach Des Marchais bestehen diese Tücher (Quaquatücher genannt) aus sechs zusammen genähten Stükken, jedes zu drei Ellen lang, und sechs Zoll breit, welches in allem eine Breite von drei Fuß ausmacht. Daher haben die Holländer

*) Nach Barbot.

**) Nach Villault.

die Küste Quaqua die Küste von den sechs Streifen genannt. Das Blau ist von einer guten Farbe, und von Dauer.

Barbot berichtet, das Land um Korbi Laho und die Quaquaküste trägt viele Baumwolle, welche die inländischen Einwohner spinnen und weben. Diejenigen, die man an dem Vorgebirge Laho macht, sind von sechs Streifen, und viertehalb französische Ellen lang, und sehr fein. Die von Barbi Laho, sind von fünf Streifen, drei Ellen lang, und gröber. Die Negern auf der Küste sind nur die Faktore der inländischen, um diese Tücher an die Europäer, besonders an die Holländer, gegen Alkory zu vertauschen, welches eine Art von blauer glänzender Leinwand ist, womit sie auf der Goldküste und an andern Theilen von Süd-Guinea einen ansehnlichen Handel treiben.

Einige Negerfaktore, die beständig in dem Lande herum giengen, um solche Zeuche zu kaufen, sagten dem Barbot, die inländischen Negern verkauften eine große Menge davon an ein weißes Volk, das sehr tief in dem Lande wohnte, und gemeiniglich auf Maulthieren oder Eseln reite, und Assagayen oder Spieße führe, welches nothwendig die Araber von Sahra, oder von den Ufern des Senegals seyn müssen. *)

Sie machen auch Tücher von einer Art Hanf, oder einer ihm ähnlichen Pflanze, welche sie schön färben, und sehr künstlich weben.

*) Sollten dies nicht vielmehr Jezzäner seyn?

Dieselben Negern treiben einen sehr großen Salzhandel mit ihren Nachbarn gegen Nordost, die es tiefer in das Land verführen, wo es sehr theuer und selten ist. Wenn man diesen Salzhändlern von Quaqua glauben soll, so verführen sie es bis über den Senegal zu einem Volke, das nicht schwarz ist, und welches nach ihrer Beschreibung die Mauren in Sahara seyn müßten.

Das innere Land hat eine ungemeine Menge von großen schönen Elefantenzähnen, welches das beste Elfenbein in der Welt ist. Das meiste davon wird von den Engländern, Holländern und Franzosen, und dann und wann von den Dänen und Portugiesen aufgekauft. Nachdem die Handlung nach Guinea so allgemein geworden ist, so bekommen die Engländer noch mehr davon, als die Holländer. Diese große jährliche Zusammenkunft von europäischen Schiffen hat die Negern bestimmt, den Preis zu steigern, besonders den von den grossen Zähnen, davon manche auf zweihundert Pfund französischen Gewichts wägen, so daß nun nicht viel mehr dabei zu gewinnen ist.

Nach Des Marchais, ist die Menge des Elfenbeins in diesem Lande so groß, daß man hier schon in einem Tag zehn tausend Pfund eingekauft hat. Die Negern sagen, das innere Land sei so voll von Elefanten, *) daß die Einwohner der bergichten Gegenden ihre Häuser in die Rükken der

*) Von der Menge der Elefanten, die in Afrika leben, sehe man im IIIten und Vten Bande dieses Werks.

Berge eingraben, und ganz schmale Fenster und Thüren machen müßten. Sie müßten auch alle List gebrauchen, um sie von ihren Aekkern zu vertreiben, oder ihnen Schlingen legen, und sie todt schlagen. Die Menge des Elfenbeins ist daher in diesen Gegenden unbeschreiblich groß. *)

Barbot versichert, die Elefanten seien auf dieser Küste überall so zahlreich, daß die Negern, ungeachtet der Menge, die sie todt schlagen, doch um ihrer Sicherheit willen ihre Wohnungen unter der Erde anlegen müssen. Nach der großen Menge Elfenbein zu rechnen, welche man in diesem Lande findet, glauben einige, daß die Elefanten ihre Zähne alle drei Jahr verlieren; und da sie hundert Jahr, oder noch länger, wie man sagt, leben bleiben, **) so müssen unendlich viel Zähne in den Wäldern aufgelesen werden. Man bemerkt jedoch, daß sie nicht mehr so häufig sind, als sonst, weil entweder das Land einigermaßen erschöpft ist, oder weil sich die Negern nicht mehr so viel Mühe geben, sie einzusammeln, welches nebst der grossen Menge der Käufer, die Ursache von ihrem jezigen hohen Preise seyn mag.

Wie Villault versichert, so sieht man aus

*) Man vermuthet daher, daß die Elefanten ihre Zähne alle drei Jahre abwerfen; diese Vermuthung scheint ganz ungegründet zu seyn, wenn man den Bau des Elefanten genau betrachtet.

**) Neuere Naturforscher läugnen das lange Leben des Elefanten. M. s. Zimmermann's Anmerkung zu Smellie's Philosophie der Naturgeschichte.

Digitized by Google

den artig gemachten goldenen Haarzierrathen dieser Negern, daß sie Gold haben. Er fragte einen von ihnen, wo sie es herbekämen? Dieser wies auf die großen Berge, und machte ein Zeichen, daß es von daher käme.

Das Gold ist wirklich hier sehr gemein, und die Negern, besonders die an dem Vorgebirge Apollonia, besitzen viel Geschicklichkeit in der Kunst, das Gold zu verfälschen, indem sie Feilstaub von Kupfer darunter mischen. Das Beste ist, daß man sie fragt, wenn sie an Bord kommen, ob es rein ist, und ihren Betrug mit dem Verlust ihrer Freiheit zu bestrafen droht. Bleiben sie dabei, daß es gut ist, so muß man es vor ihren Augen wägen, und alsdann mit Scheidewasser probiren. Darauf wägt man es wieder, und wenn man den Betrug entdekt, so darf man nur diese Schelmen in Ketten schlagen, bis sie sich loskaufen. Dieß beweißt, was man für Vortheil dabei hat, wenn man am Borde handelt. Denn, wenn man auf dem Lande sich betrügen läßt, so kann man sich nicht so leicht helfen, indem ihre Könige und Oberhäupter eben so große Betrüger sind, als die Unterthanen.

In dem Tauschhandel kann man sich auf der Elfenbein- oder Quaquaküste eben derjenigen europäischen Waaren bedienen, die man an dem Vorgebirge Monte und zu Rio Sesto gebraucht. Nur daß hier noch allerlei Glaswaaren *) und

*) Besonders farbige Glasperlen.

eiserne Ringe eines Fingers dik darzu kommen, welche die Negern mit meßingenen Schellen an den Füßen tragen, so wie die meßingenen Ringe an den Armen.

Es läßt sich auf dieser ganzen Küste am besten mit kleinen Schiffen handeln, damit man vor einem jeden Orte einige Tage lang sich aufhalten kann, um den Negern Zeit zu lassen, das Elfenbein aus dem innern Lande herbeizuschaffen, wenn sie allenfalls keinen Vorrath mehr am Ufer haben. Kleine Schiffe kosten weit weniger, als große, und die Negern fürchten sich nicht so sehr an Bord zu kommen, wenn die Anzahl der Mannschaft geringe ist. Dann aber müssen kleine Schiffe die nöthige Vorsicht gebrauchen, damit nicht eine allzu große Zahl Negern auf einmal an Bord kömmt, welche einen Versuch machen könnten, sich des Schiffes zu bemeistern, und es zu plündern, wie es ehemals einigen portugiesischen und andern europäischen Fahrzeugen ergangen ist.

Villault sagt, die Negern von dieser Küste hätten verschiedene Mulatten unter sich. Er hat aber nie gehört, daß sich einige Europäer hier niedergelassen haben. Smith macht die Bemerkung, daß, weil diese Küste sowol, als die Pfefferküste, in viele kleine Königreiche und Länder vertheilt sei, so wäre auch der Sklavenhandel hier nicht so gut, als auf der Gold- und der Sklavenküste.

Johann Gottfried Loyer's,

eines französischen Jakobiner-Mönchs,

Reise nach Issini,

auf der Elfenbeinküste.

Im Jahre 1701.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das wichtigste Werk über den östlichen Theil der Elfenbeinküste (welcher von vielen schon zu der Goldküste gerechnet wird) ist die Reisebeschreibung des französischen Jakobiner-Mönchs, P. Gottfried Loyer's, welcher Praefectus apostolicus der Mission auf der Küste von Guinea war, und nach seiner Rükkunft in Frankreich, im Jahre 1741 ein Werkchen von 298 Oktavseiten, herausgab, betitelt:

Rélation du Royaume d'Issyny, Pays de Guinée &c. avec fig.

In diesem Buche gibt er uns die ausführlichste Nachricht von dem sonst so wenig bekannten Negerlande Issini, in einem Tone, der uns ganz von der Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit des Verfassers überzeugt; auch sind seine Erzählungen sehr interessant, unterhaltend und merkwürdig. Desto unbedeutender und schlechter sind die acht Kupfer, die er seiner Beschreibung beifügen ließ; man kann ihrer gar wol entbehren.

Digitized by Google

Das Original dieser Reisebeschreibung ist in Deutschland selten geworden; dafür haben uns aber die Herausgeber der allgemeinen Historie der Reisen (im III. B. S. 430. bis 474.) einen Auszug aus derselben geliefert, der uns den Mangel des Originals ersezt, und den ich auch hier etwas verändert und verbessert meinen Lesern mittheile.

Möchte Ihnen die Lektur der interessanten Reisebeschreibung des ehrlichen Paters recht viel Vergnügen machen!

P. Gottfried Loyer's Reise nach Issini.

Im Jahre 1701.

Einleitung.

Schon im Jahre 1687 begab sich P. Gonsales, ein französischer Jakobinermönch, zu Rochelle mit einigen andern Brüdern zu Schiffe, um nach Issini auf der Elfenbeinküste von Guinea als Missionare oder Glaubensboten zu gehen. *) Sie kamen am 24sten Dezember desselben Jahrs glüklich zu Issini an, wo Zena, **) der damals dieses kleine Königreich regierte, sie günstig aufnahm. Er schien eben so geneigt zur Unterstüzzung des

*) Sie wurden durch einen Predigermönch dazu veranlaßt, welcher im Jahr 1685. mit einem Handelsschiffe die Küste von Guinea bereiset hatte, zu Issini gewesen war, und nach seiner Rükkunft in Frankreich gar sehr seine gute Aufnahme unter den Issinesen, ihren guten Karakter, ihre Empfänglichkeit für die kristliche Religion u. s. w. rühmte, und die Errichtung einer Mission unter denselben anrieth. (Des Marchais T. I. p. p. 203.)

**) Er war der erste König nach der Revoluzion, welche den Issinesen ein neues Vaterland gab.

Missionswerks, als zu einer nähern Handelsverbindung mit den Franzosen. Er räumte den Missionnaten einige Ländereien ein, gab ihnen ein Haus und sechs Sklaven zur Bedienung, und um seinen Unterthanen ein gutes Beispiel von seinem Zutrauen in die Missionnare zu geben, vertraute er ihnen zwei junge Negern an, Namens **Aniaba** und **Banga** (oder **Roanga**), deren erstern man für seinen Sohn hielt. Er bat, man möchte diese jungen Leute nach Frankreich schikken, damit sie daselbst in den nöthigen Kenntnissen unterwiesen würden. Der Superior der Mission, P. **Gonsales** schikte sogleich mit dem ersten Schiffe der Gesellschaft die beiden jungen Negern unter der Führung eines seiner Missionnare nach Frankreich. *) Er selbst gieng mit seinen übrigen Mönchen, den P. **Cerisier** ausgenommen, nach Fidah, wo die Hauptniederlassung der Franzosen war, um daselbst das Evangelium zu predigen. Innerhalb achtzehn Monaten starben sie alle dahin, wahrscheinlich an Gift. Der P. **Cerisier**, welcher zu Issini geblieben war, lebte noch einige

*) Dies widerspricht dem, was Des Marchais und Andre von diesem Aniaba sagten, welche ihn für einen Betrüger hielten, der von einem Schiffskapitän als Sklave nach Europa gebracht, und nachher für einen Negerprinzen ausgegeben wurde. Welches wirklich schon vorher mit einem andern vorgeblichen Prinzen von Issini sich so zugetragen hatte.

Digitized by Google

Jahre und starb dann auch, wie man vermuthet, ebenfalls am Gifte.

So war nun der erste Versuch einer Mission in Isslini zu Ende.

Unterdessen war der Neger Aniaba auf Kosten des Königs in Frankreich unterrichtet, getauft, erzogen und als Prinz, als künftiger Kronerbe eines Negermonarchen behandelt worden. *) Er stand als Rittmeister in französischen Kriegsdiensten, als die Nachricht nach Frankreich kam, sein Vater Jena sei gestorben. Da man nun diesen Aniaba, der den Namen Prinz Ludwig Aniaba führte, in Frankreich für den Thronerben hielt, so machte man Anstalten, ihn in sein Erbkönigreich zurükzuschikken. **)

Um eben diese Zeit war der P. Gottfried Loyer, ein Jakobinermönch von Rennes in Bretagne, der einige Jahre in den amerikanischen Inseln gewesen, bei seinem Aufenthalt zu Rom wegen des Jubeljahrs auf Befehl des Pabsts Innocentius XII durch die Gesellschaft de propaganda fide, zum Praefectus Apostolicus von einer

*) Man machte grosses Geräusch mit ihm, der König war selbst sein Taufpathe, ein Kardinal taufte ihn ꝛc. ꝛc.

**) Man irrte sich hierin, weil man nicht wußte, daß bei den Negern die Thronfolge nicht in absteigender Linie, sondern von Bruder zu Bruder, und dann erst wieder auf die Söhne des Königs geht.

Digitized by Google

neuen Mission auf der Küste von Guinea ernannt worden. Mit dieser Gewalt bekleidet kehrte er nach Paris zurük, um die Erlaubniß zu erhalten mit einem Schiffe der afrikanischen Gesellschaft nach Guinea zu gehen. Da bot sich ihm nun gleich eine vortheilhafte Gelegenheit an, weil der König, wie gesagt, den Aniaba in sein Vaterland zurükschenden wollte.

Der König equipirte den Negerprinzen seinem vermeinten Stande gemäß, gab ihm Bediente und zwei Soldaten zur Begleitung, und machte alle Anstalten um denselben in sein Erbkönigreich einzuführen. Auch die afrikanische Handelsgesellschaft that das Ihrige dabei. Denn sie versprach sich gar viel von der Dankbarkeit des künftigen Negerkönigs, so wol was die Beförderung des Handels, als die Beschüzzung der projektirten Niederlassung beträfe.

Unser P. Loyer wurde nun durch den Marquis de Ferolle, Generallieutenant der Inseln unter dem Winde, dem Prinzen vorgestellt, der ihm die Absicht seiner Reise eröffnet hatte. Seine negerische Hoheit geruheten darauf zu versichern: Es sei ein grosses Vergnügen für ihn, daß ihn jezt ein Jakobinermönch als Kristen in sein Vaterland zurükbringe, da ihn auch ein Jakobinermönch als Heiden nach Frankreich gebracht hätte.

§. 1.

Abreise aus Frankreich — Abentheuer auf der Fahrt — Ankunft zu Issini.

Nachdem Loyer mit dem Ritter Damou, als verordneten Befehlshaber eines zu dieser Fahrt bestimmten königlichen Schiffes, Poly, die Einrichtungen verabredet hatte, so reiste er nach Orleans ab, und ging von da die Loire hinunter nach Angers, und weiter zu Lande nach Rennes, um von seinen Verwandten Abschied zu nehmen. Darauf begab er sich nach Rochelle, wo sie zu Schiffe gehen sollten. Hier traf er den P. Jakob Villard, einen Mönch aus der Pariser Provinz, den er zu Lion beredet hatte, ihn bei der Mission zu begleiten. Bald darauf langten Prinz Aniaba und der Hauptmann Damou an, und nachdem alles fertig war, so giengen sie den 18ten April im Jahr 1701 zu Schiffe, und segelten den folgenden Tag von der Rhede von Chedebois mit gutem Winde ab.

Am 20sten fuhren sie bei dem Hafen Belle-Isle vorbei, und ankerten den Tag darauf bei der Insel Grouais, zwei Seemeilen von dem Haven Louis, wo sie bis den 17ten stille lagen, um Erfrischungen einzunehmen, und auf zwei Schiffe, welche der Gesellschaft von St. Domingo gehörten, zu warten, die sie von der Küste nach Afrika

begleiten sollten. Dies waren der Unverschämte, den Hr. Basset, und Holland, welchen Hr. le Carle führte, jedes mit zwanzig Kanonen und zwei hundert und fünfzig Mann besezt.

Am 27sten verliessen sie Grouais mit gutem Winde, der aber die beiden folgenden Tage veränderlich wurde, und so stark wehte, daß sie ihre Segel einnehmen, und vor dem Wind treiben mußten. Am 29sten Abends erreichten sie das Kap Finisterre, und fanden die See so stürmisch, daß sie um zwei Uhr des Morgens ein Stük von dem Hindertheile des Schiffes wegführte, und die Fenster und Thüren des Versammlungsraums zerschmetterte, und das Wasser in solcher Menge hineindrang, daß zwei Reisende, welche daselbst schliefen, mit ihren Matrazzen an den Fuß des großen Mastes geführt wurden. Es entstand ein gewaltiger Lärm am Borde. Loyer, welcher mit seinen apostolischen Gefährten in des Kanoniers Kajute schlief, wurde durch das Wasser, welches auf sie trieb, und durch das Geschrei und Arbeiten der Bootsleute aufgewekt. In dieser Gefahr hielten sie sich wirklich für verloren, kamen aber durch kluge Anstalten der Offiziere noch davon.

Die andern beiden Schiffe waren nicht so glüklich. Der Unverschämte verlor seinen Hauptmast, und mußte einen Theil seiner Ladung an Gütern und Bretern, zu der in Issini anzulegenden Niederlassung, über Bord werfen, welches am

Ende ein großer Verlust für sie war. Sie warfen auch ihr Küchengeräthe ins Meer. Die Bootsleute waren ganz in Verzweiflung. In gleichem Seelenzustande mußte der Fähndrich Gazan auf diesem Schiffe gewesen seyn, als er im Namen der ganzen Equipage ein Gelübde that, in seinem blossen Hemde mit einem Strikke um den Hals, von dem ersten Haven, wo sie anlanden würden, nach der ersten Kirche zu gehen, und daselbst Gott zu danken; welches er dann auch zu großer Erbauung aller glaubigen Seelen zu Santa Cruz in Teneriffa ausführte.

Auf diese Gefahr folgte eine neue von anderer Art. Nämlich am ersten Mai um ein Uhr Morgens entdekte das königliche Schiff nicht weit von ihm ein Fahrzeug, welches man wegen der Lichter, die es in seinen Mastseilen führte, für Holland hielt. Aber an der Art zu segeln merkten sie bald, daß es ein saleischer Seeräuber war, weil dieß die gewöhnliche Breite ist, in der sie kreuzen. Ihr Argwohn vermehrte sich, da es auf ihr Zeichen nicht antwortete. Das Volk griff sogleich nach seinen Waffen, die es aber durch die Benezzung beim lezten Sturme unbrauchbar gemacht fand. Mittlerweile legte sich jenes Schiff an ihren Bord, aber es verfehlte seinen Zwek, weil die See hoch gieng, und brach seinen Fokmast an dem des königlichen Schiffes, ohne dieses besonders zu beschädigen.

Indeß bemüheten sich die Franzosen vergebens, auf den Feind zu steuern, und zu fragen, wer er wäre. Er antwortete bald von Hamburg, bald ein Holländer, Engländer und Franzose. Zum Glük war er so zugerichtet, daß er sich ihnen nicht wieder an Bord legen konnte, sonst wären sie verloren gewesen, indem sie nicht im Stande waren, sich zu vertheidigen. Man schlug vor, den Tag zu erwarten, um den Seeräuber angreifen zu können, aber der Ritter hielt es für klüger, davon zu eilen.

Am 7ten Mai segelten sie an den beiden Kanarien-Inseln Forteventura und Lancerotta vorbei. Gegen Nordwest von Forteventura sieht man eine Spizze, auf der vier kleine Berge sind, von denen der lezte die Spizze macht, die nach Südwest abgetheilt ist, und wie eine Insel erscheint. Denselben Tag, um neun Uhr des Morgens, sahen sie ein Schiff mit vollen Segeln auf sie zulaufen; weil sie es nun wieder für einen Saleer hielten, so machten sie sich bereit, ihn zu empfangen, und sezten englische Flaggen auf. Als der Freibeuter aber sich ihnen auf eine Seemeile genähert und sie betrachtet hatte, entfernte er sich wieder.

Um 6 Uhr Abends entdekten sie die Insel Teneriffa, und ankerten den Tag darauf bei Santa Cruz, wo sie ein Schiff von St. Malo fanden. Auf der Rhede lagen damals verschiedene andere Schiffe, besonders spanische und ein englisch-ost-

indisches, das reich mit Silbermünze beladen war, und bei Erblikkung der Franzosen sich segelfertig machte. Als aber der spanische Statthalter dies merkte, so ließ er einen scharfen Kanonenschuß thun, um ihm zu untersagen, daß es nicht fortgehen sollte, indem er es seines Schuzzes versicherte. Worauf es wieder ankerte, und auch bei Loyer's Abreise noch daselbst war. Der Ritter Damon ankerte in fünf und vierzig Faden braunen Sands, innerhalb eines Kanonenschusses von der Stadt, und schikte seinen Fähndrich an das Land, den Statthalter zu begrüssen, und zu fragen, ob er, im Fall das Fort begrüsset würde, Schuß für Schuß geben wollte. Der Statthalter antwortete, die Franzosen möchten anfangen, er würde sodann alles thun, was er könnte, den Ritter von seiner Hochachtung zu versichern. Darauf thaten sie eilf Schüsse, welches das Fort mit eben der Zahl erwiederte, und die spanische Flagge ausstekte.

Loyer gieng den Vizekönig zu besuchen, welcher damals der Graf von Palmas war, und sich zu Laguna aufhielt. Er empfieng die Missionnare höflich, und bezeugte viel Vergnügen über des Herzogs von Anjou Gelangung zur spanischen Krone. Peter Mustelier, damaliger französischer Consul, bewirthete seine Landsleute prächtig. Dieser Herr, welcher aus Boulogne in der Picardie war, hatte hier eine Spanierinn geheurathet, und verschiedene Kinder mit ihr gezeugt.

Digitized by Google

Dem Ritter und seinen Offizieren zu Ehren zeigte er ihnen, der dortigen Gewohnheit zuwider, seine älteste Tochter reichgeschmükt mit Juwelen von zehen tausend Livres werth; ihre Aufführung aber war so sittsam und angenehm, daß sie dadurch noch mehr einnahm, als durch ihren Schmuk. *)

Abends, den 10ten Mai segelten sie nach eingenommenem frischem Wasser und andern Erfrischungen von Santa Cruz ab, und fuhren den 18ten nahe an der Mündung des Senegals vorbei, wo sie sich anlegten, aus Furcht, sie möchten das grüne Vorgebirge vorbeifahren. Am Mittag darauf ankerten sie in dreizehen Faden an der Insel Goree.

Sie giengen auch an dem Vorgebirge Bernard ans Land, welches zwei Meilen von Goree entfernt ist, wo sich ein Negerdorf mit einer französischen Faktorei und einem Waarenhause befindet. Der Oberste im Dorfe nahm sie so gut auf, als es seine schlechte Bequemlichkeit zulassen wollte. Darauf giengen sie, dem Alkair seinen Zoll zu bezahlen, der in einer Flasche Branntwein, den die Einwohner Sangara nennen, für jede Bootsladung Holz oder Wasser besteht; sie fanden aber, daß er mit dem Damel in den Krieg gezogen war.

Am 22sten Mai lichteten sie und ankerten zu Rufisko, welches eine größere Stadt ist, als die

*) Dieser Mustelier wurde nachher Generaldirektor am Senegal, und starb im J. 1712. zu Juabo in Galam.

am Vorgebirge Bernard. Sie segelten hier erst den 28sten Abends ab, und entdekten am 11ten des Junius die Höhe von Sestro, die sich ihnen wie eine kleine Insel zeigte, und kamen am Abend eine Meile westwärts von Groß-Sestro oder Paris in eilf Faden vor Anker, da der Fluß von Sestro ihnen gerade nach Osten lag.

Am 12ten darauf früh morgens kamen drei Negern an Bord, in einem Kahne mit drei Ananas, um zu fragen, woher sie kämen, oder vielmehr um einige Geschenke, wornach sie sehr begierig sind, zu erhaschen. Einer von ihnen verlangte Thee, den er den Aniaba trinken sah; man versicherte ihn aber, er sei nur für die Weissen. Mit dieser Antwort war er nicht zufrieden, sondern wies auf den Aniaba, und meinte, wenn dieser Neger welchen tränke, so dürfte er es auch thun. Aniaba schien über diese Freiheit nicht wenig empfindlich zu seyn, aber dieß verhinderte ihn nicht, ans Land zu gehen, und die acht Tage, da er sich hier aufhielt, mit den schwarzen Weibsleuten ein nicht gar erbauliches Leben zu führen. Sie fanden hier ein englisches Schiff vor Anker, und ein andres, das gleich bei ihrem Einfahren lichtete, und sie mit drei Schüssen begrüßte.

Am 15ten Junius Morgens früh sahen sie zwei Schiffe mit vollen Segeln einlaufen, welche nahe bei ihnen ankerten. Das eine war ein Engländer, das andere ein Portugiese. Als ihr Boot mit

Wasser vom Lande kam, so verlangte der portugiesische Hauptmann, ein freier Neger, darein zu steigen, und kam wirklich an Bord des Ritters Damou mit einem Dollmetscher, den das ganze Schiffsvolk für einen Landsmann aus der Provence hielt, ob er es gleich läugnete. Der Hauptmann berichtete ihnen, er sei nach der Allerheiligen-Bai in Brasilien bestimmt gewesen, Negern einzunehmen, hätte aber auf der Rükkehr durch einen harten Sturm seinen Mast verloren, und nach der Küste laufen müssen; mit dem Zusazze, sein Schiff hätte so schnell Wasser geschöpft, daß er ohne Beistand des englischen Schiffs würde gesunken seyn. Die Beschaffenheit seines Schiffs brächte ihn nun zu dem Entschluß, es zu verlassen, wenn der Ritter Damou ihm die Erlaubniß mitzureisen, und ein Zeugniß von den Umständen, darin er ihn gefunden habe, ertheilen wollte.

Der Ritter schikte sogleich seine Zimmerleute an Bord des Portugiesen, die weder Nägel noch Hammer zu Ausbesserung der Lükken, und überhaupt alles verdorben und zerbrochen fanden. Sie arbeiteten zwei Tage daran, um es so dichte, als möglich, zu machen; worauf der Ritter dem Portugiesen rieth, nach der Linien-Insel St. Thomas zu segeln, wo er bei seinen Landsleuten seine Barke ablegen, und die achtzig Sklaven, welche er am Bord hatte, aussezzen könnte. Nach diesem gab er ihm einen Zentner Zwieback und fünfzig

Pfund gesalzen Fleisch zum Vorrath, mit dem Anerbieten, wenn er zu ihm nach Issini käme, so wollte er ihm ferner beistehen, welches jener versprach, aber nicht hielt.

Am 18ten Junius lichteten sie von Sestro die Anker, und kamen den 21sten bei dem Vorgebirge das Palmas vorbei, wo sie ankerten.

Am 22sten segelten sie früh ab, und ankerten Nachmittags, wo sie ihr Boot nach einem kleinen englischen Fahrzeuge schikten, das alle Segel aussezte, um ihnen zu entkommen. Als aber das Boot es endlich doch erreichte, fand es das ganze Schiffsvolk unter Waffen, weil es sie für Seeräuber hielt, bewillkommte sie aber am Borde, als es seinen Irrthum sah, und berichtete ihnen, daß sie nahe bei Issini wären.

Doch verliessen sie sich nicht auf diese Nachricht, und als sie verschiedene Negern am Ufer sahen, so schikten sie ihr Boot aus, und ihr zweiter Zimmermann, ein freier Neger, wagte es, ans Ufer zu schwimmen, um Bericht einzuholen. Er kam mit großer Schwierigkeit ins Boot zurük, und meldete, die Küste, welche sie sähen, wäre im Königreich Abassan, zehen Seemeilen von Taqueshua, wo das Land von Issini anfängt.

Am 25sten Junius lichteten sie und ankerten zu Mittag unweit Taqueshua *), wo ein Kahn

*) Oder Tekuchue, wie Des Marchais diesen Ort nennt.

der hochgehenden See ohngeachtet, an Bord kam. Als dasselbe fand, daß sie Franzosen wären, die sich hier niederlassen wollten, und den Herrn Damou, der verschiedenemal an der Küste gewesen war, erkannte, so ruderte Amonie ihr Steuermann, und die übrigen dreimal ums Schiff, sprangen frei aufs Verdek, und sangen und tanzten vor Freuden. Um ihnen ein Vergnügen zu machen, grüßte der Ritter ihren Flekken mit drei Schüssen. Nachdem sie gegessen und getrunken hatten, kehrten sie mit der Nachricht von der Ankunft der Franzosen ans Land zurük. Unsre Seefahrer waren nun zwei Monate und etliche Tage unterwegs gewesen.

Das Uebrige desselben Tags ward im Handel mit den Negern zugebracht, von denen neun oder zehen am Borde blieben, und in der Nacht mit allem Schiffsvolke die Zeremonie Aquio Mingo machten. Sie schlagen nämlich die Hände ineinander, daß die Gelenke der Finger knakken, und wiederholen oft diese Worte, die euer Diener, mein Freund, bedeuten.

Den Tag darauf gieng Herr Damou und Prinz Aniaba mit einigen Soldaten ans Land, und am 28sten kam der Hauptmann Akasini, König von Jßini, von der Hauptstadt Assoko, in Begleitung seiner Vornehmsten und vieler Sklaven ans Ufer. Er empfieng den Ritter mit den größten Merkmalen von Liebe und Hochachtung, dankte ihm besonders für des Königs Güte gegen Aniaba,

und

und verstattete ihm ein Fort in seinem Lande zu bauen, wo er wollte.

§. 2.

Verrichtungen zu Issini — Audienz bei dem Könige — Erbauung des Forts.

Nun mußten also ernstliche Anstalten zu der entworfenen Niederlassung in dem Lande Issini getroffen werden. Man machte den Anfang damit, daß man die Freundschaft der Vornehmen zu erwerben suchte, worüber zwei Tage hinflossen. Nachdem nun alle nöthigen Einrichtungen wegen Anlegung des Handels gemacht waren, so kehrte der Ritter am 1sten Julius sehr vergnügt über seine Verrichtungen zurük. Am Morgen darauf lichteten sie die Anker um drei Seemeilen tiefer unter der Mündung des Flusses, einer schmalen Halbinsel gegen über zu ankern, die zwei Seemeilen lang, und etwa achtzig oder hundert Schritte breit war, und zwischen der See und dem Flusse lag. Hier wurde der Plaz ausgezeichnet, auf welchem hernach das Fort erbaut wurde. Am 3ten und 4ten desselben Monats gieng die See so hoch, daß es unmöglich war, zu landen. Dies ist in den Monaten Junius, Julius und August auf dieser Küste gewöhnlich, da die Landung allemal sehr gefährlich wird. Am 5ten war die See etwas stiller,

Digitized by Google

und der Ritter Damou schikte seinen Lieutenant, Herrn von Gabarel, ans Land, den Grund zu untersuchen, ob er für das Fort tüchtig wäre.

Loyer und Villard giengen mit ihm, und als sie die Barre (Brandung) erreicht hatten, mußten sie in die Negerkähne gehen, weil keine andere Boote fortkommen konnten. Kaum waren sie aber an die großen Wellen gekommen, so gieng der Kahu Kikribu (womit die Negern das Umwerfen ausdrükten), und sie fielen alle in die See. Zum Glükke hatten sie nicht weit zu schwimmen, und die Negern halfen ihnen ans Land. Sie verloren Niemand, aber ihre Kleider waren alle durchnäßt oder verdorben, und am Lande fanden sie keine Bedekkung, so daß sie also den ganzen Tag der Sonnenhizze ausgesezt blieben.

Einige Stunden, nachdem sie gelandet hatten, kamen der Hauptmann Yamoke, des Königs Bruder, Aniaba und verschiedene Negern, sie zu besuchen, und wollten sie nach Assoko bringen. Aber weil Gabarel Befehl hatte, den Plaz nicht zu verlassen, so mußten sie die Nacht unter einem so heftigen Regen zubringen, der bis an den Tag anhielt, daß zwei Franzosen, welche bei ihnen waren, und sich verschiedene Jahre im Lande aufgehalten hatten, sie versicherten, es sei in sechs Jahren kein solcher Guß gefallen.

Damit aber ihr Unglük recht vollkommen seyn möchte, so hatten sie, so groß ihr Hunger auch

Digitized by Google

war, nichts zu essen. Erst spät gegen Nacht kam Herr de Mesnil de Champigni, verordneter Statthalter des neuen Forts, von Assoko zurük, und gab ihnen einige Stükke Zwiebak, den er mitgebracht hatte, wodurch sie sehr erfrischt wurden. Er starb drei Wochen darauf.

Am folgenden Tage kamen der Hauptmann Yamoke, des Königs Bruder und Nachfolger, mit dem Hauptmann Emond und dem Aniaba *), in Begleitung einer großen Menge von Sklaven, welche große Sonnenschirme von vielerlei Farbe trugen, sie zu besuchen, und zu sehen, wie sie die Nacht zuvor ohne Bedekkung gelegen waren. Aber sie brachten ihnen nicht nur nichts zu essen, sondern forderten noch Branntwein zu trinken und mitzunehmen, den sie auch bekamen, damit man sich ihnen gefällig machte.

Nachdem sie so viel als sie wollten, getrunken hatten, so rief der Hauptmann Yamoke die Franzosen, welche sich am Lande befanden, an der Zahl zwölf oder fünfzehn zusammen, und ließ den Ast von einem Baume abhauen. Diesen gab er dem Hauptmann Emond, der ihn vor ihnen in die

*) Aus diesem und allen Umständen erhellt, daß dieser Aniaba, wo nicht wirklich der Sohn des verstorbenen Negerkönigs, doch gewiß ein Neger von guter Herkunft und folglich kein Skave war, wie Andre behaupten wollten. (Wovon schon oben.)

Erde pflanzte, und dann von allen Franzosen anrühren ließ, wobei er im Namen des Königs Akasini, und der ganzen Nazion sich erklärte, daß er diesen Grund den Franzosen überlasse, um ein Fort darauf zu bauen, oder ihn, wie sie sonst wollten, zu gebrauchen, von welcher Schenkung er die ganze Versammlung zu Zeugen nahm. Dies ist die Art dieser Negern Schenkungen öffentlich zu bestätigen, da sie in Ermangelung der Schreibekunst keinen Schenkungsbrief ausfertigen können. Die Franzosen dankten ihnen für dieses Zeichen der Freundschaft, und baten um Fortsezzung derselben. Nachdem sich jene zwei bis drei Stunden hier aufgehalten hatten, so kehrten sie wieder nach Assoko zurük.

Am 6ten Julius landete der Ritter Damou mit verschiedenen Offizieren, und brachte Zelte mit. Hauptmann Emond empfieng ihn, als er aus dem Boote stieg, und ließ alsbald durch seine Sklaven eine Hütte von Schilf, mit Palmblättern bedekt, aufrichten, in welche sich die Franzosen begaben, bis ihre Zelte aufgeschlagen waren, worauf sie bis zur Erbauung einer bessern Wohnung unter denselben blieben. Mittlerweile hatte der König seine Kaboschiren oder Grossen versammelt, und bereitete sich, die Franzosen vor sich kommen zu lassen, welches am 9ten unter folgenden Zeremonien geschah.

Der König Akasini schikte den Hauptmann

Emond zum Herrn Damou und den Franzosen, um sie nach Assoko einzuladen, welches eine Art von Stadt ist, die auf einer Insel eben dieses Namens liegt, welche der Fluß von Issini macht. Sie liegt etwa zwei Seemeilen über den Ort hinauf, wo sie sich bisher aufgehalten, und der König und seine Vornehmen wohnen daselbst. Sie wurden in einem großen Kanot unter Trompeten und Trommeln hingeführt, welche einen solchen Lärm machten, daß man sonst nichts hören konnte. Gleich bei ihrer Ankunft zu Assoko kamen die Negern haufenweise ans Ufer, sie zu sehen; hier wurden sie nun zum Hauptmann Namoke geführt, um daselbst auszuruhen, weil sich der König zur Audienz bereitete. Als man damit fertig war, so giengen Herr Damou und seine Begleiter über drei Höfe zu dem Pallast, und kamen durch eine doppelte Reihe Negersoldaten, die mit Säbeln und Musketen bewaffnet waren, welche sie mit aufgezogenem Hahne präsentirten. Auf diese Art wurden sie in den Audienzsaal geführt, wo der König auf einem Throne saß.

Nachdem Herr Damou sich vor seiner Majestät verbeugt hatte, stellte er den Bruder Loyer vor, der wie die andern zehn bis zwölf Franzosen, seinen Reverenz machte. Der König that den beiden ersten die Ehre an, daß er ihnen Stüle geben ließ; die übrigen aber sezten sich, wie sie konnten. So saßen sie beiderseits bei einer Stunde, ohne zu sprechen. Die Trompeten, Trommeln und anderen

Musik- oder Lärm-Instrumente der Negern machten auch ein so entsezliches Getöse, daß kein Mensch etwas hören konnte. Alle Kaboschiren befanden sich in ihrer Ordnung auf dem Boden, oder auf kleinen Stülen, etwa einen halben Fuß hoch. Der Hauptmann Yamoke saß zur Rechte des Königs im Winkel des Thrones, und Aniaba auf der andern Seite, auf einem etwas niedrigern Sizze. Der Hauptmann Emond saß nahe bei den Franzosen auf einem Stule, dem Könige gegenüber.

Der Audienzsaal war eine kleine Hütte von Schilf mit Palmblättern bedekt, etwa vierzehn oder fünfzehn Fuß hoch, zwanzig Fuß lang, und fünfzehn breit, und die Dekke hieng überall auf die Erde herunter. Dieser Saal war weder geziert, noch geebnet, und der Boden bestand in beweglichem Sande. Des Königs Thron war eine Art Bettstatt, welche er zu diesem Gebrauch von den Europäern gekauft hatte, und ruhte auf vier gedrehten Pfosten, welche schwarz gemalt waren, um Ebenholz vorzustellen. Es hatte weder Polster, noch Thronhimmel, noch Vorhänge, stand am Ende des Saals, und war, wer weiß wie, mit einigen ungehobelten Bretern zusammengeschlagen, und mit drei bis vier Pantherhäuten bedekt. In der Mitte befand sich der König, seine Füße hiengen auf die Erde herunter, und im Munde hatte er eine Pfeife, etwa einen Faden lang, aus der er beständig rauchte. Dieses ist bei ihnen die edelste Stellung.

Digitized by Google

Er war nakt, nur hatte er um die Mitte ein Pagne von weissem blaugestreiftem Kattun. Er hatte einen schwarzen Hut mit Silber eingefaßt, und mit einer weissen Feder nach franzöſischer Mode auf. Sein groſser Bart war in zwanzig kleine Lokken getheilt, welche mit sechzig Stükchen Aigristeinen *) eingeflochten worden, die rund, lang und durchbohrt waren. Dies ist eine Art von Edelsteinen, die bei ihnen gefunden werden, die weder Schönheit noch Glanz haben, und aussehen wie unsere Glaskorallen; aber diese Leute halten sie so hoch, daß sie dafür so viel Gold geben, als sie wiegen. Nach dieser Rechnung war des Königs Bart wohl tausend Thaler werth.

Auf jeder Seite des Königs, auf eben dem Throne, aber etwas zurük, saßen des Königs zwei liebste Gemahlinnen, deren jede auf ihrer Schulter einen langen Säbel mit einem goldenen Griffe hatte, an welchem ein von Gold gebildetes Schaffell in Lebensgröſse und noch gröſser hieng. An der Scheide war eine groſse goldene Muschel, und rings um dieselbe hundert durchbohrte Tigerzähne eingeschlagen.

Diese beiden Weiber hatten groſse goldene Hals-

*) Dies sind kleine grünlichtblaue Steinchen, ohne Glanz, welche in diesem Lande statt des Geldes kursiren, und auch zum Puzze dienen. Aus den allzutroknen Angaben unsrer Reisebeschreiber läßt sich diese Steinart nicht mineralogisch bestimmen.

Digitized by Google

bänder und Armringe, mit Platten von eben dem Metalle, die auf ihre Brüste passten, und mit goldenen Ketten bevestigt waren. Ihr Haar war mit verschiedenen goldenen Zierrathen durchflochten, übrigens aber giengen sie ganz nakkend, nur daß sie kattunene Pagnes um den Unterleib hatten. Hinter ihnen standen sechs andere Weibsleute mit goldenen Armbändern, aber nicht so reich wie die vorigen, geschmükt. Jede von ihnen trägt etwas zu des Königs Gebrauch. Eine hat seine Pfeife, die andere seine Branntweinflasche, die er sehr liebt, u. s. w.

Am Fuße seines Thrones auf jeder Seite gleich unter ihm waren zwei Männer mit Säbeln bewaffnet, und mit Platten und Halsbändern von Golde geziert, deren jeder in seiner Hand eine Assagaie hielt, die mit eben dem Metalle ausgeschmükt war.

Nachdem der König seine Pfeife ausgeschmaucht hatte, ließ er die Musik aufhören, welche bis dahin ununterbrochen gewährt hatte, und schikte den Banga, der als Dollmetscher diente, um zu fragen, warum die Franzosen hieher gekommen wären, und was sie von ihm verlangten? Sie versezten durch ihren Dollmetscher: Das Verlangen, Seiner Majestät ihre Ergebenheit zu bezeugen, hätte sie von ihren Schiffen nach Assoko gebracht; aber die Absicht, warum sie aus Frankreich gegangen, sei, ihre Religion auszubreiten, und eine gute Handlung mit seinen Unterthanen

einzurichten, in Hoffnung, daß Seine Majestät ihres Monarchen guten Absichten beförderlich seyn würden, wovon der damals gegenwärtige Aniaba und der Dollmetscher Banga *) Zeugen wären.

Der König dankte für die Gütigkeit des Königs von Frankreich gegen ihn und seine Unterthanen. So vergiengen drei Viertelstunden mit beiderseitigen Komplimenten, ohne daß der König mit den Raboschiren geredet hätte, die auf alles, was vorgieng, sehr aufmerksam zu seyn schienen. Hierauf stand der König plözlich von seinem Throne auf, aber die andern alle blieben an ihren Plätzen, ausgenommen der Hauptmann Namoke, sein Bruder, der Hauptmann Emond, und zwei oder drei der Vornehmsten, die ihm folgten. Bald darauf schikte er nach dem Herrn Damou und dem Bruder Loyer, und nöthigte den erstern, sich mit dem Aniaba zu versöhnen, der ihn durch seine üble Aufführung beleidigt hatte. Als Herr Damou hiezu willig war, so gaben sie einander die Hände, und damit endigte sich die Audienz.

Von hier wurden sie zu des Hauptmanns Namoke Hause geführet, der sie mit Fischen bewirthete, welche im Palmöle gut zugerichtet waren, imgleichem mit einem wilden Schweine und Federvieh. Der Tag, und ein Theil der folgenden Nacht, wuden von den Negern zu ihrer Ergözzung

*) Dies scheint derselbe Neger zu seyn, der mit Aniaba nach Frankreich kam.

mit Tanzen zugebracht. Den folgenden Morgen um drei Uhr waren sie schon wieder am Thore, und machten einen ähnlichen Lärm.

Am 10ten Julius um eilf Uhr des Morgens hatten sie die zweite Audienz beim Könige, in Gegenwart seiner Raboschiren. Er stand wieder unvermuthet auf, wie bei der ersten, und führte sie mit seinen Vornehmen in einen kleinen Hof, unter einen Kokosbaum, wo sich alle zusammen niedersezten. Seine Weiber und das Volk aber blieben in dem Audienzsaale. Er fragte den Herrn Damou, was er ihm zu Erbauung des Forts für Gefälligkeit erzeigen könnte? Herr Damou ersuchte ihn, er möchte Befehl ertheilen, daß große Pfähle gehauen würden, und daß die Sklaven der Raboschiren sie ans Ufer herunter brächten. Er willigte auch mit der Bedingung darein, daß jeder ein kleines Geschenk bekäme, und bald kamen zwei oder drei Bootsladungen mit großen Palisaden, jede zu fünfzehn oder sechszehn Fuß lang.

Am 14ten fiengen die Franzosen an, ihr Fort zu bauen, es ward auch denselben Tag noch eine Kurtine davon abgestekt, die von zwei Bollwerken bestrichen wurde, deren jedes vier Achtpfünder und etliche Steinstükke haben sollte.

Akasini, König von Jßini, war dazumal über siebenzig Jahre alt, wolgebaut, stark, von majestätischem Ansehen, und ein Mann von Verstande. Er war reich und geizig, ob er gleich nur

Digitized by Google

wenig Kinder hatte. Sein Bruder Namoke sollte ihm nachfolgen, und der Hauptmann Emond, sein Vetter, wünschte dem Ansehen nach beider Tod, um die Krone zu erhalten. Weil diese drei Häupter große Gewogenheit für die Franzosen hatten, so ist es gewiß, daß die Handlung hier mit beträchtlichem Vortheile hätte können eingerichtet werden, wenn man sich der Umstände recht hätte zu bedienen gewußt.

Das hier angelegte Fort war folgender Gestalt beschaffen. *)

Der dazu erwählte Boden war eine lange Halbinsel, welche gegen Ost und Süd die See, und gegen West den Fluß hatte. Sie hieng durch eine schmale Erdzunge, etwa hundert und fünfzig Schritte breit, mit dem Lande zusammen. Ob das Land gleich auf der Oberfläche dürre zu seyn schien, so war es doch mit großen schönen Bäumen bedekt, und der Grund trug, wo er frei war, gutes Gras. Es war auch leicht, sie zu bevestigen. Wo die See anstrich, da befanden sich Felsen, an denen sich die Wellen beständig schröklich brachen, und die Seite am Flusse war durch eine gefährliche Barre gesichert, so daß man nur durch den engen Landstrich dazu kommen konnte. Das Fort bestand aus einer Kurtine und zwei halben Bollwer-

*) Diese Beschreibung steht nicht in Loyer's Reise, sondern ist aus Labat's Erzählung der Reisen des Ritters Des Marchais hier eingeschaltet.

ken, die von Paliſaden etwa zehn bis zwölf Fuß hoch gemacht, und inwendig nur mit Erde ausgefüllt waren, ohne daß auſſen ein Graben herumgieng. Auf jedem Bollwerke befanden ſich vier Dreipfünder mit etlichen Steinſtükken. Hinter dieſer ſchlechten Verſchanzung waren einige Hütten für die Offiziere, mit Behältniſſen für die Waaren und andern Vorrath, die zwar klein, aber doch für das, was ſie hatten, groß genug waren. Indeß ließ man die Beſazzung daſelbſt mit ſtarker Verſicherung, daß ſie mit allen Arten von Bedürfniſſen innerhalb acht oder zehn Monaten reichlich ſollte verſorgt werden. *)

*) Als die Schiffe, welche den Prinzen Aniaba übergeführt hatten, nach Frankreich zurük kamen, ſo war die Geſellſchaft mit dem Verluſte bei dieſer Unternehmung ſo übel zufrieden, daß ſie an die neue Einrichtung zu Iſſini nicht eher, als bis im Jahre 1705, wieder gedachte, da einem franzöſiſchen Kriegsſchiffe befohlen ward, die daſelbſt gelaſſenen Franzoſen abzuholen, und das Fort und alles, was darin wäre, den Negern zu überlaſſen, welches auch geſchah.

Labat tadelt hier das Verfahren ſeiner Landsleute, und ſagt, nach denen Verſprechungen, die ſie von den Einwohnern zu Iſſini gehabt, hätten ſie es anders machen ſollen. Er ſezt zum Ruhme der leztern hinzu, daß ſie ihren Vertrag treulich gehalten, ſo lange ſie die geringſte Hoffnung von Seiten der Franzoſen gehabt hätten. Dieſes erhellet aus ihrer Widerſezung gegen die Holländer, die alles mögliche

§. 3.

Geschichte der französischen Niederlassung zu Issini — Belagerung des Forts und endliche Verlassung desselben. — Loyer's Rükkehr nach Europa.

Auf die Nachricht von der schlechten Verfassung der Franzosen zu Issini kamen die Holländer im Jahr darauf von el Mina und bekriegten die Franzosen.

Willhelm de Palma, holländischer General zu el Mina, war auf die übeln Folgen, welche es für den holländischen Handel haben konnte, daß sich die Franzosen zu Issini vestsezten, aufmerksam, und bediente sich aller Mittel, die Negern von den Franzosen abwendig zu machen, oder wenigstens es dahin zu bringen, daß sie ihnen, wenn sie angegriffen würden, nicht beiständen. Aber, als weder Versprechungen noch Geschenke etwas vermochten, so beschloß der holländische General, sie mit Gewalt abzutreiben. In dieser Absicht erschien er den 4ten des Wintermonats im Jahre 1702 mit vier Schiffen im Angesichte des Forts, und ankerte drei Seemeilen davon zu Taqueshua. Den 5ten lichtete eines seiner Schiffe, lief mit französischen Flaggen durch die Bai, und kam in-

thaten, um sie zu gewinnen. (Soweit Labat am angef. Orte.)

nerhalb eines Kanonenschusses vom Forte zu ankern, begrüßte es auch mit drei Schüssen. Da aber die Franzosen nichts erwiederten, so feuerte er die übrige Zeit des Tages noch viermal von Zeit zu Zeit, um sie gleichsam zu versichern, daß er französisch sei. Beim vierten Schuß brannte das Fort ein Stük los, und stekte die französische Flagge auf, um das Schiff, wenn es seinem Vorgeben nach französisch seyn wollte, zu nöthigen, daß es das Boot ans Land schikte. Als aber der Hauptmann sich auf diese Weise entdekt fand, so kehrte er zu seinen Schiffen zurük, nachdem er zwei Tage vor Anker gelegen war, und der holländische General versuchte vergebens alle Mittel, die Negern abwendig zu machen. Die Franzosen hingegen behielten sie durch große Versprechungen und die Versicherung, daß sie stäts acht bis neun Schiffe erwarteten, treulich auf ihrer Seite, so daß der Holländer aus Zorn, daß sie sein Anerbieten verschmähten, ihnen zwei bis drei Lagen gab, die Anker lichtete, und sich anschikte, das Fort anzugreifen.

Mittlerweile kamen die Negern haufenweise zu Lande dahin, und reizten die Franzosen an, sich mit ihrem groben Geschüzze tapfer zu vertheidigen, und das übrige ihnen zu überlassen, mit dem Erbieten, sie wollten darauf Acht haben, wenn sich der Feind unterstehen sollte, zu landen. Sie hielten alle Nächte eine gute Wache an der Küste, um die Landung zu verhindern, und wenn die französische Besazzung zu Nacht die Runde gieng, so

Digitized by Google

vereinigte sich ein Haufen von fünfzig Negern mit ihnen, welche Verhaltungsbefehle von dem Statthalter annahmen. Den 11ten des Wintermonats ankerten die holländischen Schiffe vor dem Fort, um drei Uhr. Den folgenden Tag brachten sie zu, die Rheede zu untersuchen, die Franzosen aber, sich in Vertheidigungsstand zu sezzen. Den 13ten um ½ Uhr des Morgens, näherten sie sich; das Fort stekte die franzöfische Flagge aus, und that zwei scharfe Schüsse. Der erste gieng durch ihr Schiff durch und durch, und hätte beinahe einen portugiesischen Offizier getödtet; der zweite verlezte einen Theil von des Admirals Tauwerke, und beschädigte seinen großen Mast. Sie erwiederten aber den Gruß mit allem ihrem Geschüzze, und feuerten auf eine rasende Art, welches die Franzosen so tapfer beantworteten, daß der dritte Schuß vom Fort zwischen die Verdekke eines von ihren Schiffen gieng, und des Steuermanns dikkes Bein zerschmetterte. Die übrigen, besonders das Admiralsschiff, waren so beschädigt, daß sie sich kaum über Wasser halten konnten, und alle würden gesunken seyn, wenn es nicht den Franzosen sowol an Munizion als an Lebensmitteln gefehlt hätte, indem sie ihres Unterhalts wegen ihre Kleider verkaufen mußten.

Da sie aber nur noch zwei Faß Pulver, welches sie für ihr kleines Gewehr sparen mußten, übrig hatten, so waren sie genöthigt, das Feuern bald aufzugeben. Indessen ängstigten die Holländ

der sie mit Armbrustschüssen, deren sie wohl eilfhundert, obwol mit geringem Schaden des hölzernen Forts, thaten. Um zwei Uhr Nachmittags trug sich etwas zu, das dem Ansehen nach der Belagerten Verderben hätte seyn sollen, aber doch zufälliger Weise ein Mittel ihrer Rettung war. Im Fort, ohnweit der Kapelle, hatten sie einen großen Bienenstok, der durch einen Kanonenschuß umgeworfen wurde. Die Thierchen wurden über diese Störung an einem hellen gelinden Tage zornig, und fielen so wütend auf die Besazzung, daß sie sich fortmachen mußte. Der holländische General glaubte nun, sie verließen den Plaz, und befahl sogleich, daß sechs bewehrte Kähne fünfzig Mann ans Land sezzen sollten. Mittlerweile kam die Besazzung wieder durch eine Schießscharte des Bollwerks nach dem Flusse zu, wo die Holländer sie nicht sehen konnten, zurük.

Da die Negern auf ihrer Seite die Holländer zu landen bereit sahen, so ließen sie den Franzosen melden, sie sollten sich weder ergeben, noch auf die Holländer feuern, um ihnen nicht Schaden zu thun, sondern sollten nur abwarten, wie sie sie empfangen würden. Vermuthlich hatten sie einen Hinterhalt in dem Gebüsche ohnweit des Ufers, wo sie die Holländer erwarteten. Sie ließen sie ganz ruhig ans Land steigen; sobald sie aber fortrükten, fielen Yamoke, Emond und die übrigen so hizzig über sie her, daß sie bei dem ersten Angriff wichen, und ohngeachtet sie von dem Feuer

ihrer

ihrer Schiffe unterstüzt wurden, doch keiner von ihnen zurükkam, um die Nachricht von ihrer Niederlage zu überbringen. Die Negern nahmen zwei Kähne mit ihrer Ladung, Fahnen, Trommeln und Trompeten, und tödteten alle, die in ihre Hände fielen, bis auf zwei, welche sie als Gefangene mitbrachten, und neune, die von den Franzosen im Fort auf ihre dahin genommene Zuflucht Quartier erhielten.

Die Negern hieben den Erschlagnen Köpfe, Füße und Hände ab, nachdem sie ihnen erst das Fell abgezogen, ließen die verstümmelten Leichname der Flotte zum Anschauen ausgesezt, und kehrten im Triumphe zurük. Der holländische General verlor über eine so unglükliche Unternehmung den Muth, lichtete noch denselben Tag, und kehrte nach el Mina zurük, da er hierbei den Herrn de Medeins, seinen Ingenieur, der die Truppen anführte, verloren, auch etliche seiner besten Leute eingebüßt hatte. Dieser mißlungene Anschlag war ihm desto empfindlicher, weil er sich des glüklichen Erfolgs so ganz versichert hielt, indem ihn die Negern hinterlistiger Weise berichtet hatten, daß es dem Fort an Vorrath von Kriegs- und Lebensmitteln fehlte.

Aniaba hatte vor diesem Zufall dem Herrn de la Vie fragen lassen, ob er ihm zu Hülfe kommen sollte; der Statthalter ließ ihm melden, wenn er käme, so würde es eine Ehre für sie seyn; wür-

de er es nicht thun, so wäre er beschimpft, weil er in Frankreich Truppen kommandirt hätte. Aber er fand für gut, sich drei Tage nicht sehen zu lassen, und alsdann dem Statthalter seinen Glükwunsch abzustatten, ohne daß er sich wegen seiner Abwesenheit im geringsten entschuldigte, deren auch der andere nicht erwähnte. *)

Der holländische General schrieb zwei Briefe an den französischen Befehlshaber. In dem er-

*) Die Wahrheit zu gestehen, sagt Labat, so hatte er, nachdem er vierzehn Jahre in Frankreich auferzogen worden, und von dem König die größte Gütigkeit genossen, bei seiner Rükkehr nach Issini auf einmal alle Empfindungen der Dankbarkeit vergessen, und mit der französischen Kleidung auch alle Triebe der Ehre und Religion abgelegt. Die Missionarien und der Statthalter, die ein besseres Vertrauen in ihn gesezt hatten, hielten ihm seine Veränderung oft, aber vergebens vor. Man argwohnte auch, daß er heimlich ein Verständniß mit den Holländern unterhielt, und bei Hof öffentlich ihre Partie nähme. Da seine Aufführung so undankbar war, so gab der Ritter Damou die Geschenke, die er von dem König für ihn erhalten hatte, wenn er auf dem Throne seyn würde, dem König Akafini, dessen Bruder Ramoke und Neffen Emond, die alle mehr als der Abtrünnige für Frankreich geneigt zu seyn schienen. Das übrige nahm er wieder nach Frankreich mit, besonders des Königs Bildniß mit Diamanten besezt, und Amiaba ward seinem Schikfal überlassen.

sten, der den Tag nach seiner Flucht zu Arim den 14ten des Wintermonats unterschrieben war, hat er die Gefangenen wohl zu halten, und wegen ihrer Auswechslung ein Kartel aufzurichten. Da aber diese Briefe durch die Hände des Akasini kamen, durch welche auch die Antworten gehen mußten, und die Negern sehr argwöhnisch waren, daß die Franzosen einen besondern Frieden mit den Holländern machen möchten, so hielten sie nicht für gut, ihnen eine schikliche Gelegenheit dazu zu geben; sondern vielmehr, weil die Besazzung wegen der Lebensmittel völlig in ihrer Gewalt stand, es dahin zu bringen, daß ihnen selbst die Abfassung des Friedens und die Gefangnen völlig überlassen werde. Daher antwortete man dem holländischen General nicht, welcher zulezt ungeduldig ward, dem Akasini Gesandten schikte, und nach vielem unnüzzen Hin- und Hersenden endlich einen Kaboschir in Diensten der holländischen Gesellschaft Namens Rosik, ganz mit Ketten und Platten von Gold beladen, abschikte, um wegen der Loskaufung der Gefangnen mit voller Macht zu handeln.

Dieser trieb die Sache so klug, daß er nicht nur die Loslassung der Gefangnen ohne Geld erhielt, sondern auch den König Akasini zwang, zehn Bendes, oder viertausend Livres an Golde, als einen Ersaz für den Angriff zu zahlen, womit er nebst den Gefangnen den 17ten Januar im Jahr 1703 zurükkehrte. Die Franzosen hatten bei diesem Vergleich nichts zu thun, welches sie von der

Verbindlichkeit befreite, die Gefangnen aus ihrem geringen Vorrathe zu unterhalten. Mit diesem Gesandten kam Afamushu, Königin von Ghiomray, nahe bei dem Vorgebirge Apollonia, nach Assoko, um die Franzosen zu fragen, wann sie ihre Schiffe erwarteten? Als man ihr nun zur Antwort gab, sie würden alle Tage erwartet, so erwiederte sie, wenn die Franzosen gern Treue und Glauben hielten, so würde die ganze afrikanische Küste ihr seyn, aber es wäre ihre Art, viel zu versprechen, und wenig zu halten, welches ihre Freunde hinderte, sich auf sie zu verlassen.

Da nun P. Loyer keine Hoffnung auf Unterstüzzung aus Europa sah, so begab er sich im März des Jahres 1703 auf eine elende portugiesische Barke, welche nach Jßini gekommen war, um Sklaven zu kaufen. Dieses schlecht versorgte Fahrzeug aber hatte das Unglük, daß es sinken mußte, nachdem es etwa hundert und fünfzig Seemeilen fortgesegelt war. Die Sklaven, und ein Theil des Volks kamen um, und Loyer mit noch zehn andern entkam; neune davon waren Portugiesen, und der zehnte ein Franzose von Bayonne. Sie kamen an Bord einer andern portugiesischen Barke, welche nach St. Thomas unter der Linie gehen wollte, wo sie sich sechs Wochen aufhielten, und von da nach der Bai Allerheiligen in Brasilien gelangten. Loyer ward daselbst wegen seiner ausgestandenen Unglüksfälle krank, und mußte ein ganzes Jahr lang das Bette hüten; durch die Unterstüzzung des

dasigen französischen Konsuls aber, Herrn Verdois, und durch die Stärke seiner Natur, kam er noch davon, und begab sich auf Setuval, ein Schiff, welches zu der brasilianischen Flotte gehörte, die Don Antonio Sousa führte.

Die Flotte bestand in vierzig Segeln, von denen sieben in einem Sturm vor dem Vorgebirge St. Augustin verloren giengen, worunter sich das Admiralschiff befand, welches erst vor kurzem in Brasilien neuerbaut war, und den Pater Loyer hatte mitnehmen sollen. Es führte vierzig Kanonen und dreihundert Mann, auch sechs und dreissig Arobes Gold, jede zu sechs und dreißig Pfund, welche des Königs Fünftheil von den Bergwerken zu St. Paul, in der Gegend von Rio Janeiro waren. Setuval verlor seinen großen Mast in diesem Sturm, der drei Tage dauerte; aber nach einer Fahrt von hundert und acht Tagen langten sie doch zu Lissabon an, wo P. Loyer sich einige Monate aufhielt, um sowohl seine völlige Stärke wieder zu erhalten, als eine Gelegenheit nach Frankreich zu erwarten, weil der Krieg ausgebrochen war.

Da er aber einige Zeit vergebens wartete, so erhielt er einen Paß von dem König von Portugal, um zu Lande reisen zu können, und gieng durch Coimbra, Aveiro, Porto und Viana. Bei Villa Nova sezte er über den Fluß Minho, und erreichte drei Meilen darunter das Bisthum Tuy in Gallicien. Von da gieng er nach Ponte

Digitized by Google

Pedro und Compostell, wo er bei dem Grabe des heiligen Jakobs seine Andacht hatte. Von da reiste er nach Coronna, und sah sich nach einem Schiff um.

Nachdem er sich daselbst drei Wochen aufgehalten hatte, so gieng er auf ein Schiff, welches nach Nantes gehörte, und von einem, Namens Lingart, geführt wurde. Sie segelten den 12ten Juli 1706 ab, hatten aber kaum fünfzehn Seemeilen zurükgelegt, als ihnen ein Schiff mit französischen Flaggen, das heimliche Handlung trieb, aufstieß, welches, sobald sie sich auf einen Schuß genähert hatten, holländische Flaggen aufsteckte, und ihnen eine Lage gab.

Lingart lief voll Furcht nach dem Lande, um daselbst zu ankern, da indeß jener unter beständigem Feuer ihn verfolgte, und sich an seinen Bord legen wollte. Die Franzosen feuerten ihrer Seits sehr schwach, und die Bootsleute bereiteten sich mit allem, was sie konnten, sich ans Land zu retten. Zu gleicher Zeit traf eine Lage von dem Gegner ihr Hintertheil, tödtete den Hauptmann Lingart, und verwundete noch zwei oder drei gefährlich, worauf die übrigen flohen, und der Feind sich bereitete, sein Boot an Bord zu senden.

Mittlerweile ergriff Pater Loyer die Gelegenheit, auf einem Fischerboote, welches nach Barrez, einem kleinen Flekken, etwa fünfzig Schritte vom Schiff, gehörte, zu entwischen. In

diesem Boot entrann Loyer mit einem Kaufmann von Saumur, und dessen Sohn, einem Knaben von fünfzehn Jahren, und kam ans Land, ohne daß das Schiffsvolk es merkte. Das Boot wollte noch eine Ladung abholen, aber es war zu spät. Loyer und seine Gefährten, giengen in das Haus des Pfarrers von St. Estevan de la Valle nahe bei dem Flekken Barrez, welcher sie gütig aufnahm, und drei Tage behielt.

Hier mietheten sie eine offne Fischerbarke, die sie nach St. Jean de Luz führen sollte; sie liefen aber große Gefahr, auf dem Wege umzukommen, weil das Fahrzeug kein Verdek hatte, und die See sehr hoch gieng. Sobald sie St. Sebastian erreicht hatten, stiegen sie aus, und beschlossen, zu Lande zu gehen. Nachdem sie vier Tage zu St. Sebastian geblieben waren, giengen sie über Bayonne, Bourdeaux und Xaintes nach Rochefort, und von da nach Rochelle, wo Pater Loyer erfuhr, daß Pater Villard, sein Kollege, nach Frankreich zurükgekommen, und daß eine Nachricht, als ob er todt wäre, unter seinen Freunden ausgebreitet worden sei. Dieses hatte einen Zirkularbrief vom Konvent von Rennes in Bretagne veranlaßt, daß in allen Klöstern der ganzen Provinz seine Obsequien sollten gehalten werden. Von Rochelle gieng er nach seiner Geburtsstadt Rennes, und von da in das Bad nach Bawbon, wo er von erwähntem Villard, der damals Prior des Konvents von

Chambery in Savoien war, Briefe erhielt, die ihn von dem Schikſal der Franzoſen, welche er zu Iſſini verlaſſen hatte, benachrichtigten.

Das Elend dieſer armen Beſazzung ward nach Pater Loyers Abreiſe im Jahre 1703 ſehr groß, indem es ihnen ganz an Lebensmitteln fehlte, auſſer was ſie von den Negern erhielten. Endlich langten drei Kauffartheiſchiffe, nebſt einem Kriegsſchiff, welches der Hauptmann de Grosbois führte, bei ihnen an. Die See gieng aber an der Barre ſo ſchröklich, daß es acht Tage währte, ehe Herr Gerard, einer von der Beſazzung, an Bord kommen konnte, da er denn erfuhr, daß Herr Grosbois Befehl hatte, ſie wegzubringen. Weil dieſer Hauptmann den Negern unhöflich begegnete, und ihnen nicht die gewöhnlichen Geſchenke gab, ſo ward der König ſo misvergnügt, daß er allen Kanoes an Bord gehen verbot. Pariſion, einer von der Beſazzung, wagte es an Bord zu ſchwimmen, um den Herrn de Grosbois das Unüberlegte in ſeiner Aufführung zu erkennen zu geben, und daß die Franzoſen Gefahr liefen, niedergemacht zu werden, wenn er die Negern aufbrächte; aber Grosbois war gegen alle Vorſtellungen taub, und beſchloß, ſie ſollten mit nach Frankreich zurükkehren. Pariſion gieng mit dieſer Nachricht zurük, und an eben dem Tage ſchikte Herr Grosbois eine Flöſſe ſie abzuholen, auf welchem Pater Villard nicht ohne Gefahr zu ertrinken, bloß in ſeinem Hemde, und mit dem Roſenkranz um den

Digitized by Google

Hals, abgieng. Er wollte seiner Kleider und der Kapelle wegen zurükkehren, welches aber der Hauptmann nicht verstattete. Ihrer sieben ertranken auch wirklich bei dieser Art an Bord zu kommen. So ward denn also das Fort den Negern überlassen, die noch dazu höchst aufgebracht waren, daß die Franzosen nur schlechtweg fortzogen, und ihnen weder Geschenke noch Waaren brachten. Villard wollte zu Fortpflanzung des Glaubens zu Fidah bleiben, welches aber der Hauptmann nicht verwilligte.

§. 4.

Loyer's Nachricht von dem Königreich Issini, und dessen natürlicher Beschaffenheit.

Das Königreich Issini *) gränzt nördlich an die Rompas-Negern, die eine Art von Republik ausmachen, und südlich an Ghiomroy **) oder das Vorgebirge Apollonia, und Edoma, welches nur zehn Seemeilen von Assoko ist. Südwärts ist die See, und westwärts die Elfenbeinküste, die von Menschenfressern, Namens Quaquas, bewohnt wird. Längs dem Ufer hält es zehn oder zwölf Seemeilen, und ist von Süd nach Nord zwei oder drei Seemeilen breit.

*) Loyer begreift hier auch das Land der Weteres-Negern unter dem Namen Issini.

**) Oder Guiomore — (wovon oben.)

Ob es gleich nahe bei der Linie im heißen Landstriche liegt, so ist es doch weder so heiß, noch so ungesund, als man in Europa geglaubt hat, und die Luft ist den meisten Theil des Jahrs über rein und angenehm. Aus List haben die Engländer, Holländer u. s. w. eine so üble Beschreibung davon gemacht, um die Franzosen zu verhindern, daß sie sich nicht dahin sezzen möchten. Wahr ists, daß in der Regenzeit vom Mai zum August, oft dikke Nebel aufsteigen, und daß es gefährlich ist auszugehen, bis die Sonne sie zerstreut hat, aber die Nebel in Europa um die Herbstzeit sind eben so ungesund. Ist man aber mit Speisen, die die Europäer gewohnt sind, versehen, und sezt man sich der Nachtluft nicht aus, so wird man es hier so gesund finden, als in einer andern Weltgegend. Indeß ist doch die Luft vom Oktober bis mitten in den April so heiß, und die Sonnenhizze so unerträglich, daß es diejenigen, welche aus kältern Gegenden kommen, kaum ausstehen können, wenn sie nicht von besonders starker Natur sind; aber man kann sich schonen, wenn man sich im Schatten und Kühlen hält. Kurz, es sind hier nicht so viel Krankheiten zu befürchten, als in Europa.

Es ist kaum ein Land in der Welt, welches dem Auge ein schöners Aussehen darbietet. Je weiter man in die großen Ebenen, die mit schönen Gebüschen untermengt sind, hinein kömmt, desto mehr neue angenehme Aussichten entdekt man, in-

dem immer Wälder und offene Plätze mit einander abwechseln. Zu diesem kömmt noch ein schöner Fluß, dessen Ufer mit großen Bäumen geziert sind, die so regelmäßig wachsen, als ob sie gepflanzt wären.

Die Küste von Issini ist so niedrig, daß sie in der Entfernung von einer Seemeile kaum würde kenntlich seyn, wenn sich die großen Bäume auf ihr nicht einige Seemeilen weit erblikken liessen. Sie wird durch einen von den schönsten Flüssen in Afrika gewässert, der weit hinauf schiffbar seyn würde, wenn die Einfahrt etwas bequemer wäre. Dieß ist vermuthlich der Grund, warum er weder so groß noch so merkwürdig in den Landkarten vorgestellt ist, als es doch wirklich seyn sollte. Seine Mündung wird durch eine große Sandbank verschlossen, die den Eingang auf dieser Seite verhindert, obwol einige Negerkähne bei stiller See sich darüber wagen, um mit Schiffen in der Rheede zu handeln. Der Fluß ist breit und tief. Sieben oder acht Seemeilen aufwärts von seiner Mündung gleicht er einem großen, kaum übersehbaren See. Loyer konnte kaum von der einen Seite das Ufer gegenüber entdekken, ob es gleich bergicht war. Diese Hügel erschienen vielmehr wie eine dikke Wolke, so hell auch der Himmel war. In der Mitte des Flusses sah er einen grossen Felsen, der vier bis fünf Seemeilen weit vom Ufer entfernt zu seyn scheinte.

Digitized by Google

Die Negern erzählen, sechs Tagreisen hinauf würde der Fluß durch große Felsen aufgehalten, über die er mit einem bewundernswürdigen Wasserfall herabstürze. Wenn sie hier weiter wollen, so müssen sie ihre Kähne etwa einen Musketenschuß weit schleppen, und alsdann wieder in den Fluß lassen, der fernerhin durchaus schiffbar ist, und sich in unbekannte Länder erstrekt. Einige von ihnen sind bis nach Abahini und Enzoko geschifft. Das erste ist ihrem Vorgeben nach zehn Tagreisen, (wenigstens hundert Seemeilen), und das andere dreißig Stazionen, (oder dreihundert Seemeilen) von dem Ufer entfernt. Loyer sah zu Issini bei den Negern, die in diesen Gegenden gewesen waren, türkische Teppiche, und schöne Kattunstoffe, auch streifige blaue und rothe Seidenzeuge, die sie mitgebracht, und ihrer Erzählung nach daselbst wirken sehen, wie sie denn auch große und schöne Städte von Steinen erbaut gefunden haben wollen. Die Sache verdiente untersucht zu werden.

Der Fluß ergießt sich, wie die Einwohner berichten, durch verschiedene Mündungen in die See, welche sie sich den Franzosen zu zeigen erboten; aber man kann sich nicht sehr auf sie verlassen; denn weil sie wenig reisen, so kennen sie das Land nicht über zehn oder zwölf Seemeilen um sie herum. Es ist Schade, daß der Fluß nicht weiter hinauf entdekt ist. Dem sey wie ihm wolle, so gehen die verschiedenen Arme zusammen,

Digitized by Google

nachdem sie unweit des französischen Forts, sieben artige aber meist unbewohnte Inseln gemacht. Da, wo er beim Fort vorbei fließt, ist er sehr schmal, und scheint nicht breiter zu seyn als die Seine. Er fällt eine Seemeile weit unter dem Fort in die See.

In Absicht auf diesen Fluß, wollen wir einige Umstände aus dem Ritter **Des Marchais** hinzufügen. Dieser Schriftsteller, welcher im Jahre 1724 hier gewesen ist, sagt, er sei für große Barken sechzig Seemeilen hinauf schiffbar. Wenn man einmal darin ist, so findet man das Wasser ruhig und stille. Acht Meilen von seiner Mündung macht er einen Teich, sechs bis sieben Seemeilen breit, und eben so lang, in dessen Mitte eine Insel ist, deren Ufer überall steil und felsicht sind, so daß sie in der Ferne wie ein öder Felsen aussieht; wenn man aber daran landet, so findet man einen fetten und fruchtbaren Boden, mit schönem Grase und Bäumen von mancherlei Art bewachsen. Eine Kolonie würde hier sehr sicher seyn; denn der Plaz ist von der Natur selbst bevestigt. Von hier sind fünfzig Seemeilen bis zu der großen Reihe Klippen, die den Fluß verschliessen. Der Wasserfall ist da sehr steil, und sieht schön aus, man kann auch das Geräusch davon auf viele Meilen hören. Die Negern haben an beiden Seiten des Felsen Höhlungen ausgehauen, wodurch sie ihre Kähne schleppen, und wieder ins Wasser lassen; denn sie sagen, sie könnten dreißig Tage den Fluß ohne

einige Hinderniß hinaufsegeln. Ist dieses wahr, wie man Ursache hat zu glauben, sagt der Ritter, oder sein Herausgeber **Labat**, und ist der Lauf des Flusses manchmal Nord, oder Nordost, oder Nordwest, so muß er sehr nahe an den Niger kommen, und vielleicht ein Arm desselben seyn, wie sich neulich ein Reisender vorgestellt hat. *)

Das Königreich **Issini** hat etwa zwölf Flekken längs der Küste, oder auf den Inseln, die der Fluß bildet. Die Hauptstadt ist **Assoko**, welche auf einer Insel eben dieses Namens liegt, die vom Fluß anderthalb Seemeilen von der See gemacht wird. Es sind zweihundert Hütten darin, und etwa tausend oder zwölfhundert Einwohner. Das Land hat nur zwei Seehäven (oder Landungsplätze), nämlich **Taqueschue** und **Bangayo**; an dem ersten hält sich der berühmte Kaboschir, Namens **Emond** auf.

Das Königreich **Abassan** liegt nur zehn Seemeilen von **Taqueshue**, und es gibt hier außerdem noch verschiedene kleine Herrschaften, oder eigentlich Dörfer, wo die Reichsten über die Aermern herrschen. Jedes von diesen Völkern hat ein Oberhaupt, das sie Hauptmann nennen; aber seit ihrer Handlung mit den Europäern, und seitdem einige in Europa gewesen sind, haben sie sich König genannt, obwol ihre Herrschaften kaum viertausend Personen enthalten können. So kann **Issini** auf den Nothfall kaum 2000 Mann samt den Sklaven stellen.

*) Eine ungegründete Vermuthung.

Der Boden von Jssini ist, wie der meiste auf der Goldküste, weißer, trokkener Sand, und für die Reisenden sehr unbequem. Er trägt nur wenig Gras für großes Vieh, welches hier wohl fortkommen würde, wenn die Leute nicht zu nachläßig wären, es zu ziehen. Aber sie wollen lieber verhungern, als sich für Arbeit Ueberfluß erkaufen. Einige feuchte Stükke Erdreich geben Bananas, welches ihr vornehmster Unterhalt ist. Bisweilen reinigen sie ein Stük Erdreich durch Wegbrennen, und säen ein wenig Reiß, Hirse oder spanischen Weizen darauf. Der Boden ist auf den Jnseln, die der Fluß macht, besser, und der Grund gibt daselbst Yams, Potatoes, Feigen, Kokos, Ananas, Palmbäume, Koros, Papas, und verschiedene andere Früchte. Zukkerrohr wächst hier vortrefflich. Loyer sah einiges, welches aus dem Lande der Rompas gekommen, und erstaunlich groß war. Baumwolle und Tabak würden hier auch gut fortkommen, wenn sie gewartet würden, da man sie schon wild von guter Art antrift. Manighetta oder guineischer Pfeffer könnte hier gleichfalls mit Vortheil gepflanzt werden.

Sie haben eine kleine rothe Frucht, Namens Assahuaye, welche so groß als eine mittelmäßige Pflaume ist. Es gibt auch noch eine kleinere Art, nicht größer als das lezte Glied von einem Finger, die fast nichts als Haut ist, und nicht gut schmekt; sie hat aber die Eigenschaft, daß, wenn man nur eine davon genossen hat, die sauersten Oran-

gen oder Zitronen, und der schärfste Eßig, wie Konfekt und Sirup schmekken. *)

Die Wälder sind voll von mancherlei Arten kleiner Früchte, von denen die meisten einen würzhaften Geschmak und Geruch haben, verschiedene andere aber ohne Geschmak sind. Eine andere Art, Ikaquas **) genannt, gleicht der europäischen Pflaume; sie hat aber nur eine Haut über den Stein gezogen. Der Stein ist nicht sehr hart, und enthält einen Kern in sich, der geröstet gut zu essen, sonst aber bitter ist. Die Bäume wachsen häufig, und tragen Ikaquas von allerlei Farben. Sie kriechen gemeiniglich auf dem Grunde hin, obwol einige hoch wachsen.

Außer den Orangen und Zitronen gibt es hier von den Franzosen sogenannte Aepfel, die zwar dergleichen Gestalt haben, aber so wenig den Geschmak, als der Baum die Gestalt des Apfelbaums zeigen. Die Frucht ist rund, und groß wie eine Mannsfaust, mit einem Stein von der Größe eines Eies. Wenn sie gut seyn sollen, so müssen sie so reif als Wispeln werden. Einige hungrige Negern essen sie, aber meistens dienen sie den Affen und Elefanten

*) Labat versuchte dieses zu verschiedenemalen mit Erstaunen, und glaubt, diese Frucht könnte dieser alkalischen Eigenschaft wegen von großem Nuzzen in der Arzneikunst seyn.

**) Ikakopflaumen (M. s. im V. B. d. W. S. 49.)

fanten zur Speise, die im Herbst- und Wintermonat, welches ihre Zeit ist, haufenweise kommen, sie zu verzehren. Ueberhaupt sind ihre Früchte hier nicht viel werth.

An der Erde wachsen auch Giromonts, welches eine Art von Kürbissen ist *), die man aber nicht so gar häufig antrifft, weil die Negern zu nachläßig sind, sie zu pflanzen. Es gibt auch zwei Arten von Erbsen, von denen eine unter der Erde wächst. Diese Art treibt einen Stängel einen halben Fuß hoch, mit zwanzig oder dreißig Blättern, die drei und drei zusammen an einem langen Stengel wachsen. Die Wurzeln breiten sich in verschiedene Aeste aus, welche kleine Hülsen von der Gestalt und Farbe der Pistazien haben, und jede Hülse enthält eine oder zwei Erbsen, wie die Wolfsbohnen. Diese Art wächst erstaunlich, und ist gekocht sehr gut.

Die andere Art gleicht an Blättern und Frucht den franzöſischen Bohnen, nur daß sie von viel besserm Geschmak ist. Ihre Hülse gleicht der Hülse von der Felderbse; sie kann aber nicht gegessen werden. Sie wachsen das ganze Jahr durch; ihre vornehmste Zeit aber ist der Herbst- und Weinmonat. Sie vermehren sich hundertfältig. Wollten die Negern sie bauen, so würden sie hinlänglich das Jahr

*) Vermuthlich Wassermelonen. (M. s. im V. B. d. W. S. 88.)

dem Muskusgeruch; denn sie reiben sich an den Bäumen, und lassen etwas von der köstlichen Waare daran, welches die Negern sammlen, und an die Europäer verkaufen. Es gibt auch viele Stachelschweine hier, deren Fleisch sehr wohl schmekt; Agutis, eine Art von Halbkaninchen, und Assomonglis, die einer Kazze gleichen, aber Rattenköpfe haben, und auf dem Leibe schön gefleckt sind *).

Die Flüsse sind voller Ottern und anderer Thiere, die im Wasser und auf dem Land leben, mit schönen Fellen und gut zu essen. Die Negern ziehen auch Hunde und Kazzen, welche sie Aghetomowe nennen; sie verkaufen sie auf dem Markt zur Speise, und lachten, da die Franzosen einen Ekel davor bezeugten.

Es gibt auch hier vortreffliche Schafe, ohne Wolle, mit glatten Fellen, das Fleisch aber ist viel besser, als das französische Schöpsenfleisch. Sie werfen auf einmal zwei Lämmer, und tragen fünf Monate. Ihre Ziegen sind kleiner, als die französischen. Die wilden Thiere haben fast alle Schweine, welche die Europäer hier ließen, aufgerieben, weil sich die Negern nichts darum bekümmerten. Sie brauchen ihre zahmen Kühe eben so wenig, weil sie solche nicht zu melken wissen; fällt es ihnen ein, so schlachten sie dann und wann eine zum Essen.

*) Der Aguti ist ein Savia (Mus Aguti. L. — Cavia Aguti. Erxl.) Der Assomonglie scheint nicht in dies Geschlecht zu gehören.

Digitized by Google

Affen von allen Arten und Größen sind im Ueberfluß hier. Die schönste Art ist klein, und heissen Sagouins. *) Sie sind nicht größer, als eines Mannes Faust. Einige sind schwarz auf dem Rükken, mit weißen Bäuchen und langen Bärten, andere grau, ohne Haare im Gesicht und an den Händen, und so groß, wie ein mittelmäßiger Hund. Andere sind sehr groß und wild, und streiten mit den Negern, wenn sie angegriffen werden. Die Einwohner heißen sie wilde Leute, die aus Furcht zu arbeiten nichts reden wollen. Sie bauen Hütten in den Wäldern, und gehen schaarenweise aus, die Negerhütten zu plündern.

Im Januar 1702 schoß der Bootsmann aus dem Fort, welcher ein Jäger war, einen davon, doch so, daß er ihn nicht tödtlich verwundete, und bekam ihn. Die andern, welche dessen Tod rächen wollten, schrien, warfen den Mann mit Steinen und Koth, so daß er verschiedenemal feuern mußte, um sie abzutreiben. Endlich brachte er seinen Gefangnen nach dem Fort, mit einem starken Seil gebunden. Die ersten vierzehn Tage ließ er nicht mit sich umgehen, sondern biß und raßte. Er bekam aber alle Tag eine gute Tracht Schläge, und nicht viel zu fressen. Dadurch ward er bald so zahm, daß er einen Bükling machen, die Hand küssen, und tausend andere lustige Streiche lernte.

*) Der Bisamaffe, Cercopithecus Jacchus. L. ?

Digitized by Google

In zwei bis drei Monaten ließen sie ihn frei herumgehen, und er verließ das Fort nicht.

Die hiesigen Vögel sind nicht leicht zu beschreiben. Die Wälder sind voller Pintados oder guineischer Hüner, Fasanen und Rebhühner. Die kleinen sind wie die unsrigen. Turteltauben findet man alle Jahre, besonders im April, Mai und Brachmonat, da die Saat reif ist, um welche Zeit man unzählige Haufen davon sieht. Schwarze und weiße Adler (?) sind hier gut zu essen. Auch gibt es Seelerchen, Möven und Waldhüner, welche von den franzosischen zwar unterschieden, aber doch vortrefflich sind. Enten, Reiher und Falken sind in Menge da. Die Negern brachten dem Loyer einst einen Vogel, den sie getödtet hatten, der so groß als ein Lamm war. *) Die Franzosen brieten ihn, und fanden ihn sehr gut zu essen. Große graue Papageien sind hier so gemein, als Drosseln, Wachteln und dergleichen. Vom Weinmonat bis in den März gibt er hier häufige Schwalben, die anderswo hekken.

Es befinden sich hier auch noch andere artige Vögel, die etwas größer, als ein Hänfling, und so weiß wie Alabaster sind, und einen rothen schwarzgesprenkelten Schwanz haben. Sie machen die Wälder mit ihrem Gesang sehr angenehm. Die Sperlinge sind röther, als die europäischen, und

*) Ei! War es vielleicht ein Kranich? —

sehr gemein. Die Hüner, welche sie Amoniken nennen, sind kleiner, als in Frankreich; aber ihr Fleisch ist zärter, weißer, und von besserm Geschmak. Wollten sich die Negern nur einigermaßen bemühen, so könnten sie viel mehr Hünervieh erhalten, in Rüksicht der Wärme des Landes und des Ueberflusses an Gesäme. König Akasini und sein Bruder Yamoke haben einige aus Europa gebrachte türkische Hühner, welche sich hier wundersam vermehren, wie auch Gänse und Tauben. Diese leztern haben sich so vermehrt, daß das Land von ihnen voll ist.

Die See und der Fluß Issini sind voll Fische; die vornehmsten sind Haien, Meerschweine, Becunes, Dorados, Bonittas, Carcouadas, Mullets, Sardellen, Chabris, Dornrükken, Schollen, und sehr große See- und Flußhechte, Aale, Häringe, Pilchards, Seiches, Moous, Palourdes, Weißfische, Muscheln, und Austern von ausserordentlicher Größe.

Vom Herbstmonat bis in den Januar kommen Seeschildkröten an dieser Küste zu liegen, da alsdenn die stürmische Zeit ist. Man findet ihre Eier vermittelst ihrer Spuren im Sande; eine einzige legt hundert und fünfzig oder zweihundert auf einmal. Sie sind rund, und so groß, als Hünereier, aber mit einer weichen Haut statt einer Schale bedekt. Sie sind nicht angenehm, und haben einen seltsamen Geschmak, doch sind sie besser, als die

Digitized by Google

Flußschildkröten, die man hier findet. Man trifft auch Seekälber oder große Wassereidexen, die aber, wenn sie sich auf dem Lande befinden, anstatt die Leute, wie in Amerika anzufallen, vor ihnen ins Wasser laufen.

Schlangen gibt es hier von solcher Größe, daß sie einen ganzen Menschen verschlingen, wenn sie ihn schlafend antreffen; denn sie bewegen sich zu langsam, als daß sie ihn bekommen könnten, wenn er auf seiner Hut ist. Die Negern, welche dieser Schlangen und der wilden Thiere wegen allezeit bewaffnet gehen, tödten sie leicht, und halten ihr Fleisch für einen besondern Lekkerbissen.

Eidexen von zwanzig bis dreißig Pfund sind gut zu essen. Im November des 1702ten Jahres brachte Loyer eine nach dem Fort, die er mit einem Stok an dem Flusse getödtet hatte, und die ihnen in ihrem Elende eine große Hülfe war.

Auch ist das Land von Gewürme und andern Ungezieser nicht frei. Ratten und Mäuse sind haufenweise hier. Die Graspferde machen auf dem Felde, und selbst auf den Dächern der Häuser ein solches beständiges Getöse das ganze Jahr hindurch, daß man kaum hören kann, was geredet wird. Dieses nebst den Heuschrekken und Krikkets und Mükken oder Musquitos, die einem mit ihren Stacheln weder Tag noch Nacht Ruhe lassen, reicht schon hin, die größte Geduld auf die Probe zu sezzen, besonders wenn noch die Tausendfüsse

Digitized by Google

dazu kommen, deren Stich eine schmerzhafte Entzündung vier und zwanzig Stunden lang verursachen. Es gibt auch eine große Menge haarichter Spinnen, so groß als Eier, die überall nisteln, auch fliegende Skorpionen, deren Biß tödtlich ist. Ferner Motten, Wanzen, fliegende und kriechende Ameisen, die alles, man mag es auch noch so sehr in Acht nehmen, als Papier, Leinwand, Bücher, Waaren und Zeuche zerstören.

Das Land ist voll Bienen, die ein vortreffliches Wachs, und ungemein weissen Honig machen. Den 9ten April im Jahre 1702 sezte sich ein Schwarm in dem französischen Fort in ein leres Pulverfaß, das sie bald mit Wachs und Honig füllten, und andere Schwärme abgaben, die sich wo sie recht wären gewartet worden, ungemein vermehrt haben würden.

Der Aigrisstein, welcher hier gefunden und statt des Geldes gebraucht wird, verdient hier noch erwähnt zu werden. Er ist blaulicht, sehr hart und ohne Glanz. Die Negern wägen ihn gegen Gold auf. Sie schneiden ihn auch in kleine Stükchen, die sie durchbohren, und als Puz tragen; diese Stükchen werden Betikets genannt. *)

*) Ob diese Steine nicht einerlei oder nahe verwandt mit den schönen und hochgeschäzten Steinen sind, die in dem Königreich Benin gefunden werden? Dies wollen wir bei der Beschreibung dieses leztern im XI. B. d. W. untersuchen.

Digitized by Google

§. 5.

Geschichte des Königreichs Issini — Nachricht von den Weteres- und Kompas-Negern.

Das Königreich Issini, welches vormals unter dem Namen Albini bekannt war, wird von zweierlei Völkern, den Issinesen und Weteres bewohnt. Die leztern waren die eigentlichen Landeskinder, und ihr Name bedeutet Flußfischer. Sie sagen, die Esieps, ein Volk, welches in der Nachbarschaft von dem Vorgebirge Apollonia wohnte, deren König Fay geheissen, wären durch die Leute von Axim über dem Vorgebirge, etwa vor sechzig oder siebenzig Jahren, so beunruhigt worden, daß sie ihr Land verlassen, und sich nach Issini geflüchtet hätten, welcher Ort den Weteres gehörte. Diese hätten sich ihres Elends erbarmt, sie gütig aufgenommen, ihnen Länder zu bauen verstattet, und sie als ihre Landsleute angesehen. Auf diese Art hätten sie einige Jahre in gutem Verständnisse gelebt, bis die Esieps, welche von Natur unruhig waren, sich durch die Handlung mit den Europäern bereichert, und darauf ihre alten Wohlthäter zu verachten und zu unterdrükken angefangen, auch ihre Tirannei so weit getrieben hätten, daß die Weteres die Gütigkeit, welche sie ihnen erzeigt, zu gereuen anfieng. Endlich verloren sie alle Geduld und beschlossen, diese un-

Digitized by Google

dankbaren Gäste auszutreiben. Es war nicht so gar leicht, dieses zu thun. Die Esieps waren vermittelst des Handels mit den Europäern, sehr wohl mit Feuergewehr versehen, welches gegentheils den Weteres unbekannt, und folglich sehr furchtbar war. Sie waren also genöthigt auszuhalten, und erwarteten mit Ungeduld eine Gelegenheit sich zu befreien, welche sich endlich im Jahr 1670 darbot.

In diesem Jahre kriegte eine Negernazion, Oschin genannt, welche in einem Lande, Namens Issini, zehn Seemeilen unter dem Vorgebirge Apollonia, wohnte, mit dem Volke Ghiomo oder Ghiomray genannt, welches das Vorgebirge bewohnte. Nach verschiedenen von den Issinesen verlornen Schlachten, beschlossen sie, sich aus ihrem Lande anderswohin zu begeben. In dieser Absicht warfen sie die Augen auf die Weteres. Sie wußten, wie gütig dieselben die Esieps aufgenommen hatten, die sich vollkommen in eben dergleichen Umständen befanden. Zum Glük erinnerten sie sich, daß Zena, ihr König von der Familie der Aumowans war, welcher dem König der Weteres zugehörte, und glaubten, sie könnten nicht besser thun, als daß sie sich zu denselben begaben, besonders da sie Land genug übrig hätten, und ihren Schuz ihnen nicht versagen würden, den sie kurz zuvor einem Volke, das sie gar nichts angieng, gestattet hatten. Die Weteres hielten dies für eine gute Gelegenheit, sich an ihren alten Gästen, die für sie zu stark waren, wegen ihres Undanks zu

rächen, nahmen die Isſineſen mit Freuden auf, räumten ihnen Land ein und entdekten ihnen ihre Klagen.

Die Isſineſen, um ſich ihnen gefällig zu machen, verſprachen ihnen Hülfe, worauf ſich die Weteres verließen, und die Eſieps anfingen, verächtlich anzuſehen. Daraus entſtunden bald Uneinigkeiten, die in einen offenbaren Krieg ausbrachen. Die Weteres gewannen darin, durch Hülfe ihrer neuen Freunde, verſchiedene Vortheile, und weil die Isſineſen mit Feuergewehren verſehen, und von den Weteres unterſtüzt waren, ſo mußten die Eſieps nach verſchiedenen Niederlagen ſich ihrer eigenen Sicherheit wegen aus dem Lande machen, und nach einem unbewohnten Plaz auf der Zahn- oder Quaquaküſte ziehen, unweit dem Fluſſe St. Andre weſtwärts, wo ſie ſich noch jezt aufhalten, obwol die Isſineſen, ihre unverſöhnlichen Feinde, ſie ſehr oft anfallen, und nie ohne Beute zurükkehren.

Der Plaz alſo, der anfänglich den Weteres gehörte, und nachgehends von den Eſieps eingenommen worden iſt, und Asbini, wie der Fluß dabei, genannt wird, gehört jezt den Isſineſen, welche die ſtärkſten ſind, und iſt von ihnen Isſini genannt worden. Ihr erſtes Land, welches jezt zum Unterſchied Groß-Isſini heißt, liegt zehn Seemeilen davon unbewohnt.

Daher kömmt es, daß Landkarten, die viel-

leicht vor dieser Veränderung gemacht worden sind, Issini nicht an seinem jezzigen Orte zeigen. Der Fluß Asbini hatte eben dies Schiksal, und ob er wol seinen Namen im Lande der Weteres behielt, so heißt doch die Mündung von den neuen Besizzern Issini. Die Issinesen wurden im Besiz der Seeküste gelassen, welches ihnen ein großer Vortheil, und der Weteres Verderben war; denn jene bereichern sich, indem sie Waaren von den Europäern kaufen, und an die Weteres theuer verhandeln.

Die Weteres haben keine Beschäftigung und keinen andern Reichthum, als die Fischerei im Flusse Issini, der so fischreich ist, und wobei sie so viel Geschiklichkeit besizzen, daß es fast unglaublich ist. Sie leben unter den Issinesen untermengt, nur daß ihre Hütten auf Pfosten in den Fluß gebaut sind, da der Issinesen ihre auf dem Lande stehen. Der Fluß ist in der That ihre Vormauer, wodurch sie vor jeder Nazion, die keine guten Schiffleute hat, gesichert sind. Auf der andern Seite haben die Issinesen zu Lande die Oberhand, und sind bessere Soldaten, als die Weteres. Sie unterscheiden sich auch auf andere Weise. Die Issinesen tragen ihr Haar lang, in Lokken, die auf ihre Schultern herabhängen, da die Weteres es kurz tragen, und sich oft den Kopf abscheeren. Die Weteres haben Pagnes von Gras oder Baumrinden, und die Issinesen von Baumwolle oder europäischen Zeuchen. Der Säbel der

Weteres ist ein breiter Dolch, anderthalb Fuß lang, in einer Haut oder kleinen Scheide, welche wie ein Fischschwanz gemacht ist, und der Jssineser ihrer hat die Gestalt einer Sichel. Die Weiber der Weteres gehen ganz nakkend, und die Jssinessinnen bedekken sich mit einem Pagne.

Die Weteres sind zahlreich, und bewohnen ein weitläuftiges Stük Land, an einem großen Theile des Flusses Jssini, von dem sie allein ihren Unterhalt haben. Sie sind mit den Weteres anderer benachbarten Flüsse verbunden, denen sie zu Wasser Beihülfe senden, wo es nöthig ist, oder solche von ihnen erhalten, weil die Flüsse in diesem Land alle zusammenhängen. Sie werden von einem Oberhaupte oder Oberhauptmann regiert, der jezt Rukrokli heißt. Er war des vorigen Königs Sklave, und ward durch das große Vermögen, welches ihm dieser hinterließ, in den Stand gesezt, den Vornehmsten die Spizze zu bieten, und sich zu dieser Würde zu erheben, die er nun auch friedlich genießt.

Die Weteres kennen nur die natürlichen Gesezze, und übertreten solche oft. Sie haben eben die Neigungen, wie andere Negern, besonders zu Diebstahl und Verrätherei, zumal in Absicht auf die Weißen, die sie gar nicht leiden können. Ihr Geld sind die Betikets oder Aigris.

Der Aigrisstein dient hier statt des Geldes. Die Kompas zerbrechen ihn in sehr kleine Stük-

chen, die sie mit einem Feuerstein sehr geschikt durchbohren, an Gras reihen, und alsdann den Weteres verkaufen, die sich ihrer statt des Geldes bedienen. Einer gilt zwei Pfennige französische Münze. Gold haben sie wenig oder nichts.

Die Waffen der Weteres sind der Säbel und die Assagai, mit einer Art von halben Pikken. Einige haben Feuergewehr, welches sie erst von den Issinesen kaufen, die es selbst von den Europäern erhalten, aber wenige gebrauchen es.

Sie bedienen sich der Nezze, welche von Gras oder Baumrinde geflochten sind, wie auch der Angeln und Speere, die sie so geschikt zu gebrauchen wissen, daß ihnen selten ein Fisch entgeht. Damit fischen sie in Kähnen, die aus einem einzigen Baume gemacht sind, und meistens drei Personen, manchmal auch fünfe enthalten. Bei ihrer großen Fischerei, welche ordentlich um den Neu- und Vollmond geschieht, versammeln sich oft dreißig oder vierzig Kanoes, und machen sich um sechs Uhr des Abends dahin, wo sie wissen, daß sich die Fische einfinden, und bringen daselbst die Nacht bis den folgenden Morgen zu, da sie dann gewöhnlich mit einer großen Menge Fische, besonders Barben, die sehr gut und wohlfeil sind, zurükkommen. Den folgenden Tag ruhen sie aus, und ihre Weiber verkaufen die Fische auf dem Markte.

Während die Männer fischen, oder auch wenn der Markt vorbei ist, versieden die Weiber See-

Digitized by Google

wasser, um Salz zu machen, welches ihnen wohl geräth. Ihr Salz ist sehr weiß, und schärfer als das unsrige.

Weil sich die Weteres nicht auf das Meer hinaus wagen, so fischen sie nur in den Flüssen, wo sie Reusen legen. Diese bestehen in einem weiten Kreise von Schilfe, der an großen Stangen in untiefen Gegenden bevestigt ist, und nur eine Oeffnung hat, da der Fisch hinein kann. Dahin gehen sie mit kleinen Nezzen, und suchen sich die Fische aus, wie wir in Europa aus den Fischhaltern.

Sie treiben einen starken Fischhandel mit den gebirgischen Kompas, die sie dafür mit Broden von Rokken, Waizen, Reiße, Yams, Bananas, Koras, Palmöl und andern Lebensmitteln versorgen. Die Weteres verkaufen sie wieder zu Assoko an die Jssinesen, die ohne diese Beihülfe verhungern würden. Wenn diese beiden Nazionen einen Streit haben, so besteht alle Rache, welche die Weteres ausüben, darin, daß sie nichts zu Markte bringen, worauf ihnen die Jssinesen alsbald alles zugestehen.

Die Kompas, welche an die Weteres gränzen, machen eine Art von Republik aus, wo die Vornehmsten gemeinschaftlich die Sachen durch ihre Stimmen entscheiden. Ihr Land besteht aus angenehmen Hügeln, die angebaut sind, und alles, was darauf geſäet wird, überflüßig hervorbringen; der Boden der Küste aber taugt nichts, und ist ein

trok-

keuer und von der Sonne verbrannter Sand. Daher könnten die Weteres und Issineſen ohne die Kompas nicht leben, die dafür Feuergewehr, Salz und Pagnes nehmen, welche ihnen fehlen. Die Issineſen erhalten auch das Gold, welches ſie im Handel brauchen, von den Kompas, die es ſelbſt von einem Volke, das tiefer im Lande drinnen wohnt, bekommen. Ihr Land erſtrekt ſich von Oſt noch Weſt dreißig oder vierzig Seemeilen, und iſt fünfzehn bis zwanzig breit. Sie gehen weit nakkender, als die Nazionen an der Küſte, ſind aber keine große Krigshelden.

Hier verdienen auch noch einige kurze Nachrichten von Issini angemerkt zu werden, welche Labat in Des Marchais Reiſebeſchreibung mittheilt.

Die Häuſer der Weteres ſind hoch genug über die Fläche des Waſſers erhaben, um vor der Ueberſchwemmung ſicher zu ſeyn, auch ſtellen ſie ihre Kähne unter die Häuſer. Sie ſind gute Schiffer auf dem Fluſſe, wie die Issineſen auf der See. Die Weteres laſſen ihr Haar wachſen, und ſcheeren ſich die Bärte glatt ab, die Issineſen ſchneiden ſich das Haar ab, und laſſen ſich die Bärte lang wachſen. Die Issineſen ſind durch die Handlung geſitteter geworden, als die Weteres, die ſelten Weiße ſehen. Die Issineſen ſchneiden auch den Aigrisſtein in kleine Zylinder einen Zoll lang. Labat hält ihn für eine Art Jaſpis.

Digitized by Google

Ihre Rindennezze halten gut, und sie durchspießen einen Fisch auf fünf bis sechs Fuß weit. Sie beladen überhaupt ihre Kähne innerhalb zehn bis zwölf Stunden mit allerlei Arten von Fischen, besonders Barben, die sehr groß, fett und schmakhaft sind.

Dies Land ist zwar gut und fruchtbar, aber nicht überall angebaut; entweder weil sie zu nachläßig sind, oder weil die Fischerei sie stäts auf dem Wasser hält.

§. 6.

Karakteristik und Sitten der Issineser.

Die Issineser haben außer der schwarzen Farbe nichts Unangenehmes in ihrer Bildung und Gestalt. Es sind wenig plattnäßigte unter ihnen. Ueberhaupt sind sie von guten Gliedmaßen, groß, wohlgestalt und stark, haben lebhafte Augen und weiße Zähne, welche sie durch Reiben mit einem gewißen Holz erhalten, das hier wächst, und dazu vortrefflich ist. Sie sind für ihre schwarze Farbe sehr besorgt, und reiben deswegen die Haut alle Tag mit Palmöl, welches mit verstoßnen Kohlen vermengt ist. Dadurch wird die Haut schwarzglänzend, wie ein Spiegel. Sie leiden weder Haare noch Unreinigkeit am Leibe. Wenn sie alt werden, so vermindert sich ihre Schwärze, und

Digitized by Google

ihr wolliges Haar wird grau. Sie verwenden auch viel Sorgfalt für daſſelbe, und binden es auf hundertetlei verſchiedene Art auf. Sie kämmen es mit einer hölzernen oder elfenbeinernen vierzakigten Gabel, welche immer auf ihrem Kopfe ſtekt. Sie beſtreichen auch ihr Haar mit dem Palmöl und den Kohlen wie den Leib, um es ſchwarz und wachſen zu machen. Sie zieren es mit kleinen Stükchen Gold, oder Muſchelſchalen, und Jeder ſucht den andern hierin an Kunſt zu übertreffen.

Sie ſcheeren ſich mit Meſſern, die ſie beinah ſo ſcharf zu machen wiſſen, als Scheermeſſer. Einige ſcheeren nur die Hälfte des Kopfes, und legen die Haare auf der andern wie eine Nachtmüzze aufgeſtülpt über das Ohr. Andere laſſen hier und da breite Flekken ungeſchoren, wie es ihnen einfällt. Sie machen viel aus ihren Bärten, kämmen ſie täglich, und tragen ſie ſo lang, als die Türken. Sie ſind ſehr reinlich, und waſchen ſich Geſicht, Hände und Kopf oft. Sie gehen ohne Scham und Scheu nakkend, bloß die Brembio und Bahumets haben Kleider. Sie tragen ein Pagne, etwa zwei Ellen lang, und drei Viertheil breit, rings um den Leib. Ein Ende davon laſſen ſie vorne herunter fallen, das andre ſtekken ſie zwiſchen den Beinen durch, und ſchleppen es hinten nach. Einige tragen es wie einen Gürtel oder wie ein Degengehenk, das quer über eine Schulter geht, und an den Enden zuſammengebunden iſt. Die Armen und Sklaven haben nur ein Stük zu

sammengewebte Baumrinden oder Gras, ihre Blöße zu bedekken. Einige, besonders die Kaboschiren, haben Müzzen von Ziegenfellen. Sie lieben aber die europäischen Müzzen und Hüte ungemein, und tragen sie nur, wenn sie Staat machen wollen, indem sie sehr eitel sind. Diese Hüte gehen hier wohl ab, wenn sie nicht theurer, als ein oder zwei Kronen sind.

Die Issineser haben einen guten Verstand, und eine gute Urtheilskraft; sie sind listig, und große Lügner und Diebe, ob man sie wol nicht ärger schimpfen kann, als wenn man sie Krukai oder Räuber nennt. Man muß ihnen auf die Füße sowol Achtung geben, als auf die Hände; denn wo sie etwas auf der Erde liegen sehen, so vergraben sie es mit den Zähen, und höhlen es hernach. Da dieses Laster niemals bei ihnen gestraft, sondern vielmehr gelobt wird, so wissen sie sich sehr viel damit, daß sie auch ihre Heldenthaten von dieser Art erzählen. Der König selbst muntert sie dazu auf; denn wer etwas gestohlen hat, und befürchtet, entdekt zu werden, darf es nur dem Könige bekennen, und ihm einen Theil davon geben; so bekömmt er alles zur Hälfte, was den Weißen genommen wird. Des Königs ältester Sohn stahl im Herbstmonat des Jahres 1702 den Franzosen einen zinnernen Löffel, und brachte ihn ohne Scham wieder, als er sah, daß er entdekt war.

Digitized by Google

Sie kamen selten, ihre Schulden zu bezahlen. Japin, des verstorbenen Königs Sohn, war fünf Takus oder Sous, einem Franzosen im Fort sieben Monat lang schuldig, und wollte doch endlich ihm nur drei bezahlen. Sie sind so mistrauisch, daß man ihnen das Geld eher weisen muß, als sie ihre Waaren zeigen. Wenn sie etwas für einen thun sollen, so muß man sie zum voraus bezahlen, und wird dabei oft betrogen; denn sie halten ihren Vertrag selten vollkommen, und um sie bei gutem Willen zu erhalten, muß man ihnen beständig Geschenke geben. Wenn sie aber etwas kaufen, so muß man ihnen wenigstens einen Theil borgen, und dieses betrügerische Verfahren findet man beim König, wie beim geringsten Sklaven.

Sie sind so filzig, daß sie über ein Schaf, welches sie geschlachtet haben, wohl zehn Tage klagen, und doch werden sie es selten thun, außer wenn sie einen Europäer bewirthen, von dem sie zehnmal so viel wieder hoffen. Sie ziehen nur Hünervieh, um Gold dafür zu bekommen. Kaum werden sie sechs Kreuzer Werths an sich wenden; sie sind mit ein wenig Bananas, oder etwas Fischen zufrieden, die ihre Sklaven mit dem Angel fangen, oder mit einigen elenden Krebsen, welche sie am Ufer auflesen, wozu sie stinkendes Wasser trinken. Ein todtes Aas ist ein herrliches Essen für sie. Ein Ochse, welcher an einer Krankheit am Bord des Ritters Damou verrekte, ward in die See geworfen, und ans Land getrieben, da sie ihn denn

Digitized by Google

halb verfault begierig auffraßen. Sie haben einen guten Magen, und nähren sich wohl, wo sie bei den Weißen zu Gaste sind, weil es sie nichts kostet. Sie sind so wenig gefällig, daß sie einem gerade deswegen eine Sache abschlagen, wenn sie sich einbilden, man habe ein Verlangen darnach. Will man einen Dienst von ihnen haben, so muß man ganz gleichgültig dazu thun, oder hundertmal mehr dafür geben, als er werth ist.

Sie sind so begierig, etwas zu erwerben, daß sie etliche wenige Pfennige zu bekommen, eine Last elender Früchte zwei bis drei Meilen tragen; wenn man sie aber, etwas zu tragen braucht, so schlagen sie es ab, sobald man sie nicht nach ihrem Gefallen bezahlt, und wenn sie das Geld bekommen, lassen sie doch erst die Ladung auf dem halben Wege zurük. Loyer meldet, daß er dieß oft erfahren habe, und beschreibt sie als das boshafteste, betrogenste, und undankbarste Volk, von dem man allezeit desto übler belohnt werde, je mehr man ihm gutes thue.

Die Weibspersonen von Issini sind schlank und wohlgewachsen, aber nicht sehr artig. Sie sind scheu und listig, und noch viel geiziger, als die Männer. Außerdem sind sie zu Ausschweifungen geneigt, welches hier für keinen Fehler geachtet wird, wenn sie nicht verheurathet sind, und den Fetisch zur Betheurung der ehelichen Treue gegessen haben. Sie sind sehr eitel, sehen beständig in

ihre kleinen Spiegel, reiben ihre Zähne, um sie weiß zu machen, oder puzzen ihr Haar auf. Sie salben es mit Palmöl, und schmükken es mit Stükchen Gold und andern Zierrathen, alles in der Absicht, um sich besonders in den Augen der Weißen Reize zu verschaffen. Sie würden diesen gern alles verstatten, wenn sie sich nicht vor ihren Männern fürchteten, die das Recht haben, sie zu tödten, wenn sie des Ehebruchs überwiesen werden, eben so auch den Ehebrecher, wenn er seine Strafe nicht mit Gold bezahlen kann. Die gewöhnlichste Strafe ist ein Bende, d. i. hundert Livres; ist aber der Beleidigte ein Raboschir, und der Beleidiger reich, so fordern sie mehr. Im Jahre 1702 mußte Aniaba nach einem richterlichen Spruch, dem Hauptmann Emond sieben Bendes geben.

Ihre Hochzeitzeremonien sind kurz und lustiggenug. Ein Vater, der seinen Sohn in den Umständen sieht, daß er selbst eine Frau erhalten kann, sucht ihm eine aus, und meldet ihm alsdann, daß er sie besehen soll. Sie vergleichen sich meist bald, und gehen alsdann zu des Mädchens Vater, um zu sehen, was er haben soll. Darauf essen sie den Fetisch zusammen, zum Zeichen ihrer Freundschaft, und als eine Versicherung von der Frauen Treue gegen den Mann. Zwei oder drei Tage werden mit Tanzen und Lustbarkeiten zugebracht. Endlich führt der Bräutigam seine neue Braut nach Hause, wo sie über alle seine Sklaven

unumschränkte Herrschaft hat. Er nimmt zwar auch noch andere Weiber, aber keine ohne ihren Willen. Sie untersagt es ihm auch selten, weil die Menge von Kindern hier ihren Reichthum ausmacht. Die andern alle sind eigentlich Beischläferinnen; für jede zahlt der Mann dem Vater acht Kronen werth in Goldstaub, behält sie alsdann, so lange er will, oder schikt sie zurük, ohne daß dieses auf beiden Seiten Verdruß verursachte.

Die Weibspersonen tragen Pagnes wie die Männer, aber gern von frischen Farben, als roth und blau, oder aus verschiedenen Streifen zusammengesezt. Sie binden sie hinten mit einer großen Wulst auf, worauf sie ihre Kinder tragen, und binden sich große Klumpen Kupfer, Erz oder eiserne Schlüssel an den Leib, ob sie gleich oft nicht eine Büchse zu Hause haben. Ueber diesen hängen viele Beutel, mit Sachen ohne Werth gefüllt, um nur, besonders in den Augen der Weißen, reich zu scheinen. Ihre Arme und Füße sind mit Eisen, elfenbeinernen und kupfernen Ringen mehr beladen als geziert. Loyer sah welche, die zehn Pfund schwer trugen, und ihr anderer Armschmuk war schwerer, als die Ketten europäischer Gefangner.

Den Tag, da ihre Kinder geboren sind, tragen sie sie an den Fluß, waschen das Kind und sich, und gehen alsdann wie zuvor an ihre Arbeit. Darauf nennen sie das Kind, mit des Vaters Einwilligung, nach einem Baume, Vogel oder Thiere,

Digitized by Google

Manchmal nennen sie es nach ihrem Fetisch oder einem Europäer, der ihr Mingo d. i. Freund ist. Sie lieben ihre Kinder ungemein, haben aber selten mehr als zwei oder drei. Sie tragen sie überall auf dem Rükken mit sich herum, auch wenn sie arbeiten; daher werden einige plattnasigt. Im siebenten oder achten Monate lassen sie sie allein gehen, da sie wie die Käzchen kriechen. Auf diese Art lernen sie eher gehen, als wir. Sie gewöhnen sie bei Zeiten eiserne und metallene Ringe zu tragen. Wenn sie zehn bis zwölf Jahre alt sind, so lehrt der Vater die Knaben allerlei häusliche Künste und Handthierungen, als Fischen, Jagen, Palmweinzapfen, oder handeln, und unterrichtet sie, was sie bei lezterem für Gewinn machen müssen, der wenigstens hundert vom Hundert ist. Die Frau lehrt die Mädchen das Haus auskehren, Maiz, Reiß und Hirse stoßen, bakken und kochen, auf dem Markte kaufen und verkaufen, und besonders gute Hauswirthinnen seyn, in welchem Stük sie dem geschiktesten europäischen Frauenzimmer vielleicht nichts nachgeben.

Ihre ordentlichen Speisen sind Feigen, Bananas, Yams, Reiß, Maiz und Hirse. Von den drei leztern machen sie Brod. Die Hauswirthinn, oder vornehmste Frau, nimmt jeden Abend so viel aus der Vorrathskammer, als ihrer Meinung nach auf den folgenden Tag zureicht. Den Morgen versammeln sich die Mädchen und Sklavinnen, oder wenn deren keine vorhanden sind,

die andern Weiber, die es in einem weiten hölzernen Mörser mit einem Stämpel stoßen, und so von den Hülsen absondern; darauf sichten sie es mit breiten Stükken Holz, und wenn das Korn gereinigt ist, thun sie es wieder in einen kleinen Mörser, und stoßen es klein, wobei sie von Zeit zu Zeit Wasser, um es zu verdikken, hinein giessen. Darauf breiten sie den Teig auf einem flachen Stein, wie ein Farbenstein, aus, und arbeiten ihn mit einer steinernen Keule, wie die Maler ihre Farben. Sie theilen diesen Teig in kleine Pfennigbrödchen, welche sie Tokay nennen, und kochen sie mit ein wenig Wasser in einem offnen Topfe, nachdem sie etwas Stroh darüber gelegt haben, um zu verhindern, daß sie nicht verbrennen. Dies ist die tägliche Arbeit der Weibsleute. Diese Brödchen sind schlecht, die besten davon sind diejenigen, die von Hirse gemacht sind; indessen können sie doch eine heftige Kolik im Magen erregen.

Wenn sie an Festtagen einen guten Fisch bekommen, so machen sie ein Ragout daraus, welches sie Toro nennen. Sie nehmen Acros, eine Frucht vom Palmbaum, dazu, die so groß ist wie unsere Pflaumen, und einer Dattel nicht unähnlich sieht, aber nichts destoweniger von ihr unterschieden ist. Sie ist von Pergamentfarbe, aber röther, und besteht nur aus einer Haut, welche über einen großen Stein gezogen ist, und wenig Fleisch unter sich hat. Sie kochen diese Ko-

ros mit Fischen, thun sie, wenn sie gut sind, in einen Mörser und stoßen sie. Nachdem sie den Saft ausgepreßt, legen sie dieselben wieder mit dem Fisch in den Topf, und ein wenig Salz und viel Pfeffer dazu, und lassen alles zusammen dik werden. Dieses Essen schmekt den Europäern sehr wol, wenn es nur nicht zu viel gesalzen ist; denn für die Negern hat es nie genug Salz.

Dieses Toro ist ihre gewöhnliche Speise, und wenn sie keine Fische zu ihrem Brod zu essen haben, so machen sie eine Brühe von Palmöl statt der Butter, die sie folgendermaßen bereiten: Sie nehmen eine Menge Koros, und lassen sie aufgehäuft liegen, bis sie zu faulen anfangen; darauf thun sie sie in einen Mörser oder vielmehr in ein Faß, und rühren sie mit Stökken um, alsdenn gießen sie warmes Wasser zu, und rühren es beständig. Wenn es nun genug ist, lehnen sie das Gefäß auf eine Seite, und schieben die Nüsse zurük, daß sie das reine Oel zum Verkauf in große Töpfe gießen können.

Palmwein ist der Saft von einer andern Art Palmen, die nicht so stachlicht sind, als die, welche die Koros tragen. Sie wächst hier häufig, und viele Negern leben bloß davon, indem sie den Saft von denselbigen abzapfen. Wenn sie an gewissen Merkmalen sehen, daß der Baum zu seiner Reife gekommen ist, so klettern sie hinauf, und schneiden zwei oder drei Aeste unter dem Gipfel ab,

Mit einem kleinen flachen Meißel, etwa einen Zoll breit, machen sie eine Höhle, so groß als eine Mannsfaust, und stekken ein langes und starkes Blatt hinein, wodurch der Wein in einen großen an den Baum gehängten Topf tröpfelt. Wenn man ihn über einen Tag behält, wird er sauer; aber die Negern schäzzen ihn deswegen um nicht weniger. Bei jedesmaligem Abzapfen muß ein neuer Schnitt gemacht werden, sonst läuft der Saft nicht. Ein Baum gibt drei Monat lang Wein, alsdann aber vertroknet er, und stirbt. Aus dem Stamme wachsen Würmer, so groß als ein Daumen, welche die Negern als Lekkerbissen essen, und theuer verkaufen.

Sie sind hier nicht so sorgfältig im Bauen, als in andern Gegenden der Küste. Ihre Häuser sind elende Hütten von Schilf, mit Palmblättern bedekt. Im ganzen Lande sind keine lehmernen Häuser, als die des Königs, seines Bruders Yamoke, und zwei oder drei der vornehmsten Raboschiren oder Brembis zu Assoko, welche erst vor kurzem gebaut worden, und von Holz sind. Die übrigen alle, auch die der Vornehmsten, sind noch schlechter, als die Kohlenbrennerhütten in Frankreich. Kaum kann ein Mann aufgerichtet in ihnen stehen. Sie müssen hier sizzen oder liegen, und gehen in der That selten hinein, außer zu schlafen oder bei Regenwetter; sonst bringen sie den Tag um der Kühle willen in Hütten von Baumästen zu.

Digitized by Google

Die Thüre ist ein Loch von anderthalb Fuß ins Gevierte, wodurch man nicht ohne Mühe kriecht. Sie ist mit einem Laden von Schilfe, der inwendig mit Strikken bevestigt ist, vor den Raubthieren verwahrt. Bei Nacht machen sie ein Feuer in die Mitte, wovon alles voll Rauch wird, weil sie keinen Schornstein haben. Hier schlafen sie auf Matten, mit den Füßen gegen das Feuer gekehrt. Ihre Weiber schlafen und essen in besondern Hütten, und selten mit ihren Ehemännern. Alle diese Hütten sind gewöhnlich mit Schilfpalisaden umgeben, welche eine Art von Hof machen, in welchem ein Thor ist, das alle Nacht verschlossen wird. Dieser Hof und der Fußboden ihrer Hütten, welcher nur Sand ist, werden des Tags zehnmal von ihren Weibern und Töchtern gekehrt, die immer alles in guter Ordnung halten.

Es ist unter ihnen seit undenklichen Zeiten die Gewohnheit, daß jedes Dorf ein Haus etwa hundert Schritte von den andern abgesondert hat, das **Burnamon** heißt, in welchem alle Weiber und Mädchen während ihrer monatlichen Zeit eingesperrt werden. Man bringt ihnen hier zu essen, als ob sie die Pest hätten, und sie wagen es nicht, ihre Krankheit zu verhehlen, weil sie bei Schliessung der Heurath auf den Fetisch geschworen haben, sobald sie es bemerken, ihren Männern Nachricht davon zu geben, und sich nach dem **Burnamon** zu begeben.

Digitized by Google

Sie sind wegen des Hausraths so gleichgültig, als wegen des Bauens. Sie haben nur etliche wenige Stüle, etwa einen halben Fuß hoch, welche ihnen des Nachts zu Kopfküssen dienen. Sie tragen sie mit sich, oder lassen sie sich selbige durch ihre Sklaven nachtragen, um sich darauf zu sezzen. Wenn einer eine alte Kiste von einem Bootsknecht erhalten hat, so ist er ein reicher Mann. In der Küche haben sie etliche elende irdene Töpfe, die schlecht gebrannt sind, und bald brechen, und einige hölzerne Schüsseln, in denen sie ihre Speisen aufbehalten. Auch essen sie daraus auf der Erde sizzend, und tunken die Hände darein; denn sie haben weder Servietten, Messer, Gabeln noch Löffel.

Die Issineser sind ohne Widerspruch die beßten und geübtesten Soldaten auf der Goldküste. Daher werden sie von ihren Nachbarn sehr gefürchtet, ob sie gleich nur eine kleine Nazion ausmachen. Sie haben oft vortheilhafte Einfälle, bis an den Fluß St. Andreas, über fünfzig oder sechzig Seemeilen weit gethan, wo sie die Oschins, ihre alten Feinde, die sie aus ihrem Land vertrieben hatten, verfolgen. Loyer sah sie im Jahre 1701 von einem solchen Zug mit reicher Beute an Gold und Sklaven zurük kommen.

Ihre Waffen sind ein Säbel, eine Assagai und Flinte, womit sie geschikt umgehen. Sie können aus einer schlechten Muskete, durch Verbeßserung des Schloßes, eine gute machen. Die

Franzosen haben gesehen, daß sie es mit alten Musketen, welche sie ihnen verkauft hatten, so machten. Sie haben sie nämlich zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß sie kaum jemals mehr versagt, und sie so glänzend wie Silber gehalten. Ihre Befehlshaber brauchen viereckichte Schilde etwa drei Fuß lang und zwei breit, welche ihnen die Sklaven nachtragen. Sie sind aus Ochsenhäuten gemacht und mit Pantherfellen bedekt, und an jeder Ekke hängt eine eiserne Schelle, die immerfort klingt, während sie der Sklave am linken Arm trägt, und in der rechten einen Säbel zur Verheidigung hält. Wenn der Heerführer den Feind angreift, so nimmt er gemeiniglich einen von diesen Schilden.

Es sind zu Issini drei Heerführer von fast gleichem Ansehen, nämlich König Akasini, Namoke, und Emond. Jeder hat fast so viel Sklaven, als der andere, worin denn auch ihr Reichthum und ihre Macht besteht. In Kriegszeiten machen diese Sklaven den gemeinen Haufen aus. Ein freier Neger geht mit dem General, den er am liebsten, oder für den er die meiste Verbindlichkeit hat. Jeder von diesen drei Heerführern besizt etwa fünf oder sechshundert Sklaven. Die Kaboschiren oder Brembis haben jeder von zwanzig bis fünfzig Sklaven. Diese folgen dem König, der diejenigen, welche sich in der Schlacht hervorthun, durch einen wichtigen Antheil an der Beute belohnt.

Während des Streits erschallen die Trommeln, Trompeten, und andern Instrumenten beständig, welches, nebst dem Geschrei der Negern, einen stärkeren Lärm als der Donner macht. Ihre Trommeln sind aus einem Stük Holz gemacht, welches nur an einem Ende ausgehöhlt ist, und mit einem dicht über die Oeffnung gezogenen Elefantenohre bedekt wird. Sie schlagen sie mit zwei Stükken Holz, die wie Hämmer gestaltet, und mit einem Ziegenfelle überzogen sind. Sie geben einen rauhen, dumpfen Klang.

Ihre Trompeten sind fast ganz ausgehöhlte Elefantenzähne, an deren Seite sie eine kleine Oeffnung bohren, wodurch der Trompeter, der gemeiniglich ein Knabe von zwölf bis fünfzehn Jahren ist, bläst. Sie geben einen hellen Ton, aber ohne Veränderungen, wie die Kühhirtenhörner.

Zu dieser schönen Musik, die Aniaba selbst den Hoboisten zu Versailles vorzuziehen versicherte, kömmt ein Instrument, das wegen seiner einfachen Beschaffenheit sehr merkwürdig ist, so schwer es sich auch beschreiben läßt. Es ist von Eisen, wie zwei kleine hohle Feuerschaufeln gemacht, welche etwa einen Fuß lang, zusammen verbunden sind, und eine eisörmige Gestalt haben. Ein Knabe hält es an dem schmalen Ende, und schlägt es mit einem Stekken von einem halben Fuß lang, nach dem Takte der Trommeln und Trompeten, die, so lange das Gefecht dauert, d. h. bis ein

Theil

Theil geschlagen ist, allezeit in der Nähe des Heerführers sind.

Die Negerkriege sind meistens bald angefangen und bald wieder geendigt. Eine Kleinigkeit bringt sie wider einander auf, und eben so was geringes veranlaßt sie auch zum Frieden.

§. 7.

Krankheiten — Begräbnißzeremonien, und Religion der Issinesen.

Die gemeinste Krankheit ist hier zu Lande die Fäulniß, welcher alle mehr oder weniger unterworfen sind. Einige verfaulen daran, wenn sie sich im Anfange nicht in Acht nehmen. Sie rühret von ihrem Umgang mit den Weibsleuten her, in welchen sie ihr ganzes Glük sezzen. Blindheit und böse Augen sind wegen des weißen Sandes ebenfalls gemein. Fleischwürmer sind auch häufig; einige werden über eine Elle lang, und sind so dik, wie eine Nähnadel, andere kleiner. Loyer sah einen Mann, der sieben solcher Würmer auf einmal im dikken Beine hatte. Die Negern sind den Fiebern sehr unterworfen; ihr Mittel dafür ist, daß sie den Kranken in einem Fluß baden, bis er völlig abgekühlt ist; es werden aber dadurch mehrere getödtet, als geheilt. Insgemein sterben die Negern bei dem ersten Anfall der Krankheit, weil

sie keine Kenntniß von Arzneien haben, ob sie gleich mit Arzneikräutern versehen sind. Alles, was sie bei dieser Gelegenheit thun, ist, daß sie ihre Fetische fragen.

Sie haben bei Krankheiten nicht viel Mitleiden miteinander. Nur sind sie besorgt, den Kranken mit Kämmen verschiedener Art, zu Ehren ihrer Fetischen, zu kämmen; sie geben ihm eine Art von Herzstärkung, ohne die Diät einigermaßen zu verändern. Zwei oder drei Arzneimittel brauchen sie bei allen Arten von Krankheiten. Diese bestehen aus dem Manighetta oder guineischen Pfeffer, und dem Saft gewißer starken Kräuter, die sie stoßen und auspressen. Bei Lungenbeschwerungen schröpfen sie die Schultern, und sezzen kleine Hörnerchen als Schröpfköpfe auf. Bei Wunden bedienen sie sich eines Krauts, dessen Blätter, wenn sie mit dem ausgepreßten Saft aufgelegt werden, so wundersam heilen, daß sie sich aus einer fünf Zoll tiefen Wunde nichts machen, wenn auch gleich der Knochen verlezt ist, weil sie versichert sind, sie, vermittelst dieses Krautes, innerhalb drei Wochen zu heilen. Loyer hat zu seinem Erstaunen einige Beispiele dieser Art gesehen.

Die Negern sind sehr besorgt, daß sie noch bei Lebzeiten alles, was zu ihrem Begräbniß gehört, fertig machen, nämlich eine feine kattunene Pagne, einen Sarg, und goldene und andere Zierrathen für den Körper, weil sie sich einbilden, ihre Auf-

Digitized by Google

nahme in der andern Welt werde nach ihrem Puze eingerichtet seyn. Nur seit kurzem kamen sie aus diesem Irrthum, der vormals verschiedenen Weibern und Sklaven das Leben gekostet hat, weil sie sie mit aufopferten, damit ihre Könige oder reiche Brembis in der andern Welt desto vornehmere Begleitung haben möchten.

Wenn ein Neger todt ist, so breitet sich die Nachricht davon alsbald aus, worauf sich sogleich bei hundert, meistens alte, Weiber versammeln, die den Klageweibern der Alten sehr ähnlich sind. Ihr schröckliches Geschrei, und ihre ausschweifenden Bewegungen, erregen sowol Furcht als Gelächter. Einige gehen mit Grabschaufeln durch das ganze Haus des Verstorbenen, als ob sie ihn wieder ausscharren wollten, und rufen ihn laut bei seinem Namen. Andere rennen von Haus zu Hause wie Rasende, suchen ihn, wo er sonst oft anzutreffen war, und fragen alle, die ihnen begegnen, ob sie ihn nicht gesehen haben? wobei ihnen die Thränen über die Bakken und auf den Busen herablaufen. Die Gefragten senken den Kopf, und antworteten: Aworu d. h. Er ist fort! Indessen sind andere Weibspersonen auf eben die Art am Körper beschäftigt, die unter ihren Klagen seine Thaten, seinen Reichthum, und seine Tugenden preisen. Darauf färben sie sein Haar, kämmen es, und wikkeln es auf, und schmükken seine Nägel mit ihren Aigrissteinen.

Wenn die andern Trauerweiber zurückkommen, so fragen sie ihn, warum er gestorben sei, da er doch ordentlich zu leben, und genug Gold, Weiber, Korn und Sklaven gehabt hätte? Unter dem Fragen erheben sie ein lautes Geschrei; darauf bringen sie seinen Sarg, wenn er anders bei seinen Lebzeiten für einen gesorgt hat, wo aber nicht, so machen sie einen von alten Bretern, und pakken den Leichnam so hinein, daß seine Fersen die Hinterbakken berühren, und sein Kopf auf die Knie zu liegen kömmt. Auf diese Weise stekken sie ihn in den Kasten, der gewöhnlich etwa drittehalb oder drei Fuß ins Gevierte hält. Zur Seite stellen sie ihm seinen Stuhl und einen irdenen Topf, den einen, um sich darauf zu sezzen, und den andern, um sein Essen darin zu kochen. Ist er ein König oder reicher Brembis, so bestreuen sie den Leichnam mit häufigem Goldstaub. Auch mit den Aermsten wird etwas Gold, zu ihrem Gebrauch in der andern Welt, begraben.

Mittlerweile versammeln sich die Knaben aus der Nachbarschaft mit dem Gewehr. Ist der Verstorbene vornehm gewesen, so versehen die Anverwandten sie mit Pulver, um es ihm zu Ehren verschiessen zu können. Ists aber ein Armer, so thun sie zwei bis drei Schüsse, welches sie für eine Schuldigkeit halten, wozu einer dem andern verbunden ist, ohne daß darum angesucht wird; denn sie glauben, dieß habe die Folge, daß sie in der andern Welt als Kaboschiren aufgenommen werden.

Digitized by Google

Wenn diese Zeremonien vorüber sind, so machen sie den Sarg zu, und vernageln ihn genau. Vier Sklaven tragen ihn sodann an einen abgesonderten Ort im Walde, wo sie ohne weitere Zeugen ein Loch machen, und ihn einscharren. Bei ihrer Zurükkunft nehmen sie mit den Klageweibern die Mahlzeit ein, welche die Verwandten des Verstorbenen zubereitet haben. Niemand nimmt weiter an dieser Mahlzeit und an der Beerdigung Theil, sondern alle halten sich die Zeit über zu Hause. Bei Weibern und Männern wird einerlei Gewohnheit beybachtet. War der Verstorbene ein Vornehmer, so legen seine Weiber etliche Tage nach der Beerdigung ihren besten Schmuk an, und jede nimmt ein Pagay auf die Schulter. In diesem Aufzug gehen sie singend paarweise durch den Flekken, und endlich zu der Thüre eines jeden Brembis, wo sie einen Zirkeltanz halten, der bei ihnen Bahua heißt; bei jedem Schritt thun sie mit dem Pagay einen Schlag in die Mitte des Kreises. Darauf muß ihnen jeder Brembis drei Takus, welches etwa zwanzig Kreuzer macht, geben; dann kehren sie zurük, und haben die Freiheit, bei nächster Gelegenheit wieder zu heurathen.

Die Religion dieser Negern ist sehr falsch vorgestellt worden. Unter andern irrt sich Herr Villault von Bellefond sehr, wenn er sagt, daß diese Negern die Fetische als Götter anbeteten, welches sie durchaus läugnen.

Sie erkennen einen Gott als Schöpfer aller Dinge, besonders aber der Fetische, die er zum Dienste der Menschen auf die Erde gesandt hat. Doch sind ihre Begriffe von diesen Fetischen sehr dunkel. Der älteste unter ihnen weiß nicht, was er davon sagen soll; nur haben sie einen alten Glauben, daß sie ihnen für alle Glükseligkeit des Lebens verbunden sind, und daß es in ihrer Gewalt stehe, ihnen alles Uebel zuzuschikken, das ihnen nur immer beliebt.

Jeden Morgen, so bald sie aufgestanden sind, gehen sie an den Fluß, um sich zu waschen, schütten eine Hand voll Wasser auf den Kopf, oder thun das nämliche mit Sand, um ihre Unterwerfung auszudrükken; dann schliessen sie die Hände zusammen, und öffnen sie wieder, wobei sie oft das Wort Eksuvais sachte hersagen. Darauf erheben sie die Augen gen Himmel, und thun folgendes Gebet: Aughiume mame maro, mame orie, mame skikke, okkori, mame abaka, mame dreimbi, mame anguan e awonsan. Das ist: „Mein Gott, gib mir diesen Tag Reiß „und Yams, gib mir Gold und Aigris, gib mir „Sklaven und Reichthümer, gib mir Gesundheit, „und daß ich möge hurtig und schnell seyn!“ Das ist die Hauptsumme ihres Gottesdienstes. Sie halten Gott für so gütig, daß er ihnen keinen Schaden thun kann, da er alle seine Gewalt den Fetischen überlassen, und keine für sich selbst behalten hat.

Digitized by Google

Diese Fetische sind nach eines jeden Gutdünken und Einbildung verschieden. Kaum zwei Negern auf der Küste von Guinea sind in der Gestalt oder Art, sie zu verehren, eins. Einer hat ein Stük rothes oder gelbes Holz, ein anderer einen Zahn von einem Hunde, Panther oder einer Zibethkazze, der dritte einen Elefantenzahn, ein Ei, oder den Knochen oder Kopf von einem Vogel, Ochsen oder einer Ziege, der vierte einen Fischknochen, oder das Aeußerste eines Widderhorns, voller Unreinigkeit, der fünfte etliche Aeste von Dornen, oder ein Bündel Strikke von Baumrinden gemacht, oder andere unnüzze Dinge. Sie haben für diese Fetische außerordentliche Achtung, und halten alles, was sie ihnen versprechen, heilig. Einige enthalten sich, aus Ehrfurcht für sie, vom Wein. Andere vom Branntwein, Andere von gewißen Speisen oder Fischen, von Reiß, Maiz oder Früchten. Alle ohne Ausnahme versagen sich aus Andacht für ihren Fetisch gewisse Vergnügungen zur Kasteiung, und würden eher sterben, als dieses Versprechen nicht in Erfüllung bringen.

Sie haben im Jahr verschiedene den Fetischen geheiligte Tage, von denen der vornehmste ihr Geburtstag ist, den sie damit begehen, daß sie ihren Fetisch und dessen Altar, ja sich selbst mit weißer Farbe bestreichen, und einen weißen Pagne anlegen. Andere feiern den Freitag in jeder Woche, wie wir den Sonntag, zieren an demselben ihren Fetisch aus, und bringen ihm ein Opfer. Außer

den Fetischen der Privatpersonen gibt es welche, die dem ganzen Königreiche gemein sind. Diese sind gewöhnlich ein großer Berg oder merkwürdiger Baum. Sollte Jemand so kühn seyn, ihn abzuhauen, oder zu verderben, so würde er ohne Barmherzigkeit getödtet werden. Jedes Dorf hat auch einen Schuzfetisch, der auf gemeine Unkosten gepuzt wird, und für das allgemeine Wohl seinen bestimmten Dank erhält. Für diesen richten sie in den öffentlichen Plätzen einen Altar von Schilf auf, der auf vier Säulen ruhet, und mit einem Dach von Palmblättern bedekt ist. Ueberdieß hat jede Privatperson in ihrem Hause oder an ihrer Thüre einen besondern Plaz für ihren eigenen Fetisch, den sie nach ihrer Art ausschmükt, und mit verschiedenen Farben wöchentlich einmal beschmiert.

Man trifft in den Wäldern und Büschen viele solche Altäre an, die mit allerlei Arten von Fetischen besezt sind, und irdene Töpfe voll Maiz, Reiß und Früchte vor sich stehen haben. Fehlt es ihnen an Regen, so sezzen sie Wasserkrüge, im Kriege aber Säbel und Dolche, um Sieg von ihnen zu erbitten, und wenn sie Fische nöthig haben, so legen sie Fischbeine vor sie hin. Wollen sie Palmwein haben, so lassen sie den kleinen Meissel da, welchen sie, den Einschnitt damit zu machen, brauchen, vest überzeugt, der Fetisch werde ihre Bitte erhören. Alles Unglük schreiben sie der Rache des Fetischs zu, und fragen sogleich nach, womit er zu besänftigen seyn möchte.

Zu diesem Ende lassen sie durch gewiße Wahrsager den Tokke folgendergestalt machen. Der Zauberer hat neun Streifen Leder, jeden etwa einen Finger breit, und voll kleiner Fetische in der Hand. Diese schüttelt er zusammen, und murmelt gewisse Worte, worauf er sie zwei oder drei auf einmal, wie sie kommen, aus der Hand wirft. So wie sie nun fallen, nach dem macht der Betrüger eine Auslegung, und was er verordnet, das muß geschehen. Spricht er, der Fetisch müsse Schafe oder Hünervieh haben, so werden sie sogleich herbeigebracht, geopfert, und der Fetisch mit ihrem Blute besprengt. Befragen sich die Brembis wegen des Krieges oder einer andern wichtigen Sache, so werden oft ein paar Sklaven zum Opfer gefordert.

Sie bringen ihrem Fetisch sehr sorgfältig jeden Morgen etwas von dem besten Vorrath im Hause, und glauben, wenn sie dieses versäumten, so würden sie vor dem Ende des Jahres umkommen. Mit einem Worte ihre Achtung für die Fetische ist ganz unbeschränkt. Sie trauen ihnen alles Gutes und alles Böses zu, und zittern vor ihrer eingebildeten Gewalt.

Sie nähern sich denselben mit großer Ehrfurcht, und wundern sich, daß sie nicht die Beleidigungen rächen, die ihnen von den Weissen widerfahren. Jeder wählt und macht die seinigen. Loyer war oft bei solchen Gelegenheiten, besonders einmal zu Tapa. Nachdem sie das Ding

gewaschen hatten, so besprengten sie die ganze Familie mit dem Wasser, und kamen endlich, unter dem Murmeln gewisser Wörter, auch ihn zu besprengen.

Hier ergriff Loyer, um ihren Aberglauben offenbar zu verspotten, den ohmächtigen Fetisch, brach ihn in tausend Stükke, zertrat ihn, und warf ihn ins Feuer, wo er bald verbrannte, da er aus einem Ende von einem Koros, oder Palmnuß, und einem roth gemalten Dorne gemacht war. Augenbliklich flohen sie alle, mit dem ernstlichsten Bedeuten, der Bliz vom Himmel würde ihn tödten, oder die Erde ihn verschlingen. Als sie aber sahen, daß sich ihr Fetisch nicht rächen konnte, so betrachteten sie den Loyer mit einer Art von Verwunderung, und sagten zu ihm, er wäre deswegen nicht umgekommen, weil er nicht glaubte, und der Fetisch hätte keine Macht über die Weißen. Er versezte darauf: wenn sie auch solche Unglaubige werden wollen, so könnte er sie ebenfalls vor seinem Zorne schüzzen. Ihre Antwort aber war: der Fetisch würde sie schlagen, und sie wollten nichts von Absagung ihres Aberglaubens hören.

Wenn die Negern beim Fetisch schwören, so halten sie den Eid gewiß, besonders wenn sie ihn essen. Um die Wahrheit von einem Neger herauszubringen, darf man nur etwas in ein wenig Wasser mengen, und darauf einen Bissen Brod hinein

trunken, und fordern, daß er diesen Fetisch zu Bestätigung der Wahrheit essen soll. Verhält sichs so, so wird ers freimüthig thun, im entgegengesezten Fall aber es nicht anrühren, aus Furcht, er würde wegen eines falschen Schwurs auf der Stelle sterben. Sie schaben etwas von ihrem Fetisch in ein wenig Wasser, oder auf Eßwaaren, und nehmen es so in den Mund, ohne es hinunterzuschlukken. Ein Neger, der auf diese Art schwört, hat bei seinen Landsleuten unendlich mehr Glauben, als unter uns ein Krist, der aufs Evangelium schwört.

Sie haben auch andere Arten von Eiden, die nicht so feierlich, aber gleich abergläubisch sind. Z. B. sie schwören bei eines Menschen Kopfe, Armen oder Leibe, und glauben vest, daß, wenn sie falsch schwüren, solche Theile an ihrem Leibe verdorren würden. Auch schwören sie beim Anghiume, oder Gott folgendergestalt. Sie nehmen etwas Sand, thun ihn in den Mund, sehen gen Himmel und sprechen: **Gott tödte mich durch diesen Sand, wenn es nicht wahr ist!** Sie brauchen diese Verwünschung selten, ausser im Zorne, oder in einer andern Leidenschaft.

Sie haben weder Tempel, noch Priester, noch Plätze zum Gottesdienst, ausgenommen die Altäre der Fetische. Gleichwol ist eine Art von Oberpriester unter ihnen, den sie **Ofnon** heissen, und auf öffentliche Kosten erhalten. Wenn ein Ofnon stirbt, so werden die **Brembis** oder **Babumets**

vom König zusammenberufen, um einen neuen zu erwählen. Wenn sie einen nach ihrem Gutbefinden erwählt haben, der insgemein ein guter Mann, und im Fetischmachen wohl erfahren ist, so weihen sie ihn mit den Zeichen seiner Würde ein, die in Fetischen bestehen, welche an einander gebunden sind, und ihn vom Kopfe bis zum Fuß bedekken. Solchergestalt führen sie ihn durch die Straßen, nachdem sie ihm zuerst acht oder zehn von dem gemeinen Wesen gelieferte Bendes Gold gegeben haben. Ein Neger schreit, so laut er kann, vor ihm her, daß die Leute ihr Opfer dem neuen Ofnon bringen sollen, damit er für sie bete. Um sie zu empfangen, hängt am Ende eines jeden Flekkens eine zinnerne Schüssel an einem Strikke.

Dieses ist der einzige Priester, wenn man ihn so nennen kann, im ganzen Lande. Sein Amt ist, die großen öffentlichen Fetische zu machen, und bei allen Berathschlagungen des Königs zu seyn, der nichts ohne seinen Rath oder seine Einwilligung thut. Ist er krank, so schikken sie deswegen zu ihm. Ist es kalt, oder haben sie öftern Regen oder Gewitter, so schreit das Volk, dem Ofnon fehle etwas, und es wird sogleich eine Kollekte für ihn gesammelt, wozu jeder etwas nach seinem Vermögen beiträgt.

Sie glauben die Lehre von der Seelenwanderung. Weil sie demnach auf nichts wirkliches und dauer-

haftes in jener Welt hoffen, so sind sie nur beschäftigt, Reichthümer zu sammeln, und die Vergnügungen dieses Lebens zu genießen, so lange sie können. Sie lachen, wenn man ihnen vom Himmel oder von der Hölle predigt. Sie halten die Welt für ewig, und die Seele für unsterblich. Diese wird nach ihrem Tod in die andere Welt gehen, welche sie in dem Mittelpunkt der Erde sezzen. Daselbst wird sie einen neuen Körper in dem Leibe einer Weibsperson bekleben, und die Seelen von dort her thun das nämliche bei uns. Nach dieser Lehre geht also eine beständige Verwechslung der Einwohner beider Welten vor. Die größte Glükseligkeit eines Menschen ist nach ihren Begriffen, reich, mächtig, glüklich, wohlbedient, und verehrt zu seyn. Wenn sie essen oder trinken, so gießen sie etwas unter Murmeln gewisser Wörter auf den Grund, ihren Verwandten und Freunden in der andern Welt zu gefallen, die eben das für sie thun, und dadurch an dem Glük Ursache sind, das sie genießen.

§. 8.

Regierungsform und Justiz der Jssinesen.

Nun müssen wir auch noch Einiges von dem Hofstaat, dem Ansehn und der Macht des Königs von Jssini, und von der Regierungsform und Justizverwaltung dieses kleinen Königreichs sprechen. —

Der Pallast des Königs ist von Aesten gebaut, die in einander geflochten, mit Leim beworfen, und mit rother, grüner und gelber Erde ohne alle Ordnung bestrichen werden. Dieses Haus hat zwei bis drei Zimmer auf der Erde, und eben so viele darüber, alle auf einerlei Art gepflastert, und mit Leimwänden und Decken von Palmblättern versehen. Es liegt mitten in verschiedenen großen Verzäunungen von Baumästen, welche drei Vorhöfe ausmachen, durch die man hinein kömmt. Um in den ersten zu gelangen, muß man eine breite, aber beschwerliche Leiter hinaufsteigen, welche sieben bis acht Stufen, jede zwei Fuß von der andern, hat, und an dem obersten der Verzäunung findet man wieder eine solche Leiter herabzusteigen. Diese Leitern sind so schlecht gemacht, daß ein jeder anderer Mensch, außer den Negern, den Hals darüber brechen würde. Rund um des Königs Pallast sind die Hütten seiner Weiber, nur von Baumästen gebaut, und wie die gemeinen Häuser, mit Palmästen bedekt.

Der König hält sich an der Leiter seiner ersten Verzäunung zwei Sklaven zur Wache, die eine Assagay und einen Säbel haben, und einander ablösen. Wenn er ausgeht, so begleiten ihn etwa ihrer fünfzig mit Säbeln und Musketen, nebst einigen seiner Bahumets oder Aeltesten, und seiner Raboschiren, die seinen Hof ausmachen. Alle diese bemühen sich, seine Gunst zu erlangen, indem sie ihn besuchen, mit ihm sprechen und

rauchen, welches sie Palabra heißen. Bei diesen Gelegenheiten berathschlagen sie sich mit einander von Staatssachen, und entscheiden die Streitigkeiten, welche ihnen vorgelegt werden. Ein jeder gibt seine Meinung frei von sich, selbst bis auf die Sklaven. Dieses ist zwar langweilig, verhindert aber, daß sie nicht leicht betrogen werden, weil sie alles reiflich überlegen. Dessen ungeachtet werden ihre Rathschlagungen so geheim gehalten, daß sie eher sterben, als das, was verhandelt worden ist, entdekken würden; das geringste Vergehen von dieser Art wird mit dem Tod, oder der Einziehung der Güter, worauf Armuth und Schande folgen, bestraft.

Es ist nicht leicht, des Königs Reichthümer zu berechnen, so wenig als die der Brembis und Kaboschiren. Sie sind sehr besorgt, sie zu verbergen, ohne daß sich begreifen ließe, warum, da sie sonst das eitelste Volk von der Welt sind, und allezeit gern für reicher angesehen seyn wollen, als sie es in der That sind; nichts ist ihnen empfindlicher, als die Beschimpfung Ajingompwe, d. i. Bettler. Das gemeine Volk thut zwar vielleicht wohl daran, daß es seinen Reichthum verbirgt, damit der König oder die Vornehmen nicht darnach lüstern werden. Diese leztern vergraben ihr Gold, und nach glaubwürdigen Berichten hatten Akafini und sein Bruder Yamoke viele großen Kisten voll Goldstaub auf diese Weise verscharrt. Der König war einst betrunken, und befahl, man

sollte sie auf Matten vor ihm ausschütten. Insgemein verbergen sie diese Schäzze am Fuß eines Baums oder in ihren Bananasfeldern, und nehmen nie mehr als eine Person mit sich, die alle Fetischs zur Versicherung ihrer Verschwiegenheit essen muß.

Sie besuchen diese Plätze nur einmal des Jahrs, um bloß die Kisten zu verändern, oder etwas dazu zu legen. Sie nehmen nur im höchsten Nothfall etwas heraus, z. B. um sich oder ihre Bahumets aus der Sklaverei loszukaufen, Kriegskosten zu tragen, oder ihre Nachbarn zu erkaufen, daß sie ihre Parthie nehmen, u. d. g.; denn sich selbst zu helfen, würden sie nicht eine Krone heraus nehmen. Der König und alle seine Weiber geben das Jahr nicht zehn Pistolen für Kleider und Lebensmittel aus. Er geht selbst zu Markte, wenn er einen Fisch, eine Bananas oder Yams kaufen will, wobei ihn Loyer so lange handeln sah, als es der schlechteste Sklave thun könnte. So sehr hängt seine Majestät dem Nazionallaster der Negern, dem Geiz, an.

Außer dem hat er noch einige Pfund Gold, die er im Handel nuzt, ohne das, was er noch an gearbeitetem Golde, Fetischen, und andern Zierathen für die Festtage besizt, wenn er sich in seiner Pracht zeigt. Mit diesem zurükgelegten Gold kauft er Pulver und kleines Gewehr, welches Niemand von seinen Unterthanen, als sein Bruder und Vet-

ter

ter, kaufen dürfen. Auch kauft er Pagues, Perpetuanas, Leinewand und Tabak, welches er alles wieder an seine Unterthanen verhandelt, oder mit Sklaven in die benachbarten Länder schikt, und von zwei bis zu sechshundert Prozent, ohne Gefahr und Aufwand gewinnt, so, daß sich sein Reichthum unglaublich vermehren muß. Hierzu kömmt, daß er nichts für Essen und Kleidung ausgibt, weil seine Weiber und Sklaven, die keinen Lohn erhalten, ihm ums Brod arbeiten müssen.

Seine Einkünfte bestehen nur in dem, was er einzieht, oder sonst sich zueignen kann. Er hat keine Tafelgüter oder Land, seinen Staat zu unterhalten, so daß die Krone arm heißen kann, obgleich der König reich ist. Daher häufen alle Raboschiren, die ehrgeizig sind, Geld zusammen. Der König hat sowol an dem, was die Vornehmen erpressen, als was sie von den Weissen bekommen, seinen Antheil, wenn es ihm gefällt. Zum Exempel, die Bootsleute, welche eine Geschenk von einem Schiffshauptmann empfangen, müssen es dem Könige bringen, der davon nimmt, was ihm gefällt.

Zur Saatzeit, die für den Reiß im Herbst- und Weinmonat, für den Maiz im April und Mai, und für den Hirse im Wein- und Wintermonat ist, geht der König in Person auf die Felder, welche von seinen Sklaven gebaut werden, die ihm alle einen oder zwei Tage, aber nicht weiter, zu frohnen schuldig sind. Er befiehlt ihnen, in seiner

Digitized by Google

Gegenwart zu arbeiten, während er unter dem Schatten im Kühlen sizt, worauf er sie mit Palmwein bewirthet, und den Fetisch zu Bewahrung des Feldes sezt, der sie, ihrer Meinung nach, gewiß tödten würde, wenn sie etwas angriffen.

Zur Aerndtezeit kömmt er wieder; sie ist für den Reiß im Dezember und Januar, für den Maiz im August und Herbstmonat, und für die Hirse im Hornung und März. Er ladet alle Unterthanen ein, ihm einzuärndten, und geht ihnen durch sein Beispiel voran, indem er zuerst zwei bis drei Hände voll abschneidet. Jeder geht dann williger ans Werk, weil man die Freiheit hat, ein Drittheil von den Früchten mitzunehmen. Wenn seine Früchte abgehauen, und an der Sonne getroknet sind, so läßt er sie in kleine Vorrathshäuser, rings um den Pallast, bringen. Noch ist zu bemerken, daß er nie seinen eigenen Reiß, Maiz oder Hirse genießt, sondern, so viel er braucht, gegen eben so viel von einem Kaboschiren eintauscht, weil er glaubt, seine Felder würden unfruchtbar werden, wenn er von seinen eigenen Erzeugnissen äße.

Seine Gewalt ist nur in Absicht auf die Armen und Sklaven uneingeschränkt, mit denen er umgeht, wie es ihm gefällt. Aber die Kaboschiren und Reichen, besonders, wenn sie viel Sklaven haben, sind nicht so unterthänig, und sind bloß schuldig, zu den öffentlichen Palavers oder Berathschlagungen zu kommen, und dem Könige mit

Digitized by Google

ihrer Macht beizustehen, wenn es die gemeine Sicherheit erfordert.

Der Thron kömmt hier zu Lande an den nächsten Anverwandten, des Königs seine eignen Kinder ausgenommen, denen der König, vermöge der Landesgesezze, nichts hinterlassen kann, als was sie bei seinen Lebzeiten sammlen. Indessen versorgt er sie dadurch, daß er sie einen Handel oder eine Profeßion lehrt, wovon sie nach seinem Tode leben können. Dieses Gesez erstrekt sich auf alle seine Unterthanen. Des Königs Kinder werden zwar verehrt, so lang der Vater lebt, und haben eine Wache, aber sobald er todt ist, haben sie weiter keinen Vorzug vor dem geringsten, als in Rükſicht ihrer Verdienste; alles, was sie bekommen, sind etliche wenige Sklaven. Der neue König bekömmt alles übrige, und der, welcher ihm nachfolgen soll, erbt des verstorbenen Königs Schaz, wodurch er oft reicher wird, als der König selbst.

Die Vornehmen heissen **Brembis** und **Bahumets**, d. i. Reiche und die Obersten, welches in der Lingua Franca dieser Gegenden durch **Raboschiren** ausgedrükt wird. Diesen gehört das Vorrecht allein zu, mit den Europäern zu handeln, und wenn sich dieß sonst jemand unterſteht, so sind seine Güter verfallen. Daher sind diese auch allein reich, und alles Geld oder Gold kömmt bei ihnen zusammen. Ihrer sind gewöhnlich vierzig bis fünfzig, obgleich ihre Anzahl nicht eigentlich bestimmt ist.

Das übrige Volk ist bis zum höchsten Elend arm, denn sie haben meist nur ein Stük Zeug, um sich zu bedekken, und kaum etwas zu leben, als was ihnen die Brembis überlassen. Daher müssen sie sich zum Unterhalt ihrer Familen vermiethen, und oft selbst an die Großen verkaufen, damit sie sich fortbringen. Wenn dann gleich einer von ihnen durch seinen Fleiß etwas weniges gesammelt hat, so stellt er sich doch arm, um es zu erhalten. Ueberhaupt aber sucht er es unter der Hand durch seine Freunde dahin zu bringen, daß er vom König und dessen Brembis zu einem Kaufmann oder Edeln gemacht wird. Erfüllt man ihm diese Bitte, so sezt der König mit diesen Brembis einen Tag an, an dem sie ans Ufer gehen, diese Zeremonie vorzunehmen.

Der Kandidat bezahlt alsdann dem König seine Gebühr, welches acht Kronen in Goldstaub beträgt, worauf der König in Gegenwart seiner Raboschiren erklärt, daß er ihn als einen Edeln und Kaufmann aufnimmt, und dafür erkennt. Darauf kehrt er sich gegen die See, und verbietet ihr, dem neuen Handelsmann Schaden zu thun, seine Kähne umzuwerfen, oder seine Güter zu beschädigen. Alsdann gießt er eine Flasche Branntwein in die See, um ihre Gunst zu erwerben. Endlich geht der neue Edle zum König, der ihn bei den Händen nimmt, sie zusammenlegt, wieder öffnet, hineinhaucht, und das Wort Akshue, d. i. ich gebe euch meinen Frieden, oder s

geht in Frieden, sachte hersagt. Alle Brembis machen es wie der König, und alsdann gehen sie zu einem Gastmahl, das der Kandidat angestellt hat, der von der Zeit an für einen Kaufmann und Edeln erkannt wird, ohne Hindernis kaufen oder verkaufen darf, und wenn er Reichthum erlangt, ein Kaboschir wird, mit dem Rechte Sklaven zu kaufen und zu halten. Wenn er den König in den Krieg begleitet, so fordert er seinen Antheil an der Beute, und genießt überhaupt alle Vorrechte, welche mit dem Titel der Großen verknüpft sind.

Ihre Ausübung der Gerechtigkeit besteht nur in einigen Geldstrafen, in welche die Verbrecher verurtheilt werden. Nur drei Verbrechen werden mit dem Tode bestraft, nämlich das Entlaufen der Sklaven, Verrätherei und Zauberei. Alle andere bleiben ungestraft, und der Diebstahl ist sogar geehrt und belohnt. Meineid und Mord werden mit Geld bestraft, wann aber die Anverwandten des Umgebrachten den Mörder bekommen können, so mögen sie ihn zur Rache tödten. Entwischt er zum König, so wird er nur in zehn Bendes Gold oder tausend Livres verurtheilt, davon der König nur die Hälfte, und die Verwandten des Umgebrachten die andere bekömmt. Ist der Verbrecher ein Sklave, so verkauft man ihn an die Europäer.

Wenn ein Gläubiger seine Schuld wieder haben will, so wendet er sich an den König, der auf

sein Ansuchen einen seiner Sklaven, den Schuldner zu erinnern abschikt. Der Sklave trägt des Königs Stab als ein Zeichen seiner Vollmacht, und bestimmt dem Schuldner einen Tag zu erscheinen, oder bringt ihn mit sich, wenn es dringend ist. Der Kläger muß alsdann den Prozeß damit anfangen, daß er dem König acht Unzen Gold gibt, um Branntwein zu kaufen, ja er muß oft wenigstens ein Drittheil oder gar die Hälfte der Summe, die er fordert, niederlegen, welches unter den König und seine Hofleute als Richter vertheilt wird. Darauf schwört der Kläger durch Genießung des Fetischs, daß einer, der so heisse, und hier gegenwärtig ist, ihm so und soviel schuldig sei. Der Beklagte wird wieder gehört, und wenn seine Gründe unzulänglich zu seyn scheinen, so wird er verurtheilt, innerhalb einer gewissen Zeit zu bezahlen, welches er folgendergestalt beschwört: Er nähert sich dem König, berühret sein Haupt und sagt, ich schwöre bei eurem Haupt, die verlangte Summe zur gesezten Zeit zu bezahlen. Auf diese Art endigt sich der Prozeß. Fehlt er nun um einen Tag, so bestraft ihn der König, wenn er reich ist, mit einem oder zwei Bendes, weil er seinen Eid gebrochen hat, und sezt ihm einen andern kurzen Termin. Solchergestalt fallen alle Unkosten auf den Gläubiger; daher sie oft lieber ihr Geld verlieren.

Diejenigen, die nicht bezahlen können, werden zu Sklaven verkauft. Hexerei wird durch Ein

säufen gestraft. Verräther oder die des Königs Rathschluß entdekken, haben keine Gnade zu hoffen, sondern werden ohne Umstände enthauptet. Sklaven oder Kriegsgefangne, die zu entlaufen suchen, werden folgender Weise gestraft: der König verurtheilt nach gepflogenem Rath mit den Brembis und Bahumets, den Verbrecher zum Tode. Darauf binden sie ihm die Hände auf den Rükken, legen ihm einen Knebel ins Maul, der auf jeder Seite mit einem Seil bevestigt ist, das sie hinter dem Kopf an einen kleinen Stekken binden. Darauf nimmt einer von den königlichen Sklaven, der acht Kronen in Goldstaub zur Belohnung erhält, den königlichen Fetisch auf seinen Kopf, läuft wie rasend durch die Stadt, und lehnt den Fetisch auf eine oder die andere Seite, als ob er fallen wollte. Wenn er endlich an den Plaz kömmt, wo der Verbrecher von dem Volk umringt steht: so fragt er den Fetisch, wer ihn tödten soll? Der erste junge Mann, den er hierauf mit dem Ellbogen berührt, wird der Nachrichter. Er wiederholt alsdann eben diese Possen, und fragt den Fetisch, ob der einzige Mann genug ist, den Verbrecher zu tödten. Bisweilen werden auf diese Art zehn Nachrichter ernannt. Wenn alles auf diese Art eingerichtet ist, so wird der Sklave zum Fetisch gebracht, und ihm geopfert. Er muß seinen Hals gerade über ihn strekken, worauf der, welcher zuerst zum Nachrichter ernannt worden ist, einen Dolch zieht, und ihm die Kehle abschneidet, un-

terdessen ihn Andere vest halten, bis das Blut auf den Fetisch läuft, wobei der Nachrichter sagt: Nimm, Fetisch, das Blut dieses Sklaven, den wir dir opfern. — Sobald er todt ist, hauen sie den Körper in Stükken, machen ein rundes Loch an dem Fuße des Fetischs, und vergraben sie darein, den Kinnbakken ausgenommen, den sie an dem Fetisch bevestigen.

Diese Nachrichter werden drei Tage für unrein gehalten. Sie bauen ihnen, nahe bei der Stadt, eine besondere Hütte auf. Unterdessen laufen diese Kerls wie rasend durch den Ort, und bemächtigen sich alles, was ihnen unter die Hände kömmt, Hünervieh, Schafe, Brod und Oel, alles, was sie berühren, gehört ihnen; denn, man hält es für so verunreinigt, daß die Eigenthümer es willig hingeben.

Sie bleiben drei Tage in ihrer Hütte, wohin ihnen ihre Freunde zu essen bringen. Zulezt zerlegen sie ihre Hütten in Stükken, die sie aufbinden, so daß sie nicht einmal die Asche vom Feuer da liegen lassen. Der erste Nachrichter führet sie mit einem Topf auf dem Haupt dahin, wo der Verbrecher hingerichtet worden. Da rufen sie ihn dreimal bei seinem Namen; darauf zerbricht der erste Nachrichter seinen Topf, und sie lassen ihre alten Lappen und Bündel da, und gehen nach Hause, wo sie ihre besten Pagnes anlegen, und die Bahumets und Brembis besuchen, die ihnen so viel Gold geben, als sie fordern. Niemand, der einmal zu die-

Digitized by Google

ser Verrichtung vom Fetisch ernannt worden ist, bedenkt sich, sie anzunehmen, wenn es auch des Königs Sohn wäre, das sie nur auf drei Tage unehrlich macht, nachher aber Ruhm und Ansehen verschafft. Von jedem Hingerichteten reihen sie einen Zahn an eine Schnur, und je mehr sie solche Zähne aufweisen können, desto grössere Ehre machen sie sich daraus.

Dies ist das Wichtigste aus P. Loyer's Nachrichten von Issini. Schade, daß wir nicht von allen Theilen dieser Küste so ausführliche Nachrichten haben, unsere Länderkunde dieses Theils von Guinea würde dann nicht mehr so mager seyn!

Digitized by Google

Beschluß.

Hier endigen sich nun alle über die Körner- und Elfenbeinküste gesammelten Nachrichten, und wir müssen jezt zur benachbarten Goldküste übergehen, ohne uns eine befriedigende Länder- und Völkerkenntniß jener beiden Theile des Küstenstrichs von Guinea erworben zu haben. Nicht einmal der Saum dieses Landes ist uns gehörig bekannt, und von dem Innern desselben wissen wir nichts, als daß es eine noch unerforschte Landstrekke ist, die es doch warlich verdiente von Erd- und Naturforschern besucht zu werden, und deren nähern Kenntniß warscheinlich dem Geschichtforscher das Räthsel von den Wanderungen der innerafrikanischen Barbaren, die sich nach Süd- und Ost-Afrika gezogen haben, auflösen würde.

Da diese Küsten aber in neueren Zeiten wenig mehr besucht werden, so scheint die Zeit noch nicht gekommen zu seyn, in welcher es auch hier für die Erdkunde licht werden wird!

Digitized by Google

Anhang.

Nachtrag
merkwürdiger neuer
Nachrichten von Senegambien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Kenntniß von Afrika — besonders dem nördlichen und mittlern Afrika — erhält beinahe täglich neuen Zuwachs.

Die osterwähnte brittische Gesellschaft zur Erforschung des Innern von Afrika fährt in ihren Bemühungen unermüdet fort, und die neuesten Nachrichten, die sie von ihren ausgesandten Erdforschern erhalten hat, lassen uns bald noch reichhaltigere Beiträge zur Erweiterung der Kunde von Afrika hoffen, als sie uns bisher schon mitgetheilt hat.

Aber auch die Franzosen haben in dem lezten Jahrzehend und noch vor wenig Jahren die Kunde von Afrika bereichert, und lassen uns noch Mehreres erwarten. Schäzbar sind die Nachrichten, die uns Brisson in seiner Schiffbruchsgeschichte von der Sahara mitgetheilt hat, und noch ausführlicher ist die Beschreibung dieser Wüste in Jolie's Reise durch die Sahara.*) Senegambien's Länder- und Völkerkunde ist durch die Reise eines ungenannten Franzosen nach Bambuk, durch Pommegorge's Beschreibung von Nigrizien, und

*) Sie ist im J. 1792 erschienen; ein Auszug aus derselben steht im XIII. B. der neuen Sprengelschen Beiträge.

Digitized by Google

durch den Bericht, welchen Queslin der Nazionalversammlung über die franzöſiſchen Niederlaſſungen und Handelsplätze in Weſtafrika vorgelegt hat, nicht wenig bereichert worden. Jezt haben wir noch Hoffnung mit Villeneuve's gewiß ſehr intereſſanten Tagebüchern von ſeinen Reiſen durch die inneren Länder von Senegambien beſchenkt zu werden.

Das Hiehergehörige von allen dieſen neuen Nachrichten über Afrika iſt ſchon in den vorhergehenden Bänden dieſes Werks dem Plane deſſelben gemäß benuzt und eingeſchaltet worden. Es bleibt uns jezt nur noch übrig, den vorläufigen Bericht der brittiſch-afrikaniſchen Erdforſchers-Geſellſchaft von Major Houghton's Reiſe durch Senegambien, und die Nachrichten über daſſelbe Land, welche Villeneuve ſeinem brittiſchen Freunde Clarkſon mitgetheilt hat, einſtweilen hier nachzutragen, bis wir die ausführlichen Erzählungen derſelben zu ſeiner Zeit nachliefern können.

Digitized by Google

I.

Villeneuve's Nachrichten von Senegambien.

Herr Geoffroy von Villeneuve, ein angesehener, kenntnißvoller und wißbegieriger junger Franzos gieng im J. 1787 als Adjudant des Gouverneurs von Goree nach Senegambien. Mit den erforderlichsten Kenntnissen ausgerüstet, machte er mehrere Reisen in das Innere von Senegambien, theils in Geschäften für den Gouverneur, theils um Beobachtungen zu machen. So durchreiste er die Negerländer Sallum, Sin, Kajor, Hoval und Ualof, und erwarb sich eine genaue Kenntniß von denselben, um so mehr da er der Landessprache ganz kundig war, von welcher er auch eine Grammatik aufgesezt hat. Seine übrigen Beobachtungen, Bemerkungen und Erfahrungen trug er sorgfältig in ein genaues Tagebuch, von dessen Reichhaltigkeit uns die vorläufig daraus mitgetheilten Bruchstükke vollkommen überzeugen.

Herr von Villeneuve kam im Anfang des Jahres 1789 nach Frankreich zurük. Der durch seine Schriften über den Negerhandel schon rühmlichst bekannte Britte Clarkson lernte jenen Reisenden zu Paris kennen, und befragte ihn vorzüglich über zwei Punkte, die ihn besonders interessir-

Digitized by Google

ten, nämlich: 1) Auf welche Art erhalten die franzöſiſchen Niederlaſſungen in Senegambien ihre Negerſklaven? — 2) Wie iſt der geſellſchaftliche Zuſtand der Negern in Senegambien beſchaffen? — Villeneuve theilte ihm die befriedigendſten Nachrichten darüber mit, und Clarkſon ließ dieſelben in Briefen an einen Freund in London drukken, unter dem Titel:

> Letters on the ſlavetrade, and the ſtate of the Natives in thoſe parts of Africa which are contiguous to Fort S. Louis & Goree, written at Paris in December 1789 and January 1790, by *T. Clarkſon*. 4. London, 1791. 81 Seiten mit Kupfern und einer Karte.

Einen ſehr ſchäzbaren Auszug aus dieſen wichtigen Nachrichten theilte uns Herr Prof. Bruns im III. Bande des Repoſitoriums für die neueſte Geographie, Statiſtik und Geſchichte, Seite 65 u. ff. mit, und dieſen entlehne ich daher, um ihn meinen Leſern hier, mit einigen Veränderungen und Zuſäzzen, als einen zur Vollſtändigkeit meiner Nachrichten von Senegambien unentbehrlichen Nachtrag zu liefern.

Wenn die Zerrüttung ſeines Vaterlands oder andre Umſtände den Herrn Villeneuve nicht zurükhalten, uns mit ſeiner ganzen Reiſebeſchreibung bald zu beſchenken, ſo hoffe ich noch, ſie auch meinen Leſern einſt in einem brauchbaren Auszuge vorzulegen.

1. Kurze

I.

Kurze Nachrichten

von der bürgerlichen Verfassung, dem gesellschaftlichen Leben und den Sitten der Negern von Kajor, Sin und Sallum. *)

Zuerst von den Ständen, worein das Volk getheilt ist. Diese sind der König, die Negern vom königlichen Geblüte (Adel), das Volk und die Sklaven. Der Damel oder König von Kajor (und dasselbe gilt auch von den Königen von Sin und Sallum) kann als ein uneingeschränkter Monarch betrachtet werden **). Denn erstens kann er Räubereien unter seinen Unterthanen anstellen ***), und darf deswegen nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Zweitens in allen Rechtssachen ist er der lezte Richter, da er es in seiner Gewalt hat, nach Willkühr loszusprechen oder zu verdammen. Die ihm zugehörigen Länder werden auf folgende Art von ihm regiert. Kajor ist in Provinzen abgetheilt, und jede Provinz wird von einem Offizier

*) Man vergleiche damit die älteren Nachrichten im Vten und VIten Bande dieses Werks.

**) Er ist mehr, er ist Despot, wie wir nicht nur schon längst gesehen haben, sondern auch in diesen neueren Nachrichten bestätigt finden.

***) Wovon weiter unten noch ein Mehreres.

regiert, den er anstellet und Laman nennet. Der Laman macht die königlichen Befehle in dem ihm anvertrauten Distrikte bekannt, und sorgt dafür, daß ihnen Gehorsam geleistet wird. Bisweilen steht in diesem Distrikt ein gewißer Theil nicht unter den Befehlen des Laman. In dem Falle wird das Stük von einem andern Offizier regiert, der Fara heißt. Jede Provinz, die viele Dörfer enthält, wird von einem Laman und Fara regiert, und es stehen mehr Dörfer unter ihren Befehlen. Ausserdem ist noch in jedem Dorfe ein Beamter, der von den angeführten verschieden ist, und Gueraff heißt. Er kann als der Schultheiß angesehen werden; denn es ist seine Pflicht, auf jede Uebertretung der Gesezze Acht zu haben, die Verbrecher vor Gericht zu bringen, und die Sache mit seinem Gutachten dem Könige vorzulegen. In diesen mit einem Gueraff versehenen Dörfern wohnen blos Eingebohrne. Es gibt Dörfer an der Küste, wo sich die Weissen, um sich durch die Handlung zu bereichern, eine Zeitlang aufhalten, dergleichen Gandiole an der Mündung des Senegals und Rufisko und Dakkar, Goree gegenüber sind. In diesen Dörfern ist die Regierung vertheilt. Der Gueraff hat über die Eingebohrnen zu befehlen; aber zwei andere sind wegen der sich daselbst aufhaltenden Europäer angesezt. Der erste heißt Fitor (Faktor) und war in alten Zeiten der Dollmetscher zwischen den Weissen und Schwarzen; der andere Alkaide, der nach vorgängiger

Dollmetschung die Geschäfte für die Weissen besorgte, und als ihr und der Eingebohrnen Konsul anzusehen war. Der erste führt noch jezt den Namen, und zieht die Einkünfte ein. Als die Portugiesen mit den Afrikanern einen Verkehr anfiengen, wurde das Amt eines Fitor eingesezt. Seitdem die Handlungsverbindungen aufgehört haben, so haben die nachfolgenden Fitors den Namen eines Dollmetschers und die Besoldung beibehalten; sie verstehen aber keine andere als die Mutterſprache. Der Alkaide muß sein Amt verwalten. Auf die Weise werden die Befehle, die sich auf die ganze Nazion erstrekken, durch den Laman und Fera vollzogen, die Privataffairen der Unterthanen von dem Guerass besorgt, und der Alkaide entscheidet die Streitigkeiten zwischen seinen Unterthanen und den Weissen, die sich auf eine Zeitlang in seinem Gebiete aufhalten, und führt die Aufsicht über die Handlung. Die königlichen Befehle werden durch das Militär vollzogen. In Kajor werden zu Friedenszeiten 6 bis 7000 Mann Fußvolk auf den Beinen gehalten *), in Sin und Sallum viel weniger. Der König gibt den Soldaten orangefarbigen Westen

*) Diese Zahl scheint doch zu groß zu seyn. — Ein armer Negermonarch, dessen ganzes Gebiet höchstens 400. Q. M. beträgt, und das durch seine Räubereien halb menschenleer ist, sollte bis 7000 Mann stehender Truppen halten können?— M. s. im V. B. d. W.

zur Uniform. Diese Westen werden im Lande von Baumwolle gemacht, und mit einheimischen Farbestoffen gefärbt. Der König unterhält sie auf eigene Kosten, und macht ihnen von Zeit zu Zeit statt der Bezahlung kleine Geschenke von Zeychen und andern Artikeln. Offiziere gibt es nicht so viele, wie unter den europäischen Truppen. Der Lamay, Gueraff und Alkaide befehlen unterdem Könige im Lande und in den Dörfern, und kommandiren auch die königlichen Truppen, so daß 3 bis 400 Mann nicht in viele kleine Parthien getheilt sind, sondern unter Aufsicht eines Einzigen stehen. Die Disziplin der Truppen ist sehr elend. Sie werden in Parthien 7 oder 8 mal des Jahrs nach der Zahl der nordamerikanischen Feste vor dem Könige gemustert, und stellen ein Treffen vor. Sie feuern in die Luft, und laufen einer hinter dem andern. *) Dies ist alles, was geschieht, und zwar auf eine unregelmäßige Art und ohne Ordnung. Um diese und andere Ausgaben der Regierung zu bestreiten, sind gewiße Taxen aufgelegt. In den innländischen Dörfern bestehen sie in Rindern, Hirse und andern Produkten, an der Küste in Fischen und solchen Gütern, die von den Europärern eingeführt werden. Der Gueraff sammelt sie jährlich in diesem Dorfe, und schikket sie an den König. Die Dörfer, die an die königliche Residenz gränzen, sind verbunden, für die König-

*) Man sehe davon im III. B. d. W. u. s. w.

liche Tafel Wein und andere Bedürfnisse zu liefern. Die Dörfer unterhalten ihn nach der Reihe. Die Einwohner dieser Dörfer bezahlen keine jährliche Taxe. Dies gilt sogar von den Dörfern der Serären, ob sie gleich für ein wilderes Volk gehalten werden. Die Taxen werden von einem reisenden Beamten, Sarsar genannt, eingesammelt. Er hält sich vielleicht vierzehn Tage in einem Dorfe auf, und macht die Runde durch alle. Die Serären haben keinen Gueraff, noch eine solche Regierung, wie das übrige Kajor.

Die Negern vom königlichen Geblüte leben an verschiedenen Oertern des Landes, behalten das Andenken an ihre Herkunft, und geniessen daher das Privilegium, niemals als Sklaven verkauft zu werden. Unter dem eigentlichen Volke ist kein Unterschied in Rükſicht auf Rechte, ausgenommen in den priesterlichen Dörfern *), deren Einwohner, so lange sie sich daselbst aufhalten, nicht geraubt werden können. Es hat auch keine Klasse von Menschen einen Vorzug vor der andern, die verschiedenen königlichen Beamten ausgenommen. Es gibt Alte und Junge, Reiche und Arme. Die Alten haben keinen andern Vorrang, als den ihnen das Alter gibt. Die Jahre geben ihnen Erfahrung, und Erfahrung empfielt sie zu Gunst und Hochachtung. Die Reichen, welche Sklaven und Vieh besizzen, werden nicht als eine besondere Klasse an-

*) Der Marbuten.

gesehen. Daß sie einige Vorzüge genießen, hat keinen Zweifel. Diese Vorzüge sind die unmittelbaren Folgen ihres Reichthums, und geben ihnen kein besonderes Recht. Sie können auch geraubt werden, haben es aber in ihrer Macht, sich mit einem Sklaven loszukaufen. Sie sind denselben Gesezzen mit den übrigen Einwohnern unterworfen, können sich aber durch eine Vergütung davon losmachen.

Der Sklaven, welche die vierte Klasse von Einwohnern ausmachen, sind in diesen Ländern nur wenige. Hin und wieder mag ein vornehmer Mann deren 5 bis 10 halten, und vielleicht hat Einer 10 bis 50 Sklaven. Die Zahl der Sklaven verhält sich zu der des Volkes wie 1 zu 1500. Nach den besten Berechnungen, die der General **Boufflers** (Gouverneur von Goree) und **Villeneuve** über die Bevölkerung dieser Länder machen konnten, mögen in Kajor etwa 1,500000 freie Negern und 1000 Sklaven gezählt werden können. *)

*) Diese Zahl scheint wirklich zu hoch angesezt zu seyn. Nach Villeneuve's eigener Karte gemessen, beträgt der Flächenraum des Königreichs Kajor nicht über 400 Quadratmeilen, folglich müßten hier 3750 Menschen auf Einer Quadratmeile leben, wenn die Volksmenge auf anderthalb Millionen angeschlagen werden dürfte, und Kajor würde in dieser Rükſicht den bevölkertſten europäiſchen Staaten an die Seite gesezt werden können. Dies iſt aber ganz unwahrſcheinlich; denn dies Land hat nicht nur ſandigen, weniger fruchtbaren Boden, ſondern auch ein beträchtlicher

Die Sklaven sind von einer zweifachen Gattung. Einige davon sind vorher frei gewesen, haben aber die Freiheit durch den Raub oder durch wirkliche Verbrechen verloren. Andere sind Sklaven von Geburt. Die einen sowol als die andern dürfen heurathen. Sie wählen sich selbst ihre Weiber. Ein Sklave darf mit seines Herrn Bewilligung eine Frau, die zu einer andern Familie gehört, heurathen. In diesem Falle wohnt das Ehepaar nicht zusammen, sondern sieht sich nur bisweilen. Ein Sklave hat oft, so wie der Herr, mehr als ein Weib. Die Weiber der Freien und Sklaven werden, wenn sie Ehebruch begehen, nach einerlei Gesezzen gerichtet. Sollte dem Eigenthümer eines Sklaven sein Sohn oder Verwandter weggenommen werden, so wird er seinen Sklaven aufopfern, um seinen Sohn oder Verwandten wieder zu bekommen. Solche ausserordentliche Fälle ausgenommen, kann man es für eine in diesem Lande hergebrachte Regel halten, daß gebohrne Sklaven, sie mögen von solchen, die geraubt oder verurtheilt, oder schon selbst Sklaven gewesen seyn, abstammen, niemals verkauft werden. *)

Theil desselben ist Wald und Wildniß; überdies nehmen die Wohnungen und Pflanzungen grossen Raum ein, und die Fruchtbarkeit der Weiber müßte ganz ausserordentlich seyn, wenn dies Land bei den unaufhörlichen Kriegen und Räubereien nicht entvölkert seyn sollte!

*) Dies gilt besonders von den Sklaven der Mandingoer. (M. s. im VI. B. d. W. S. 142.)

Die Arbeit der Sklaven gehört theils zu häuslichen Geschäften, theils zum Akkerbau. Die Männer im ersten Falle verrichten alle Arbeit ausser dem Hause, sammeln und bringen Holz ein, und holen Wasser. Die Weiber zerstossen Hirse, spinnen Baumwolle, und thun andre Hausarbeiten. Im leztern Falle bauen die Männer das Land an. Sie fangen die Arbeit um fünf Uhr des Morgens an, und hören um eilf Uhr auf. Nachher wird nicht weiter gearbeitet, ausgenommen zur Aerndtezeit. Die Sklavinnen thun wenig mehr, als daß sie die Baumwolle zu gehöriger Zeit einsammeln, wobey ihnen zuweilen, aber nicht oft, die Männer helfen. Kurz Männer und Weiber bringen ganze Tage mit Nichtsthun zu. Wenn es an die Arbeit geht, so ist unter Herren und Sklaven kein Unterschied. Wer sie auf dem Felde arbeiten sieht, würde den Unterschied nicht an der Arbeit wahrnehmen. Peitschen, Ketten, oder andere Instrumente, Sklaven zu züchtigen, sind in diesen Ländern unbekannt. Die Nahrung, welche die Sklaven bekommen, bestehet in Hirse, Milch und wenig Fleisch, ausgenommen was man auf der Jagd erhalten hat. Fleischspeisen sind überhaupt hier zu Land nicht viel gebräuchlich. Die Sklaven essen mit den Kindern des Herrn, und zwar einerlei Speise. Sie wohnen bisweilen in demselben Hause, und schlafen in dem nämlichen Zimmer.

Die Religion des Landes, wenn wir die Serären ausnehmen, von welchen behauptet wird,

sie hätten gar keine Religion *), ist die muhammedanische. Ganze Dörfer sind allein von muhammedanischen Priestern **) und ihren Verwandten bewohnt. Die Priester werden in ihrer Sprache Serim, aber von den Franzosen Marabu genannt. ***) Die Dörfer, worin sie wohnen, und die ich priesterliche Dörfer nenne, haben das Vorrecht, daß kein Menschenraub an ihnen verübt werden darf. Sollte es sich jedoch zutragen, daß zur Zeit des Raubes ein Serim in einem andern Dorfe wäre, so würde es schwer für ihn seyn, dem gemeinen Schikfale, verkauft zu werden, zu entgehen. In diesen Dörfern verrichten die Serims den Gottesdienst alle Tage. In Dakkar (am grünen Vorgebirge) sind zwei Moscheen, die eine offen, die andere mit einem Strohdache. Zu der erstern begeben sich die Serims aus der Nachbarschaft in einem Haufen, und werfen sich auf die Erde in einer Stellung nieder, in welcher sie während der Zeit des Gebets unveränderlich bleiben. Die Serims haben keinen Vorgesezten. Kein Unterschied findet Statt, als der in größern Kenntnissen, welche größere Hochachtung erwerben, ge-

*) Man sehe hierüber S. 151. im VII. B. d. W.

**) Eigentlicher: Pietisten. Denn die Marbuten machen vielmehr eine Sekte, als einen Stand aus, und versehen als besonders heilig gehaltene Leute die Stelle der Priester.

***) Der Name Serim ist negerisch, Marbut aber arabisch. (Man sehe hierüber S. 292. im V. B. d. W.)

Digitized by Google

gegründet ist. Das Volk versammelt sich selten oder niemals, als um der Beschneidung willen. Sie wissen nicht viel von der Landesreligion, und wenn man einige äussere Gebräuche ausnimmt, so sind sie nur Muhammedaner dem Namen nach. *)

Von den Dörfern sind einige dicht an der Seeküste gebaut. In den innern Gegenden haben verschiedene Umstände ihre Lage bestimmt. Die Einwohner bauen gern nahe an den Wäldern, damit, wenn ein Fall geschieht, sie dahin flüchten können. Wenn aber auf dem Plazze, den sie sich aussuchen, nicht gutes Wasser ist, oder der Boden nicht fruchtbar genug ist zur Pflanzung der erforderlichen Produkte, so legen sie das Dorf in einer andern Gegend an. Daher gibt es so viele Dörfer auf offenen Feldern, als in den Holzungen. Die Serären, eine wildere Nazion, leben fast alle in den Wäldern.

Der äußere Theil der Häuser ist von Stroh gemacht. Sie sind insgesammt rund, und haben nur eine Thüre. Wenn sie bis zu einer gewissen Höhe, die doch mäßig ist, erbaut sind, so läuft das Dach oben spizzig zu. Es sind in den Dörfern keine regelmäßigen Strassen. Wenn eine Familie groß genug ist, sich ein Haus zu bauen, so wird das Haus für sich gebaut, und mit einem strohernen Zaun eingefaßt. Wenn eine Famile, die aus Kindern und Verwandten, oder aus einem Ehe-

*) M. s. im VI. B. d. W. S. 297. u. ff.

mann und vielen Weibern, oder aus einem Herrn und vielen Sklaven besteht, groß genug ist, zwei, drei, vier, oder mehrere Häuser einzunehmen, so werden diese in einer kleinen Entfernung von einander gebaut, und mit einer Verzäunung von Stroh umgeben. Die Häuser in den Dörfern sind nicht nach irgend einem Range angelegt. Doch ist die königliche Residenz gewöhnlich in der Mitte, oder an einer von den Seiten. Kein besonderer Plaz ist dem Range bestimmt. Es wird übrigens ein freier Raum für das, was man den öffentlichen Plaz im Dorfe nennet, gelassen, wo alle öffentliche Berathschlagungen gehalten, und alle Streitigkeiten entschieden werden.

Die Wohnung des Königes ist von denen seiner Unterthanen durch die Größe unterschieden. Sie ist auch gemeiniglich mit einer dornichten Hekke statt eines strohernen Zauns umschlossen. Bei jedem Thore in der Hekke oder dem Zaune ist ein Bedienter, aber keine Soldaten. Die Soldaten werden bloß an den muhammedanischen Festen oder zum Raube, oder wenn sich der König öffentlich zeigt, oder im Kriege, gebraucht. Die Hausbedienten des Königs sind sehr zahlreich. Es gibt einen Kapitain über das Thor, einen Kapitain über seine Hunde, und viele andere, die seinen Willen zu vollziehen bereit sind. *)

*) Man vergleiche damit die Schilderungen der Residenzen und des Hofstaats der Negerfürsten im III. IV. und VI. Bande d. W.

Digitized by Google

Das Innere in den Häusern der Negerdörfer ist sehr einfach. Es bestehet in einem Bette und einigem schlechten Hausgeräth. Das Bett wird auf folgende Weise gemacht: Drei große hölzerne Pfähle werden in den Boden der Hütte in einer Reihe eingerammelt, ungefähr drei Fuß voneinander. In einer gehörigen Weite, und diesen gerade gegenüber und parallel werden drei andere Pfähle auf dieselbe Art eingerammelt, welche insgesammt ein oder ein und einen halben Fuß hoch über die Erde hervorragen. Die Spizzen dieser Pfähle werden gekerbt, und drei starke Stangen werden alsdann in die Kerbe von einer Seite zur andern gelegt, und über diese der Länge nach andere dünne Stangen, so daß sie einen Rost bilden, und ein ziemliches Gewicht zu tragen im Stande sind. Darüber wird eine Matte von Stroh mit untermischten Blättern gelegt, worauf die Eingebohrnen schlafen. *)

Der Gueraff ist nicht reicher an Meublen. Er besizt vielleicht noch eine schlechte Kiste für seinen Branntwein und andre Artikel. Das Inwendige der königlichen Wohnung ist hievon nur wenig verschieden. Er hat ausser dem Bett und der Kiste einige Stühle, um sich darauf zu sezzen.

*). Daher sagte Le Maire mit Recht, man könne auf diesen Betten ohne die geringste Mühe sehr leicht alle Ribben im Leibe entzwei brechen. (M. s. im VI. B. d. W. S. 223.)

Digitized by Google

Sie haben die Gestalt von einem gewöhnlichen Stundenglas, allein viel größer, das ist, sie sind enger in der Mitte, als an den Enden. Diese Mobilien allein erheben den Souverain über seine Unterthanen.

Der Hirse, der den Einwohnern gehört, wird an einem gewißen Plazze nahe bei dem Dorfe in Körben, welche die Einwohner selbst fabrizirt haben, aufbewahrt. Es gibt auch bei dem Dorfe einen Schoppen, unter welchem die Einwohner, um die Sonnenhizze zu vermeiden, arbeiten. Die Ställe für die Schweine sind nicht weit von den Häusern. *)

Die Ländereien, welche die Negern besizzen, sind so nahe bei den Dörfern, als die Fruchtbarkeit des Bodens es verstatten will, bisweilen ganz dicht bei denselben **), bisweilen eine Viertel-

*) Dies Alles sieht man auf der Aussicht von Portudal, welche Clarkson in Kupfer gestochen seinem Werkchen beigefügt hat, abgebildet. Dieses Kupfer ist aber, so wie alle andere, die Karte ausgenommen, als unnöthig bei dem Auszuge im Repositorium weggelassen worden — Aehnliche und gewiß eben so deutliche Vorstellungen von Negerdörfern, Negerhütten, Negerpflanzungen u. s. w. findet man auch im II und III Bande der Allg. Historie der Reisen, wo auch ein Prospekt von Rufisko beigefügt ist.

**) Wie die Fulier an der Gambia, welche ihre Pflanzungen rund um ihre Dörfer her liegen und mit einem Haag eingefaßt haben.

Digitized by Google

oder halbe Stunde davon, oder noch weiter. Sie können in drei Klassen eingetheilt werden, 1) in solche, worauf Baumwolle und Indigo, 2) worauf Lebensbedürfnisse, als Hirse gepflanzt werden, und 3) in Weideplätze. Der Reiche besizt nicht in Rüksicht eines Vorrangs seine Ländereien näher am Dorfe, und der Arme in einer grösseren Entfernung, weil er als Armer nachstehen muß. Jede Familie hat sich das zugeeignet, was sie zu ihrer Absicht für das beste hielt, oder dessen sie sich zuerst bemächtigte. In Ansehung des Landes gibt es keine Streitigkeiten. Wenn Jemand nicht genug hat, so kann er mehr nehmen, und so viel mehr, als ihm beliebt. Es gibt nicht in Besiz genommene Morgen bei tausenden, und wer Lust hat, kann sich ein Stük Landes wählen, das noch keinen Herrn hat. Das Land wird nicht von einzelnen Menschen, sondern von ganzen Familien in Besiz genommen. Alle Verwandten in einem Dorfe, Väter, Mütter, Brüder, Söhne, Vettern haben ein Grundstük, das für sie alle benuzt wird, und so groß ist, als sie bearbeiten können, und für ihre Bedürfnisse nöthig haben. Dieser Flek ist gemeiniglich rund. Wenn Indigo, Baumwolle oder Hirse darauf gebaut ist, so ist er mit Dornen umzäunt, damit Hirsche oder anderes Wild keinen Schaden anrichten. Diese Dornen sind oft von den Männern abgehauen, und nachher in einen Zaun gemacht, oder bei dem Ausroden stehen geblieben, um die Gränzen des Grundstüks zu be-

Digitized by Google

zeichnen. Die Grundstükke gleichen also den Wohnungen, daß sie, wie diese mit Zäunen umschlossen, in die Runde angelegt, und von ganzen Familien in Besiz genommen sind. *)

Das eingeschlossene Grundstük, wovon bisher die Rede gewesen, ist nur zur Erzielung eines einzigen Produkts bestimmt. Die Indigo-Pflanzungen sind von den Baumwollen-Pflanzungen, und diese wieder von dem Akker zum Hirse getrennt. Die Indigo-Pflanzungen sind gemeiniglich dem Ort am nächsten, an die stossen die Baumwolleplantagen, und die Hirsefelder sind am weitesten entfernt. Eine Familie besizt daher vielleicht drei eingefaßte Felder nach Maasgabe ihres Fleisses oder ihrer Bedürfnisse. Tabak wird wenig angebaut, und er wird nirgends in umzäunten Feldern erzielt. In Ansehung des Indigo ist noch zu bemerken, daß die Seräen sich mit dem Anbau desselben gar nicht abgeben.

Die Weiden sind nirgends eingeschlossen, sondern insgesammt offen. Einige Einwohner der Dörfer halten Vieh, mehr zur Nuzzung der Milch als des Fleisches, denn in diesen Ländern speiset

*) Alles dies beweiset, daß dies Land nicht stark bevölkert ist, denn sonst würde das Grundeigenthum einen weit höhern Werth haben; auch können Völker, die nur allein von Akkerbau und Viehzucht leben, und beide nicht gehörig zu betreiben verstehen, ohnehin nicht so dicht aufeinander wohnen.

Digitized by Google

man selten Fleisch, ausgenommen an den muhammedanischen Festtagen. Der König hat viele Kühe, der Gueraff einige, und die Reichen solche, die sie geerbt oder durch den Handel sich erworben haben. Sie werden alle in einer Heerde geweidet, die der Aufsicht zweier oder dreier Männer und eben so vieler Knaben Tag und Nacht anvertraut ist. Die Leute schlafen daher auch in kleinen Hütten, die auf den Weideplätzen errichtet sind. Die Beschäftigung der Hirten ist hier ein besonderer Nahrungszweig. Das Eigenthum gehört, wie gesagt, ganzen Familien, nicht einzelnen Menschen. Es können indessen auch Einzelne sich ein Eigenthum erwerben. Ein fleißiger Mensch kann, wenn er Handlungsgeschäfte treibt, dadurch in den Stand gesezt werden, sich Vieh anzuschaffen. Ein Anderer hat vielleicht mit vieler Mühe eine Pflanzung von Palmbäumen angelegt, um Palmwein auf den Markt zu bringen. Dergleichen Vieh und Palmbäume gehören ausschließlich denen, welche sie sich angeschafft haben. Sie können auch während ihrer Lebenszeit nach Gefallen damit verfahren, nach dem Tode des Eigenthümers fallen sie den nächsten Erben zu. Wenn ein Vater z. B. dergleichen Eigenthum hinterläßt, so wird es nach seinem Tode unter seine rechtmässigen Kinder zu gleichen Theilen vertheilet, die, wie schon gesagt ist, von drei verschiedenen Weibern seyn können.

Die Einwohner haben ihre Häuser, Dörfer, Grund-

Grundstükke und einfache Lebensweise so sehr lieb gewonnen, daß sie es für das gröβte Uebel halten, sie zu verlassen. Dies zeiget sich vorehmlich bei einem starken Raube, wenn sie haben in die Wälder flüchten müssen; denn in diesen Wäldern haben sie Jahre lang geduldig ausgehalten, bis sie glaubten, daß die Gefahr völlig geendiget sei, wenn sie sich wieder zu ihren alten Wohnungen begeben haben. Ein Beweis statt vieler anderer wird hinreichend seyn. Herr von Villeneuve kam auf seiner Reise über Land vom grünen Vorgebirge nach dem Fort St. Louis, unterwegens zu zwei Dörfern Tiokmat und Klein-Boro, die von den Einwohnern wegen des Raubes verlassen waren. Bei dem erstern sah er einige Eingebohrne, die die alten Hütten wieder aufrichteten. Als er sich mit ihnen in eine Unterredung einlieβ, hörte er von ihnen, daß sie die alten Einwohner von Tiokmat wären, woraus sie durch den Raub vertrieben worden, daß, nachdem sie viele Monden in den Wäldern gelebt, sie sich entschlossen, herauszukommen, und sich in ihrem alten Wohnorte wieder niederzulassen, und daß sie jezt ihre alten Hütten in der Absicht, sie wieder zu bewohnen, zurechte machten. In dem Lande war es bekannt, daß der Damel vor fünf Jahren Tiokmat seiner Einwohner beraubt hätte.

Nun ist zu bemerken, auf was für eine Art die Einwohner in Sallum, Sin und Kajor sich das Jahr hindurch beschäftigen. Ihre Geschäfte

können in stätige und wandernde getheilt werden. Zu den erstern gehört zuerst der Feldbau. Wenn die Einwohner neues oder brach gelegenes Land anbauen wollen (denn sie bauen dasselbe nur einmal in drei Jahren an), so begeben sie sich sogleich auf den Plaz. Sie gebrauchen dabei zwei Instrumente. Das eine ist eine Art, womit sie die größern Stämme des Unterholzes abhauen. Diese Art unterscheidet sich darin von der unsrigen, daß statt in der unsrigen das Holz durch das Eisen geht, in ihrer das Eisen durch das Holz gehet. Das andere ist eine Art von Gartenmesser mit einer Forke an der Handhabe. Dieses Messer wird an die Wurzel gelegt. Mit dem eisernen Ende wird sie durchgeschnitten, und mit der Forke weggebracht. Das Ausroden wird von den Männern verrichtet. Mit diesen Instrumenten bereiten die Einwohner des Land zu, ehe die Regenzeit, die im Junius anfängt, und im Oktober sich endiget, eintritt. Um den ersten Julius wird mit Hirse der Anfang gemacht. Davon gibt es zwei Arten, die kleinere und die größere. *) Um erstere zu pflanzen, gebraucht der Landmann eine Art von Spaden, die sich von der unsrigen in so weit unterscheidet, daß das Eisen daran eine halbzirkligte, kleine oblonge Figur hat. Er gräbet die Löcher in paralelen geraden Linien bis an den Zaun, 15 Zolle von einander. Ein Weib folgt ihm, und wirft die

*) M. s. im V. Bande d. M. S. 92.

Saat in jedes gemachte Loch, das darauf mit Erde zugescharrt wird. Nach drei Wochen wird das Unkraut, das aufgeschossen ist, ausgejätet. Neue Löcher werden zwischen denen, die zu Anfang des Julius gemacht sind, gegeben. Von einem Weibe wird der große Hirse eingesäet. Gegen Ende des Septembers oder zu Anfang des Oktobers ist der kleine Hirse, und drei Wochen nachher oder gegen Ende des Oktobers der größere Hirse reif, deren jeder zu seiner Zeit von den Männern abgeschnitten, und von den Weibern und Kindern nach Hause gebracht wird. Wenn der Hirse geärndtet ist, so wird er nach einem nicht weit vom Dorfe entlegenen Plazze gebracht, wo aller Hirse, der den Einwohnern gehört, aufbewahrt wird. Jede Familie hat einen großen Korb, von Zweigen geflochten, in Form eines Mastkorbs, ohngefähr fünf Zoll hoch, mit einem Dekkel dazu, der abgenommen werden kann, und in diesen wird der Hirse hineingelegt. Jede Familie deponirt den ganzen Ertrag der Aerndte, so daß der Hirse des ganzen Dorfes beisammen bleibt. Ob das Korn gleich oft von dem Dorfe entfernt, und in den Wäldern und ohne Bedekkung ist, so wird doch nichts davon gestohlen.

Die Leute, deren Arbeit wir beschrieben haben, sind Landeigenthümer. Jede Familie arbeitet für ihre eigene Unterstüzzung. Unter den Arbeitern wird zuweilen, aber nicht oft, ein Sklave gefunden, wegen des schon angeführten geringen Verhältnisses der Sklaven zu den Freien. Mit dem

Hirse hat man von Julius bis Anfang November zu thun. Im Dezember wird die Baumwolle, und im Mai der Indigo geärndtet. In den andern Jahrszeiten ist man auch nicht müssig. Man verfertiget Matten und Seife, die Matten von Blättern und Zweigen von Bäumen, die Seife von gewissen Insekten und Fett. *) Die Fabrizirung der Matten ist das Werk beider Geschlechter, die der Seife aber allein der Weiber. Die Leute an der Seeküste begeben sich aufs Meer, und fischen darauf vom Februar bis Junius. Die Fische, die sie bekommen, werden in der Sonne getroknet. Gegen das Ende der Zeit, da die Fischerei statt findet, bestellen sie ihre Aekker. Das bisher Gesagte ist hinreichend zu zeigen, daß die Einwohner das ganze Jahr hindurch genug zu thun haben. Insbesondere ist das Verfertigen der Boote sehr sauer und mühsam. Sie werden nicht an der Seeküste gebaut, weil an derselben Seite, wo sie leben, nicht viel Holz ist, und das wenige, was da ist, nicht so gut ist, als das in den innern Gegenden. Daher entsteht die Nothwendigkeit, Boote bei dreißig Stunden weit von der See zu bauen, und zwar in einer Gegend, wo es keine Flüsse gibt, worauf sie, wenn sie fertig sind, herunter gelassen werden könnten. Die Serären von Baol **), die,

*) Kein früherer Reisebeschreiber erwähnt dieser Seife — eine Seife von Insekten und Fett gemacht, verdient bemerkt zu werden.

**) Villeneuve ist nämlich der erste, der uns berichtet,

wie gesagt, in Wäldern leben, geben sich damit ab. Sie sind freie Leute, und gebrauchen bei ihren Arbeiten keine Sklaven. Sie hauen die Bäume nieder, geben den Kähnen die Form, aber hölen sie nicht aus, damit sie nicht bei dem Transport über Land, denn ein anderer ist nicht möglich, zerbrochen werden. Wann sie die Gestalt erhalten haben, so werden sie mit Seilen, die im Lande gemacht sind, sechs Stunden weit gezogen. Die Einwohner jedes Dorfes helfen die Kanoes sechs Stunden weiter zu bringen, und so wird damit fortgefahren, bis sie das Ufer erreichen. Die Gehülfen bekommen für ihre Mühe eine Mahlzeit, womit sie wohl zufrieden sind. Der wundernswürdigen Mühe und Beharrlichkeit ungeachtet von dem Fällen der Bäume bis an ihre Ablieferung an der Seeküste, werden die Kanoes um einen sehr geringen Preis, den man in Europa kaum glauben wird, verkauft. Ein Kanoe, groß genug für zwei Mann, kostet 12 Livres (3 Rthl. sächs.) oder 4 Stangen, und ein großer Kahn von 40 Fuß lang 100 Livres (25 Rthl.) Die von den Serären in Baol gebauten werden nach verschiedenen Gegenden an der Küste zwischen Pointe de Serenes und Gambaru gebracht, und sind gemeiniglich 25 Fuß lang. Boote von einer andern Grösse werden hier herum nicht gebraucht. Die von Gambaru

daß auch im Königreich Baol Serären wohnen; doch davon weiter unten.

bis zum Kap Rouge gebräuchlichen werden in der Nähe der Serären von Kajor gemacht, und sind 12 Fuß lang. Die um Sallum gewöhnlichen sind 40 Fuß lang, und werden von den Eingebohrnen an dem Gambiafluß gemacht. Boote werden allein in der trokkenen Jahrszeit gemacht; denn in der regnichten wird das Feld bestellt. Auch diese haben also das ganze Jahr hindurch etwas zu thun. *)

Noch eine stätige Beschäftigung, das Salzmachen, will ich beschreiben. In den Ländern, wovon hier die Rede ist, sind nur drei oder vier Dörfer, aus welchen die Einwohner mit Salz versorgt werden. Dasselbe wird in den Dörfern Bihurt und Gandiole an der Mündung des Senegals, der Ludwigsinsel gegenüber, gemacht, und die Einwohner versehen damit Kajor und die Mauren. An den Ufern des Flusses Silif, der in den Fluß Palmarin in dem Gebiete des Barbasin oder Königs von Sin läuft, sind zwei oder drei Dörfer, unter denen auch Sengay ist, wo gegen 5 bis 600 Personen beiderlei Geschlechts sich auf dieselbe Art beschäftigen. Sie liefern Salz für die Länder Sin und Sallum.

Die wandernden Gewerbe werden theils von den Eingebohrnen, theils von den Fremden getrie-

*) Von dem Akkerbau und der Landwirthschaft der senegambischen Negern wird im VI. B. d. W. S. 232. u. ff. weitläuftiger gehandelt.

Digitized by Google

ben. Die ersteren arbeiten in Gold. Freie Leute, welche Goldschmiede sind, befinden sich an den Höfen der Könige, wo sie ihr Brod haben. Wenn die Könige sie nicht mehr gebrauchen, und das thun sie nicht das ganze Jahr hindurch, so gehen sie auf den Dörfern herum, und arbeiten für die, welche im Stande sind, sie zu bezahlen. Ihre Arbeit ist ausserordentlich zierlich, und oft so gut, als europäische. Ihre Profession ist eine ganz abgesonderte, denn sie bauen nicht das Land, und wissen von keinem andern Erwerbsmittel. Eine andere wandernde Handthierung treiben die Schmiede. Zwei oder drei in einem jeden Dorfe machen das Eisen zu dem Landwirthschaftsgeräth, das oben beschrieben worden ist. Sie machen auch die Spizzen an Lanzen und Speere, ingleichen Verzierungen in Kupfer für alle, welche solche Arbeit von ihnen verlangen. *) Sie sind freie Leute, und haben niemals Sklaven zu Gehülfen. Die wenigen Sklaven, die im Lande sind, sind vielmehr ein Anhang des Luxus, als Werkzeuge der Arbeit. Diese Leute halten sich vielleicht ein oder zwei Jahre in einem Dorfe auf, und gehen alsdann nach einem andern. Sie haben kein Land; denn sie haben nicht Zeit, es zu bauen. Sollten sie Belieben tragen, sich theils dem Akkerbau, theils der Profession zu widmen, so würden sie so viel Aekker kriegen können, als sie Lust hätten, denn es sind der

*) M. s. im VI. B. d. W. S. 236. u. ff.

herrenlosen Aekker bei tausenden. *) Eine dritte wandernde Handthierung ist das Färben. Das Geheimniß der Färbekunst ist allein im Besiz der Weiber, und nicht in jedem Dorfe bekannt. Man findet in wenigen Dörfern Färbereien. Die Färber wandern von einem Dorfe zum andern, und verrichten die verschiedenen Aufträge, die ihnen die Einwohner in diesem Artikel geben mögen. Die folgenden drei wandernden Handthierungen werden zusammen getrieben, so daß, wer sich mit einer abgiebt, auch die beiden andern treibt. Die Eingebohrnen, die diese verbundenen Professionen erlernen, heissen in ihrer Sprache Guiriots. **) Die erste ihrer Beschäftigungen ist, daß sie Trommelschläger oder Schauspieler des Königs sind. Man kann sie als eine Art herumziehenden Schauspielergesellschaft ansehen. Wenn der König sie nicht gebraucht, so suchen sie ihr Brod vom Volke zu bekommen. Um das Volk zu vergnügen, rühren sie die Trommeln, plaudern Albernheiten, erzählen die Thaten ihrer Vorfahren, nennen sie brave Kerls, und mit einem Wurte thun alles, was ähnliche Menschen in Europa thun. Wenn aber weder der König noch das Volk sie als Schauspieler ernähren will, so nehmen sie zu den beiden

*) Und doch soll das Land so übermäßig bevölkert seyn?

**) Von diesen Bänkelsängern — denn das sind sie eigentlich — wird im VI. B. d. W. S. 293. u. ff. ausführlicher gehandelt.

Digitized by Google

andern Beschäftigungen ihre Zuflucht. Die eine ist das Arbeiten in Baumwolle, um welcher Ursache willen sie immer mit ihren Weberstühlen reisen, die kurz, leicht und tragbar sind. Die Baumwollenzeuch-Weberei ist fast ganz in ihren Händen, und wird so wohl ausgeübt, daß kein besseres Zeuch in Europa fabrizirt wird. Die andere besteht in Zubereitung des Leders. Sie machen davon Scheiden für Messer, Dolche und Schwerter, kleine Sättel, Taschen, Sandalen, Grisgris, d. h. eine Art von ledernen Zierrathen, die sie als eine Zauberei oder Beschirmung gegen Beleidigungen oder Unglük tragen, und andere Artikel. *) Ihre Landsleute haben indessen in Ansehung ihrer einige abergläubische Meinungen, und erlauben nicht, daß, wenn sie sterben, sie neben ihnen begraben werden. **) Die 7te wandernde Beschäftigung ist die der Zauberer. Die, welche sie befolgen, reisen hin und her, wie die Guiriots, und halten sich nirgends länger als vier oder fünf Tage an einem Orte auf. Wenn sie in ein Dorf kommen, so müs-

*) Ich habe des Umstands, daß die Guirioten auch Weber und Lederarbeiter sind, sonst bei keinem Schriftsteller über Senegambien Erwähnung gefunden. Moore sagt ganz deutlich, daß diese Handwerke von verschiedenen Leuten getrieben werden, und Andre versichern, daß das Weben hauptsächlich eine Arbeit der Weiber ist. (M. s. im VI. B. d. W. S. 236. u. ff.)

**) Wovon S. 267. im VI. B. d. W. das Nähere berichtet wird.

sen sie oft den Gueraff oder den König, wenn er zugegen seyn sollte, vergnügen. Wenn sie ausserdem in die Häuser der Vornehmen gerufen werden sollten, ihre Kunststükke zu zeigen, so sehen sie es desto lieber, weil sie da besser bezahlt werden. Geschieht dies nicht, so bringen sie so viele Leute zusammen, als sie können, denen sie ihre Künste zeigen. Sie bestehen in Taschenspielereien mit Kugeln, Messern und andern Dingen, die sich für ihren Zwek am besten schikken. Zwei von solchen Zauberern reisen, und treiben ihre Gewerbe zusammen. Nach geendigtem Spiele schenken ihnen die Zuschauer Zeuche, Hirse und andere Artikel zur Erkänntlichkeit für das Vergnügen, das sie gehabt haben. Durch diese Taschenspielerei mag sich die Meinung von der Zauberei, vermöge welcher in jedem Dorfe gewisse Personen durch geheime Mittel den Tod Anderer beschleuniget haben sollen, erhalten haben. Das Volk sieht diese Taschenspieler mit Verwunderung an, glaubt, daß sie übernatürliche Dinge verrichten, und weil sie die Ursache nicht begreifen, warum sie ihre Kunst nicht Andern mittheilen sollten, so glauben sie bei gewissen Gelegenheiten, daß es Zauberer in ihren Dörfern gebe. Die Kunst hat auch bisweilen üble Folgen für die, welche sie ausüben. Man beschuldiget sie der Beherung, und verkauft sie. Beispiele dieser Art kommen selten jedoch vor, weil die meisten von ihnen krumm, lahm, einäugig sind, oder andere körperliche Gebrechen haben, und bei

Digitized by Google

dem Verkauf solcher Leute nicht viel zu gewinnen ist.

Es ist noch einer andern wandernden Handthierung zu erwähnen, die von Fremdlingen geübt wird. Sie besteht in allerlei Holzarbeiten. In dem Lande Ualoff gibt es ein gewisses Volk, das in den Wäldern wohnt, und den Namen Laobes führt.*) Diese Laobes verfertigen in ihrem Lande Mörser, Stämpel und allerhand hölzerne Instrumente, die in Sallum, Sin und Kajor gebraucht werden. Fast alles hölzerne Geräth, was man daselbst sieht, wird von ihnen gemacht. Sie schikken sie in großen Quantitäten durch ihre eigenen Leute über die genannten Länder, die sie auf dem Kopfe tragen, und auf diese Weise viele Tage reisen. Wenn sie sie verkauft haben, so begeben sie sich wieder in die Wälder von Ualoff, und bringen ihren Landsleuten die Waaren, welche sie eingetauscht haben.

Die angeführten Beschäftigungen sezzen die Einwohner in den Stand, sich ihre Bedürfnisse zu verschaffen, den Guirioten z. B. kann es nie an Kleidung fehlen; weil sie aber kein Brod haben, so müssen sie theils als Trommelschläger und Schauspieler des Königs ihren Unterhalt suchen, theils für das Verfertigen der rohen Baumwolle zu einem

*) Diese Nachricht ist merkwürdig; denn noch hat uns kein andrer Schriftsteller auch nur den Namen dieses besondern Volkes genannt.

Zeuche dem Landmann die Hirse abverdienen. Der Landmann bekömmt auf diese Weise Kleidung, die für ihn hinlänglich ist, und behält noch etwas zum Handel übrig. Weil er aber Fische haben muß, denn dies ist ein nothwendiger Theil seiner Nahrung, so nimmt er zu dem Bewohner der Küste seine Zuflucht. Dieser ausser seiner Hauptbeschäftigung, der Fischerei, bauet, wie gesagt, Hirse zum eigenen Gebrauch, hat aber oft nicht Zeit genug, Baumwolle zu seiner Kleidung zu pflanzen. Für seine Fische erhält er, was der Landmann an Kleidungsstükken zu viel hat. Der Schmid hingegen, der kein Land besizt, und nur eine Beschäftigung hat, bedarf Hirse, Fische und Kleidung. Diese erhält er von den erstern drei gegen Speere und eiserne Akkergeräthschaften.

Auf diese Weise wird vieles durch Tausch ausgemacht sowol an der Küste, als im innern Lande. Es ist in dieser Rükſicht viel Verkehr unter den Einwohnern der benachbarten Dörfer; ein Jeder bringt, was er besizt, um es gegen das, was er nöthig hat, umzutauschen. In Sallum, wo viele Flüsse sind, werden viele Kaufmannswaaren in Booten hinauf und herabgebracht. In Sin, wo nicht dieselbe Gelegenheit ist, werden viele Waaren auf Eseln transportirt. Dies geschiehet auch in Kajor, bis an die Mündung des Senegals, wo Ochsen gebraucht werden. Viele Eingebohrnen reisen mit großen Bündeln von Waaren auf dem Kopfe, und ihr Ausdauern bei der Gele-

Digitized by Google

genheit ist zu verwundern. Sie achten nicht allein das Gewicht nicht, sondern mit dem Gewicht, so schwer es auch seyn mag, reisen sie sechs französische Meilen an jedem Tage. *) —

So weit gehen Villeneuve's — durch Klarkson uns mitgetheilte — Nachrichten von dem bürgerlichen und sittlichen Zustande der senegambischen Negern besonders der Bewohner von Kajor. Den aufmerksamen Lesern dieses Werks wird die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß Villeneuve zwar Manches erzählt, das wir schon aus älteren Nachrichten und ausführlicher wissen, aber auch in dieser kurzen Skizze so viel Neues, von seinen Vorgängern nicht Angemerktes sagt, daß man mit Recht von diesem Wenigen zum voraus auf die Reichhaltigkeit seiner vollständigen Reisebeschreibung schliessen darf. Hie und da steht er mit älteren Beschreibern im Widerspruch, doch betrifft dies nur Kleinigkeiten, und dieser Widerspruch ist vielleicht nur scheinbar, vielleicht ein Misverstand von Seiten Clarkson's, und könnte wol durch das zu erwartende grössere Werk aufgeklärt werden.

Doch, wir eilen nun zu dem zweiten Abschnitte dieser Nachrichten!

*) Sechs Stunden täglich beladen zurükzulegen ist wol nichts Besonderes — das ist für einen deutschen Bauern oder Paktträger nicht viel — aber freilich kömmt hier die Hizze des Klima's und die natürliche Trägheit der Negern mit in Anschlag.

2.

Ausführliche Nachrichten von dem Sklavenhandel in Senegambien.

Zur Beantwortung der Frage: Wie der (jezt aufgehobene) Sklavenhandel der Franzosen in Senegambien beschaffen sei, und auf welche Art die Negern daselbst zu Sklaven gemacht werden? — theilte Villeneuve seinem Freunde Clarkson folgenden Bericht mit.

Das Land Sallum fängt bei dem Flusse Gambia an, und erstrekt sich längs der Küste bis gegen den Fluß Palmarin. Von hier kömmt man in das Königreich Sin, das an derselben Küste liegt und bis an die Spizze von Serene reicht. Hier beginnt das jezzige Königreich Kajor unter der Herrschaft des Damel. Es erstrekt sich dasselbe längs der Küste bis über die Mündung des Flusses Senegal hinaus. Im J. 1785 gehörte das Land, welches zwischen der Spizze von Serene und Rufisko liegt, noch dem Tin oder dem Könige von Baol, und wurde das Land der Serären von Baol genannt, zum Unterschied der Serären von Kajor, die unstreitig ehemals ein Volk ausmachten; dieser Distrikt wurde aber von

dem Damel, nachdem er den Tin verjagt hatte, zu seinen Ländern geschlagen. *)

Aus diesen drei Ländern, die sich von der Mündung des Gambia bis an den Senegal erstrekken, bekommen die Franzosen jährlich, nach einem Durchschnitt von wenigen Jahren, ungefähr 500 Sklaven, nämlich 200 von Sallum, 100 von Sin, und 200 von Kajor, die durch folgende Methoden in den drei Ländern erhalten werden. Die gewöhnliche Art ist der **große Raub**, der durch das Militair der Könige ausgeübt wird. Er wird sehr systematisch getrieben, und ist eine viel reichhaltigere Quelle, als irgend eine andere, Sklaven zu verschaffen. Von den 200 aus Sallum werden 120, von den 100 aus Sin 40, und von den 200 aus Kajor 120; das ist, von allen 500 werden 280 vermittelst des **großen Raubes** erhalten.

Was man den **großen Raub** nennt, ist eine Gewaltthätigkeit dieser Negerdespoten, vor welcher die Menschheit schaudert; sie rauben nämlich ihre eigenen Unterhanen mit Gewalt, und verkau-

*) Auch diese geographische Veränderung verdient angemerkt zu werden. Der Staat von Kajor ist durch diese Eroberung um etwa 150 Q. M. vergrössert worden, so daß sein Flächenraum jezt in Allem auf 550 Q. M. geschäzt werden kann. (Man vergleiche auch S. 46 u. ff. im III. B. d. W. und S. 321 u. ff. im V. B. d. W.)

Digitized by Google

sen sie zu Sklaven an die Europäer. Man nennt diese Schandthat, zum Unterschied von den kleineren und gewöhnlicheren Menschendiebstälen, den großen Raub, weil dieser zum Zwek hat, eine große Zahl Menschen auf einmal wegzufangen. Der Despot, welcher dies Verbrechen an der Menschheit verüben will, sammelt in der Stille ein nach Verhältniß des anzugreifenden Orts starkes Heer, bewaffnet es mit Säbeln, Lanzen, Bogen, Flinten u. s. w. läßt es insgeheim ausmarschiren, und überfällt damit, gewöhnlich bei Tagesanbruch ein ihm selbst zugehöriges Negerdorf, und läßt dann von Männern, Weibern und Kindern wegnehmen so viel man erwischen kann, und in seine Residenz schleppen, wo dann das siegreiche Heer jubelnd unter dem Schall der Musik einzieht. *)

Diese

*) Von diesen grossen Menschenräubereien findet man kaum einige Spuren in den älteren Reisebeschreibungen von Senegambien. Brue und Adanson, die doch Senegambien genau kannten, erwähnen nichts davon. Sollte sich der Despotism der senegambischen Negerfürsten seither so sehr verschlimmert haben? — Aber zwei Engländer treten als Zeugen gegen Villeneuve auf. Barnes, der bis 1783 Gouverneur auf der Senegal-Insel gewesen ist, und Sharpleß, welcher von 1783 bis 1789 an der Gambia lebte, betheuern beide, daß ihnen nie ein Beispiel von solchem Menschenraube in Senegambien bekannt geworden sei, und versichern, daß so was sich daselbst gar nicht thun

Diese Räubereien werden verübt, nachdem die Gelegenheit sich darbietet; wenn entweder die Könige Geld nöthig haben, oder von den Europäern dazu gereizt werden, z. B. im J. 1785. war der Damel an einen von den Mauriſchen Königen seit drei Jahren Geld für Pferde schuldig, die der leztere verkauft hatte. Der König, der oft an die Bezahlung erinnert hatte, forderte sie zulezt mit solchem Ungestümme, daß der Damel sie nicht länger aufschieben konnte. Er nahm daher seine Zuflucht zum großen Raube. Er versammelte 3000 Mann Fußvolk, und 1000 Mann Reuterei. Mit diesen gieng er zu einem seiner Dörfer, und kam mit einer Beute von 30 Sklaven zurük. — Obgleich durch durch den großen Raub die meisten Sklaven gemacht werden, so werden doch wenige dadurch auf einmal erhalten. Bisweilen werden nur zwei oder drei in einem Angriff gefangen, bisweilen keine, indem die Einwohner der Dörfer davon zuvor benachrichtiget werden und entfliehen. Der König wird auch bisweilen zurükgeschlagen, und muß sich mit Verlust zurükziehen. Wenn der große Raub so viele Sklaven liefert, so kömmt es mehr daher, daß er so oft wiederholt wird, als daß auf einmal so viele gefangen werden. Im J. 1786 wurde der König von Galam von einigen Kaufleuten in

lasse. (M. s. Repositorium 11ter Band S. 112. u. ff.) Ich wage es nicht, diese Widersprüche aufzuklären, oder zu vereinigen.

Digitized by Google

Goree ersucht, ihnen einige Sklaven durch den großen Raub zu verschaffen. Er war mit der Waare, die sie ihm brachten, nicht zufrieden, und lehnte den Antrag ab. Einer von den Kaufleuten zeigte ihm einige neue glänzende Louisd'or, dergleichen er schon bei einer andern Gelegenheit bewundert und gekauft hatte. Der König konnte ihnen so wenig widerstehen, daß er gleich Befehl zu einem großen Raube gab.

Im November 1787 schikten die Franzosen die gewöhnlichen Geschenke an den Barbasin (König von Sin) zu Joal, wo er gemeiniglich residirt, und welches an der Seeküste liegt. Er hatte damals keine Sklaven im Besiz. Die Mulatten-Kaufleute, die im Gefolge der Gesandtschaft waren, ersuchten den König, zum großen Raube seine Zuflucht zu nehmen. Er schlug es aber ab. Sie machten ihn darauf mit einer Mischung von Getränken besoffen, und endlich erhielten sie von ihm, daß er Befehl zum Rauben gab, das vier oder fünfmal mit ungleichem Erfolge in derselben Woche verübt wurde. Auf diese Weise wird von den Europäern und ihren Theilnehmern der Friede und das Glük der Einwohner in den Dörfern aufgeopfert, damit sie ihre teuflischen Absichten erfüllen können. Die, welche auf einen solchen Raub ausgehen, treffen bisweilen auf ihrem Wege Negern an, die mit ihren Waaren umhergehen, oder ihre gewöhnlichen Geschäfte verrichten, oder zurükkehren. Alle solche werden sogleich weggenommen,

und müssen dem Troß als Sklaven folgen. Daß dieser Raub mit Recht den Namen des großen Raubes verdiene, kann man daher abnehmen, daß der Damel einmal 4000 von seinen Truppen abschikte, und die Könige von Sin und Sallum ein jeder 3200 auf die Beine stellte.

Wenn nur fünf oder sechs Soldaten ausgeschikt werden, so ist es der kleine Raub. Das geschieht, wenn der König einen einzelnen Mann oder Weib gebraucht, und er nicht ein ganzes Dorf darum beunruhigen will; denn der große Raub hat üble Folgen, indem dadurch viele Dörfer in Sallum, Sin und Kajor öde geworden, deren Bewohner in die Wälder geflüchtet sind, oder sich tiefer ins Land begeben haben. Villeneuve hat verschiedene auf seinen Wanderungen gesehen. Die fünf oder sechs Mann, die auf den Raub ausgehen, gehören zu der königlichen Wache. Sie verstekken sich in der Nähe eines Dorfs, und wenn Jemand herauskömmt, so greifen sie ihn und führen ihn zum Könige. Kömmt Niemand heraus, so gehen sie in ihrer militärischen Kleidung und Bewaffnung in das Dorf. Sie verfahren hier sehr behutsam, weil eine Gewaltthätigkeit im Dorfe Widerstand nach sich ziehen würde. Sie geben Acht auf die Ausgehenden, folgen ihnen nach, und suchen sie zu erwischen, und zu entführen. Zu Villeneuve's Zeit hielt sich ein gewisser Ganner, Bruder des Marabut oder Priesters zu Dakkar, in der Nähe von Goree auf, den der Damel oft dazu

gebraucht hatte, sich an die Spitze solcher Reihen Expedizionen zu stellen, und der auch viele unschuldige Reisende irregeführt, und schuldlose Nachbarn betrogen, angegriffen und in Sklaverei gebracht hatte.

Eine andere Manier, deren sich die Könige von Sallum, Sin und Kajor bedienen, Sklaven zu bekommen, wenn sie nicht ein Dorf in Unruhe sezzen wollen, läuft auf Betrug hinaus. Der König von Sallum ließ 1787 einem Weibe, das in einem von den seinigen ziemlich entlegenen Dorfe wohnte, sagen, daß er Hirse nöthig hätte, den, wie er wüßte, sie verkaufte. Das Weib in der Hoffnung, den Hirse gut zu verkaufen, kam sogleich zum Könige, der sie greifen und verkaufen ließ. Durch dergleichen betrügerische Käufe mögen wol fünf oder sechs von hundert Sklaven jährlich in diesen Stand gekommen seyn. *)

Die übrigen Wege, auf welchen Leute zu Sklaven gemacht werden, sind Privat-Diebstahl, Krieg und wirkliche oder vorgebliche Verbrechen. Der Privatdiebe sind in dem Lande, von dem die Rede ist, nur wenige. In dem Innern können sie fast gar nicht existiren. Wenn ein Unterthan in Sallum, Sin oder Kajor einen Neger zum Verkauf in einem Dorfe anbieten wollte, zu welchem er selbst nicht gehörte, so würde der Gueraff oder

*) Auch diesem widersprechen die oberwähnten Britten Barnes und Sharpieß.

Vorgesezte des Dorfs vermuthen, daß er ihn gestohlen hätte, ihn anhalten und verkaufen. Der Dieb würde keine Gelegenheit haben, ihn zu verkaufen, wenn er nicht einen Europäer daselbst anträfe. Sollte Jemand aus dem Dorfe des Gueraff einen Sklaven verkaufen, vom welchem man wüßte, daß er ihn nicht vorher gehabt hätte, so würde er zeigen müssen, wo er den Sklaven erhalten hätte, ehe der Verkauf für gültig anerkannt würde. Solche Diebe sind also nicht in dem Innern des Landes vorhanden. Sie wohnen gemeiniglich nahe an der Küste, oder an den Ufern solcher Flüsse, die von den Europäern oder ihren Agenten besucht werden. In dem Falle kann eine gestohlene Person leicht angebracht werden, denn der Verkauf geschieht, ohne vorhergegangene Fragen. Es ist auch notorisch, daß sich zu Goree Menschendiebe aufhalten.

Die Kriege liefern in diesem Lande nur wenige Sklaven. *) Sie ereignen sich sehr selten. Im J. 1786 führte der Damel von Kajor Krieg mit dem Tin von Baol, dessen schon vorher erwähnt ist. Der Ehrgeiz des Damel war die Ursache dieses Krieges. In der großen Schlacht, wodurch das Schikſal der Besizzungen des Tin entschieden wurde, wurden nur 25 gefangen und 7 getödtet. In den Kriegen hier zu Lande werden wenige ge-

*) Damit stimmen auch die Versicherungen der erstgenannten Engländer überein.

tödtet oder gefangen. Sie dauern auch selten länger als zehn oder fünfzehn Tage. Wenn beide Partheien des Krieges müde sind, so gehen sie wieder heim. Friedensvertrag wird nicht gemacht. Diese Kriege entstehen so, wie die andere Kriege, gemeiniglich aus Eifersucht, Habsucht und Ehrgeiz.

Die wirklichen oder vorgeblichen Verbrechen, weswegen Menschen zur Sklaverei verdammt werden, sind Ehebruch, Mord, Diebstahl und Zauberei. Todesstrafen kennet man hier gar nicht. *) Ehebruch wird mit Sklaverei bestrafet. Die gemeinen Leute haben gewöhnlich zwei oder drei Weiber; die Vornehmen so viele, als sie ernähren können, von zehn bis zwanzig. In diesen Fällen werden nur drei Weiber und ihre Kinder für rechtmäßig erkannt. Wenn ein Mann in einem Dorfe, wo der König nicht residirt, seine Weiber wegen Ehebruchs im Verdacht hat, so ruft er seine Nachbaren zusammen, die über die Sachen ein Gutachten ausstellen. Dieses wird dem Gueraff mitgetheilt, der es dem Könige bekannt macht. Der Gueraff entscheidet nicht, sondern der König. Ereignet sich der Fall in einer königlichen Residenz, so ist der König selbst Richter. Wenn die angeklagte Frau vom Stande ist, d. i. wenn sie durch die Menge ihrer Sklaven oder ihre vielen Verwandten Einfluß im Lande hat, und verurtheilt wird, so stehet es ihr frei, einin Sklaven an ihrer

*) Diesem widersprechen die erwähnten beiden Britten.

Stelle zu liefern. Ist sie arm, so wird sie selbst verkauft. Nur allein ihr Ehemann kann ihr Kläger seyn. Die Verurtheilte wird zum Vortheil des Königs verkauft. Nur Weiber werden wegen Ehebruchs angeklagt, und nur wenige Sklaven werden auf diese Weise erhalten.

Der Mord wird in den vorsäzlichen und unvorsäzlichen eingetheilt. Im ersten Falle muß der Thäter, wenn er unter die Vornehmen gehört, sogleich nach verübtem Morde sich zum Könige begeben, sich ihm zu Füssen werfen, und den Werth eines Sklaven anbieten. Er wird alsdann frei davon kommen. Ist er arm, so wird gewißlich er, und bisweilen seine Familie mit ihm verkauft. Das Schikſal seiner Familie hängt von der Armuth des Mannes und den Bedürfnissen des Königs ab; denn der Mörder wird zum Vortheil des Königs verkauft. Sollte der Mörder durch die Flucht davon kommen, so will der König seinen Vortheil nicht fahren lassen, und die Familie wird für königliche Rechnung in Sklaverei verkauft. Wenn ein unvorsäzlicher Mord begangen ist, so wird ein Unterschied unter Reichen und Armen gemacht. Ist der Thäter ein vornehmer Mann, so kann der König ihn von Bezahlung der Geldbusse lossprechen. Der arme Mann, der nicht den Werth eines Sklaven anzubieten im Stande ist, darf in ein anderes Dorf flüchten, welches ihm gleich nach geschehener That frei steht. Er muß alsdann zu dem Hause eines der angesehensten Männer daselbst

Digitized by Google

gehen, einen Pfahl aus der Wand ziehen, sich dem Eigenthümer zu Füssen werfen, und sich freiwillig in seine Sklavendienste begeben. Dies wird als eine gute Lage angesehen, weil freiwillige Sklaven, wie Kinder im Hause, behandelt und nie verkauft werden.

Diebstahl verschafft auf folgende Weise dem Sklavenhandel Subjekte. Die Eingebohrnen stehlen einander Zeuch, Hirse und andere Artikel, am meisten Ochsen, die sie nach einem andern Orte zum Verkauf treiben. Jeder Diebstahl groß oder klein, wenn der Dieb ausfindig gemacht werden kann, wird mit Sklaverei bestraft. Wenn die Diebe in einem Dorfe, wo der König nicht residirt, gefangen oder angeklagt werden, so werden sie von dem Volke gerichtet, das zu dem Ende auf dem sogenannten öffentlichen Plazze versammelt ist. Wenn sie die Sache erwogen haben, so tragen sie ihre Meinung dem Gueraff vor, und dieser dem Könige, der Gewalt hat, sie zu verwerfen oder anzunehmen. Wenn der Dieb in dem Dorfe des Königes sich befindet, so ist der König selbst Richter. Der Ankläger muß die Person seyn, der die Sachen entwandt sind. Der Beweis, um den Beklagten zu überführen, muß sehr bündig seyn. Wenn der Dieb auf der That ertappt wird, wenn man so viel, als ein Ochse kostet, bei ihm findet, und wenn gezeigt werden kann, daß er zu diesen Sachen auf keine andere als diebische Art gelangen konnte; wenn solche oder ähnliche Beweise beigebracht wer-

den, so wird er zur Sklaverei verdammt. Wenn die gestohlne Sache gering ist, so wird der Schade dem, der ihn gehabt hat, ersezt. Von dem für den Verbrecher bezahlten Kaufgelde nimmt der König drei Viertel zu sich, und der Gueraff bekömmt ohngefähr sechs Livres oder zwei Stangen. Wenn das Uebrige dem gestohlenen Eigenthum gleich seyn sollte, so ist keine Entschädigung da. Wenn dieses nicht seyn sollte, so läßt der König seinen Anspruch auf drei Viertel von dem Preis des Sklaven nicht fahren, und der Bestohlene muß seinen Verlust leiden.

Endlich ist auch Zauberei ein Weg zur Sklaverei. Wenn Einem ein Kind oder Verwandter eines gewissermassen plözlichen Todes sterben sollte, so kann er, wenn er will, vorgeben, und sein Vorgeben muß gehört werden, daß ein Zauberer den Tod verursacht habe. Er muß seinen Mann bestimmt anzeigen, und er nennt einen solchen, der, wie er weiß, etwas gegen ihn hat, oder den er als einen schlechten Menschen im Dorfe betrachtet. Er verklaget ihn darauf öffentlich, daß er die Zauberkunst gegen den Verstorbenen ausgeübt hat, und fängt die Klage damit an, daß der Zauberer das Herz seines Kindes oder Verwandten verzehrt habe. Der Beklagte wird darauf an einen Baum gebunden. Ein glühendes Eisen wird an seine Zunge gehalten. Wenn das Eisen sie verbrennt, so wird der Mann für unschuldig, wenn nicht, für schuldig erkannt. Ein gewisses Kraut im Lande soll,

wann es an den zu brennenden Theil vorher gelegt wird, auf einen Augenblik ein Gegenmittel gegen die Wirkungen des Feuers seyn; und man weiß auch, daß einige von dem Eisen nicht verlezt worden sind. Die Sklaverei wird in diesem Falle nur dem Verbrecher, nicht seinen Kindern zuerkannt. Der vermeintlich beleidigte Theil erhält einen kleinen Antheil an dem Preise des Sklaven, der größere Theil fällt dem Könige zu.

Alle Sklaven, die die Franzosen durch ihre Niederlassungen zu St. Louis und Goree erhalten, kommen auf eine oder die andere angeführte Art in ihre Hände. Die in den Königreichen Sin und Sallum zu Sklaven gemacht werden, werden nach Goree, welcher Marktplaz ihnen der nächste ist, geschikt, um daselbst verkauft zu werden. Die in Kajor in die Sklaverei gerathen, werden theils nach Goree, theils nach Fort St. Louis zum Verkauf geschikt. Denn die Länder des Damel gränzen an beide Forts. Indessen werden nicht mehr als 50 von den oben gedachten 200 nach Fort St. Louis transportirt. Denn weil in Fort St. Louis die Senegal-Kompagnie ein ausschließliches Privilegium hat, Sklaven zu kaufen, hingegen in Goree ein Jeder die Befugniß dazu hat, so ist wegen der Konkurrenz der Käufer der Preis der Sklaven in Goree höher, als in St. Louis. Es werden daher nach lezterm Orte nur solche aus des Damels Ländern gebracht, die an das Fort gränzen.

Wir kommen jezt zu andern Distrikten, woher Sklaven erhandelt werden, nämlich dem Königreich Oualo (Hoval) und der Insel Bissesche.— Oualo (Hoval) begränzt gegen Westen der Fluß Senegal, gegen Norden der Fluß Saguerey, gegen Osten das Land der unabhängigen Poules (Fulier), gegen Süden Kajor. Die Mauren fielen vor ungefähr fünf Jahren in dieses Land, tödteten den König und ernannten einen Neger, einen schwachen Mann, aber einen Verwandten des verstorbenen Königs, zu seinem Nachfolger. Dieser Mann Brak genannt, (denn Brak ist der erbliche Titel des Königs von Oualo) regiert bis auf den heutigen Tag, ist aber den Mauren zinsbar, die, weil sie ihn als ihre Kreatur ansehen, auf seinem Gebiet nach Gefallen rauben und plündern.

Die Insel Bissesche wird von zwei Flüssen, den Senegal und Sagueray gebildet. Sie gehört einem gewissen Herrn, der Bequio genannt wird, und sie vom Brak zu Lehn trägt *), dem er jährlich eine bestimmte Zahl von Rindern, nebst gewissen Waaren dafür entrichten muß.

Aus diesen beiden Distrikten kommen jährlich ungefähr 240 Sklaven, nämlich 100 aus Oualo, (von denen der Brak 40 und die Mauren 60 liefern,) und 140 aus Bissesche. Sie werden auf folgende Art zusammengebracht. Von den 40,

*) Er heißt daher auch der kleine Brak.

die der Brak liefert, sind 30 angebliche Verbrecher, und werden, so wie in Sallum, Sin und Kajor erhalten. Die übrigen 10 bekömmt er durch Räubereien, welche er aber nicht so arg treiben darf, als seine Herren, die Mauren, die sich nicht von ihm die Leute vorweg nehmen lassen. Obige 40 Sklaven werden nach Fort St. Louis zum Verkauf geschikt. Sie marschiren zwei, drei oder vier, aber selten mehr auf einmal, zu Lande, und werden durch königliche Truppen dahin gebracht. Die Mauren, welche die vorher angeführten übrigen 60 liefern, wohnen an dem nördlichen Ufer des Senegals, haben keine Häuser noch veste Wohnung, sondern leben unter Zelten, die sie abnehmen, wenn sie nach einem andern Plazze ziehen wollen. Sie ernähren sich fast ganz vom Plündern, und mit Ausnahme weniger Negern, die sie auf ihren Landreisen nach Sin und Kajor kaufen, und mit Pferden bezahlen, kann alles, was aus ihren Händen kömmt, als die Frucht von Betrügerei und Gewalt angesehen werden. Sie machen sich, fünf oder sechs Mann stark, auf den Weg. Sie gehen über den Senegal bei Kor und andern Oertern, wenn sie sich vorsezzen, die Einwohner aus Hoval zu stehlen. Sie sezzen mit ihren Pferden schwimmend über den Fluß. Um ihre Waffen und Munizion trokken zu erhalten, machen sie sich ein kleines Bett von Stroh, worin sie Flinten, Pistolen und Dolche legen, und es vor oder nach sich über den Strom herziehen. Wenn sie über den

Digitized by Google

Fluß sind, so besteigen sie ihre Pferde, gallopiren über einen kleinen Theil des Landes der unabhängigen Poules, und kommen in dem Königreiche Hoval an. Sie wagen sich alsdann zwei oder drei (französische) Meilen weit in das Land, bisweilen mehr, bisweilen weniger nach dem Plan ihrer Expedizionen. Wenn diese Barbaren einige Negern auf ihrem Wege antreffen, so nehmen sie sie weg; sonst verfolgen sie sie auf diese Art. Sie verbergen sich und ihre Pferde in den Hölzungen bei den Dörfern, wo sie ihre Beute suchen. Wenn einzelne Männer oder Weiber und Kinder herausgehen, so springen sie aus den Hölzungen heraus, nehmen die Leute weg, und gallopiren davon. Wenn fünf oder sechs Mann in Gesellschaft mit Weib und Kindern sich äusser dem Dorfe zeigen sollten, so feuern sie ihr Gewehr mit einmal ab, tödten einige Menschen, und gallopiren mit den Uebrigen davon. Weiber und Kinder, die zu Gefangenen gemacht sind, werden hinten auf den Pferden angebunden. Der Körper des Weibes oder Kindes berührt den Rükken des Mauren, an welchen er mit einem in ihrem Lande üblichen Strikke angebunden ist. Der gallopirende Mauer hat immer eine von den Händen des Weibes oder Kindes in der seinigen, und beisset die Finger, um sie entweder zu strafen, oder zum Stillschweigen zu bringen, wenn sie es sich einfallen lassen sollten, Lärm zu machen. Die Männer sind oft bei den Händen an die Schwänze der Pferde gebunden,

Digitized by Google

und werden fortgeschleppt, indem die Reuter die Pferde durch Schläge zum Rennen antreiben, und Andern Mauren mit der Peitsche in der Hand nachfolgen. Bisweilen werden sie auf dem Rükken eines Kameels festgebunden, das die Räuber bei sich führen, wenn sie sich nicht weit über den Fluß wagen. Wenn sie nun ihre Beute auf die beschriebene Weise mit sich genommen haben, so begeben sie sich so geschwind als möglich, wieder zu den Mauriſchen Zelten. Bisweilen sezzen sie in einer großen Anzahl über den Fluß, und alsdann verbergen sie sich nicht, wie sie sonst zu thun pflegen. Sie überfallen ein Dorf in der Nacht, und nehmen alle Einwohner mit, deren sie sich bemächtigen können.

So wie die sechzig Menschen aus Oualo erhalten werden, so werden auch die hundert vierzig aus der Insel Biſſeſche weggenommen. Die Mauren wagen die nämlichen Einfälle, und in derſelben Absicht, wie in das Gebiet von Hoval. Die Merkmale ihrer Verwüſtung sind daſelbſt nur zu augenſcheinlich. In Biſſeſche sieht man viele menſchenleere Dörfer, und nicht weniger in Hoval. Jede Anfuhrt ist durchsucht, und die meisten Dörfer sind nach der Reihe beunruhiget worden, um sich der Menschen zu bemächtigen. Die elenden Einwohner wissen nicht, was sie thun, noch wohin sie fliehen sollen. Der Herr von Biſſeſche und der König von Oualo können sie nicht vertheidigen. Denn der erstere ist dem lezteren zinsbar, und der

leztere den Mauren. Sie sind oft genöthiget, zur Zeit der Saat und der Aerndte zu ihren Dörfern zurükzukehren, um nahe bei ihren Ländereien zu seyn, und den Akkerbau zu besorgen. Alsdann müssen sie sich so gut vertheidigen, als sie können. Wenn diese Zeit verstrichen ist, so pflegen sich die Einwohner von zwei oder drei Dörfern gegen die Angriffe der Mauren zu vertheidigen. Wenn die Saatzeit und Aerndte wieder herannahet, so trennen sie sich, und gehen nach ihren Ländereien. Sie mögen nun vereiniget oder getrennt seyn, so leben sie in Unruhe und Sorgen. Man kann unmöglich sagen, was für Begriffe sich dieses arme Volk vom Karakter der Mauren macht. Der Name, unter welchem die Mauren ihnen jederzeit bekannt gewesen sind, ist Nars. Der Karakter der Nars ist Ursache gewesen, daß der Name in der Sprache der Negern Lügner und Diebe bezeichnet. In der Bedeutung wird dieses Wort im gemeinen Leben so oft gebraucht, als Sakend, das eigentliche Neger-Wort für beides. Die Mauren, wie Villeneuve dem Klarkson erzählte, sind an das Rauben so sehr gewöhnt, daß keiner, er sei wer er wolle, sich lange unter ihnen aufhalten kann, ohne etwas zu verlieren. Sie stehlen sogar mit ihren Füssen, die allezeit blos sind; denn wenn etwas auf die Erde gefallen ist, das der Mühe werth ist, wieder aufgenommen zu werden, so wird der Maure dem Eigenthümer gerade ins Gesicht sehen, und sich bemühen, das Gefallene mit den Zähen auf-

zuheben, und es mit bewunderswürdiger Geschiklichkeit vermittelst derselben seinen Nachbarn, die hinter ihm stehen, zustellen. Ihr ganzes Leben ist eine aneinander hängende Szene von Räuhereien. *)

Jedoch ich kehre zurük zu den 200 Sklaven, die die Mauren aus Oualo und Biffesche auf die beschriebene Art nach ihren Zelten bringen. Von diesen Zelten, die an der Nordseite des Senegal sind, werden sie nach der Insel, wo Fort St. Louis ist, gebracht, und bleiben stäts an dem nördlichen Ufer. Sie werden nicht auf einmal, sondern in Partheien von fünf oder sechs, je nachdem der Fang ausgefallen ist, geschikt. Sie werden von neun oder zehn Mauren begleitet, nicht weil so viele erforderlich wären, um fünf oder sechs elende Menschen, deren einige oft verwundet sind, zu bewachen, sondern weil die Mauren so viel Mistrauen in einander und in die Europäer sezzen, daß sie insgesammt Zeugen des geschlossenen Kontrakts seyn wollen. Wenn der Ort, wovon sie sich mit ihren Gefangenen auf den Weg machen, nicht weit von Fort St. Louis entlegen ist, so treiben sie die Gefangenen vor sich her, falls die Umstände es erlauben, und sie marschiren zu Fuß. Ist er aber vier oder fünf Tagreisen entfernt, so füh-

*) Man vergleiche damit die Schilderung der Mauren im V. B. d. W. S. 292 u. ff.

führen sie meistens ihre Kameele bei sich. Die Weiber und Kinder werden darauf gesezt, und sie reiten sie oft selbst. Sie bemühen sich, gegen die Nacht die Zelte ihrer Landsleute zu erreichen, die auf dem Wege zerstreut sind, und wo sie mit ihrer Beute in Sicherheit schlafen können. Des Morgens machen sie sich wieder auf den Weg. In Fort St. Louis bieten sie ihre Sklaven zum Verkauf an; sie sind aber so geizig, und so argwöhnisch, betrogen zu werden, daß mit dem Schliessen des Kontrakts und der Untersuchung der Güter, die ihnen zum Tausch gegeben werden, bisweilen vier Tage verstreichen, ehe ein Neger verkauft ist. Nach verkaufter Beute gehen sie nach Hause, und machen zu neuen Räubereien Anstalt.

Ich komme jezt zu einem angränzenden Lande an das, wovon bisher die Rede gewesen ist, nämlich zu dem Lande an der Südseite des Senegal von **Kor** *) bis **Podor**, oder dem Gebiete der unabhängigen **Poules**. Dies Volk heißt auch in einigen Karten **Phulis**, **Fules** oder **Foules**. **) Sie heissen unabhängig, weil keiner unter ihnen sich ihren König nennen kann. Sie werden in verschiedene kleine Herrschaften eingetheilt. Jeder Stamm hat einen kleinen Herrn oder Obersten mit

*) Dieses Kor liegt nach Villeneuve's Karte an dem nordöstlichen Ende der Insel Bifesche.

**) Die wir unter dem bekannteren Namen der Fulier beschrieben haben.

eingeschränkter Macht, und solcher Gouvernements und Stämme gibt es viele. Das Land gränzt gegen Norden an den Senegal. Gegen Westen gränzet es an Oualo, gegen Süden an das Reich Ualoff, das in den Karten bisweilen Galloff oder Walloff genannt wird, und gegen Osten an die abhängigen Poules. Aus dem innerhalb diesen Gränzen liegenden Lande werden jährlich ohngefähr 500 Sklaven gebracht. Die Mauren bemächtigen sich der unabhängigen Poules blos durch Raub. Sie tragen kein Bedenken, ihr Gebiet, wie die Gelegenheit es mit sich bringt, zu verheeren, und wenn sie längs des südlichen Ufers des Senegals von Kor bis Podor keine Menschen finden, die sie wegschleppen können, so gehet ihre Kühnheit so weit, daß sie in derselben Absicht bis an das Land der Ualoff streifen. Die übrigen 200 unabhängigen Poules werden auf dieselbe Art erhalten, nur mit dem Unterschied, daß ihre eigenen Landsleute, nicht die Mauren, wie in dem kurz vorher angeführten Falle, sie rauben. Die verschiedenen Stämme der unabhängigen Poules sind in einem beständigen Kriege miteinander. Keine ordentlichen Treffen, sondern blos Scharmützel, ohne vorhergegangene Veranlassung, werden geliefert. Man nimmt und raubt, wo man kann. Bisweilen wagen sie nach dem Beispiel der Mauren Einfälle in Ualoff, und führen die wehrlosen Einwohner hinweg. Ausserdem gibt es unter ihnen keine zur Sklaverei verurtheilten Verbrecher. Die 200 also, welche die

Poules jährlich liefern, sind grossentheils aus diesem Volke selbst, und die übrigen, deren es nur wenige gibt, aus Ualoff. Alle diese, die ursprünglich freie Leute waren, werden durch Raub herbeigeschaft, und dieser Raub hat in dem Sklavenhandel seinen Grund. Die 500 Sklaven, von denen bisher gehandelt ist, werden nach St. Louis zu Wasser gebracht, und zwar auf der Podor-Flotte. Diese Flotte besteht aus kleinen Fahrzeugen mit Verdekken, wovon das kleinste zehn, das gröste 60 Tonnen hält. Sie werden mit Negern aus dem Lande bemannt. Fünf oder sechs Negern werden zu Schiffen zehn Tonnen groß, und von fünfzehn bis vierzig zu denen der gröbten Klasse bis zu sechzig Tonnen erfordert. Man nennet die Flotte Podor-Flotte, weil sie beständig vom Januar bis Julius von Fort St. Louis nach Podor gehet, um Hirse, Elfenbein, Gummi und andere Landesprodukte, die daselbst gekauft werden können, zu holen. Auf ihrem Rükwege nehmen sie noch die Negersklaven mit, welche die unabhängigen Poules an der einen, und die Mauren an der andern Seite des Flusses verkaufen wollen. Zu einer Reise den Fluß herauf und herunter werden gemeiniglich vierzehn Tage erfordert.

Es ist noch ein Ort übrig, woher man die Senegal-Kompagniesklaven erhält. Um Podor beginnt das Land der unabhängigen Poules, und erstrekt sich längs des südlichen Ufers des Flusses. Abhängig heissen sie, weil sie alle einem Könige unterworfen sind. Ihr lezter König oder Siratik (denn

das ist sein erblicher Titel), starb im J. 1785, und ein gewißer Almammy, der sein Marabut oder Priester gewesen war, sezte sich auf den Thron. Er wurde darin von seinen Mitbürgern unterstüzt, und behauptete seine Würde mit Beibehaltung des Familiennamens (denn den Titel Siratik hat er abgeschaft), bis auf den heutigen Tag. Er fieng seine Regierung damit an, daß er sich den Streifezeien der Mauren widersezte, die zur Zeit seines furchtsamen Vorgängers oft ungestraft in das Land eingefallen waren, um Sklaven zu rauben. Sein Widerstand erregte so vielen Unwillen bei diesen Barbaren, daß sie ihre Stämme versammelten, und in sein Gebiet einfielen, um ihn vom Thron zu stossen, und ihm das Leben zu nehmen. Allein Almammy, der davon Nachricht hatte, brachte die ganze Macht des Landes zusammen, stellte sich an die Spizze, erlegte mit eigener Hand den König der Mauren, richtete in seiner Armee eine große Niederlage an, und zwang sie, in Eile über den Senegal nach ihren Zelten zu fliehen. *) Der nächste Schritt, den er darauf that, war, daß er in seinem Lande den Verkauf der Mannspersonen verbot, [illegible] Sklaverei abschafte, und an deren Stelle [illegible] und Manufakturen unterstüzte. Er ließ

*) Dies alles wird durch Pommegorge, in seiner Description de la Nigritie, p. 74. bestätigt; doch sagt derselbe, dieser Marbut habe den Siratik Koncho vom Throne verjagt. (M. s. im V. B. d. W. S. 331.)

Digitized by Google

sogar zu Anfang des J. 1787. eine Verordnung ergehen, daß, da bisher Sklaven aus fernen Ländern durch sein Gebiet nach Fort St. Louis gebracht worden, dieser Transport ins künftige nicht weiter geduldet werden solle; und als in der gewöhnlichen Jahrszeit die Galamflotte von Bambarra durch sein Land segelte, so verhinderte er seiner Verordnung gemäs den Transport der Sklaven. Die Senegal-Kompagnie wurde über die Ausübung des Edikts beunruhiget, (denn die Negerschiffe warteten in der Rhede auf die Galamflotte) machte dem Könige eine Vorstellung, und verlangte, daß die Bambarra-Sklaven auf ihrer Passage nicht aufgehalten würden. Die Vorstellung aber war vergebens. Man suchte ihn darauf durch viele und reiche Geschenke zu bewegen. Er schikte sie alle zurük, mit dem Zusaz, daß er die Reise der Sklaven nicht blos für dieses Jahr, sondern, so lange er lebe, hindern würde, und daß, wenn die Weissen einige Räubereien gegen seine Unterthanen in Rüksicht auf diesen Befehl ausüben sollten, er es vergelten würde. Sein Betragen war so muthig und ernsthaft, daß drei verdienstvolle Schweden, die auf Befehl ihres Hofes Entdekkungen in dem innern Afrika machen wollten, und dem Ausgang der Sache zu Fort St. Louis abwarteten, weil sie, ohne Almammis Gebiet zu berühren, ihre Reise nicht fortsezzen konnten, dadurch an der Ausführung ihres Plans gehindert wurden. Diese drei Herren kamen bald nachher nach Europa zurük wegen der dama-

ligen Lage der Sachen in diesem Lande. Zwei von ihnen, Dr. Sparmann und Wadström *), mit denen H. de Villeneuve in Fort St. Louis und Goree bekannt war, wurden auf der Reise durch England nach ihrer Heimath von dem Comite des geheimen Rathes, der 1790 die Beschaffenheit des Sklavenhandels untersuchen sollte, verhört. Die Senegal-Kompagnie sah daher kein anderes Mittel vor sich, die Schiffe, welche in der Rhede lagen, mit Sklaven zu füllen, als daß sie sich an die Mauren wandten. Diese Barbaren, die aufs neue bestochen wurden, und neue Waffen und Munizion erhielten, verheerten Oualo und Biffesche, wodurch eine ausserordentliche Anzahl elender Eingebohrnen aus ihren Wohnungen gerissen wurden. In dem Gebiet des Almammi, das, bei Podor beginnt, und sich längs dem südlichen Ufer des Senegal erstrekt, sind keine Sklaven. Die Handlung wird dadurch längs dem Ufer des Senegal unterbrochen, bis man nach Galam kömmt, ungefähr 250 (franz.) Meilen von St. Louis. Das Land Galam, wo die Franzosen vor fünfzig Jahren ein Fort, das St. Joseph de Galam hieß, hatten, dies ist nicht sowol ein Ort, wo Sklaven verschafft, als eingeschifft werden. Wenn

*) Der dritte Schwede dieser Reisegesellschaft ist Herrenius. Im V. B. d. W. S. 282. ist (nach Brisson) eine andere Ursache angegeben, welche diese Reise in's Innere Afrika vereitelte.

Digitized by Google

man von hier die Spur, auf welcher die Franzosen Sklaven erhalten, weiter verfolgen will, so muß man sich gegen Süden von Galam und dem Fluß wenden, und eine Reise von zwei Monaten bis Bambarra machen. Aus diesem Land erhielten die Franzosen 1000 Sklaven jährlich, bis Almamy sich widersezte *), und wenn sie diesen Sklaven einen andern Weg angewiesen haben, so bekommen sie sie noch ferner daher. Ueber Bambarra hatte Villeneuve keine Nachricht eingezogen. Clarkson weiß also auch nichts davon zu sagen. Er weiß auch nicht, wie die Sklaven erhalten werden, welche man aus dieser Gegend bringt. Wie man sich derselben auf dem ganzen Wege bis nach Podor bemächtiget, ist genau bekannt, weil dahin von Fort St. Louis viel Verkehr ist. Allein auf was für eine Weise die Bambarra-Sklaven oder die wenigen, die in der Nähe von Galam sich zu ihnen gesellet haben, erhalten werden, ist nicht leicht zu erlernen. Die Geschichte von 1000 Sklaven, die auf einmal eingebracht wurden, konnte von Villeneuve nicht so leicht erforscht werden, als die Geschichte von zwei oder drei, die von Kajor oder durch die Mauren eingeführt wurden. Die Länge des Wegs, der öftere Wechsel der Führer, die unbekannte Sprache der Bambarra-Sklaven — waren die Hindernisse, die sich dieser Untersuchung in den Weg legten.

*) Seit der Zeit haben die Franzosen Galam ganz verlassen.

Digitized by Google

Ueber den Transport der Sklaven von Bambarra nach Fort St. Louis vor dem Jahr 1787 kann mehrere Auskunft gegeben werden. Der Weg ist in zwei Reisen abzutheilen, von Bambarra nach Galam, und von da nach Fort St. Louis. Bambarra ist nicht der Name einer Stadt, sondern eines ausgebreiteten Landes. Die Führer, welche die Sklaven von Bambarra nach Galam brachten, waren beständig dieselbe Klasse von Negern, nämlich Mandigoer. Diese sind über Afrika fast auf dieselbe Art, wie die Juden über Europa und andere Welttheile verbreitet. Sie sind wirklich die vornehmsten Sklavenhändler in dem Lande, und beschäftigen sich blos mit diesem Handel. Diese Mandingoer, von denen hier die Rede ist, wohneten, wie man vermuthete, tief in dem innern Lande, und nicht weit von dem Fluß Gambia. Sie reisten von ihren Wohnungen jährlich nach Bambarra, so daß sie daselbst zu rechter Zeit ankommen, Sklaven einkaufen, und im Monat Oktober mit ihren Waaren zu Galam anlangen konnten. Nachdem sie ihre Sklaven in Bambarra zusammen gebracht hatten, traten sie die erste der vorhin angeführten Reisen an. Sie marschirten in 8 oder 10 Parthien, deren jeder in 14 bis 20 Mandigoern bestand, und sie führten 100 bis 150 Sklaven auf einmal. Um Widersezlichkeit und Flucht vorzubeugen, wählte man folgende Mittel. Zwei Stükke Holz, die mit Strikken, die von den Wurzeln der Bäume gemacht und in diesen Ländern

gewöhnlich sind, fest gebunden waren, umgaben den Hals des Negers. Viele Negern, mit diesem Instrument um den Hals, wurden einzeln vor den Mandigoern hergetrieben. Denn die Wege durch die Hölzungen waren oft so schmal, daß nicht 3 oder 4 neben einander gehen konnten, und dies Instrument verhinderte alle Flucht; denn die Bäume in den Wäldern standen so dicht aneinander, daß keiner mit der hervorragenden Last am Halse durchkommen konnte. Eine andere Art, die Negern fortzubringen, ist diese: Ein Stük Holz wird an beiden Seiten ausgeschnitten, daß der Hals eines Negern hineingeschoben werden kann. Die Oeffnung wird mit Strikken zugebunden. Auf die Weise sind viele Negern von Bambarra nach Galam jährlich transportirt worden. Die dritte Manier besteht darin. Ein großes länglichtes Stük Holz wird mit einem Strik an dem Halse eines Negern bevestiget. An dem herunterhängenden Ende ist ein Einschnitt gemacht, der beim Marschiren auf die Schulter des vorangehenden Sklaven gelegt wird, und so durch eine ganze Reihe. Wenn sie Halte machen, so wird das Holz von der Schulter gehoben, es ist aber so schwer, daß, wer es am Halse hängen hat, kaum damit gehen oder stehen, viel weniger laufen kann. Auf die beschriebenen Arten wurden die Sklaven vor 1787 des Tages in dieser Weltgegend transportirt. Des Nachts werden sie von ihren Begleitern in gewisse Dörfer geführt, die auf dem Wege zerstreut liegen, und wo sie mit dem ganzen Zuge übernachten. Nach ih-

Digitized by Google

ter Ankunft zu Galam werden sie an die Agenten der Senegal-Kompagnie verkauft, an die auch solche Sklaven, die man in der Nachbarschaft erhalten hat, verkauft werden. Die Führer gehen darauf wieder nach ihrer Heimath zurük, und fangen ihren Zug in der gewöhnlichen Jahrszeit wieder an. Die zweite Reise, die die von Galam gebrachten Sklaven thun müssen, ist zu Wasser. Sie werden auf kleinen Fahrzeugen eingeschifft, die jährlich zu ihrem Empfang von Fort St. Louis dahin geschikt werden. Diese Fahrzeuge nebst allen übrigen, die angeschaft werden können, sind dieselben, von denen schon vorher gesagt ist, daß sie von Fort St. Louis nach Podor geschikt werden, um Gummi, Hirse und andere Landesprodukte, nebst den Sklaven, die sowol von den Poules an der einen, als den Maurea an der andern Seite des Senegals geliefert werden mögten, den Fluß herunter zu bringen. Die Fahrt fällt in die Monate vom Jannar bis Julius; allein von August bis Dezember gehen sie nach Galam, und am Bord dieses Fahrzeuge machen die Bambarra-Sklaven die zweite und lezte Tour auf dem Senegal nach Fort St. Louis.

Digitized by Google

3.

Zusatz.

Kurze Uebersicht des Gewinns, den die Kunde von Afrika durch Hrn Geoffroy von Villeneuve's vorläufige Berichte erhalten hat, mit Zuziehung seiner Karte.

Aus den hier mitgetheilten vorläufigen Berichten, welche Villeneuve seinem brittischen Freunde Clarkson zur Beantwortung der erwähnten zwek vorgelegten Fragen gegeben hat, lassen sich, verglichen mit der schönen Reisekarte *) des Erstern, mehrere Bemerkungen und Beobachtungen zur Erweiterung der Länderkunde von Senegambien ausziehen, die ich hier meinen Lesern als nöthiges Supplement zu meiner im IIIten und Vten Bande dieses Werks gelieferten Länder- und Staatenkunde dieses Theils von Afrika, zu geben schuldig bin. Ich liefre also hier — nach Villeneuve — die Kenntniß der

Veränderungen in der Geographie von Senegambien.

*) Von welcher sich auch ein in's Kürzere gezogener Nachstich bei dem erwähnten Auszuge im Repastorium befindet; nur Schade, daß die vielen Dörfernamen dabei wegfallen mußten!

Mittelsenegambien (nach III. B. S. 39.)

1) Das Fulier-Land am Senegal (III. B. S. 49.) jezt abgetheilt in:

(1) Das Land der unabhängigen Fulier von der Insel Biseſche bis Podor, ein kleines kaum 100 Q. M. großes Land, das jezt in mehrere kleine, von einander unabhängige Herrſchaften unter einzelnen Oberhäuptern abgetheilt, und den beſtändigen Streifereien der oberſenegambiſchen Mauren ausgeſezt iſt.

Anm. Zu den Zeiten des franz. Generaldirektors Brue war dies Land (m. ſ. im III. B. d. W.) noch mit dem übrigen Fulier-Lande verbunden. Die Trennung muß alſo in neueren Zeiten geſchehen ſeyn, vielleicht durch den Prinzen Sambaboo veranlaßt? (m. ſ. im III. B. d. W. S. 178.) Doch weder Abanſon, noch Pommegorge erwähnen davon; ich vermuthe daher, daß in neuerer Zeit einige Vaſallen des Diratik ſich unabhängig gemacht, und ihre Länder von dem übrigen Fulierlande losgeriſſen haben, weil Villeneuve zuerſt dieſer Trennung erwähnt.

(2) Das Land der abhängigen Fulier, weſtlich von jenem, wird jezt von dem Marbuten Almanni *) beherrſcht, welcher ſich für die Emporhebung ſeines Reichs beßtens bemüht.

a) Das Land Ualo oder Hoval ſtrekt ſich jezt nicht mehr über den Senegal hinaus, und ſcheint überhaupt ſehr verengt zu ſeyn.

*) M. ſ. auch im III. Buch. W. S. 50. Anmerkung.

Anm. Nach den älteren Karten, und auch nach der unsrigen im III. B. dehnte sich dies Land zehn Meilen weiter gegen Westen hin, als nach Villeneuve's Karte. Jetzt zieht sich, nach dieser, seine westliche Gränze, von Kor an der Insel Biseesche herab.

(1) Hoval an sich, unter der Herrschaft des Brak, jezt eines Vasallen des Mauren.

(2) Die Insel Biseesche (von den zwei Hauptarmen des Senegals gebildet) unter der Herrschaft eines besondern Negerfürsten (der Kleine Brak genannt) der ein Vasall des (grossen) Brak ist.

3) Der Staat von Kajor jezt gegen 550 Q. M. groß, begreift:

(1) Das Königreich Kajor, vom Senegal bis zum grünen Vorgebirge, dessen Beherrscher den Titel Damel führt.

Hier ist bei Villeneuve's Karte folgendes zu bemerken:

Nach derselben liegt das Negerdorf Gandiole an der Mündung des Senegals gerade auf der Stelle, auf welcher, nach allen ältern General- und Spezialkarten und nach allen ältern Berichten das Negerdorf Bijurt liegen soll. Dieses Bijurt hingegen, das den einstimmigen Angaben der älteren Reisebeschreiber zu Folge *) an der Mündung

*) Des Le Maire, Brue, Adanson u. s. w. M. s. im III. B. d. W. S. 46.

des Senegals liegen soll, woselbst der Damel deßhalb einen Zolleinnehmer hält, liegt auf Villeneuve's Karte drei volle Meilen von dem Flusse weg landeinwärts.

Dies ist ein Räthsel, das ich nicht zu erklären weiß, wenn nicht ein Irrthum darunter steckt; denn selbst der neueste Beschreiber von Senegambien Pommegorge sezt Bijurr an die Mündung des Senegals.

(2) Das Königreich Baol, jezt wieder, seit 1785 mit Kajor verbunden.

Es war es schon unter dem Damel Latir Fal Sukabe zu Anfang dieses Jahrhunderts, nach seinem Tode wurden aber beide Länder unter seine zwei Söhne getheilt. *) Darauf gründete vermuthlich sein jetztregierender Nachfolger seine Ansprüche auf Baol, wenn er anders sich die Mühe gegeben hat, Ansprüche hervor zu suchen.

Im Königreich Baol wohnen auch Serären; das Land, das sie einnehmen, besteht in Wäldern, welche nach Villeneuve's Karte einen grossen Umfang einnehmen. Sie sind wahrscheinlich mit den benachbarten Serären in Kajor einerlei Volk.

Diese Serären sind aber nicht das Hauptvolk von Baol, sondern die Ualoffer sind es.

4) Das Land Ualoff oder das Land des Burba Ualoff scheint dem Hrn. v. Villeneuve, so wie allen seinen Vorgängern wenig bekannt zu

*) M. s. im V. B. d. M. S. 325 u. f.

seyn, doch bereichert er auch hier die Länderkunde mit einer neuen Nachricht, nämlich er nennt uns zuerst das Volk der Laobes, welches in diesem Lande, so wie die Seräven in Kajor und Baol in Wäldern wohnt und von Holzarbeiten lebt.

Sollten diese Laobes nicht ein mit den Seräven verwandtes Volk seyn? Sollten diese Laobes und Seräven nicht die Ureinwohner dieser Gegenden seyn, die von fremden Ankömmlingen verdrängt, sich in Wälder verbergen mußten? —

Doch, dies ist als Fingerzeig hier genug! Möchte uns Herr v. Villeneuve nun recht bald mit seiner vollständigen Reisebeschreibung beschenken!

Digitized by Google

II.

Vorläufige Nachricht von des brittischen Majors Houghton Reise durch Senegambien in das Innere von Afrika.

Die preißwürdige Gesellschaft zu London, die sich zur Erforschung des Innern von Afrika verbunden hat, theilte ohnlängst dem Publikum folgenden ganz hiehergehörigen vorläufigen Bericht von der Reise des von ihr zu jenem Zwek ausgeschikten Major's Houghton mit: *)

Ein Araber, mit Namen Shabeni, machte den Ausschuß der Gesellschaft auf das Reich Houssa an den Ufern des Nigerflusses durch seine mitgetheilten Nachrichten aufmerksam. Die Bevölkerung von Houssa, der Hauptstadt, wo er sich zwei Jahre aufgehalten, sei der von London und Kahira ähnlich, sagte er. Die Regierung sei monarchisch, aber eingeschränkt, die Justizpflege strenge; werde aber nach geschriebenen Gesezzen verwaltet, das Eigenthumsrecht zu den liegenden Gründen werde durch gewisse Beamte, deren Aemter erblich sind, beschüzzet, und ihr Amt könne mit den Kanongoes in Hindostan ververglichen werden, und ihre wichtigen und verwik-

*) Auch diesen Bericht mußte ich, da mir die Urquellen unzugänglich waren, aus dem genannten III. Bande des Repositoriums entlehnen. Ich rükke ihn hier unverändert ein, und füge nur einige Anmerkungen bei.

wikkelten. Geschäfte erfordern viele Kultur und Verfeinerung. Die Kaufleute seien sehr rechtschaffen. Die Weiber würden zu Gesellschaften gelassen, und die Ehre ihrer Gatten sei oft nicht genug gesichert. Ihr geschriebenes Alphabeth sei vom arabischen und hebräischen gänzlich verschieden, die Kunst zu schreiben sei in Houssa sehr gewöhnlich. Ihre Töpferarbeit werde auf die Weise gefertigt, wie sie in den ältesten Zeiten in Griechenland gemacht wurde. Auf seiner Reise von Houssa nach Tombuktu, in welcher lezteren Stadt er sich sieben Jahre aufhielt, fand er mehr Menschen an den Ufern des Nigers, als am Nil von Alexandrien nach Kahira. Er wußte auch das Reich Houssa in Absicht auf Reichthum und Größe mit keinem andern Lande, das er gesehen hatte, zu vergleichen, England ausgenommen.

Das Dasein dieser Stadt und Reiches wurde durch Briefe von den englischen Konsuls zu Tunis und Marokko bestätiget, welche berichteten, daß die Verschnittenen in den Serails dieser Städte von Houssa gebracht würden.

Um die Wahrheit dieser Nachrichten, und den Ursprung und Lauf des Niger zu untersuchen, unternahm Major Houghton, der 1779 unter dem General Rooke als Major des Forts auf der Insel Goree gedient hatte, nach diesem Fluß über die Gambia zu kommen. Er hatte den Auftrag, den Lauf, und wenn möglich, den Anfang und das Ende des Nigers zu erforschen, und die Städte Tombuktu und Houssa zu besuchen.

Der Major verließ England am 16 Oktober 1790, erreichte die Mündung der Gambia am 10 November, und wurde von dem Könige von Barra, den er schon vorher besucht hatte, gut aufgenommen. Er gieng den Fluß hinauf bis Junkikonda *), wo die Engländer eine Faktorei haben. Hier kaufte er ein Pferd und fünf Esel, und schikte sich an, mit seinen Kaufmannswaaren nach Medina, der Hauptstadt in dem kleinen Königreich Wulli **) zu gehen. Aus einigen Worten, die ein Negerweib in der Mandingoer-Sprache zufälliger Weise fallen ließ, erfuhr er, daß einige Kaufleute aus Furcht, seine Expedizion möchte den Verfall ihres Handels nach sich ziehen, ihm das Leben nehmen wollten. Er schwamm daher mit seinen Pferden und Eseln über die Gambia, und gieng, obgleich mit vieler Beschwerlichkeit an der Seite, die dem gewöhnlichen Wege entgegengesezt ist, nach dem Distrikt von Kantor, wo er über den Fluß zurükgieng, und von dem Könige von Wulli in seiner Hauptstadt Medina gut aufgenommen wurde. Diese Stadt liegt ungefähr 900 (englische) Meilen zu Wasser von der Mündung des Gambia. Das Land hat einen Ue-

*) Wahrscheinlich einerlei mit Kanyamakonda (M. s. im III. B. d. W. S. 62.)

**) M. s. im III. B. d. W. S. 61. und die Karte. Die älteren Berichte nennen die Hauptstadt von Wulli — Kannkadé. — Medina) bedeutet im Arabischen eine Stadt, und ist eigentlich kein Nomen proprium; sonst Medinah in Arabien wird nur κατ' ἐξοχην so genannt. Dies könnte hier auch der Fall seyn; es ist aber dann doch nicht der eigene Name des Orts.

berfluß an Getraide, Vieh und allen erforderlichen oder nothwendigen Lebensbedürfnissen. Das Volk besteht in Ansehung der Religion aus zwei Sekten, Muhammedanern und Deisten *) ohne daß dadurch eine Trennung unter ihnen verursacht wird. Die erstern werden **Bushrins** genannt, und die leztern, weil sie Wein und geistige Getränke, die Muhammed verboten hat, ohne Bedenken geniessen, heissen **Sonikis**, d. i. Menschen, die trinken.

Die Depeschen, welche der Major von diesem Orte an die Gesellschaft schikte, sind verloren gegangen. Allein in einem Briefe an seine Frau, den ein Matrose aus dem Wrak des Schiffes rettete, beschreibt er seine Lage als ungemein angenehm. Das Land ist gesund, das Volk gastfrei, Wildpret gibt es in Menge, und er konnte mit Sicherheit zu Pferde herumreisen. Am allermeisten hält er sich bei den Vortheilen auf, die den Engländern zufliessen würden, wenn sie auf dem gesunden und schönen Hügel von **Fatetenda** **), wo sie ehemals eine Faktorei hatten, ein Fort errichteten, und äussert den Wunsch, daß sein Weib ihn nachher an einen Orte begleiten möge, wo eine Einnahme von 10 Pf. St. jährlich sie überflüssig ernähren wird, und wo er sich einbildet, daß durch Handlung große Reichthümer erworben wer-

*) Das heißt: Heiden — Es ist in diesen Gegenden nichts seltenes, daß Muhammedaner und Heiden unter einander leben. Jene sind eingewanderte Araber, die sich die Herrschaft angemaßt haben.

**) S. I. im III. B. d. W.

den können. Als er hier auf einen einländischen Kaufmann wartete, der sich anheischig gemacht hatte, ihn auf seiner weitern Reise zu begleiten, so wurde der gröſte Theil von Medina durch Feuer zerstört, und mit ihr giengen verschiedene Kaufwaaren, auf die er sich zu Bestreitung seiner Kosten verlassen hatte, im Feuer auf. Zur selbigen Zeit verschwand sein Dollmetscher mit seinem Pferde und drei von seinen Eseln, und wodurch sein Unglük noch vermehrt wurde, eine Flinte, die er auf seiner Reise gekauft hatte, zersprang und verwundete ihn im Gesicht und Arm. Die Einwohner der benachbarten Stadt Barrakonda öffneten bei dieser Gelegenheit sehr mitleidig ihre Häuser mehr denn tausend Familien, deren Wohnungen abgebrannt waren, und thaten ihr Bestes, den Major wieder herzustellen.

Am 8ten Mai reiste der Major weiter zu Fuß mit einem Sklavenhändler, dessen Bedienten die zwei übrig gebliebenen Esel, die den Rest seines Vermögens trugen, trieben. Der Weg gieng nordostwärts. In fünf Tagen kam er an die unbewohnte Gränze, welche die Königreiche Wulli und Bondu von einander trenut.

Eine Reise von 150 (engl.) Meilen durch ein Land, das kein Europäer vorher besucht hatte, dessen Bevölkerung zahlreich und ausgedehnt ist, — und wo sein Reisegefährte in jeder Stadt Handlung trieb, brachte ihn zu der südwestlichen Gränze des Königreichs Bambuk. Dieses Reich ist von einer Nazion bewohnt, deren wolliges Haar

und schwarzes Gesicht sie als eine Negerrace karakterisirt. Ihr Karakter aber scheint nach dem Verhältniß, wie das Land von den Ebenen des westlichen Theils gegen die Gebirge im östlichen sich erheben, verschieden zu seyn. Das Volk ist hier, wie in den Reichen Wulli und Bondu, in Muhammedaner und Deisten einzutheilen. *) Aber sie leben in Frieden miteinander, und toleriren wechselsweise die Meinungen, die sie verdammen. Akkerbau und Viehzucht sind die vornehmsten Beschäftigungen dieses Volkes, sie haben aber solche Fortschritte in den Künsten gemacht, daß sie das Eisenerz schmelzen, und verschiedene Werkzeuge zum Akkerbau und Kriege daraus fabriziren können. Baumwollenzeuch, das allgemein getragen wird, scheint von ihnen auf eine beschwerliche und mühsame Art gewebt zu werden. Daher mag es auch kommen, daß der Maaßstab des Preises nicht wie auf der atlantischen Küste, eine Stange Eisen, sondern ein Stük Zeuch ist. Die vegetabilische Nahrung der Einwohner ist Reis, die animalische Rind- und Hammelfleisch. Ein Getränk, das aus gegohrnem Honig zubereitet wird, vertritt die Stelle von Wein, und wird bei den festlichen Gelagen gebraucht, die den vornehmsten Luxus des Hofes von Bambuk ausmachen.

Major Houghton kam an dem Flusse Falème an, der die Reiche Bondu und Bambuk trennt, als gerade ein Krieg zwischen diesen bei-

*) M. s. im III. B. d. W. S. 33. u. ff. und im V. B. S. 333. u. ff.

den Staaten zu Ende war, wodurch dem erstern einige flache Ländereien, die dem leztern gehörten, abgetreten waren. In den eroberten Ländern residirte der König von Bondu. *) Der Major eilte, dem Fürsten, der gesiegt hatte, seine Aufwartung zu machen, und ein Geschenk zu überreichen, wurde aber ungnädig aufgenommen. Er bekam die Erlaubniß, das Geschenk zu lassen, allein auch den Befehl, sich nach der Gränzstadt, woher er kam, zu begeben. Den folgenden Tag trat des Königs Sohn mit einem bewaffneten Gefolge in das Haus, wo er sich aufhielt, und nahm von ihm solche Artikel, als er sich aussuchte, vornemlich einen blauen Rok, worin der Major dem Sultan von Tombuktu vorgestellt zu werden sich Hoffnung machte. Der Major reiste ab, um den König von Bambuk zu besuchen, verirrte sich aber unglüklicher Weise in einem von den grossen Wäldern dieses Landes, und da die Regenzeit am 5ten Julius angefangen hatte, so war er genöthiget, die Nacht auf einem durchnäßten Boden unter immerwährenden Blizzen und Donner zuzubringen. Dies brachte ihm ein Fieber zuwegen, und er erreichte mit vieler Mühe die Hauptstadt von Bambuk, nachdem er den Fluß SerraColes **)

*) Nach den älteren Berichten sollte Bondu eine Republik seyn. (M. s. im III. B. d. M. S. 32) Auch der ungenannte Verfasser des Voyage au pays de Bambouc nennt es eine Republik. Entweder hat sich diese Verfassung seither geändert, oder Major Houghton hat ein simples Oberhaupt für den Monarchen angesehen. Ich glaube das Leztere.

**) Dies wird Sarakolez heissen sollen, welches aber ein

oder Goldfluß, an dessen östlicher Seite sie gelegen ist, durchwadet hatte. Bei seiner Ankunft in dieser Stadt, die Farbanna *) heißt, nahm sein Fieber so sehr zu, daß er wahnsinnig wurde; allein durch seine gute körperliche Beschaffenheit und die Wohlthätigkeit der Negerfamilie, zu welcher er gebracht wurde, erholte er sich bald wieder.

Der König von Bambuk **) nahm den Major freundschaftlich auf, und erzählte ihm, daß der Verlust, den er in dem Kriege mit Bondu erlitten, dem Mangel an Munizion, die ganz erschöpft war, zuzuschreiben sei. Denn da die Franzosen das Fort St. Joseph verlassen, und die Schiffahrt auf dem obern Theil des Senegals wegen unbekannter Ursachen aufgegeben haben, so konnte er seine Munizion nicht ergänzen, sein Feind hingegen erhielt von den Engländern vermittelst seiner Agenten auf dem Gambia beständigen und hinlänglichen Zufluß.

Der Major nahm daher Gelegenheit, dem Könige die Vortheile vorzustellen, wenn die Engländer ermuntert würden, durch sein Gebiet einen Handel nach den volkreichen Städten an den Ufern des Nigers zu eröffnen. Diese Unterhandlung wurde durch den Anfang eines jährlichen Fests, da die Einwohner ihrem Könige Geschenke von Meth

Volksname ist; der Fluß, von welchem Zoughton spricht, ist der Schannon; so nennen ihn alle Reisebeschreiber. Es scheint also hierin ein Irrthum zu stekken, der jedoch nicht von Bedeutung ist.

*) M. s. im III. B. d. W. S. 52. 341. und 345.

**) Das heißt der Farin von Thomane. (M. s. am erst angeführten Orte.)

schikken, auf welche unmässige Lustbarkeiten einige Tage durch folgen, unterbrochen. Während dieser Zeit wurde der Major mit einem alten und angesehenen Kaufmann von Bambuk einig, der sich anbot, ihn nach Tombuktu und zurük nach der Gambia für 125 Pfund Sterling (1250 fl.) zu bringen, die nach ihrer Zurükkunft von der brittischen Faktorei in Junkikonda zu bezahlen seien. Dieser Plan wurde von dem Könige, dem der Kaufmann persönlich bekannt war, sehr gebilliget, und zum Beweis seiner Hochachtung und zum Unterpfand seiner Freundschaft beschenkte er den Major bei seiner Abreise mit einer Goldbörse. (?)

Der Major endigt seinen Bericht am 24sten Julius mit den Anstalten zu seiner Reise, und da sein Korrespondent an der Gambia D. Laidley, am 22sten Dezember keine weitere Nachrichten von ihm erhalten hatte, so vermuthet der Verfasser dieser Erzählung, daß er das östliche Gebirge von Bambuk herunter gegangen ist, und seine Reise nach Tombuktu fortgesezt hat. —

So weit dieser vorläufige Bericht, welcher jeden Freund der Erdkunde nach der ausführlichen Erzählung lüstern machen muß. Möchte es dem kühnen Major gelingen, die Schwierigkeiten alle zu besiegen, und uns das innere Afrika zu öffnen! Wie vieles läßt sich hier erwarten, wenn der Himmel die Bemühungen der brittischen Erdforscher-Gesellschaft begünstigt!

Ende des neunten Bandes.

Digitized by Google

Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.

X. Band.

Akraïsche Negerinnen.

Zehnter Band.

Frankfurt am Main, 1794
in der Hermannischen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte
der
merkwürdigsten Reisen.

Zehnter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorerinnerung.

Bei diesem zehnten Bande meiner Geschichte der Reisen habe ich eigentlich nichts weiter vorzuerinnern, als daß er um einige Bogen stärker ausfiel, als die bestimmte Zahl ist, weil Isert's interessante Reise, die ich ohnehin sehr abgekürzt habe, nicht abgebrochen werden konnte. Dies muß dann bei den folgenden Bänden wieder eingebracht werden.

Der gegenwärtige Band enthält die ganze Beschreibung der Goldküste von Guinea, nebst Isert's und eines Ungenannten Reisen dahin. Der folgende eilfte Band, welcher die Sklavenküste und Benin umfaßt, und mehrere interessante Reisen enthält, wird in wenig Wochen auch die Presse verlassen, und der zwölfte, welcher die merkwürdigsten Reisen nach Niederguinea oder der Küste Kongo in zweckmäßigen Auszügen liefert, ist schon ganz ausgearbeitet, und wird noch vor Ende dieses Monats unter die Presse gegeben.

Ich habe jezt alle Anstalten getroffen, daß, nach dem Verlangen vieler meiner geneigten Leser, von jezt an vierteljährig zwei solche Bände von diesem Werke geliefert werden können, ohne daß dasselbe dabei an innerm Werthe verliere; im Gegentheil schmeichle ich mir, daß dieser immer steigen werde.

Digitized by Google

Noch muß ich meine Leser bitten, einen garstigen Drukfehler zu verbessern, der im IX. Bd. d. W. S. 324, Zeile 15 aus Versehen stehen gebliehen ist. Statt: nordamerikanischen Feste muß es dort heissen: muhammedanischen Feste! —

Von den, in den Vorreden zum VIII und IX Bande d. W. versprochenen geographischen Schriften, konnte, weil ich mich nicht damit übereilen wollte, keine zur diesjährigen Ostermesse geliefert werden, ausser dem vierten und lezten Bändchen meiner Bibliothek der Länder- und Völkerkunde, welches eine zum Theil aus handschriftlichen Nachrichten gezogene skizzirte Statistik von Schwaben, ganz neue, wichtige Beiträge zur neuesten Staatskunde von Frankreich, und noch einige Aufsäzze enthält, die dem Geographiefreunde vielleicht willkommen seyn werden.

Von der Herausgabe meiner übrigen versprochenen geographischen Schriften, deren Zeitfrist ich jezt noch nicht bestimmen kann, werde ich meinen Gönnern und Freunden in der Vorrede zu einem der künftigen Bände dieses Werks die schuldige Nachricht ertheilen.

Ich bitte inzwischen um Nachsicht und Geduld!

Stuttgart, am 3ten April 1794.

der Verfasser.

Digitized by Google

Innhalts-Verzeichniß
des zehnten Bandes.

Reisen nach Guinea im engern Verstande.

Beschreibung der einzelnen Länder dieses Küstenstrichs, und merkwürdige Reisen nach einzelnen Theilen derselben. (Fortsezzung.)

(III) Beschreibung der Goldküste, nebst Isert's Reise nach und auf derselben. Seite 3.

I. Allgemeine Uebersicht und natürliche Beschaffenheit der Goldküste. S. 7.

II. Summarische Naturgeschichte der Goldküste. S. 27.

1. Mineralien. S. 27.
2. Pflanzen. S. 38.
3. Thiere. S. 53.

Digitized by Google

III. Beschreibung der einzelnen Länder und Staaten der Goldküste. S. 77.

A. Westlicher Theil der Goldküste, oder Halbinsel des Dreispitzenkaps. S. 77.

B. Mittlerer Theil der Goldküste. S. 96.

C. Oestlicher Theil der Goldküste. S. 125.

IV. Schilderung der Negern auf der Goldküste, ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen. S. 140.

§. 1. Leibesgestalt und Karakter der Negern. S. 140.

§. 2. Kleidung. S. 146.

§. 3. Von den Mulatten. S. 153.

§. 4. Wohnung und Hausgeräthe der Negern. S. 154.

§. 5. Speisen und Getränke. Hauswirthschaft. S. 161.

§. 6. Heurathsgebräuche. Ehestand und Erziehung. S. 167.

§. 7. Ehebruch und Hurerei. S. 178.

§. 8. Höflichkeits-Bezeugungen, und Besuche. S. 186.

§. 9. Von den Sklaven auf der Goldküste. S. 189.

§. 10. Gewerbe, Handwerke und Künste. Fischerei und Akkerbau. S. 190.

Digitized by Google

§. 11. Tanz, Musik, und andere Lustbarkeiten dieser Negern. S. 200.

§. 12. Krankheiten und Arzneikunst dieser Negern. S. 203.

§. 13. Todesfälle. Beerdigung und Leichenzeremonien. S. 208.

§. 14. Religion der Negern. S. 224.

§. 15. Zeitrechnung und Feste, Gottesdienst und Zeremonien der Negern. S. 235.

§. 16. Priester und Orakel der Negern. S. 239.

§. 17. Unterschied der Stände. Adel der Negern. S. 247.

§. 18. Regierungsverfassung. S. 252.

§. 19. Justizverwaltung. S. 261.

§. 20. Kriegswesen der Negern auf der Goldküste. S. 269.

§. 21. Von den verschiedenen Sprachen der Negery auf der Goldküste. S. 281.

V. Schilderung der akraischen Negern insbesondere, ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen. S. 289.

VI. Kurze Schilderung des Handels der Europäer auf der Goldküste von Guinea. S. 316.

Iserts Reise nach der guineischen Goldküste und auf derselben. S. 325.

Digitized by Google

I. Reise von Kopenhagen nach Guinea. S. 329.

II. Reise von Kristiansburg zu Lande nach dem Rio Volta. Krieg mit den Negern auf der Ostseite des Flusses. S. 338.

III. Reise in die inneren Länder, und Nachrichten von denselben. S. 386.

IV. Rükreise aus Guinea. Grosse Gefahr bei einem Negeraufstande. S. 405.

Zugabe. Schreiben eines holländischen Offiziers aus dem Forte El Mina auf der Goldküste, an einen Freund in Europa. S. 419.

Reisen

Digitized by Google

Beschreibung
der einzelnen Länder auf der Küste von Guinea (im engern Verstande) und der merkwürdigsten Reisen nach und in denselben.

(III.)
Beschreibung der Goldküste und ihrer Einwohner nebst Isert's Reisen nach und auf derselben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Derjenige Theil von Guinea, den man von dem reichen Goldhandel desselben die Goldküste zu nennen pflegt, ist auch in mehr als einer Rükſicht der merkwürdigste Theil dieses ganzen Küstenstrichs. Nicht nur wird derselbe seines Reichthums und seiner besseren Einwohner wegen am häufigsten von den europäischen Handelsschiffen besucht, und ist von einer zahlreichen Menge kleinerer und grösserer Vestungen, Niederlassungen und Handelslogen mehrerer europäischer Nazionen, wie besäet, sondern hat auch an sich schon der Merkwürdigkeiten genug, welche die Aufmerksamkeit des Menschenforschers und Naturkündigers zu reizen und zu fesseln vermögen.

So sehr es aber zu bedauern ist, daß noch kein philosophischer Erdforscher diese Gegenden durchreiset und beschrieben hat, so müssen wir doch gestehen, daß unsre Wißbegierde — wenigstens was die Küstenländer betrifft — hier eine reiche Aerndte findet, da dieser Küstenstrich seit Jahrhunderten so oft besucht, und auch sowohl im Ganzen als in einzelnen Theilen von mehreren guten Beobachtern beschrieben worden ist, aus deren verglichenen Berichten wir ja, wenn wir nicht ungenügsam sind, ziemlich befriedigende Nachrichten ausheben können, die uns auch oft bei der sorgfältigsten Beschreibung des bekanntesten Landes unsers Erdtheils fehlen!

Barbot, Snelgrave, Atkins, Smith, Bosmann, Villault, Müller, Labat, Römer, und Isert haben uns mit Nachrichten von dieser Goldküste beschenkt, aus welchen sich doch ein ziemlich vollständiges Ganzes zur Erweiterung der Erdkunde von Afrika bilden läßt.

Die Herausgeber der ofterwähnten allgemeinen Historie der Reisen haben auch schon im IV Bande ihres Werks, eine nach ihrer Art, das heißt sehr unphilosophisch und mühelos, kompilirte weitläufige Beschreibung der Goldküste, bei welcher sie ausser Barbot's, Snellgrave's, Atkin's, Smith's, Bosmann's, Villault's Labat's Schriften, auch ältere, ganz unzuver-

Digitized by Google

lüßige Kompilazionen, und unbedeutende Nachrichten benüzten. *) Den deutschen Beschreiber von Fetu, Müller kannten sie nicht, und die neueren Land- und Reisebeschreiber von Guinea Römer und Isert, beide Dänen, konnten sie noch nicht benüzen.

Wir wollen nun — nachdem wir das bloß Historische der merkwürdigsten Reisen nach Guinea überhaupt schon im VIIIten Bande dieses Werks ausgehoben, und im IX die mageren Nachrichten von der Pfeffer- und Elfenbeinküste, mit welchen wir uns jezt noch begnügen müssen, überblikt haben, aus den Nachrichten aller hier oben genannten Männer mit kritischer Sorgfalt, die Quintessenz ausklauben, und aus derselben, so viel wir es vermögen, uns eine genaue und vollständige Beschreibung des gegenwärtigen natürlichen, sittlichen und bürgerlichen Zustandes der Länder und Völker dieser Goldküste schaffen. Wir müssen zwar, um ihrer Vollständigkeit willen, die Berichte und Beschreibungen der genannten älteren Reisebeschreiber dabei zum Grund legen, und auch die dürftigeren Nachrichten älterer Seefahrer zu Rathe ziehen; aber nur so weit, als ihre Zuverlässigkeit unbezweifelt bleibt, dürfen wir ihnen folgen, und da wo die neueren die Lüken ergänzen können, müssen diese den älteren allen vorgezogen werden. Auch die minderbedeutenden Nachrichten eines

*) Z. B. eines Artus, u. A.

Pruneau de Pommegorge *) und eines ungenannten holländischen Offiziers zu Elmina **) dürfen nicht übergangen werden, damit nicht Eine noch brauchbare Brosame auf die Erde falle.

Der Versuch, eine solche Beschreibung dieses Küstenstrichs zu liefern, folgt hier — und auf denselben das Interessanteste aus Isert's Reise nach Guinea und seinen Wanderungen im Lande selbst — ein wichtiger Beitrag zur nähern Kenntniß der Goldküste.

Diese Beschreibung und diese Reisen füllen den gegenwärtigen Band an.

---

*) Des Verfassers der mehrerwähnten anonymen Description de la Nigritie.

**) Von welchem im I. Bande von Cuhns Sammlung merkwürdiger Reisen nach Afrika, ein nicht unbrauchbarer Brief steht.

I.

Allgemeine Uebersicht der Goldküste.

Die Goldküste (Goud-Kust, Gold-Coast, Costa del oro) macht den mittlern Theil der ganzen Küste von Guinea aus, welchem die Europäer des vielen Goldes wegen, das sie hier so vortheilhaft einhandelten, diesen glänzenden Namen gaben, den er auch noch verdient, obgleich der Goldhandel hier nicht mehr so einträglich und so ergiebig ist, als er es in früheren Zeiten war.

Da dieser Name nicht eigener Name eines Landes, sondern eine willkührliche Benennung eines ganzen aus mehreren Ländern bestehenden Küstenstrichs ist, so lassen sich hier die Gränzen desselben nicht so genau bestimmen; auch sind Seefahrer und Erdbeschreiber darin nicht ganz einig. Zwar geben alle einmüthig den Rio da Volta als die östliche Gränze der Goldküste an; aber in der Bestimmung der westlichen weichen sie sehr von einander ab.

Mehrere — Holländer vorzüglich *) — rechnen die Goldküste von dem Dreispitzenkap an; eine Abtheilung, die bei der allgemeinen Uebersicht der ganzen Küste von Guinea gar nicht unbequem

*) Römer's Nachrichten, S. 21. M. s. auch die anderen Schriftsteller von Guinea.

ist. *) — Andre sezzen den Fluß Issini oder Rio Suerio da Costa mit weniger Grund zur westlichen Gränze dieser Küste. **) — Viele aber, und diese mögen am meisten Recht haben, nennen die Küste vom Kap Apollonia an bis zum Rio da Volta — die Goldküste. Diesen stimmen die meisten Reisebeschreiber bei ***), und auch wir wollen ihnen darin folgen, da sie nicht nur die größte Stimmenzahl, sondern auch die wichtigen Gründe für sich haben, daß schon beim Kap Apollonia die Goldreichen Negerländer und mit ihnen die europäischen Niederlassungen anfangen, und daß durch diese Abtheilung die ganze Halbinsel, die sich in dem Dreispizzenkap endigt, zu der Goldküste gezogen wird, wodurch man einer widrigen Zerreissung der Länder auf derselben, die aus jener ersten Eintheilung nothwendig erfolgen muß, am beßten ausweicht.

Wir rechnen also am füglichsten die Goldküste von dem Kap Apollonia (4° 55′ N. B.) an, bis zum Rio da Volta (5° 45′ N. B.)

*) Wir haben diese Eintheilung deswegen auch bei der allg. Uebersicht von Guinea im VII. B. d. M. angenommen.

**) Wie Gatterer in seinem Begriff der Geogr. u. A.

***) So die meisten, z. B. Die Verfasser der Beschreibung der Goldküste im IV. B. der allg. Historie der Reise — Poncelin de la Roche-Tilhac, in seinem Tableau &c. T. II. u. A.

Digitized by Google

wo die Sklavenküste anfängt. Dies macht einen Küstenstrich von ungefähr 50 deutschen Meilen aus, dessen südlichste Spizze, das Kap der drei Spizzen (4° 20′ N. B.) ist, und der sich (bis zum 10° N. B.) etwa 90 Meilen landeinwärts bis an das innere Nigrizien ausdehnt. Den Flächenraum der ganzen Goldküste mit Inbegriff der inneren Länder bis zum 10ten Grade Norder-Breite dürfte man also auf ungefähr 3000 Quadratmeilen schäzzen! —

Was das Klima dieses Landstrichs betrifft, so läßt sich aus seiner Lage zwischen dem vierten und zehnten Grade nördlicher Breite, also im heissen Erdgürtel, leicht schliessen, daß es auch sehr heiß seyn, und als ein zwischen den Wendezirkeln liegendes Land auch den tropischen Regen ausgesezt seyn müße. Wirklich ist es auch sehr heiß, doch wird diese Hizze durch kühlende Seewinde so weit gemässigt, daß sie nicht unausstehlich ist. In der einen Hälfte des Jahrs, nämlich in den Monaten Oktober, November, Dezember, Januar, Februar und März ist sie allerdings sehr heftig; in den übrigen Monaten aber gemässigter, ja um diese Zeit sind die Nächte oft wirklich sehr kühl.

Isert theilte uns *) seine meteorologischen Beobachtungen mit, die er an verschiedenen Orten

*) Im Anhange zu seiner Reisebeschreibung.

dieser Küste gemacht hat, aus welchen wir die Hauptsumme in Betreff der Thermometerhöhe ausheben wollen.

In den Jahren 1783 und 1784 Monat.	Fahrenheitisches Thermometer. Kleinste Höhe.	Größte Höhe.
Oktober.	75.	85.
November.	75.	86.
Dezember.	73.	95.
Januar.	69.	90 1/2
Februar.	76.	92.
März.	75.	93.
April.	78.	90.
Mai.	74.	94 1/2
Junius.	74.	92.
Julius.	75.	84.
August.	74.	81.
September.	74 1/2.	84 1/2 *)

Hieraus läßt sich zum Theil auf den allgemeinen Grad der Wärme dieses Landes schliessen; doch

*) Aus dieser abgekürzten Tabelle ergibt sich, daß der berühmte Astronom Tobias Mayer ganz Recht hatte, als er in seinen Thermometertafeln (Opera inedita Vol. I.) die mittlere Thermometerhöhe der Länder zwischen 0° und 5° zu 83 1/2 Gr. des Fahrenheitischen Thermometers angab. (M. s. Gatterers Abriß der Geographie, S. 128. 129.)

ist auch diese, so wie jährliche Regen nicht überall gleich stark; die einzelnen Theile der Küste sind unter sich, so wie von dieser die inneren Länder in Rükſicht auf Wärme und Witterung nach ihrer Lage sehr verschieden.

Die Regenzeit, welche den Winter dieses Erdstrichs ausmacht, fängt gewöhnlich im März an, und endigt sich im September. In diesen sechs Monaten regnet es aber nicht immer; daher theilten die Holländer dieselben in die zwei regnichten, zwei neblichten und zwei windichten Monate ab.*) Der April und Mai sind die eigentlichen Regenmonate, in welchen auf dieser Küste die Plazregen so heftig und stromweise auf die Erde herabstürzen, daß man glaubt, es breche eine neue Sündflut ein; die Bäche und Flüsse treten dann alle aus und überschwemmen das flache Land; die Erde wird weich und lokker, und es ist in dieser Zeit unmöglich zu Lande fortzukommen. Diese Regen befruchten aber diesen Erdstrich, der in der sogenannten Sommerzeit so dürre, trokken und verbrannt ist, daß man ihn für ganz unfruchtbar halten sollte; kaum fallen aber die Regen, so grünet und blühet alles, und die reichsten Aerndten folgen auf denselben. In den inneren Gegenden fällt der Regen zweimal des Jahrs, nämlich im Mai und September, und verschafft den Einwoh-

*) A. Hist. d. R. IV. B. S. 229. und 230. Bosmann's Guinea. S. 105.

nern eine zweimalige herrliche Aerndte. *) Auf einigen Theilen der Küste dauert die Regenzeit auch länger als nur zwei Monate.**)

Die Negern fürchten den Regen sehr, und mit Recht, denn in allen heissen Ländern ist er sehr kalt, und den nakten Körpern dieser nur an Hizze gewöhnten Menschen höchst schädlich.***) Sie salben sich daher den ganzen Leib mit Oele und schlafen Nachts bei Feuern, die sie zu ihren Füssen anzünden. Werden sie im freien Felde von dem Regen überfallen, so legen sie die Arme Kreuzweis über die Brust, laufen, so schnell sie können, davon, und zittern bei jedem Tropfen, der sie trifft, als rüttelte sie ein Fieberfrost. — Auch die bekleideten Europäer empfinden die nachtheiligen Folgen dieses Regens, der ihnen oft schwere Krankheit verursacht, wenn sie sich darin verkälten. Die davon durchnäßten Kleider vermodern schnell, wenn man sie nicht sorgfältig tröknet, und wer in solchen Kleidern schläft, sezt sich der augenscheinlichsten Gefahr aus. †)

*) Römpf's Nachrichten, S. 5.

**) Z. B. im Lande Arim, auf der Westseite der Halbinsel des Dreispizzenkaps. (A. H. d. R. a. a. O. Bosmann, S. 111.)

***) Dies hat auch Adanson bei seiner Reise auf dem Senegal, (III. B. d. W.) und Wilson während seines Aufenthalts auf den Pelliu-Inseln (m. s. Forsters Ausg. von Keate, nebst dessen Anmerkungen) bemerkt.

†) A. Hist. d. R. IV. B. S. 231.

Es ist leicht zu erachten, wie sehr diese Regen in einem so heissen Klima die Luft durch die Feuchtigkeit, durch Nebel und schädliche Dünste verderben; doch ist sie wirklich nicht ungesund; denn die Negern können in ihrem Vaterlande nach ihrer Lebensweise sehr gut ausdauern, vermehren sich stark, und werden alt — und die grosse Sterblichkeit unter den Europäern, die auf dieser Küste wohnen, rührt mehr von ihrer Unmässigkeit, Unvorsichtigkeit und Unklugheit, mit welcher sie sich von der dem Klima angemessenen Lebensart der Negern entfernen, und immer nach europäischer Weise leben wollen, als von einer wirklichen Ungesundheit der Luft her. *)

Sehr wohlthätig für diese Gegenden sind wirklich die Winde, welche hier regelmässig zu gewissen Zeiten wehen, oft aber auch so fürchterlich stürmen, daß sie Allem den Untergang drohen.

Die regelmässigen Winde wehen von Südwesten her. **) Die fürchterlichen Sturmwinde hingegen, die man Travaden ***) nennt, kommen

*) Isert's Reise, S. 270. — A. H. d. N. IV. S. 230. wo auch ein Theil der Ungesundheit der Luft auf die Schuld der Negern geschoben wird, welche meist sehr unreinlich sind, und die Luft durch die Fische verpesten, welche sie verfaulen lassen.

**) Römer S. 5.

***) Der Name ist portugiesisch, Trovoada heißt ein Donnerwetter; daraus haben die Seeleute auch den

gemeiniglich von Nordosten. *) Die Negern nennen diese furchtbaren Erscheinungen Agambretton. Es ist eine Art Wirbelwind, der oft in einer kurzen Zeit die schröklichsten Stürme erzeugt, und durch den ganzen Kompaß lauft. **) Er zeigt sich zuerst in der Ferne in einem schwarzen Wölkchen, das kaum eine Hand groß zu seyn scheint, plözlich aber verfinstert es den ganzen Horizont, der Donner brüllt, Blizze durchschneiden die Luft, Regengüsse stürzen herab, und der tobende Sturm zerschmettert Alles, was er trifft. Er entwurzelt Bäume, dekt die Dächer ab, wirft die Häuser um, und wütet zur See wie auf dem Lande. Hier ist es selten möglich diesem fürchterlichen Sturme zu entlaufen, wenn man auch das ominose Wölkchen schon frühe genug erblikt; wer davon überfallen wird, muß sich entweder längs auf die Erde niederlegen, oder sich hinter einen starken Baum verbergen. — Dort haben

Namen Tornados (welches aber eigentlich die Wirbelwinde bezeichnet), gemacht. (Morris, in Forsters Magazin, V. B. S. 430.)

*) Morris (am angef. Orte) sagt, die Travaden sind Regen, mit heftigen Windstössen aus Nordost und Ostnordost, welche sich gewöhnlich beim Mondwechsel einstellen.

**) Das heißt: der Wind dreht sich so schnell herum, daß er die ganze Windrose durchläuft, und in einer kurzen Zeit nach und nach von jeder Weltgegend herbläst. Dies ist also eine Art Windwirbel.

Digitized by Google

haben die Seeleute kaum Zeit genug, alle ihre Segel einzunehmen — so schnell übereilt sie der Sturm — oft müssen sie die Tauen zerschneiden, um nicht die Masten zu verlieren, oder gar von diesem Ungethüm in den Abgrund geschleudert zu werden. Bisweilen, wenn ihnen solche Travaden windwärts kommen, helfen sie die Fahrt befördern, und treiben die Schiffe wie einen Ball vor sich her. Nie sind sie ohne Gefahr! — *)

Das beßte ist, daß diese furchtsamen Stürme meist nicht über eine halbe Stunde wüten **), worauf dann immer das schönste Wetter folgt. Doch kommen oft zwei solche Travaden in Einem Tage. Die gewöhnliche Zeit ihrer Erscheinung sind die Monate April, Mai und Junius. In den übrigen Zeiten des Jahrs sind sie zwar seltener, doch aber nicht ungewöhnlich. — Dabei ist zu bemerken, daß die Wirkung und Fühlbarkeit dieser Wetterstürme sich nur auf einen geringen Raum erstrekt, und nie sich weit ins Meer hinaus dehnt. ***)

Daß sie in der Nähe entstehen, zeigt ihre schnelle Erscheinung und die Heftigkeit der mit ihnen verbundenen Donnerschläge. In einer geringen Entfernung von dem Orte ihres Ausbruchs,

*) Römer S. 5. u. 6. — A. H. d. R. IV. B. S. 231.

**) Dies versteht sich von dem Donner und Windsturm, der Regen hält wol einige Stunden an.

***) A. H. d. R. am angef. Orte, S. 232.

Digitized by Google

rings umher, bemerkt man sie oft kaum — und daß sie elektrischen Ursprungs sind, beweisen ihre unzertrennlichen Gesellschafter Donner und Bliz. — *)

Ein Wind von einer ganz andern Art, der auf der guineischen Küste sehr oft weht, ist der Harmattan **), von welchem uns Norris ***) die ausführlichste Nachricht mitgetheilt hat, die hier abgekürzt eine Stelle verdient.

Dieser Harmattan ist ein regelmässig wiederkehrender Nordostwind, der in den Monaten Dezember, Januar und Februar auf der ganzen Küste von Guinea †) herrscht. Er tritt aber nicht zu

*) Gehler (physikal. Wörterbuch, IV. B. Art. Wind, S. 765.) hält die Travaden für einerlei mit dem Eknephias der Alten.

**) Einige schreiben Air mattan; Andre leiten diesen Namen sehr gezwungen von dem englischen Air mountain (Bergwind) ab; noch Andre sagen, es sei ein negerisches Wort, das von Mattan (Blasebalg) herkomme. — Die Portugiesen nennen ihn Terreno, d. h. Landwind.

***) Nachrichten von Dahome, in Forsters Magazin merkw. Reisen, V. B. S. 426. u. ff. — Norris hatte vorher diese Abhandlung über den Harmattan dem D. Dobson mitgetheilt, welcher sie in die Philosoph. Transactions, Vol. LXXI. P. I. einrükken ließ.

†) Den troknen Ostwind, der bisweilen am Senegal

einer bestimmten Zeit, sondern zu jeder Stunde bei Nacht oder bei Tage, bei jeder Ebbe- und Flut-Höhe, in jeder Mondsperiode ein. Gemeiniglich kömmt er in gedachter Jahrszeit drei bis vier Mal und weht einen oder zwei, oft auch fünf bis sechs Tage, ja zuweilen hält er vierzehn volle Tage an. *) Bei demselben regnet es nie, doch stellt er sich oft unmittelbar nach einem Regenguße ein. Er wehet mit mäßiger Stärke, nicht so heftig wie der Seewind, doch stärker als der nächtliche Landwind. Die Luft ist dann immer ungewöhnlich dunkel und nebelig. Die Sonne ist den größten Theil des Tages verhüllt; nur um Mittag zeigt sie sich einige Stunden, doch immer mit einem rothen Schein.

Der Nebel, welcher den Harmattan begleitet, hat zugleich das Sonderbare, daß er aus einer unzähligen Menge kleiner in der Luft schwimmender Theilchen besteht, die so klein sind, daß man ihre Beschaffenheit selbst durch das Mikroskop nicht genauer erforschen kann. Sie sind weißlich und machen die blosse Haut der Negern, auf welche sie fallen, grau aussehen. Sie fliegen aber nicht weit in die See hinaus. **)

weht, hält D. Schott in seiner meteorolog. Nachricht von Senegambien (Philosoph. Transact. Vol. LXX. P. II.) auch für den Harmattan.

*) Norris erinnert sich doch nur Eines Mals, da dieser Wind 14 Tage anhielt.

**) Römer (S. 7.) es seien kleine und grosse geflügelte

So lange dieser Wind weht, ist kein Thau, auch nicht die geringste Feuchtigkeit in der Atmosphäre zu bemerken. Er macht alles eintrökknen; alle Arten von Pflanzen leiden sehr viel dabei; die zarten Vegetabilien und Sprößlinge tödtet er; selbst die blühendsten immergrünen Bäume empfinden seinen schädlichen Einfluß. Die Zweige der Zitronen- Pomeranzen- und kleinen Limonienbäume hängen welk herab; das Laub wird welk und dürr; die Früchte schrumpfen ein, werden gelb und trokken, ehe sie reif sind. Das Gras verwelkt und wird dürr wie Heu. Die Negern pflegen es dann in der Nähe der Landstrassen anzuzünden, theils um die wilden Thiere davon abzuhalten, theils um ihre Feinde zu vertreiben. —

Jene auströknende Eigenschaft des Harmattans äussert sich so stark, daß die Bände der Bücher, wenn sie schon zu besserer Verwahrung in Kisten zwischen Tüchern liegen, doch sich werfen, als ob sie einem nahen Feuer ausgesezt gewesen wären; alles zusammengefugte Holzwerk springt, die Fugen in den Fußböden bekommen Spalte, in die man die Finger legen kann, die eingelegte Arbeit fällt ganz auseinander, die Seiten und Verdekke der Schiffe öffnen sich und werden lek, und

---

Ameisen in ungeheurer Menge, die von dem Winde zusammengeblasen die Luft verdunkeln, und oft 50 Meilen weit von dem Winde in die See hinaus getrieben werden.

Digitized by Google

das Getränke in den Fässern ist verloren, wenn man sie nicht fleißig benezt. *)

Auch auf die Menschen äussert dieser Wind seinen starken Einfluß. Die Luft wird während er weht merklich kühler, so daß das Thermometer um 10 bis 12 Grade fällt; die Negern beklagen sich auch sehr gegen diese strenge Witterung, und ziehen ihre wärmsten Kleider an. Den mehr an Kälte gewöhnten Europäern ist aber diese Wetterveränderung in dieser Rükſicht sehr angenehm. Doch leiden sie auch viel davon; die Augen, Naslöcher und Lippen werden trokken und schmerzen. Man sieht sich gezwungen, viel zu trinken, um die schmerzliche Trokkenheit der Kehle zu mildern; die Lippen und die Nase springen auf und werden wund; dauert diese Witterung lange, so schält sich die äussere Haut von Gesicht und Händen, und am Ende wol auch von den übrigen Theilen des Körpers ab — und ob die Luft gleich kühl ist, so empfindet man doch eine sehr unangenehme stechende Hizze auf der Haut, als wenn man sich mit einer scharfen Lauge gewaschen hätte. Dabei ist die Ausdünstung gehemmt, und wenn man sich

*) Römer (S. 6.) sagt, wenn die Spalten, welche durch die auströknende Eigenschaft dieses Windes gemacht werden, auch so weit sind, daß man einen Finger hineinstekken kann, so gehen sie doch nachher wieder so zusammen, daß man keinen Riß mehr sehen kann.

dennoch durch starke Bewegung in Schweiß bringt, so ist dieser scharf.

All dieser unwillkommnen Wirkungen ohngeachtet hat der Harmattan doch auch seine guten Eigenschaften; denn er ist wirklich der Gesundheit sehr zuträglich; er befördert die Genesung der Kranken; er heilt durch seine angeführten Wirkungen besonders alte Geschwüre, Ausschläge, Diarrheen, Wechselfieber u. s. w. Entkräfteten hilft er auf; Epidemieen sezt er Schranken, und zeigt überhaupt einen sehr wohlthätigen Einfluß auf kranke menschliche Körper. *) — Er ist also nicht so bösartig, und nichts weniger als giftig und tödtlich, wie man wol schon behauptet hat. **)

Der Ursprung dieses ausserordentlichen Windes ist noch unbekannt. Norris sagt: „Er glaube, daß eine vom grünen Vorgebirge nach Osten gezogene Linie, von einer nordöstlich aus dem Mittelpunkte der Goldküste gezogenen durchschnitten, und noch eine nördliche Linie vom Kap Lopez

*) Norris führt Beispiele dafür an, die allerdings hinreichende Beweise sind, die wir aber hier, aus Mangel des Raums übergehen müssen.

**) Dies sagt Norris gegen D. Lind, welcher behauptet hatte, der Harmattan sei bösartig, und seine giftigen Dünste seien Schuld an der grossen Sterblichkeit, die zuweilen auf dieser Küste herrscht. — Auch die Verf. der Beschreib. im VI. B. der allg. Hist. d. R. halten diesen Wind für sehr schädlich.

Digitized by Google

den wahrscheinlichen Entstehungsort desselben anzeigen." *)

So weit geht die Nachricht, welche Norris uns von dem Harmattan mitgetheilt hat.

Er sezt noch hinzu, daß nach diesen Winden erst, wenn die Travaden kommen und der anhaltende Regen die Erde erweicht, so daß die faulen Dünste aufsteigen können, die Luft der Gesundheit nachtheiliger wird, und mancherlei Krankheiten erzeugt. **)

Dies gilt aber vorzüglich von den stärker durchwässerten Gegenden von Guinea, als die Gold-Küste ist. ***) Diese hat einen troknern Boden,

*) Das heißt nichts anders, als das innere Nigritien ist der Geburtsort des Harmattans — und dies ist ganz glaublich; denn er weht wahrscheinlich aus den inner-afrikanischen Sandwüsten her, wo er seine troknende Eigenschaft erhält, und geht dann über bewässertere Gegenden hin, die ihn mit sumpfichten Dünsten, mit brennbarer Luft bereichern. Vielleicht sind die weissen Partikelchen, die er mit sich führt, ein ganz feiner Sandstaub? — Ueberhaupt hat er viele Aehnlichkeit mit dem ungleich schädlichern Samum im Morgenlande, und scheint in Eine Klasse mit dem italienischen Schiroko und dem spanischen Solano zu gehören.

**) Dies möchte wol zur Erklärung des Ursprungs der erwähnten Travaden etwas beitragen.

***) Dennoch herrschen auch auf dieser Küste bisweilen

und ist folglich auch gesünder, als die so stark verwässerte Sklavenküste. *)

Die ganze Goldküste ist am Rande des Meeres hin flach, niedrig und eben; der Boden besteht meist aus Sand oder Thonerde, nur hie und da erhebt sich ein einzelner Hügel, oder Berg, oder ein Vorgebirge strekt sich in die See hinaus. Im Innern aber zeigt sich eine Bergkette, die man bei heiterm Wetter von der Rhede aus sehen kann. **) Sie besteht aus drei Reihen von Gebirgen, die hintereinander sich erheben und deren eine immer höher ist, als die andre, so daß die hinterste oder nördlichste den höchsten Bergrükken bildet. Diese Kette von Gebirgen streicht von Südwesten nach Nordosten, und ist von der dänischen Niederlassung Christiansburg (auf dem östlichen Theile der Goldküste) nicht über fünf Meilen entfernt. ***) In manchen Gegenden der Küste gibt es ganz und gar keine Steine. †)

---

sehr mörderische Seuchen, die nach Norris Bemerkung periodisch alle 5 bis 6 Jahre wiederkehren.

*) Wo Norris lebte. Diese ist sehr mit Sümpfen und Flüssen durchschnitten, wie wir im nächstfolgenden Bande sehen werden.

**) Römers Nachrichten, S. 5.

***) Iserts Reise, S. 273.

†) Derselbe, Seite 32.

Digitized by Google

Das ganze Land ist ausnehmend fruchtbar, und mit allen Bedürfnissen des Lebens in reichem Maaße gesegnet. Der an sich schon ergiebige Boden bringt durch die periodischen Regen noch mehr befruchtet die trefflichsten Pflanzen in größtem Ueberflusse hervor, und das Land würde ein wahres Paradies seyn, wenn es nur auch — von Engeln bewohnt wäre!

Doch, wir wollen die Produkte dieses schönen Landes noch etwas näher betrachten.

Digitized by Google

II.

Summarische Naturgeschichte der Goldküste.

So reich auch die Goldküste an mancherlei trefflichen Naturprodukten ist, so ist doch die Naturgeschichte dieses Landes noch lange nicht so bearbeitet und bekannt, als sie bei den Besizzungen und häufigen Besuchen der Europäer noch seyn könnte. Ausser dem Dänen Isert, der aber nur einen kleinen Theil dieser Küste durchreisete, hat noch kein Naturforscher dieselbe untersucht, und beinahe Alles was wir von den Produkten und Naturseltenheiten dieses Küstenstrichs wissen, ist aus den Berichten solcher Reisebeschreiber entlehnt, die keine Ansprüche auf naturhistorische Kenntnisse machen konnten und wollten. Mit diesen müssen wir uns zur Zeit noch begnügen. Uebrigens hat dieses Land in Rükficht seiner natürlichen Reichthümer sehr viele Aehnlichkeit mit Senegambien, dessen Naturgeschichte wir weitläuftiger beschrieben haben *), und wir können darum hier schon mit einer magerern Anzeige der Naturprodukte zufrieden seyn. Diese folgt nun nach den drei Naturreichen.

*) Im Vten Bande dieses Werks.

Digitized by Google

1. Mineralien.

Da die Europäer in Guinea nur an dem sogar ganz steinlosen Seestrande wohnen, wo sich keine Bergwerke anlegen lassen, und die Negern, welche die inneren, gewiß an mancherlei Fossilien reichen Länder besizzen, von dem Bergbau und Hüttenwesen durchaus nichts verstehen — so ist leicht zu erachten, daß unsre mineralogischen Kenntnisse von diesem so wenig erforschten Lande sehr dürftig seyn müssen. Auch kennen wir ausser dem Gold und Salze gar keine Mineralien dieses Küstenstrichs, und selbst diese beiden Produkte des Mineralreichs würden wir nicht kennen, wenn nicht die Gierde der Europäer nach ersterm, und die der Negern sehr fühlbare Unentbehrlichkeit des lezstern uns mit beiden bekannt gemacht hätte.

Das Gold, von welchem diese Küste den Namen hat, ist hier wirklich sehr häufig; davon zeugt die Menge desselben, welche im Sande der Flüsse und nahe an der Oberfläche der Erde gefunden wird; denn das tiefere, kunstmässige Nachgraben ist den Negern ganz unbekannt. Dies ist Beweis genug, wie reich diese Küste an Gold ist; dieser Reichthum fiel auch den ersten Entdekkern derselben, den Portugiesen so sehr auf, daß sie sie die Goldküste nannten. Daß aber in gegenwärtigen Zeiten die Ausfuhr des Goldes aus diesem Lande weit geringer ist, als sie ehmals war, daran ist nicht die zunehmende Armuth desselben, sondern

Digitized by Google

nichts anders als der durch die Vertilgung und Vertreibung der akimischen Negern entstandene Mangel an Goldgräbern, und die eigene Goldkonsumzion der inneren Länder allein Schuld; denn das Land ist gewiß noch goldreicher, als Peru. *)

Das guineische Gold ist überhaupt von einer

*) Römer erzählt (S. 151.) „Ein junger Däne gieng einmal (während Römers Anwesenheit) mit einem portugiesischen Geistlichen von Christiansburg (auf der Goldküste) landeinwärts bis zu einem Hügel oder Anhöhe von rother Thonerde, die von den Negern als Schminke gebraucht wird, spazieren. Plözlich blieb der Geistliche stehen, und schlug ein Kreuz vor sich. Der junge Däne erstaunte darüber, und sagte: Ei, Herr Pater hier ist ja kein Heiligenbild, warum schlagen Sie denn ein Kreuz? — Darauf antwortete der Geistliche, er erstaune über den unermeßlichen Reichthum, der so unbenüzt in dieser Erde verborgen läge, von welcher er nur ein kleines Stükchen Land in Brasilien zu besizzen wünschte! — Darauf füllte er eine seiner Taschen mit solcher Erde, um einen Versuch damit anzustellen, wozu er nach seiner Rükkunft im Forte, Quekfilber, Salmiak und Scheidwasser verlangte. Da diese Dinge aber in der Apotheke daselbst nicht zu finden waren, so konnte er das Experiment nicht machen; doch versicherte er die Dänen, alles Gold in Brasilien würde aus socher Erde gezogen, die man dort aus der Tiefe heraufholen müsse, da sie doch hier schon auf der Oberfläche läge." —

Digitized by Google

klassern Farbe, als das ungarische *), und wird meist nur in Körnern von geringer Schwere an die Europäer verhandelt. Man theilt es nach seiner Grösse in Goldsand, Fetischgold, und Klumpengold. Der Goldsand wird hier sehr häufig aus dem Sande aller Flüsse, sogar aus dem Sande am Ufer des Meeres gewaschen. Das Fetischgold besteht aus Klümpchen von einer und mehreren Unzen, die in Figuren gegossen, oder so wie sie gefunden werden, durchbohrt und von den Negern um den Hals und an den Händen getragen werden. Das Klumpengold besteht aus grösseren Stükken, welche den Negern nur durch Zufall in die Hände gerathen, da sie der Bergwissenschaft unkundig die goldgefüllten Berge so selten antasten. Dennoch hatte der König Opokku von Assiante einen Thron, der aus Einem Stükke Gold bestand, das von acht Männern getragen werden mußte. **) Auch hindert der Aberglaube den stärkern Gewinn dieser einfältigen Leute, welche die Erde zu beleidigen glauben, wenn sie grosse Stükke Goldes ausgraben, und ihr zur Versöh-

*) Iserts Reise, Seite 138.

**) Römer's Nachrichten, S. 164. — Derselbe Negermonarch ertheilte gewöhnlich unter einem von Golde künstlich gemachten Baume Audienz, stellte dabei seine Füsse in ein grosses goldenes Bekken, und hatte den mit Talg eingeschmierten Kopf und Körper über und über mit Goldstaub bestreuet.

Digitized by Google

nung daher Opfer bringen, so oft sie ein grösseres Klümpchen finden. Ja, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts geschah es, daß die Goldgräber im Negerkönigreich Akim einen ganzen Felsen von diesem edeln Metalle fanden; da nun die Regenzeit nahe war, so liessen sie ihren König fragen, ob sie einstweilen, soviel als möglich von diesem Goldstein herabschlagen sollten? — Der König versammelte seinen Rath, und das Gutachten desselben war, man sollte diesen Goldfels unberührt lassen, denn er wäre wahrscheinlich der Vater oder die Mutter der übrigen bisher gefundenen kleineren Goldklümpchen, und lieber wieder an einem andern Orte graben! *)

Die Art, wie die Negern des Gold gewinnen, verdient hier angeführt zu werden.

Den Goldsand oder die kleineren Goldkörner sammeln sie entweder aus dem Sand der Flüsse oder aus gegrabener Erde, ja so gar aus dem Kehricht **)

*) Römers Nachrichten, S. 131.

**) Römer sagt: (S. 149.) „Wir Dänen haben die Gewohnheit, die Fußböden im Forte mit Ufer- oder Seesande zu bestreuen, der alle Tage wieder ausgekehrt wird. Diesen Kehricht sammeln dennoch alte Negerinnen und Sklavinnen, und waschen Gold daraus. Wir glaubten, es müsse Goldstaub von uns verschüttet werden, so sorgfältig wir auch damit umgehen, und auf diese Art dem Kehricht einen solchen Werth geben; wir bemerkten aber, daß

Digitized by Google

und aus dem Meersande. *) Die Strand- und Flußnegern tragen allen Sand zusammen, werfen ihn in Tröge, gieſſen Waſſer daran, und bekommen dann die etwa darin enthaltenen Goldkörnchen durch ſtarkes Umrühren, mit den Händen oder Füſſen, indem ſie hineinſtehen, und durch öfteres Abgieſſen, indem dann der leichtere Sand oder die Erde von dem Golde weggeſchlämmt wird, abfließt, und das ſchwerere Gold zurükläßt. Sie ſind in dieſer Arbeit ſehr geſchikt; doch verdienen ſie wenig dabei, weil der Sand am Strande nicht ſehr goldhaltig iſt. **) Weit reichhaltiger iſt die Erde, beſonders die rothe Thonerde, die in den inneren Ländern von den Negern gegraben, wozu ſie oft zwanzig Fuß tiefe Löcher machen, und dann ſo wie der Flußſand behandelt wird, indem ſie die Goldkörner durch das Abſchlämmen gewinnen. Dieſe Goldkörner ſind gewöhnlich nicht gröſſer,

jene Negerinnen, ob wir gleich oft Monate lang keinen Goldſtaub wogen und alle Tage die Zimmer auskehren und mit friſchem Sande beſtreuen lieſſen, dennoch immer Gold aus unſerm Sande wuſchen, woraus wir ſchlieſſen mußten, daß dieſer Sand ſelbſt goldhaltig ſeyn müſſe, welches ſich auch durch das Mikroſkop beſtätigte, indem wir fanden, daß an vielen Sandkörnchen Goldſtäubchen hiengen."

*) Iſerts Reiſe, S. 240. und Römer am angef. Orte.

**) Der tägliche Gewinn einer akraiſchen Goldwaſcherinn überſteigt ſelten einen Reichsthaler. Iſert am angef. Ort.

Digitized by Google

als Grüzze; doch findet man auf diese Art auch solide Stükke von einer und mehreren Unzen.

Von diesem negerischen Bergbau berichtet uns Römer *) noch Einiges ausführlicheres, das wir hier abgekürzt ihm nacherzählen wollen:

Wenn die Akimer Gold graben wollen, so machen sie, wo es ihnen einfällt, Löcher in die Erde, doch nicht nahe bei ihren Dörfern oder Wegen, damit kein Kind und kein Vieh hineinfalle; diese Gruben probiren sie dann, indem sie die ausgegrabene Erde in Tröge füllen und abschlämmen; finden sie dann bis zu einer Tiefe von 10 bis 20 Fuß nicht so viel Goldstaub, als sie zur Belohnung ihrer Mühe verlangen, so verlassen sie die undankbare Grube, und graben an einem andern Orte. Dies geschieht aber höchst selten, denn gewöhnlich finden sie schon auf 4 bis 6 Ellen Tiefe die erwünschte goldartige Erde, und fahren dann fort schräg in die Erde hinein zu graben, wenn es sich thun läßt. Hält die Erde, so kommen sie oft auf 60 Fuß tief hinein und graben dann so wol gerade senkrecht, als seitwärts, bis die Grube den Einsturz droht oder wirklich einstürzt, wobei dann oft viele, ja bis hundert Menschen ihr Leben verlieren, indem sie in diesen Löchern lebendig vergraben werden. Denn die Negern denken nicht daran, ordentliche Gänge anzulegen, und diese durch

*) In seinen Nachrichten, S. 152.

Digitized by Google

h einen gehörigen Bau vor dem Einsturze zu
rn. Dies Alles verstehen sie nicht, und be-
gen sich, Stufen in die Gruben hinein zu ma-
, damit sie desto bequemer auf- und absteigen
nen. Diese Gruben haben dann auch das
chtheilige, daß sie durch die Regenzeit un-
uchbar gemacht, und so mit Wasser angefüllt
den, daß man sie nicht nur selbst nicht mehr
ahren, sondern auch nahe bei denselben keine
e anlegen kann, um das Wasser nicht auch
diese zu leiten.

Zu einer gewöhnlichen Grube von der hier be-
riebenen Art werden wenigstens vierzig Arbei-
r erfordert; je tiefer sie ist, desto mehr Leute ge-
ren dazu. Von diesen stehen Einige unten in
r Grube, und stossen die Erde mit spizzigen höl-
rnen Pfälen oder mit pfriemenartigen Eisenstan-
en los; Andre füllen sie dann in die Tröge;
Indre reichen diese hinauf; denn auf jedem Ab-
chnitt oder Stufe steht Einer, der den vollen
Trog oder Zuber weiter hinauf reicht. Diese Trö-
ge werden dann oben ausgeleert, wo wieder andre
Negern damit beschäftigt sind, die zu Tag geför-
derte mineralische Erde an das nächste Wasser zu
bringen, wo sie dann zuerst geknätet, damit
man die grösseren Goldklümpchen finde und heraus-
nehmen könne, und dann wie der Flußsand abge-
schlämmt wird. Aus dieser Erde wird das Gold
reichlicher gewonnen, als aus dem Sande; denn
jeder Trog voll Erde gibt wenigstens vier bis sechs

Unzen reines Gold; ja der König von Akim hatte Gruben, die so reichhaltig waren, daß ihm jeder Arbeiter täglich ein Gefäß (das etwa eine halbe Maaß faßte) voll reinen Goldstaubs liefern mußte.

Es läßt sich hieraus schliessen, wie viel Gold hier zu gewinnen wäre, wenn es von Bergwerkskundigen gegraben würde! Denn in das Gestein zu arbeiten und Erzgänge anzulegen, die erst recht ergiebig seyn müßten, verstehen die unwissenden Negern nicht; darum ist es bloß Zufall, wenn ihnen grössere Goldklümpchen und wirkliches Golderz in die Hände gerathen. Sie fühlen dies, und bringen daher dem Gott der Erde jedes Mal ein verhältnißmässiges Opfer, wenn sie ein solides Stükchen Gold finden. Ist ein solcher Fund zwei Unzen schwer, so muß das Blut einer Henne die Erde versöhnen; ist der gefundene Goldklumpen noch grösser, so muß, nach dem Verhältnisse seiner Schwere ein Schaf, ein Ochs, ja wol gar ein Mensch dafür bluten! —

Dies war die Art der Akimer das Gold zu graben, die von ihren Nachkömmlingen ganz vernachläßigt wird!

Minder geschikte Negern — wenn man anders jede armselige Kunst die Erde zu durchwühlen eine Geschiklichkeit nennen kann — klauben die Goldkörner nach der Regenzeit, wenn ausgetretene Bäche und Flüsse wieder in ihre Bette zurükgekehret sind, aus den Rizzen und Spalten

ers an dem Fuß der Berge auf, und sam-
so mit grosser Mühe oft eine Kleinigkeit
— *)

berhaupt wird jezt weniger Gold auf der
ste gesucht, als ehmals. **)

as Gold ist hier aber auch nicht überall von
r Güte. Das feinste kömmt aus dem Lande
; das akraische, akimische und akanni-
old ist schon geringer, und das von Fetu
ür das schlechteste gehalten. ***)

ie Negern verstehen aber auch die Kunst das
zu verfälschen. Sie machen den Goldstaub
eiß nicht ganz rein, damit er desto schwerer
oder sie fabriziren ganz falsches Gold, in-
e gefeiltes Messing so lange mit gutem Gold
auf Steinen reiben, bis jenes seine scharfen
verloren hat und von dem weichern Golde
ldet ist. Diesen falschen Goldstaub mischen
m unter den ächten, und suchen die Europäer
zu betrügen — denn unter sich selbst betrü-

ömer, Seite 148.

Das meiste Gold kömmt aus den inneren Ländern, ie bis jezt noch von keinem Europäer besucht wor-en sind. Römer (S. 143. u. A.)

Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 235. — Hieher gehört uch das Krakragold, von welchem im VII. B. d. M. 5. 216. in der Anmerkung das Nöthigste gesagt orden.

gen die Negern nicht. Die Europäer sind aber vorsichtig, und bey dem mindesten Verdachte probiren sie das Gold mit Scheidwasser; findet sich dann eine Schelmerei, so darf der schwarze Betrüger sicher auf eine Zahl Stokschläge für seinen Poder rechnen. *)

Die Europäer treiben aber selbst solche Betrügereien. Wenigstens von den Holländern behauptet Römer **), daß sie Zentnerweis vergoldete Kupferkörner aus Europa verschreiben, um die Handelsschiffe damit zu betrügen. Die übrigen in Guinea handelnden Nazionen spricht er von dieser Schuld frei. —

Doch dies wäre genug von dem guineischen Golde, das den englischen Guineen zuerst Stoff und Namen gab! ***) —

Das zweite vorzügliche Mineral, das man auf der Goldküste findet, ist das Salz; es ist Seesalz, das von den Strandnegern gewonnen und mit grossem Vortheile an die innländischen Negern verhandelt wird, welche in ihrem Lande kein Salz haben. †)

---

*) Iserts Reise, S. 128.

**) Nachrichten von Guinea, S. 23. u. ff. wo einige schändliche hieher gehörige Geschichten erzählt werden.

***) Indem die ersten Guineen aus guineischem Golde geschlagen wurden.

†) Iserts Reise, S. 75. Bisweilen soll eine Handvoll Salz von den inländischen Negern mit einem Sklaven bezahlt werden. (A. H. d. R. IV. B. S. 237.)

Die Salzmacherei der Negern ist sehr einfach. Sobald das Meer austritt, läßt es einen Theil seines salzigen Wassers auf dem flachen, lehmigen Boden der Küste zurük; die grosse Sonnenhizze macht dann diese Wasserlachen bald aufdampfen und Salz bleibt verhärtet auf dem Moraste zurük, auf welchem es Krusten bildet. Diese Krusten werden von den Negern zusammen auf einen Haufen gebracht, und dann in eine von reinem trokenem Sande gemachte Grube geworfen, in welche sie frisches Seewasser giessen, das Salz auflösen und von der Sonnenhizze wieder verdampfen und verhärten lassen. Die Unreinigkeiten sezzen sich dabei zu Boden, und das schöne weisse Salz wird oben abgenommen. *)

Aber da, wo das höhere Ufer das öftere Austreten des Meeres hindert, oder dann, wann es zu lange nicht austritt, sehen sich die Strandnegern genöthigt, von dieser Verfahrungsart abzuweichen, und das Seewasser in kupfernen Kesseln oder irdenen Töpfen zu sieden, um auf diese beschwerlichere Art, Salz zu gewinnen. **)

Uebrigens liefert diese Küste meist sehr schönes weisses Salz, das dem Zukker ähnlich ist, und auch in Gestalt von Zukkerhüten geformt wird; doch ist es nicht überall gleich gut.

*) Isert am angef. Orte.

**) Allg. Hist. der R. am angef. Orte.

Ausser diesem ist noch die rothe Erde zu bemerken, welche von den Bergnegern an die Strandnegern verhandelt wird, und womit diese ihre Haare einpudern, und sich den Körper bemalen. Ein Puz; auf welchen sie sehr viel halten, und welcher den Bergnegern sehr einträglich ist, denn eine Porzion von solchem rothen Puder, so viel man auf Einmal gebraucht, kostet 20 Buschis. *) Es ist dieselbe rothe Erde, aus welcher der Goldsand gewaschen wird. **)

Auf seiner Reise in das Innere der Goldküste bemerkte Isert ***), daß der Boden der inneren Länder nicht wie auf der Küste aus Sand, sondern aus fettem Thone von allen Farben, und auch aus schwarzer Gartenerde bestehe. Die Grundlagen der Gebirge sind Granitfelsen, und Gneis; er fand aber auch troknen Quarz und schwarzen Schiefer; aber durchaus keinen Kalkstein. — †)

2.

Pflanzen.

Einen grossen Reichthum an Vegetabilien besizt auch die Goldküste. Nach den Regenmonaten be-

*) Isert, am angef. Orte.

**) M. s. oben.

***) Seite 234. seiner Reise.

†) Man brennt hier Kalk aus Muscheln.

Digitized by Google

delt' sie das schönste Grün; die mannichfaltigsten Kräuter wuchern hier; der ganze Strand ist mit schattichten Bäumen besetzt, welche die anmuthigsten Alleen bilden, und weiter im Innern des Landes finden sich dichte Gebüsche und düstre Wälder, die vorzüglich die Berge bekrönen. *)

Ausser mancherlei Palmen, die wir schon bei Senegambien beschrieben haben, und von welchen vorzüglich die Weinpalmen, Fächerpalmen, Oelpalmen, Kokospalmen, Tannenpalmen und Dattelpalmen hieher gehören **), gibt es hier folgende besonders merkwürdige Bäume:

Den Seidenwollenbaum, Kapokbaum, Käsebaum, Wollsamenbaum mit fünf Staubfäden — (franz. *Fromager* — engl. *Silk-Cotton-tree* — holl. Kapookboom — Bombax pentandrum L.) ein sehr hoher Baum, dessen Stamm oft über hundert Fuß Höhe erreicht ***), aber wegen seines schwammigen Holzes zu beinahe nichts als zu den Negerkähnen taugt, die aus

*) Römers Nachrichten, S. 5. Isert, am angeführten Orte.

**) Diese sind schon alle im V. B. d. M. beschrieben worden.

***) M. s. die Beschreibung, im V. B. d. M. — Was bei Gelegenheit dieses Baums Bosmann (A. H. d. R. IV. B. S. 238.) von ungeheuren Bäumen in Guinea erzählt, von Bäumen, deren Gipfel über einen Flintenschuß von der Erde erhaben seyn soll, ist wahrhaft lächerlich.

Digitized by Google

Einem Stamme gemacht werden; er ist oft eine Klafter und mehr dik. *) Seine Früchte sind Kapseln, welche eine feine Wolle in sich schliessen, die zum Ausstopfen der Betten sehr gut ist.

Wahrscheinlich wächset auch der in Senegambien einheimische Polon- oder Bentenbaum, der stachlichte Käsebaum (Bombax Ceiba. L.) auf der Goldküste, ist aber vermuthlich von den unerfahrnen Reisebeschreibern mit dem nahe verwandten Kapokbaum verwechselt worden. **)

Der Papajabaum (Carica Papaya. L.) wächst auch auf dieser Küste; ***) seine Frucht wird von den Europäern mit Salz, Pfeffer und Butter, oder auch mit Zitronensaft und Zukker gegessen.

Smith will auch den Zimmetbaum (Laurus Cinnamomum. L.) auf dieser Küste gefunden haben. †) Ob aber wirklich der ächte zeilanische Zimmet so lange schon unbenüzt hier wachsen konnte, ohne von den Europäern bemerkt worden zu seyn — ist sehr zweifelhaft. ††)

*) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

**) M. s. im V. B. d. W.

***) Ebendaselbst.

†) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 150.

††) Wahrscheinlich hat der unkundige Smith einen dem Zimmet ähnlichen Baum, oder den unächten Zimmetbaum mit dem ächten verwechselt; denn kein Reisebeschreiber, kein Naturforscher erwähnt dieser Bäume in Afrika.

Digitized by Google

Süße und saure Pomeranzenbäume (Citrus Aurantium. L.) Zitronen- (Citrus medica. L.) und Limonienbäume, hier Brambas genannt (Limonia aurantifolia. L.) wachsen auf dieser Küste in Menge. Auch hat man zu Maure den Bau von Granatäpfelbäumen (Punica granatum. L.) die sonst nirgends auf dieser Küste fortkommen, mit einigem Erfolge versucht. *)

Ferner findet man hier Tamarinden (Tamarindus indica. L.) — Tabernämontanen (Tabernaemontana. L. **) — Mangrovenbäume (Rhizophora Mangle. L.) — Guajavabirnbäume (Psidium pyriferum. L.) — Ikakopflaumbäume (Chrysobalanus Icaco. L.) — Bignonien (Bignonia. L. ***) — Kalebassenbäume (Crescentia Cujete. L.) — Affenbrodbäume (Adansonia digitata. L.) — Flügelfruchtbäume (Perocarpus. L.) — Paradiesfeigenbäume (Musa paradisiaca. L.) — Bananenbäume (Musa sapientum. L.) — und andre schon bei Senegambien beschriebene Bäume und Stauden. †)

*) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

**) Isert's Reise, S. 140. u. Allg. Hist. d. R. IV B. S. 241.

***) Isert, am angef. Orte. Aus den Blättern einer Art Bignonie und den Wurzeln einer Art Tabernämontane bereiten die Negern eine Farbe, mit welcher sie sehr schön blau färben.

†) M. s. im V. B. d. W.

Digitized by Google

Auſſer dieſen fand Iſert*) noch auf dieſer Küſte eine neue Art Avicennie (Avicennia. L.) einen ſehr hohen Baum, den man hier unrichtig eine Zeder nennt. Er iſt von ſo ſalziger Natur, daß man alle Morgen groſſe Tropfen von aufgelöstem Salze auf ſeinen Blättern findet, die ſich hernach an der Sonne kriſtalliſiren. Sein Holz wird zum Bauen gebraucht. **) — den groſſen indianiſchen Feigenbaum (Ficus indica. L.) der durchaus mit einem milchichten Safte angefüllt iſt — eine Art Erbſenbaum (Robinia. L.) — eine Art Talgbaum (Croton ſebiferum. L.) von welchem die Negern einen wohlriechenden Talg gewinnen, mit welchem ſie ſich den Körper einſchmieren ***) — und andre unbekannte Bäume und Stauden. †)

Schönfärbiges Holz, das eine gute Politur annimmt, und zu feinen Tiſchlerarbeiten ſehr tauglich iſt; überhaupt gutes Bau- und Zimmerholz

*) In ſeiner Reiſe, S. 116.

**) Es iſt ſchön gerade und gibt bis 60 lange Balken. Ueberhaupt fehlt es hier nicht an ſchönem Bauholze.

***) Iſert S. 189. Vielleicht iſt es derſelbe Baum, welcher in Senegambien den Bambuksbutter liefert? (M.) ſ. im V. B. dieſes Werkes.)

†) Iſerts Reiſe, an verſchiedenen Orten; auch Allg. Hiſt. d. R. am angef. Orte. Hieher gehört auch der in lezterer erwähnte unbeſtimmte Baum, welcher die hier ſogenannten Kormantynäpfel trägt.

Digitized by Google

soll hier nicht selten seyn. *) Auch will Smith Bäume von rothem Holze gefunden haben, die er für eine Abart von Mahagonyholze (Swietenia Mahagony. L.) hält. **)

Von bekannten Gesträuchen bemerkte Isert noch: Die vierekte Klimmen (Cistus quadrangularis. L.) eine Pflanze, die ihres scharfen Geschmaks ohngeachtet von den Indiern gekocht und gegessen wird; die Negern hingegen bedienen sich der zu einem Brei gestampften Blätter derselben, als eines suppurirenden Mittels, zu Umschlägen beim Nervenwurm. ***) — Eine schöne Art spanisch Rohr, welche er für eine Helikonie (Heliconia. L.) hält. †) — Den in Ostindien einheimischen Peitschenstrauch (Flagellaria indica. L.) der von den Indiern zu Flecht- und Bandwerk gebraucht wird, weil er sehr zäh und geschmeidig ist. ††) — Den lindenblätterigen Hibiskus (Hibiscus tiliaceus. L.) und den eßbaren Hibiskus (Hibiscus esculentus. L.) dessen Blätter von den Negern wie Kohl gekocht und als Gemüse gegessen werden. †††) —

*) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 236.

**) Ebendaselbst.

***) Iserts Reise, S. 243.

†) Dieselbe, S. 283.

††) Iserts Reise, S. 132.

†††) Isert sagt: (S. 205.) „dieser Kohl läßt sich wie Vogelleim Ellenlang aus der Schüssel ziehen, welches eben nicht den empfehlendsten Anblik gewährt." —

Digitized by Google

Eine neue Art des Kapernstrauchs (Capparis L.) fand Isert in der Gegend von Akra sehr häufig. Dieser Strauch blühet beinahe das ganze Jahr hindurch; seine Früchte werden aber von Rüsselkäfern gar sehr verwüstet. *)

Auch die so nutzbare Maniokstaude (Jatropha Manihot L.) ist hier einheimisch. **) —

Wein wird nur von den Holländern zu Maure gepflanzt; die Weinstökke tragen jährlich zweimal Trauben, weil man aber ihre Wartung den unwissenden Negern überläßt, so kommen sie nicht recht fort, und verderben. ***)

Von Kräutern, welche auf dieser Küste wachsen, sind zu bemerken:

Der Ingwer (Amomum Zingiber. L.) wird an verschiedenen Orten derselben gefunden. Die grüne Wurzel wird als Salat gegessen. †)

Jacquin (Linn. Pflanzensyst. IV. B. S. 166) sagt dies von den Früchten, und sezt hinzu, es komme den Europäern im Anfange sehr ekelhaft vor.

*) Isert karakterisirte diesen Strauch so: Capparis erythrocarpos pedunculis solitariis, stipulis spinosis, foliis ovatis obtusis pericarpiis hexagonis —— und beschrieb ihn im 4ten St. des IX. B. der Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. (1789.)

**) M. s. die Beschreibung im V. B. d. W.

***) Allg. Hist. d. R. IV. B. 240.

†) Ebendaselbst, S. 244.

Der wilde Ingwer (Amomum Zerumbet. L.) welcher dem ächten sehr ähnlich ist, und von Isert die falsche Paradieskornpflanze genannt wird. *)

Die Paradieskornpflanze oder der guineische Pfeffer (Malaghetta — Amomum grana paradisi. L.

Auch will Isert eine neue Art dieses Geschlechtes gefunden haben. **)

Eine dem wolriechenden Negerkraut — Waldmeister oder Sternleberkraut (Asperula odorata. L.) ähnliche Pflanze liefert den Negern wolriechende Blätter, die sie zierlich geflochten um den Hals hängen, wenn ihnen andre Parfumerien fehlen. ***)

Das amerikanische Seidenkraut — Flachsdotter — (Cuscüta americana. L.) dessen weidenartige Ranken von den Negern statt der Saiten zu ihren Geigenähnlichen Musik-Instrumenten gebraucht werden. †)

Bataten (Convolvulus Batatas. L.) wovon schon bei Senegambien gesprochen worden. ††)

---

*) In seiner Reise, S. 282.

**) Ebendaselbst.

***) Iserts Reise, S. 193.

†) Ebendaselbst, S. 231.

††) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 245. M. s. auch V. B. d. W.

Digitized by Google

Die brasilianische Winde (Convolvulus brasiliensis. L.) die den Negern bei dem Bau der Laubhütten dient, in welche sich die Krieger im Felde lagern. *)

Tabak (Nicotiana Tabacum. L.) wird von den Negern gebaut, und wächst auch wild. Der Saame ist aus Amerika herüber gebracht worden. Der von den Negern selbst gepflanzte Tabak stinkt so abscheulich, daß ein Europäer den Rauch davon nicht riechen, geschweige denn diesen Wachstubenkanaster selbst rauchen kann. Die Strandnegern rauchen den minderstinkenden brasilianischen Tabak, der aber hier sehr theuer ist. **)

Hennenpfeffer (Capsicum baccatum. L.) dessen sich die Negern als Würze bedienen, wenn sie die Fische mit Palmöl braten. ***)

Ananas (Bromelia Ananas. L.) Diese bekannte köstliche Frucht wächst auch hier sehr häufig. †)

---

*) Iserts Reise, S. 54.

**) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 243.

***) Isert (S. 207.) nennt dies Gewürz spanischen Pfeffer. (?)

†) Aus den Fäden der Ananasblätter, die sie einige Tage in Wasser einweichen, dann trocknen und schlagen, bereiten die Negern eine Art zwei Ellen langen, sehr weissen und feinen Flachses, der den Leinflachs in jeder Rücksicht übertrifft, und woraus sie ihre Angelschnüre verfertigen. (Iserts Reise, S. 239.)

Digitized by Google

Eine neue Art Aloe Aloe. L.) die von den Negern gepflanzt wird, um aus den Fasern der Blätter Strikke zu machen — fand Isert auf dieser Küste. *)

Der **Kohlportulak — Burzelkraut** (Portulaca oleracea. L.) wird hier als Salat gegessen. **)

Das Mußkraut, Judenpfeffer, Küchenkorchorus (Corchorus oiltorius. L.) ist eines der gemeinsten Zugemüse der Negern. ***)

Auch die **fünfblätterige Kleome** (Cleome pentaphylla. L.) dient ihnen dazu. †)

Bohnen (Phaseolus. L.) haben sie auch von verschiedenen Arten, Grössen und Farben. Die beste Art wird **Kallavansen** genannt; sie scheinen unsern **welschen Bohnen** (Phaseolus vulgaris. L.) ähnlich zu seyn. ††)

*) Reisebeschreib. S. 282.

**) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 244.

***) Iserts Reise, S. 205.

†) Ebendaselbst.

††) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 245. wo es heißt: „Die hier wachsenden Bohnen und Erbsen sind von verschiedener Farbe, roth, schwarz, violet und grau. Es gibt eine zarte und wolschmekkende Art, welche purpurfärbig ist, und mit Palmöle zugerichtet eine gute Speise gibt. Andre Bohnen essen sie selten. (so sagt Villault) — Die besten Bohnen sind (nach Smith) die Kallavansen, von der Gestalt und Grösse der

Digitized by Google

Holzige Faseln (Dolichos lignosus. L.) die von den Negern zu einem Spiele gebraucht werden, *) wachsen hier — wahrscheinlich auch noch andre Arten dieser Gattung. **)

Ob die zweierlei Erdbohnen, deren die Neger sebe-

Feuerbohnen. Sie sind sowol grün, als gedörret sehr schmakhaft. Trokken schmekken sie, wie grüne Erbsen. — Bosmann gedenket auch verschiedener Arten von Bohnen, die auf dieser Küste wachsen, worunter einige den grössern und kleinern holländischen Gartenbohnen sehr ähnlich sind. Ferner so spricht er von Bohnen Jojooties (Schoschuties) genannt, welche in langen Hülsen auf der Erde hin wachsen, und von noch andern, die auf Stauden, wie die Stachelbeersträuche wachsen, und Schoten haben, wie die grünen Erbsen. — Römer (S. 151.) erwähnt überdies noch kleiner rother Bohnen Taquer genannt, welche auf wilden Pflanzen wachsen, und sezt hinzu: zwölf Bohnen kosten gewöhnlich einen Reichsthaler oder 1/8 Loth Gold! — Diese Nachrichten sind alle zu dürftig, als daß man die Gattung und Arten dieser Gewächse daraus naturhistorisch bestimmen könnte! —

*) Iserts Reise, S. 228.

**) Vielleicht auch die egyptischen Faseln (Dolichos Lablab. L.) die purpurfärbigen Faseln (Dolichos purpureus. L.) langährigen Faseln (Dolichos polystachios L.) und die Sojafaseln (Dolichos Soja, L.)?? — vielleicht auch Lupinen (Lupinus. L.) und mehrere Arten von Bohnen (Phaseolus. L.)?? — Dies mögen Naturforscher untersuchen! —

Digitized by Google

sebeschreiber gedenken, *) und die sie Gobbegobbes und Angolabohnen nennen, zu der Pflanzengattung der Erdeichel (Arachis. L.) gehören, kann aus den dürftigen Beschreibungen, die wir davon haben, nicht bestimmt werden.

Erbsen (Pisum. L.) verschiedener Art wachsen auch auf der Goldküste und dienen den Bewohnern derselben zur Speise. **)

*) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 246, wo es heißt: „Es gibt hier (nach Bosmann) zweierlei Erdbohnen, die einen, Gobbegobbes genannt, wachsen paarweise in einer Hülse unter der Erde und treiben ein kleines Laub über derselben; die andre Art wird Angolabohnen genannt, weil man sie aus Angola hieher gebracht hat; diese sind eigentliche Erdnüsse, wachsen in feinen Hülsen, können roh gegessen werden, da sie dann wie Haselnüsse schmekken, oder man kann sie rösten wie Kastanien, auch geben sie einen trefflichen Saft; erstere sind lange nicht so gut, werden aber doch auch gegessen." — Die lezteren Erdnüsse scheinen die unterirdischen Erdeicheln (Arachis hypogaea. L.) und jene ersteren Erdbohnen, die unterirdische Glycine (Glycine subterranea. L.) zu seyn, welche in Surinam auch Gobbe genannt wird; doch stimmen diese kurzen Nachrichten von Bosmann nicht ganz mit den Beschreibungen im Linn. Pflanzensystem, VIII. B. S. 568. und 570. überein.

**) Von diesen sagen uns die Reisebeschreiber weiter gar nichts; wir können also nicht wissen, ob es Arten von eigentlichen Erbsen (Pisum. L.) oder Erven (Ar-

Ferner gehört zu den Küchengewächsen dieses Theils von Guinea:

Die Aronwurzel, der eßbare Aron, der Karaibische Kohl (Arum esculentum. L.) eine Pflanze, die auch in Ost- West- und Südindien als Zugemüse gebauet wird, und von welcher Blätter und Wurzel genossen werden. Die als Kohl gekochten Blätter sollen dem Spinat an Geschmakke ähnlich seyn, und die Wurzel wie Kastanien schmekken. *)

Die Wassermelonen (Cucurbita citrullus. L.) — diese wohlthätigen Früchte heisser Länder wachsen auch hier; ihr Anbau wird aber von den trägen Negern vernachlässigt; doch geben sich die Europäer damit ab. **)

Die Yamswurzeln (Dioscorea sativa. L.) die hier weit besser seyn sollen, als in Westindien — Wurzeln, welche in so vielen Länder den Mangel des Getraides ersezzen! Sie sind aussen braun, innen weiß, und sehr gut von Geschmak; man kocht oder bratet sie und ißt sie statt des Brodes. Die Negern hauen sie sehr stark. ***)

Ausser diesen gibt es noch allerlei nuzbare Hü-

bus. L.) oder Platterbsen (Lathyrus. L.) oder Kichern (Cicer. L.) sind.

*) Iserts Reise, S. 290.

**) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 243. (wovon auch im V. B. d. W. S. 88.)

***) Iserts Reise, S. 288.

Digitized by Google

chengewächse und Arzneikräuter, die von Naturforschern noch nicht gehörig untersucht und beschrieben sind. *) Z. B. ein Kraut Tetie genannt, das in Stängel und Blättern den Rettichen gleicht, einen angenehmen Geschmak hat und sehr gut für den Magen ist. **)

Die Europäer pflanzen auch allerlei europäische Gewächse in ihren Gärten, welche sehr gut fortkommen.

Von den Blumen dieser Küste ist uns wenig bekannt. Villault sagt, er habe ihrer nicht viele gesehen ***), und Isert gedenkt nur der bekannten Balsamine oder des gemeinen Springsamens (Impaticus balsamina. L.) und der prächtigen Glorioſe (Glorioſa ſuperba. L.) auch einiger unbekannten Blumen. †) Er spricht ebenfalls im Vorbeigehen von einem sehr prächtigen Tulpenbaum, der von einem ganz neuen Pflanzengeschlechte seyn soll. ††)

*) Barbot spricht von dreissigerlei genießbaren grünen Kräutern, und mehreren Arzneikräutern, Wurzeln und Harzen, die von Naturforschern noch nicht untersucht worden sind. (Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 243.)

**) Derselbe, Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 244.

***) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 249.

†) In seiner Reise, S. 283. u. f. O.

††) Novum genus Tetrandriae. Iserts Reise, S. 282. — Es kann also nicht der gemeine Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera. L.) seyn? —

Digitized by Google

Von Getraide-Arten gibt es hier folgende:

Reiß (Oryza sativa. L.) der aber von den Negern auf der Goldküste nicht stark gebaut wird, und folglich ziemlich selten ist — seltener als höher hinauf in Guinea. *)

Mais, wälsch oder türkisch Korn (Zea Mays. L.) welchen die Negern nach Art der Portugiesen grossen Hirse nennen **), bauen sie hier sehr stark, und können jährlich zwei Aerndten davon halten.

Den kleinen Hirse — Milhio piqueno (Negerisch: Mah) — nennt Isert das zweifärbige Pferdgras (Holcus bicolor. L.) und sagt, sie bauen ihn nicht so stark, wie den Mais, machen aber Brod und Bier daraus. ***) Nach den Berichten der Reisebeschreiber gleicht dieser Hirse dem Koriander, hat die Farbe des Hanfsamens, und wächst auf langen Aehren. Er braucht drei Monate um reif zu werden, und nach der Aerndte läßt man ihn noch einen Monat in der Sonne trocknen, schneidet dann die Aehren ab, bindet sie in Garben und führt sie nach Hause. Das Korn

*) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 248.

**) Ebendaselbst, S. 246. Ob nicht der sogenannte grosse Hirse der eigentliche Sorghosamen (Holcus Sorghum. L.) der in Senegambien wächst, auch auf der Goldküste gebaut wird?

***) Iserts Reise, S. 206.

Digitized by Google

gibt ein gutes Mehl. Das Stroh wird zu Wänden und Dächern der Häuser gebraucht. *)

Zukkerrohr (Saccharum. L.) wächst hier auch sehr häufig; es wird aber kein Zukker daraus gemacht. Es ist wahrscheinlich das wilde Zukkerrohr (Saccharum spontaneum. L.) das auch in Ostindien wächst, und von dem gemeinen Zukkerrohr (Saccharum officinarum. L.) verschieden ist. **)

Isert fand auf dieser Küste auch das gegliederte Zypergras (Cyperus articulatus. L.) — eine besondre Art Kolben (Typha. L.) und eine neue Art Bartgras (Andropogon. L.) das sehr hoch ist, und von den Negern zu den Dächern ihrer Laubhütten gebraucht wird. ***) —

Dies ist das Merkwürdigste, was wir von den Pflanzen der Goldküste in unsern Reisebeschreibungen aufgezeichnet finden! —

3.

Das Thierreich.

An zahmen und wilden, nüzlichen und schädlichen, grossen und kleinen Thieren aller Klassen hat die Goldküste einen reichen Ueberfluß.

---

*) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 247.

**) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 241.

***) Iserts Reise, S. 31.

Digitized by Google

Wir wollen die merkwürdigsten derselben hier auszeichnen, und den Anfang mit den Säugthieren machen.

Unter diesen sind die zahmen und nuzbaren für jedes Land die wichtigsten.

Von solchen Quadrupeden findet man hier: Ochsen und Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde, Esel; auch Hunde und Kazzen.

Das Rindvieh ist wegen des geringern Futters und magern Bodens auf der Küste schlechter, als in den innern Ländern. Man melkt die Kühe nicht, weil sie kaum Milch genug für ihre Kälber geben *); die Stiere werden nicht verschnitten, und alles Rindvieh ist überhaupt so klein und mager, daß es nur ein unschmakhaftes Fleisch gibt. **)

Die Schafe sind auch sehr klein, und haben Haare statt der Wolle. Das Schöpsenfleisch ist trokken und unschmakhaft. ***)

Die Ziegen sind desto besser, zwar sind sie nur klein, aber sehr fett und fleischig, besonders die Bökke, welche frühe verschnitten werden. —

*) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 249, wo auch gesagt wird, der holländische Generaldirektor zu Elmina halte zwanzig bis dreissig Kühe, die kaum zureichen, ihn und seine Tafel mit der nöthigen Milch zu versorgen.

**) Ebendaselbst.

***) Bosmann, Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 250. Man vergleiche V. B. d. W. S. 155.

Digitized by Google

Die Negern wissen eine artige Mähre von dem Ursprunge des Gestanks der Ziegenbökke zu erzählen; sie sagen: Im Anfange der Welt herrschte eine gewisse Göttinn, welche die Gewohnheit hatte, sich mit wohlriechenden Oelen zu salben. Die Bökke wünschten auch so wolriechend eingesalbt zu werden, und baten die Göttinn, sie möchte ihnen auch von ihrer köstlichen Salbe zukommen lassen. Diese zeigte sich willfährig, und schmierte die Bökke, aber mit einer garstigen stinkenden Salbe, die ihnen den übeln Geruch mitgetheilt hat, den ihre sämmtlichen Nachkommen noch haben. Da sie aber immer in der Meinung sind, sie besässen die köstliche Salbe, so scheuen sie den Regen, um ja nichts davon zu verlieren! — *)

Die Negern ziehen auch Schweine, aber sie taugen nicht viel, denn ihr Fleisch ist weich und der Spek schlecht. **)

Pferde gibt es auf der Küste gar nicht, aber desto mehrere in den inneren Ländern, welche klein, träge und häßlich sind. ***)

Die Esel sind wirklich größer und schöner; man findet sie aber auch nur im Innern des Landes. †)

*) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

**) Bosmann, ebendaselbst.

***) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte. Doch scheint dies nicht durchgängig wahr zu seyn, denn man findet auch schöne Pferde in den innerafrikanischen Ländern.

†) Wo sie (nach Bosmann) mehr zum Reuten, als zu

Andre Lastthiere haben die Negern nicht, und auch diese werden wenig gebraucht; das allgemeine Lastthier ist hier der Mensch — als Sklave des Despoten und Reichen! —

Von Haüsthieren gibt es hier noch Hünde und Kazzen. — Die Hunde der Negern sind einiger Massen von den europäischen verschieden; sie bellen und beissen nicht, sehen fuchsähnlich aus, haben lange spizzige Schwänze ohne Haare, eine rauhe Haut, und sind durchaus garstige Geschöpfe; übrigens gibt es ihrer von mancherlei Farben, weisse, rothe, schwarze, braune, gelbe u. s. w. Auch die europäischen Hunde arten aus, wenn sie hieher gebracht werden; sie bekommen allmählich lange, steife Fuchsohren und eine Fuchsfarbe; in drei bis vier Jahren sehen sie schon sehr häßlich aus, und in eben so vielen Hundsgenerazionen verliert sich ihr Bellen in ein widriges Geheul und Geklaffe. *) — Die Negern schäzzen die Hunde

anderm Lastragen gebraucht werden. (Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 250.) Man vergleiche, V. B. d. M. S. 160.

*) Daß die Hunde im heissen Klima nicht nur, sondern auch im sehr kalten ganz ausarten, ist bekannt; man erkennt sie kaum mehr für Hunde, denn auch ihre Gemüthsart verändert sich. (M. s. Zimmermanns Geograph. Gesch. d. M. ꝛc. I. B. S. 136. u. f.) Da die Negern keine Hunde haben, welche bellen, so nennen sie diejenigen, welche erst aus Europa gekommen

Digitized by Google

sehr, nicht als Wächter, oder Jagdgehülfen, oder Gesellschafter, sondern als Thiere, die ihnen eine gute Speise geben; denn sie ziehen das Hundefleisch allem andern Fleische vor *) — deswegen füttern sie ganze Ställe von Hunden, treiben sie wie andres Schlachtvieh zu Markte, und verkaufen sie theuer; denn ein Hund gilt hier mehr, als der fetteste Schöps.

Die Kazzen werden von den Negern ebenfalls hochgehalten, nicht um des Fleisches willen; denn sie essen sie nur im Nothfalle, sondern um der beschwerlichen Mäuse willen, die von den Kazzen so häufig weggefangen werden. Sie arten hier nicht aus. **)

---

sind, und noch bellen — redende Hunde. (Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 251.)

*) Auch die Kamtschadalen, Sinesen, Grönländer, Südindier u. s. w. essen Hundefleisch; die Südindier halten es für wolschmeckender, als das beste Schweinefleisch. (Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt, S. 167.) In einer Anmerkung zu Norris (S. 418. im V. B. seines Mag. merkw. R.) sagt derselbe berühmte Forster: „In Guinea, wo man so viele andre zahme Hausthiere und auch Wildpret in Ueberfluß hat, würde die Vorliebe für das Hundefleisch zu verwundern seyn, wenn dieses nicht wirklich weit besser schmekte, als man gewöhnlich glaubt." —

**) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 251.

Digitized by Google

Wir wollen nun auch die wilden Quadrupeden dieses Erdreichs überblikken!

Die bekannteſten und merkwürdigſten derſelben ſind:

Der Elefant (Elephas maximus. L.) iſt auch auf der Goldküſte zu Hauſe, doch wohnt er hier in geringerer Zahl, da das Land ſtark bewohnt, und immer der ewigen Kriege wegen in Bewegung iſt. *)

Das Flußpferd, Nilpferd, der Waſſerelefant (Hippopotamus amphibius. L.) findet ſich auch im Fluſſe Volta, wo er den Negerkähnen ſehr gefährlich iſt. **)

Wilde Büffel (Bos bubalus. L. oder Bos cafer *Sparrmanni?*) gibt es hier in Menge; ſie ſind ſehr groß, meiſt aſchgrau von Farbe, gröſſer als die polniſchen Ochſen, mit halbmondförmigen

*) Ebendaſelbſt, S. 252. u. ff. — Iſerts Reiſe, S. 284. Weiſſe Elefanten gibt es hier gar nicht; auch verſtehen die Negern die Kunſt nicht, ſie zu zähmen; ſie jagen ſie vorzüglich um des Fleiſches willen, das ſie ſehr hochſchäzzen. Aus ihren Ohren machen ſie ſich Müzzen. (Iſerts Reiſe. S. 166.)

**) Iſert (S. 117.) ſagt: „Die Fahrt auf dem Rio Volta würde noch weit angenehmer ſeyn, wenn es keine Flußpferde, welche zum Zeitvertreib die Kähne umwerfen, und keine Krokodille darin gäbe, welche den Ruderern ſo leicht eine Hand oder einen Fuß wegſchnappen."

Digitized by Google

rükw'rts gebogenen Hörnern, deren Spizzen innen zusammen kommen. Man schoß zu Iserts Zeit einen bei Ada, der über 800 Pfund wog. *)

Löwen findet man nicht auf der Goldküste, sie haben sich mehr in die unbewohnteren Länder, und innerafrikanischen Wüsteneien zurükgezogen — aber desto mehr Leoparden, welche von unseren Reisebeschreibern sehr irrig Tiger genannt werden. **) Diese grausamen, blutdürstigen, gefährlichen Raubthiere, die wir schon beschrieben haben ***), sind hier sehr gefürchtete Feinde der Negern und ihres Viehs; sie fallen in ihrem Heißhunger Menschen an, schleppen Kinder weg, und rauben am hellen Tage Schafe aus den Dörfern. Die Leoparden nähern sich selbst den europäischen Forts auf der Küste, und verbreiten Schrekken umher. Bosmann jagte einst ein solches Raubthier, das am hellen Tage seine Schafe fraß; er zog in bewaffneter Gesellschaft gegen den Räuber aus, und mußte mit einigen Verwundeten wieder abziehen, ohne ihn erlegt zu haben;

*) Iserts Reise, S. 60. — Er zweifelt, ob dieser guineische Büffel der Bos bubalus. L. sei — Daß die Jagd dieser Thiere sehr gefährlich ist, sagt Barbot. (Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 256.)

**) Dahin gehören alle Beschreiber von Guinea, bis auf Isert. — Daß es keine Tiger in Afrika gebe, beweist Zimmermann, in seiner geograph. Gesch. d. M. II. B. S. 260.

***) Im V. B. d. W. S. 129.

Digitized by Google

endlich fieng er ihn in einer Falle, in welcher der furchtlose Leopard nicht brüllte, sondern sich mit den Zähnen durchzubeissen arbeitete; dies würde ihm wol auch gelungen seyn, wäre nicht Bosmann noch zeitig genug hinzu gekommen; er lud seine Flinte mit drei Kugeln, stekte sie zwischen die Pfähle, und als der Leopard grimmig darauf hineilte, drükte er los, und erlegte ihn so auf Einen Schuß. *) — Die Vertilgung eines Leoparden ist den Negern auf dieser Küste auch so wichtig, daß sie dieselbe mit Schmausereien und Tänzen feiern; ja sie wird für eine solche Heldenthat gehalten, daß es in dem Lande Hante **) dem Vollbringer derselben erlaubt ist, acht Tage hintereinander allen Palmwein, der zu Markte gebracht wird, ohne Bezahlung wegzunehmen, und sich mit seinen Freunden dabei lustig zu machen.

Auch kleinere Raubthiere aus dem Kazzengeschlechte hausen auf dieser Küste. ***)

Die wilden Kazzen, Tigerkazzen (Felis Pardalis. L.?) deren Boßmann auch erwähnt, †)

*) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 254. u. 255.

**) Wo Boßmann damals war, und daher auch der Freiheit dieses Gesezzes genoß.

***) Zimmermanns geogr. Gesch. d. M. II. B. S. 264.

†) Boßmanns Beschreibung von Guinea, S. 298. wo er sagt: „Die Haut der wilden Kazzen ist gesprenkelt, wie die des Tigers (Panthers) — Sie thun dem Federviehe grossen Schaden.“ —

und die wilde der Panther gefleckt seyn sollen, und besonders dem Geflügel nachstreben — gehören auch hieher. Wahrscheinlich ist der Serwal (Felis Serval) mit darunter. *)

Der Arompo oder Menschenfresser, (wie ihn die Negern nennen) welchen Boßmann kurz als ein Thier beschreibt, das sich in den Wäldern aufhält, einen langen schlanken Leib hat, mit einem langen, am Ende mit einem Haarbüschel versehenen Schwanze, das von bräunlicher Farbe ist, langes dünnes Haar hat, und sich von Leichen nährt, die es wittert und ausgräbt **) — ist doch wol nichts anders, als die Hyäne (Canis hyaena. L.) die auch in Senegambien hauset? ***)

Der guineische Buschhund †), von welchem

*) Zimmermann, II. B. S. 272. — Vielleicht auch der Karakal? — (M. s. V. B. d. W. S. 131. u. 132.)

**) Dies stimmt sehr mit den beßten Beschreibungen der Hyäne — auch mit der Gestalt eines Raubthiers dieser Art, welches der Herausgeber dieses Werks selbst gesehen hat — aber gar nicht mit den Nachrichten von dem Schakal überein.

***) Zimmermann (II. B. S. 319.) getraut sich nicht, diesem Thiere seine Stelle anzuweisen — wahrscheinlich, weil Boßmanns Abbildung zu keinem bekannten Thiere paßt. Aber wer wollte immer den naturhistorischen Abbildungen der Reisebeschreiber trauen?

†) Zimmermann (II. B. S. 288.) übersezt das holländische Boßhond durch böser Hund — es soll aber doch wol nicht anders, als Buschhund heissen? —

Digitized by Google

Boßmann sagt, es sei ein Schakal *) und welchen Isert Canis Carcharias nennt, und so beschreibt: **) „Der Buschhund, den die Negern Krang nennen, ist von der Grösse eines europäischen Wolfs und hat in seinem Betragen überaus viel übereinstimmendes mit demselben; er ist so dreist, daß er sich oft des Nachts auf die Treppen des Forts legt und heult. In Mangel eines bessern frißt er Krabben, denen er den Rükweg abschneidet, wenn die Brandung sie aus Ufer bringt. Manchmal überfällt er erwachsene Leute, tödtet sie aber nicht gleich, sondern wirft sie über den Rükken, schleppt sie fort, und verzehrt sie dann in Ruhe. ***) — Die akraischen Negern verehren dieses Raubthier als eine Gottheit, und Niemand darf es wagen, auf es zu schiessen, so viele Kinder und Schafe es auch raubt. Ja, zu Ningo †) unterhalten sie einen Tempel für dasselbe, den sie alle Abend mit Eßwaaren versehen, welche diese gefräßigen Thiere auch richtig allemal abholen.“ — Kann dieser Buschhund etwas anders seyn, als eine Hyäne? ††) Und ist nicht Boß-

*) Beschreibung von Guinea, S. 291.

**) In seiner Reise, S. 211. in der Anmerkung.

***) Dies stimmt ganz mit den Berichten von der Hyäne überein.

†) Auf der Küste, zwischen Christiansburg und Ada — Dieser Thierdienst hat doch wol bloß in der Furcht seinen Ursprung? —

††) Wol schwerlich? — Zwar hält Zimmermann (am

manns und Barbot's sogenannter Schakal auch eine Hyäne? *) —

Ob auch der wahre Schakal (Canis aureus. L.) in Guinea zu zu finden sei, ist noch zweifelhaft. **)

Von eßbarem **Wildpret** findet man auf dieser Küste vorzüglich:

Hirsche (Cervus elaphus. L.) die man oft in grossen Heerden trifft, und von welchen es hier verschiedene Arten geben soll. ***)

---

angef. Orte) diesen Buschhund für eine Art Marder, für die Viverra Zeilonensis des Pallas — er hatte aber damals diese Beschreibung von Isert noch nicht gelesen, welche auf keine Marderart passen kann.

*) Wahrscheinlich; denn letzterer sagt von demselben: „Die Schakals, welche Einige für wilde Hunde halten, sind so wild und so räuberisch als die Tiger; sie sind von der Grösse eines Schafs, doch mit längeren Füssen, welche im Verhältniß mit dem Körper dik sind, und schröckliche Klauen haben; sie sind sehr stark; ihr Haar ist kurz und flekkicht (!); ihr Kopf flach und breit, und ihre Zähne scharf." — Dasselbe sagt Smith, und setzt hinzu: „verschiedene Europäer, die in Europa nie einen Wolf gesehen hatten, haben ihn mit diesem Thiere verwechselt" — (Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 257. und 258.)

**) Da die Nachrichten unserer Reisebeschreiber was die Naturgeschichte betrift, so verwirrt sind, so läßt sich dies nicht genau bestimmen. (M. s. V. B. d. W. S. 122.)

***) Isert's Reise, S. 207. — Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 256.

Digitized by Google

Rehe (Cervus capreolus. L.) und Hasen (Lepus timidus. L.) die nur halb so groß sind, als die europäischen *), und von den Negern, die sie umringen und aufschrökken, mit Stökken todtgeschlagen werden. **)

Antilopen (Antilope) gibt es hier in Menge, und von mancherlei Größe, Farbe und Bau; man will ihrer zwanzigerlei Arten bemerkt haben. ***) — Folgende sind klassifizirt: †) — Die grimmische Antilope (Antilope grimmia) — Der Guevei oder die Zwerg-Antilope (Antilope pygmaea) ohne Zweifel mit dem kleinen guineischen Reh oder Hirschchen einerlei. ††) — Die Hirschziege, eigentliche Antilope (Antilope Cervicapra) — Der Pygarg, Weißarsch Antilope pygarga) Der Bubal (Antilope bubalis) und wahrscheinlich noch mehrere andre Arten dieses zahlreichen Geschlechtes. †††)

Wilde

*) Isert, am angef. Orte.

**) All. Hist. d. R. IV. B. S. 257.

***) Ebendaselbst, S. 256.

†) Zimmermann's geogr. Gesch. II. B. S. 98. u. ff. und V. B. dieses Werks, S. 150.

††) M. s. V. B. d. W. S. 140. u. 152.

†††) Welches leicht vermuthet werden kann, da die Naturgeschichte der Antilopen noch nicht bestimmt genug, und die Naturgeschichte von Guinea noch nicht erforscht genug ist.

Digitized by Google

Wilde Schweine von der Art, welche man die guineischen*) nennt (Sus guineensis. L.) die von unsern zahmen Schweinen wenig verschieden sind, ausser daß sie einen blasenartigen Nabel haben, in welchem sich ein Saft sammelt. **) Boßmann sagt***) von den wilden Schweinen auf dieser Küste, sie seien hier nicht zahlreich, auch nicht sehr wild, hätten aber ein zartes, schmakhaftes Fleisch und trefflichen Spek, aus dem man einen Lekkerbissen macht.

Von dem Guoggelo oder Schuppenthiere, das auch hier gefunden wird, ist schon im vorgehenden Bande gesprochen worden.

Stachelschweine (Hystrix cristata. L.) gibt es auch hier, doch wol nicht in Menge, welche sich im Vertrauen auf ihre natürlichen Waffen mit den größten Schlangen in einen Zweikampf einlassen. †)

Igel (Erinaceus europaeus. L.) soll es gleichfalls auf der Goldküste geben, doch sollen sie sich nicht zusammen rollen können. ††)

*) Wie konnte nur Isert (S. 207. seiner Reise) diese wilden Schweine Hirscheber (Sus Babirussa. L.) nennen, da sie doch von unsern wilden Schweinen so wenig verschieden sind, und da die Hirscheber doch nur auf einigen ostindischen Inseln gefunden werden? —

**) Von diesem Umstande sagen unsre Reisebeschreiber nichts; sie geben gar keine Verschiedenheit der wilden Schweine auf der Goldküste von den unsrigen an.

***) Allg. H. st. d. R. IV. B. S. 257.

†) Daselbst, S. 258.

††) Nach Boßmann, ebendaselbst.

Zibetkazzen (Viverra Zibetha. L.) halten die Negern, um von ihnen die Wolgerüche zu gewinnen, mit welchen sie sich parfumiren. *)

Der guineische Berbe, den die Europäer wegen seiner Liebe zum Palmwein auch den Weinsak nennen — ein kleines Thier, wie eine Zibetkazze geflekt, mit einer spizzigen Schnauze **) — ist wol einerlei mit der Fossane (Viverra fossana. L.) und mit der sogenannten Bisamkazze. ***)

Die Europäer geben auch noch einem andern guineischen Thierchen den Namen Weinsak; es ist nicht grösser, als eine Hausrazze; roth und grau von Farbe, mit kleinen weissen Flekken auf den Haaren, und mit einem langen, haarigen, gesprenkelten Schwanze — so lang wie der Körper. †) Dies ist also ein Eichhörnchen, vielleicht das Palm-Eichhorn (Sciurus palmarum. L.) — ?

Der Kokobo, ein kleines Thier, doppelt so groß, als das erst beschriebene, roth von Farbe, bissig und boshaft, raubt Hüner, und gehört wahr-

*) Isert's Reise, S. 192. — Allg. Hist. d. N. am angef. Orte.

**) Allg. Hist. d. N. IV. B. S. 259. — Bosmanns Guinea, S. 299.

***) Nach Buffon's sehr gegründeter Vermuthung. (Zimmermann's Geogr. Gesch. d. M. II. B. S. 90.)

†) Allg. Hist. d. N. am angef. Orte.

Digitized by Google

scheinlich zu dem Wieselgeschlechte. *) Schreber vermuthet, es sei einerlei mit dem Galera (Mustela Galera) des Buffon. **)

Eine grosse Menge Mäuse und Razzen, besonders Razzen von mancherlei Arten fällt den Bewohnern der Goldküste beschwerlich und verwüstet ihre Pflanzungen. ***) Im Lande Arim soll es eine Art Razzen geben, Butis oder Boutees genannt, welche grossen Schaden anrichten, indem sie auf den Getreidefeldern alles verderben, was sie nicht fressen. †)

Einer Art kleiner Mäuse, die einen Muskusgeruch haben, gedenkt auch Boßmann. ††)

Die grossen wilden Razzen, Buschrazzen, deren derselbe Schriftsteller erwähnt, †††) und von welchen er sagt, sie sind gröſſer als Razzen, halten sich unter dem Korn auf dem Felde auf, und

*) Ebendaselbst. — Boßmanns Guinea, S. 300.

**) Zimmermann am angef. Orte, S. 311.

***) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 260.

†) Boßmann, S. 297. sagt: sie hätten lange, schlanke Körper und seien nicht so groß, als die Buschrazzen. Es sind wahrscheinlich eine Art Wieseln. (M. vergl. Zimmermann, am angef. Orte, S. 381.)

††) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte. Ist dies vielleicht eine Abart der Zwergmaus, Mus minutus des Pallas? — Sie scheint bisher noch der Aufmerksamkeit der Naturforscher entgangen zu seyn.

†††) Boßmanns Guinea, S. 297. — Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

thun grossen Schaden. Ihr Fleisch ist aber vortrefflich, zart, fett, schmakhaft, und wird von Europäern und Negern als ein Lekkerbissen gegessen; doch haben Manche der Gestakt des Thieres wegen Ekel davor, und schneiden daher Kopf, Füsse und Schwanz ab, ehe sie es auf den Tisch bringen lassen. — Sollte dies Thier nicht eine Art von Savia oder Halbkaninchen (Cavia. L.) seyn? — *)

Der Potto (Lemur Potto. L.) ein Thier aus dem Geschlechte der Maki's oder Gespenstthiere — welches von den Holländern der Träge genannt wird, weil es in Einem Tage kaum zehn Schritte macht; wenn es einmal auf einen Baum gekommen ist, so verläßt es ihn nicht eher wieder, als bis es ihn mit Laub und Früchten ganz abgefressen hat; dann steigt es mit gemästetem Körper langsam wieder herab, und sucht einen andern; bis es aber bei seiner unbegreiflichen Langsamkeit einen frischen Baum erreicht und erstiegen hat, ist es vor Hunger schon wieder ganz mager geworden. Es ist dabei ein sehr häßliches Geschöpfe. **) —

*) Ich glaube es vermuthen zu dürfen, und würde es für den Klippdaß (Cavia capensis. L.) halten, wenn dieser einen Schwanz hätte. Vielleicht steckt hierin ein Irrthum? Oder ist es wirklich ein geschwänztes Halbkaninchen? —

**) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte. Vergl. Zimmer-

Digitized by Google

Das Geschlecht der Affen ist auf dieser Küste sehr zahlreich und mannichfaltig; darunter sind besonders folgende Arten zu bemerken:

Der Schimpanse (Simia satyrus. L.) welcher wahrscheinlich mit dem Boggo oder Mandril des Boßmann *) einerlei ist, von welchem der Smitten ebendesselben Reisebeschreibers nur eine Abart zu seyn scheint. **)

Der gemeine Affe — Pitheke (Simia sylvanus. L.) ist hier auch sehr häufig. ***)

Der braune oder gemeine Pavian (Papio Sphinx. L.) ist hier einheimisch. †)

Der Maimon — Buffon's *Mandrit* — (Papio Maimon.) wohnt auf dieser Küste, auch soll es hier (nach Pennant) eine bis fünf Fuß hohe Abart desselben geben, zu welcher wahrscheinlich eine von Boßmanns grossen Affenarten gehört. ††). —

Der schwarze Pavian (Papio Aethiops) wohnt ebenfalls hier. †††)

---

mann's geogr. Gesch. d. M. II. B. S. 218. mit Müller's Linn. Natursystem. IX. B. S. 12.

*) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 262. — vergl. V. B. d. W. S. 101. und Zimmermann II. B. S. 196.

**) Ebendaselbst. — Orangutangs gibts wol nicht in Afrika.

***) Zimmermann II. B. S. 175. (Auch im V. B. d. W. S. 102.)

†) Ebendaselbst, S. 176.

††) Ebendaselbst, S. 178.

†††) Ebendaselbst, S. 180.

Digitized by Google

Der Erquima oder die Diane (Cercopithecus Diana) von der Grösse einer Kazze, brauner Farbe, weiß gefleckt, mit weissem Bart und Brust. — Sollte dies nicht das Bartmännchen seyn, dessen Boßmann gedenkt? *)

Der Mustak oder blaumäulige Affe (Cercopithecus Cephus) wird ebenfalls auf dieser Küste gefunden, **)

Das Weißmaul — der weißmäulige Affe (Cercopithecus nictitans) wohnt in Guinea und ist vermuthlich der weißnasige Affe, von welchem unsre Reisebeschreiber sprechen. ***)

Auch der weißnasige Affe (Cercopithecus petaurista) gehört hieher. †)

Der ganz schwarze Mohraffe (Cercopithecus Maura) ist hier auch zu Hause. ††)

Eben so der gutartige Roloway oder Palatinaffe (Cercopithecus Roloway) von welchem man mehrere Abarten zählt. †††)

Ausser diesen bestimmteren und bekannteren Affenarten gibt es noch eine Menge Anderer, die

*) Ebendaselbst, S. 187.

**) Ebendaselbst, S. 190.

***) Ebendaselbst, S. 190. (Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.)

†) Ebendaselbst, S. 191.

††) Ebendaselbst, S. 193.

†††) Ebendaselbst, S. 194.

Digitized by Google

noch zu wenig untersucht, und gar nicht naturhistorisch bestimmt sind — auf dieser Produktenreichen Küste. *) —

Wir schliessen nun diesen Ueberblik der Säugethiere dieses Erdstrichs mit den **Fledermäusen.**

Von diesen ist hier besonders der grosse häßliche **Vampyr** — (Vespertilio Vampyrus L.) — die gröβte bekannte Fledermaus anzumerken. **) —

An **Geflügel** ist die guineische Goldküste auch sehr reich. ***)

Es gibt hier **Hüner**, **Pintadohennen** oder **Perlhüner** †), **Truthüner**, **Gänse**, **Enten**, **türkische Enten** ††), **wilde Enten**, besonders

*) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

**) Zimmermann, am angef. Orte, S. 64. — Auch V. B. d. W. S. 110.

***) Isert's Reise, S. 207. u. a. O. — Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 264. u. ff.

†) Deren es aber nur wenige um Akra geben soll. (Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.)

††) Ist dies etwa die Bisam-Ente (Anas moschata. L.) — ? — Ich vermuthe es darum, weil dieselbe von den Engländern moskowitische Ente (Muscovy Duck) genannt wird, und unsre älteren guineischen Reisebeschreiber viel von moskowitischen Enten sprechen, die sie auf dieser Küste fanden. — Den Namen türkische Ente finde ich in meinen wenigen Hülfsbüchern nicht.

Digitized by Google

von der Art, welche Wittwen (Anas viduata. L.) genannt werden *), Fasane, Rebhüner, besonders senegalische (Perdix senegalensis. L.) Kraniche, Reiher, insbesondere Kronvögel (Ardea pavonia. L.) welche hier Fetischvögel genannt werden **) Tauben, Ringeltauben, Turteltauben, Krammtsvögel, Schnepfen, Wachteln ***) weisse Krähen, Rohrsänger (Motacilla curuca. L.) Rohrdommeln, Möven, Adler und Geier, Euken, Sperlinge, Schwalben und mehrere Arten von Papagajen. †)

Ausser diesen bekannteren Arten von Vögeln nennen uns die Reisebeschreiber auch mehrere unbekannte, und besonders sehr schöne Vögel, ohne daß sie sie jedoch genauer zu bestimmen wissen. ††)

Hieher gehören: Eine Art von Goldfink, der ganz gelb ist, und sein Nest, wie die Rubalos oder Fischervögel an die Spizzen der Zweige

*) Isserts Reise, S. 207.

**) Ebendaselbst, S. 25. — M. s. auch V. B. d. W. S. 199.

***) Tetrao species nova. Isert (S. 207.) fand sie nicht so schmakhaft, als die europäischen.

†) Isert (S. 118. und 284.) nennt vorzüglich den grünen und den rothen Papagai. (Psittacus pullarius & erythacus. L.)

††) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

künstlich anhängt.*) — Der häßliche **Pokko** welchen **Boßmann** beschreibt, und welches wahrscheinlich eine Art **Löffelgans** ist. **) — Der **Sternvogel**, doppelt so groß als ein Sperling, dessen Flügel gefleckt sind, und der eine starke, rauhe Stimme haben soll ***) und andre namenlose Vögel mehr, die man um der dürftigen Beschreibungen willen, unmöglich klassifiziren kann. †)

Von Amphibien gibt es hier auch mancherlei Arten ††), besonders grosse und kleine, und sehr giftige **Schlangen** †††) — Krokodille, Kamäleone, Salamander, mehrerlei Eidexen ††††), Schilda-

*) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte — M. s. auch im V. B. d. W. verglichen mit Le Gentils Reisen.

**) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

***) Die Reisebeschreiber haben dies sehr übertrieben und dem Vogel wirklich eine Ochsenstimme gegeben. Es ist wahrscheinlich eine Krähenart.

†) Isert gedenkt auch (in den Schriften der naturf. Freunde in Berlin am angef. Orte) einer neuen Art Kernbeisser, die er Loxia franciscana nennt, und welche nur in den Monaten Junius, Julius und August in die Gegend von Akra kommen.

††) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 272. u. ff.

†††) Iserts Reise, S. 94.

††††) Besonders auch Leguanen.

krôten, Krôten, und Frôsche, besonders die melodisch singende bukliche Kreuzkrôte. *)

Fische hat die Goldküste in dem Meere, das sie bespült, und in den Flüssen, die sie durchschneiden eine grosse Menge, und besonders auch sehr schmakhafte Fische. **) — Nach Barbot und Bosmann***) gibt es in den Flüssen der Goldküste besonders drei Arten von Süßwasserfischen: den Karmon, welcher weiß, drei Viertel Ellen lang und Arms dik ist; er würde wol sehr gut zu essen seyn, wenn sein Fleisch nicht so fett, und so thranicht wäre. — Den Harderen, †) welcher kleiner, weniger dikköpfig, nnd schmakhafter ist, als voriger, und den Batavia, welcher mittelmäßig gut zu essen ist, wenn er nur nicht, wie es oft der Fall ist, moderig schmekt. ††)

Von Seefischen, welche an dieser Küste gefangen werden, nennen uns die älteren Reisebeschreiber †††) eine Menge, als Doraden, Albekoren,

*) Rana gibbosa. L. Iserts Reise, S. 24.

**) Iserts Reise, S. 107. und 206.

***) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 278.

†) Harder ist der holländische Name der Meeräsche (Mugil. L.)

††) Diese Beschreibungen sind viel zu kurz und zu unbestimmt, als daß man daraus sehen könnte, was dies eigentlich für Fische seyn sollen.

†††) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

Digitized by Google

Bonitten, Alsen, fliegende Fische, Makrelen, Rochen, Brassen, Aboeis, die den Forellen ähnlich seyn sollen, Sardellen, Silberfische, Hornfische, Haifische, u. s. w. Auch gedenkt Barbot eines sogenannten Fetischfisches, welchen die Negern heilig halten, ein schöner, sieben Fuß langer Fisch, dessen Schnauze sich in ein drei Spannen langes Horn endet. *)

Isert sagt, **) die Fische, welche hier in grösserer Menge gefangen werden, sind Heringe, welche nebst den Sinkesu, einer Zugfischart vom Geschlechte der Makrelen (Scomber. L.) die im Julius und August an diese Küste kommen, von den Negerfischern in größtem Ueberflusse gefangen, getroknet, und mit gutem Vortheile an die inländischen Negern verkauft werden.

Von Insekten findet man auch auf dieser Küste eine grosse Menge der verschiedensten Arten, worunter sehr viele den Naturforschern noch unbekannt sind. ***) Die gemeinsten sind: Bienen, Ameisen, besonders die schädlichen Vagvaguen, hier Fottern genannt †) — Fliegen, Mük-

*) Sollte dies nicht eine Art Hornfisch (Balistes. L.) seyn? Doch auch hier ist die Beschreibung zu dieser Bestimmung unzureichend.

**) In seiner Reise, S. 206.

***) Iserts Reise, S. 284.

†) Ebendaselbst, S. 280. — Römers Nachrichten, S. 8. u. 9. — Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 276.

Digitized by Google

ken, Spinnen, Asseln, Vielfüsse, Skorpione, Krebse, Krabben, und allerlei Ungeziefer aus dieser Ordnung.

Von Würmern, Schnekken, und Muschelthieren gibt es hier eine grosse Mannichfaltigkeit, wir wollen aber nur der Pfalwürmer *), Nervenwürmer **) und Austern hier gedenken. An schönen und seltenen Konchylien ist diese Küste ebenfalls sehr reich. ***)

Doch wir müssen uns mit dieser kurzen Uebersicht der Naturmerkwürdigkeiten dieser Küste begnügen, und können es um so eher, da dieselbe hierin meist gleiche Beschaffenheit mit Senegambien hat, dessen Naturgeschichte wir ausführlich beschrieben haben.

---

*) Teredines — in unglaublicher Menge im Rio-Volta, wo sie alles Holz in grösster Geschwindigkeit durchnagen. (Iserts Reise, S. 119.)

**) Isert (S. 242. 243. u. 244.) glaubt auch, diese Würmer kommen durch das schlechte Trinkwasser in den Körper. (M. s. V. B. d. W. S. 274. u. ff.)

***) Isert (S. 92.) fand auch eine besonders seltene Sumpfschnekken-Art.

Digitized by Google

III.

Beschreibung

der einzelnen Länder und Staaten der Goldküste. *)

A. Westlicher Theil der Goldküste, oder Halbinsel des Dreispizzenkaps. **)

A) Küstenländer, diese sind — von Westen nach Osten — Axim oder Atschim — Anta oder Zante — Jabba oder das Land der Schabs, und Kommendo.

1. Das Land Axim oder Atschim.

Das Land Axim erstrekt sich vom Rio Kobra Flusse Ankobar (Schlangenflusse) bis an den Manfro und das Fort Friedrichsburg; die Länge des Landes an der Küste hin beträgt ungefähr vier

*) Nach dem Aufsatze über die Erdbeschreibung der Goldküste im IV. B. der allg. Hist. der Reisen, S. 1. bis 112, wozu alle älteren Schriftsteller über Guinea benüzt worden sind, bearbeitet und verglichen mit den Nachrichten von Des Marchais, Römer, Pommegorge, Isert, u. s. w. und insbesondere auch mit Müller's Beschreibung von Fetu, und andern zerstreuten Nachrichten.

**) Von diesem Theile mangeln uns durchaus neuere Nachrichten, wir müssen uns daher mit den ältesten in der allg. Hist. der R. benüzten, begnügen.

Meilen, die Breite oder Tiefe in das Land hinein kann man, da es an Nachrichten fehlt, nicht bestimmen. Überhaupt sind die Nachrichten der Reisebeschreiber über dieses Land sehr mager, so daß die Beschreibung desselben auch sehr dürftig ausfallen muß.

Das Land ist fruchtbar, denn es bringt hervor Reiß, Wassermelonen, Ananas, Kokosnüsse, Bananas, Pomeranzen, süsse und saure Limonien, und andere Früchte mehr. Der Maiz ist weder gut noch häufig, indem das Land von dem vielen Regen allzunaß ist. Daher kommen nur der Reiß und die Bäume zu ihrer Vollkommenheit. Es hat aber gute Weide und ist reich an Schafen, Rindern und Ziegen, wilden und zahmen Tauben und anderm Geflügel.

Axim hat viele grosse und volkreiche Flekken; das Land ist wohlgebaut; die Einwohner sind meistens reich wegen des starken Goldhandels, wozu ihre Arbeitsamkeit und der Fleiß, welchen sie auf Akkerbau und Fischerei verwenden nicht wenig beiträgt. Sie führen sehr viel Reiß aus nach der Goldküste; dagegen bringen sie Hirse, Yams, Potatos und Palmöl zurük, daran es ihnen mangelt.

Die Regierung war ehemals monarchisch; in neuern Zeiten aber wird von der Versammlung der Raboschiren und von denen Mamseros oder jungen ihnen an die Seite gesezten Leute der Staat verwaltet. Die gewöhnlichen öffentlichen

Angelegenheiten gehören vor die erstern allein. Was aber ausserordentliche Vorfallenheiten sind, als Krieg und Frieden oder Errichtung neuer Zölle, darüber haben beide Kollegien zu sprechen. Die Kaboschiren sind Richter über alle Sachen. Mord und Ehebruch werden hart bestraft; Diebstahl aber nur mit einer Geldstrafe belegt.

Die merkwürdigsten Oerter in Axim sind:

1) **Axim** oder **Achombene** liegt sechs Meilen ostwärts vom Vorgebirge **Apollonia**, dem holländischen Fort St. Anton gerade gegenüber, von welchem diese Stadt bestrichen werden kann, und hat eine waldige Anhöhe im Rükken, vorne ist eine weite Ebene von hartem Sande, mit Kokos- und andern Bäumen, die in gleicher Weite zwischen den Häusern gepflanzt sind. Dieses und die angenehme Aussicht von der Plattform des Forts machte diesen Ort zu einem der angenehmsten von Guinea, wenn nicht die Feuchtigkeit und Ungesundheit der Luft, in der nassen Jahrszeit, diese Vorzüge verderbten. Der kleine seichte Flus **Axim** läuft durch die Stadt. Er kömmt aus dem Lande **Egwira**, und führt frisches Wasser, und Gold in seinem Sande. Bei der Mündung nahe am Fort ist er kaum mehr zu spüren. Das Seeufer bei Axim ist mit grossen und kleinen Felsen besäet, deren einige weit in die See hinein gehen. Diese machen die Anfurt gefährlich, indem hier die See, besonders

bei starkem Winde, gewaltige Wellen wirft. Die Einwohner sind meistens Fischer. Sie machen ihre Kähne von ziemlicher Last, welche sie an die Fremden verkaufen, die sich ihrer zum Fahren an der Küste bedienen.

2) Das holländische Fort St. Anton liegt auf einem grossen hohen Felsen, der gleich einer engen Halbinsel in die See hinaus läuft, auf einem runden hohen steinichten Gipfel. Es ist so sehr von Felsen und Bergen umgeben, daß es auf der Landseite keinen Zugang hat. Da dieser Felsen einen sehr kleinen Umfang hat; so sieht es in einiger Entfernung auf dem Meer wie ein grosses hohes weisses Haus aus. Ohnerachtet seiner Kleinheit ist es doch schön gebaut. Es ist ein Dreiek, und ausser seiner natürlichen Vestigkeit hat es zwei Batterien an der Landseite, und eine an dem Meere, und schöne Aussenwerke, welche sowohl als die Mauern von den schwarzen Steinen des Landes sind. Gegen die See zu sind sie niedrig, weil der Felsen daselbst hoch und steil ist, aber auf Landseite höher; sie sind gut mit Kanonen besezt. Das Thor des Forts ist niedrig und durch einen in den Felsen gehauenen acht Fus tiefen Graben, wohl verwahret. Ueber demselben ist eine Zugbrükke mit einem Spornwerke, wo zwanzig Mann Raum haben, mit verschiedenen in den Felsen gehauenen Stufen, um vor dem

Sporn-

Spornwerk zur Vestung zu gelangen. Des obersten Faktors Haus ist schön von Ziegeln gebauet und hoch. Es ist dreiekkigt und mit drei Fronten. Vor der einen gegen Westen ist ein kleines mit Orangerie besezztes Stük Land. Die westindische Kompagnie unterhält hier eine Besazzung von fünf und zwanzig Weissen und eben so viel Schwarzen. Eine Unbequemlichkeit bei diesem Fort sowol, als den übrigen auf der Küste, ist, daß die gewaltigen Regen in der nassen Jahrszeit die Wälle beschädigen. Aus dieser Ursache haben die Holländer einen Kalkofen bei der Stadt, wo sie Kalk aus Austerschalen brennen, womit sie alle ihre Forts auf der Küste besorgen. Das erste Fort, welches die Portugiesen, welche die Erbauer von St. Anton sind, hier, unter der Regierung des Königs Emanuel angelegt haben, stand auf einer kleinen Erdzunge an dem Ufer, welches sie aber wegen der Anfälle der Einwohner, wieder einreissen mußten, und auf diesen Felsen verlegten. Die Holländer vertrieben sie daraus im Jahr 1642. Die hiesige Oberfaktorstelle ist der erste Posten nach dem des Statthalters zu Elmina.

3) **Pokeso**, ein ziemlich grosser und volkreicher Flekken, drei Seemeilen ostwärts von dem Fort St. Anton bei dem Berge Manfro oder Monfort. Drei Meilen von dem Plazze, wo die Schiffe frisches Wasser einzunehmen pflegen,

ist er ziemlich groß, und eben so zierlich gebaut und gedekt, als die meisten nordlichen oder westlichen kleinen Flekken in England; jedes Haus ist mit Kokosbäumen umpflanzt. Auf den Gassen kann man jederzeit allerhand Lebensmittel und Erfrischungen haben. Dieser Ort hat seinen eigenen unabhängigen Obern oder Hauptmann. Zu Anfang dieses Jahrhunderts regierte einer daselbst Namens Joh. Kommain oder Konny, der viele Fähigkeiten besaß, und sich bei den Europäern selbst in Respekt zu sezzen wußte. Er hatte sich auch aus den Steinen des dabei gelegenen Brandenburgischen Forts ein ziemliches ansehnliches nach europäischer Art eingerichtetes Haus mit drei Zimmern erbaut. Von ihm wird auch dieser Flekken Konnysstadt genannt *).

4) Das Fort Friedrichsburg auf dem Berge Manfro wurde im J. 1782 von den Brandenburgern angelegt, sie verliessen es aber wieder ungefähr ums Jahr 1715, und übergaben es dem Hauptmann Kommain. Im J. 1719 thaten die Holländer einen vergeblichen Angriff darauf. Im Jahr 1750 waren sie aber glüklicher und eroberten den Plaz, nachdem sie schon 1720 durch Kauf ein Recht dazu von den Preussen erworben hatten. **)

*) M. s. im VIII. B. d. W. S. 211. u. ff.

**) Man sehe das Weitere von dieser brandenburgischen Niederlässung im VIII. B. d. W. S. 71, 73. ff. u. 107. u. ff.

Digitized by Google

2. Das Königreich Anta oder Hante.

Das Königreich Anta oder richtiger Hante erstrekt sich von dem Fort Friedrichsburg und dem Berge Manfro um die drei Spizzen herum bis nach Sama, wo der Fluß St. Johann oder St. Georg es von Kommendo scheidet. Es wird also nördlich und nordostwärts von Axim, Nompa oder Mampa und Adom, östlich von Kommendo, und dem Lande der Schabs westlich und südlich aber von dem Meere begränzt. Seine Grösse beträgt also nach den angegebenen Gränzen ungefähr zwei und zwanzig geogr. Quadratmeilen. *) Das Vorgebirge der drei Spizzen oder Rabo de Tres Puntas wurde von den Portugiesen wegen der dreien kleinen Spizzen oder Berge also genannt, aus welchen es besteht, und die ganz nahe bei einander liegen. Zwischen innen bilden sie zwei kleine Baien, wo man Anker werfen kann; auf dem Gipfel eines jeden dieser Berge steht ein kleines Wäldchen von hohen Bäumen, die sehr weit zu sehen sind. Es liegt im vierten Grade, zehen Minuten Norderbreite. Ehemals ward dies Land in Ober- und Nieder-Hante eingetheilt, und Axim ward für das obere gerechnet — Das Land ist insonderheit in einiger Entfernung von der Küste bergigt; es ist sehr anmuthig, die Thäler sind so

*) Diese Eintheilung ist nach der Karte der Goldküste von Bellin in dem 4ten B. d. a. Hist. d. R.

schön, daß man sich nichts reizenders vorstellen kann. Man trifft Ebenen an, die so schön mit Büschen und hohen Bäumen bewachsen sind, als ob die Natur ein Meisterstük hätte zeigen wollen. Es ist sehr fruchtbar und die Luft gesund. An Wasser fehlt es nicht, es bringt vortrefflichen Reiß in grosser Menge hervor, imgleichen die beste Sorte von rothem Mais, oder indianischem Korne, Zukkerrohr, Ignames, und Patatos, alles grösser und mehr, als sonst eine Gegend auf der Küste, besonders um den Fluß Boutroe, oder Boutri herum. Es gibt auch viel Palmwein und Oel, Kokosnüsse, Ananas, Pomeranzen und kleine Limonien von der besten Art. Wie auch alle Arten von zahmen und wilden Thieren, als Elefanten, Tiger, wilde Kazzen, Rehe und Schlangen, wovon manche vier und zwanzig Fuß lang sind.

Sehr beträchtliche Flüsse hat das Land nicht. Die wichtigsten sind 1) der Boutri, der bei dem holländischen Fort Badenstein in die See fällt. Er ist mit austerreichen Manglebäumen bewachsen und vier Seemeilen weit schiffbar, weiter aber nicht, wegen der Wasserfälle, die von den Felsen, die ihn in seinem Laufe aufhalten, herrühren. Seine Ufer dienen vielen Meerkazzen zum Aufenthalt. 2) Der Georgsfluß, oder Rio de St. Juan, oder Sama, von den Negern Bossum-Pra genannt, denn er ist ihnen ein Fetisch. Er fließt durch die Länder Jabba, Adom und Dschuffer und stürzt sich bei dem holländischen Fort St. Se-

Digitized by Google

bastian ins Meer. Die Negern sagen, er gehe sehr weit ins Land hinein. Er ist ziemlich breit, und so tief, daß beladene Boote bequem von dem Meere aus hineinkommen können; doch muß man sich vor einem Felsen bei seiner Mündung in Acht nehmen, welchen die Bootsleute den Zukkerhut nennen. Dieser Fluß ist den Holländern sehr nuzbar, denn ausser, daß er ihren Schiffen frisches Wasser darreicht, so dienet er auch dem Kastelle del Mina zu Herbeischaffung des Brennholzes in die Küchen und Oefen, und des Bauholzes zu kleinen Fahrzeugen. Dieser Strom ist sehr reissend und voller Klippen, so daß er nicht weit in das Land hinein kann beschifft werden.

Dies Land war vor Zeiten sehr volkreich, aber beständige Kriege mit den benachbarten Völkern haben dessen Volksmenge sehr verringert. Das Volk ist treulos, kriegerisch und räuberisch; hat aber den Ruhm, daß es die gröβten und schönsten Kähne auf der Küste Guinea verfertiget. Manche darunter sind aus einem einzigen Stükke, dreiβig Fuß lang, und können auf zehn Tonnen Last tragen, nebst achtzehn bis zwanzig Sklaven zum Rudern. Schiffe, welche nach Fidah oder Ardra gehen wollen, versorgen sich gemeiniglich mit solchen Kähnen, davon einer der gröβten 200 bis 300 Thaler in Waaren kostet.

Die Staatsverfassung in diesem Lande ist monarchisch. Es scheint aber, daß die Macht des

Königs nicht sehr groß ist, und daß hin und wieder Fürsten oder Kaboschiren in einzelnen Orten die Gewalt in Händen haben, und sogar hin und wieder fremde Nazionen zwischen dessen Gebiete wohnen. Die Reisebeschreiber waren in Betracht dieses Landes so nachläßig, daß sie nicht ein Mal die Residenz des Königs angeben. Dies ist auch die Ursache, daß man die Gränzen der Landschaften nur schwankend und ungewiß angeben kann.

Die bekannten Orte dieser Gegend sind:

1) **Akron** oder **Akoba**, ein Negerflekken an dem ersten Bogen der ersten Bai des Dreispizzenkaps, wenn man von Westen herkömmt.

2) **Akron**, ein Flekken auf der Anhöhe der mittelsten Spizze des Vorgebirgs.

3) **Insiama**, ein Flekken in einem kleinern Meerbusen, welchen das Land zwischen der Spizze des Vorgebirgs und Akron macht.

4) **Dikskove**, ein englisches Fort bei **Insiama**. Es wurde im J. 1691 erbaut, ist schön und regelmäßig mit vier guten Batterien und 20 Kanonen versehen. Es ist hier eine sehr gute Bucht oder Schiffslände, und die Gärten des Forts sind anmuhig und nuzbar.

5) **Tokrama** oder **Kroma**, ein Flekken in der Mitte des Vorgebirgs, wo die Holländer ein kleines Fort haben.

Digitized by Google

6) **Dorothea**, eine bevestigte holländische Niederlage, drei Seemeilen ostwärts von dem Vorgebirge bei der Negerei **Akada**.

Die beiden leztern Plätze wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts von den Preußen angelegt, zu Anfang des jezzigen aber wieder verlassen, worauf sich die Holländer, vermuthlich zugleich mit Friedrichsburg, deren bemächtigten, als wovon diese Niederlassungen abhiengen. Die bei diesen drei Forts wohnenden Negern waren Unterhanen der Preußen und sind es jezt der Holländer. *)

7) **Boutri** oder **Boueroe**, eine Negerei an einem Flüßchen an dem Fuße eines hohen Bergs. Sie ist mittelmäßig groß und volkreich. Die Leute sind gut und lieben den Handel.

8) **Poyera** oder **Petrigrande**, und **Pandos** oder **Pampenay**, zwei Flekken zwischen **Boutri** und **Takorari**, welche von Fischern und Akkersleuten bewohnt werden.

9) **Takorari**, (engl. **Takkoredo**) die Hauptstadt auf der Küste, auf einer Bergspizze, die gegen Südost ins Meer hängt und mit Klippen umgeben ist, an welchen die Negern ihr Gebett verrichten. Man sieht dort noch die Ruinera eines Forts, welches von den Engländern, Holländern, Dänen, Schweden und Preußen nacheinander besessen worden. Die Franzosen

*) M. s. im VIII. B. d. W. am angef. Orte.

eignen sich dessen erste Erbauung zu. Die Holländer nannten es Witsen.

10) Sakkundi, ein Flekken, drei Meilen unter Boutri, er hat gesunde Luft und viel Gold. Die Engländer und Holländer haben hier Forts, das holländische heißt Orange. Das englische ist in ziemlich gutem Vertheidigungszustand.

11) Anta und Boari, zwei kleine Flekken zwischen Sakkundi und Sama. Anta ist auf der Küste wegen seines guten Palmweins berühmt.

12) Schama oder Sama, eine volkreiche und ziemlich grosse Stadt, auf einem Hügel, der von dem Flusse St. Georg bewässert wird, welcher an dem Fuße desselben ins Meer fällt. Sie enthält etwa zweihundert Häuser, welche so liegen, daß sie drei kleine Flekken zusammen ausmachen. Der eine ist gleich unter dem holländischen Fort. Die Einwohner sind sehr arm, machen eine eigene Republik aus und stehen unter einem gewissen Könige oder Fürsten von Gavi.

13) St. Sebastian, ein kleines holländisches Fort bei Sama mit vier Batterien am St. Georgs oder St. Johanns-Fluße mit bequemen Wohnungen.

Digitized by Google

3. Jabba, oder das Land der Schabs.

Das Land der Schabs (engl. Yabbah) etwas ostwärts von Sama gegen Kommendo, ist ein kleiner unbedeutender Bezirk, der von einem eigenen ohnmächtigen Fürsten oder Könige beherrscht wird. Das Land ist reich an Hirse, Korn und Federvieh.

Akrobi ist der einzige merkwürdige Ort in diesem Lande, auf der Küste an einer Bai, welche sich mit dem Vorgebirge Aldea das Terras endigt. Er besteht aus zwei Theilen, und hat grosse Ebenen im Rükken, die zwischen der Stadt und dem bergigten Lande liegen, welches der Küste das Ansehen auf der See gibt, als wenn es ein doppeltes Land wäre.

4) Das Königreich Kommendo.

Das Königreich Kommani oder Kommendo gränzt gegen Westen an Hante und Jabba, gegen Nordwest an Adom, gegen Norden an Kabesterra und Abrambu, gegen Osten an Oddena oder Mina und Fetu, und gegen Süden an den Ozean. Es ist ungefähr vier Meilen lang und eben so breit. Es machte ehemals mit Sabu und Fetu nur ein Land aus, und trug den generellen Namen Adossenis. Das Land erhebt sich von der See aus in die lachendsten mit Bäumen bedekte Hügel, an deren Fuße man die schönsten mit frucht-

Digitized by Google

baren Bäumen bepflanzten Ebenen findet, beträchtliche Flüsse hat das Land nicht, wird aber ungemein stark bewohnt. Die Kommendoer sind sehr kriegerisch, von einer unruhigen Gemüthsart, dabei sind sie listig und betrügerisch, und wenn man nicht genau auf sie Acht gibt, grosse Diebe. Die Religion ist der auf der ganzen Küste gewöhnliche Fetischendienst. Das Land wird von einem Könige regiert, der fünfhundert Mann Leibwache hat, und im Nothfalle zwanzigtausend Mann ins Feld stellen kann. Der Gold- und Sklavenhandel ist hier beträchtlich.

Die bekanntesten Orte sind:

1) Guaffo, von den Europäern Gros-Kommendo genannt, die Haupt- und Residenzstadt des Königs, ein grosser volkreicher Ort von ungefähr vierhundert Häusern, auf einem Hügel drei Meilen landeinwärts von Klein-Kommendo.

2) Ekkitekki, von den Europäern Klein-Kommendo, von den Portugiesen Aldea das Terras genannt, an der Küste, und von einem Bache bewässert, welcher südwärts in das Meer fällt und einen ziemlich guten Haven oder Kanal für Kähne formirt. Der Ort besteht aus ungefähr hundert Häusern; es wird hier täglich ein berühmter Markt gehalten, einer von den besten auf der Küste und vielleicht von ganz Afrika.

Digitized by Google

3) Das Englische Fort bei Klein-Kommendo, fünfzig Schritte von dem Meere auf einem ebenen Plazze, zwischen zwei holländischen Forts, dem obenangeführten bei Sama, gegen Westen, und Vredenburg einen Flintenschuß davon, gegen Osten, es ist nach Kap Kors-Kastell das grösste und stärkste Fort der Engländer auf der ganzen Goldküste, es hat drei viereckigte und eine runde Bastei, und im Fort steht ein grosser Thurm aus Stein und Kalk. Unter seinen Kanonen hat es eine dazu gehörige Negerei.

4) Das holländische Fort Vredenburg, einen Flintenschuß von dem obigen englischen gegen Osten, es wurde im Jahr 1688 angelegt, und ist ein viereckigtes mit guten Batterien befestigtes Gebäude, wo man zwei und dreissig Kanonen aufpflanzen kann. Es hat auch seine Negerei. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatten die Holländer, von hier aus, viele Zwistigkeiten und Kriege mit den Eingebornen, wodurch ihre Handlung sehr gelitten hat.

5) Lari und Ampeni oder Ampena auf der Westseite von Klein-Kommendo sind auch noch zwei nicht sehr beträchtliche Negerflekken, deren die Reisebeschreiber gedenken. In dem leztern wohnte der Neger Namens Kukumi, welchen der König von Kommendo im Jahr 1671 nach Frankreich schikte, um den König zu bitten, ein Fort und eine Handlung in Kom-

Digitized by Google

mende anzulegen, indem sie der Holländer überdrüssig waren.

B. Innere Länder des westlichen Theils der Goldküste.

Von den vielen theils grössern theils kleineren Negerländern und Staaten, welche im Innern dieses Theils der Goldküste liegen, ist uns nur sehr wenig bekannt, weil die Europäer gewöhnlich nur die Küsten besuchen.

Wir wollen unterdessen diese Länder, so wie sie auf Spezialkarten *) verzeichnet sind, hier nennen, und die kurzen dürftigen Nachrichten beifügen, die sich in den älteren Reisebeschreibern darüber befinden. **)

1. Akwina.

Dies ist das erste aber sehr wenig bekannte Land im Innern der Goldküste bei Adom. Die Einwohner sind gute Handelsleute, und bringen viel feines und reines Gold in die Handelsplätze auf der Küste.

*) Namentlich die Spezialkarte der Goldküste Nro. 1. im IV. B. d. allg. Hist. d. R.

**) Vorzüglich im IV. B. d. allg. Hist. d. R. S. 104. u. ff.

2. Eguira oder Ekwirra.

Ein Königreich oder nach Angabe der Bellin'schen Karte, eine Republik. Es gränzt gegen Süden an Axim, gegen Norden an Groß-Inkassan, und gegen Osten an Mompa. Es wird für sehr goldreich gehalten. Das Gold ist von der feinsten Art, und wird entweder aus der Erde gegraben, oder auf dem Grund eines Flusses gefunden.

3. Groß-Inkassan.

Dies Land gränzt gegen Süden an Eguira, gegen Osten an Waschah und Wangui, und gegen Westen an unbekannte Länder. Die Einwohner sind auf der Küste fast ganz unbekannt.

4. Abokrau.

Abokrau ist eine kleine Republik hinter Axim gegen Eguira und Adom zu.

5. Dinkira.

Dieses Königreich liegt zehn Tagreisen zu Lande von Axim, und fünf von Elmina, gegen Norden. Man muß aber bemerken, daß die Wege sehr schlecht sind und krumm gehen, daher ist die gerade Entfernung nur halb so weit. Es wird östlich von Rabesterra, westlich von Adom, und nördlich von Akkani begränzt. Dies Land war ehedem nur ein kleiner Bezirk, und nicht sehr bevölkert. Die Tapferkeit seiner Bewohner

Digitized by Google

hat aber dessen Gränzen sehr erweitert und es auf einen Grad von Macht erhoben, die alle Nachbaren in Ehrfurcht erhält, ausser den Assianteern und Akimern, die noch mächtiger sind. **Dinkira** ist reich an Golde sowol für sich selbst, als durch den Handel und durch Räuberei. Die Dinkiraer werden für die erfahrensten Kaufleute auf der ganzen Küste gehalten. Wenn die Wege frei sind, so kommen sie mit den Akaniern entweder nach **Sama**, **Rommendo**, **Mina**, oder **Rapo Borse**. Sind aber die inländischen Pässe versperrt, so gehen sie die Küste weiter hinauf, wodurch die oberen Faktoreien einen lebhaften Handel bekommen, dagegen aber der Handel an der mittleren Küste desto schlechter wird. Das Dinkirische Gold ist sehr fein, aber auch manchmal verfälscht.

6. Waschah oder Warscha.

Dies Land hat **Wanqui** gegen Norden, **Qui-Foro** und **Abrambo** gegen Osten, **Groß-Inkassan** gegen Westen und **Inkassin-Iggina** gegen Nordwest. Das Erdreich ist nicht sehr fruchtbar. Es ist wegen der grossen Menge Goldes, das von daher kömmt, berühmt, ob es gleich sehr wenig Flüsse hat; deswegen einige behaupten, das Gold komme weiter aus dem Innern. Die Einwohner sind meistens mit dem Handel beschäftigt.

7. Inkassin-Iggina.

Dies Königreich gränzt gegen Süden an

Groß-Inkassan, gegen Osten an Waschah und Wanqui. Seine nördlichen und westlichen Gränzen sind ungewiß. Die Eingebornen haben gar keine Gemeinschaft mit den Küstenbewohnern, und daher ist ihr Land fast ganz unbekannt.

8. Tabeu.

Dies ist ein kleiner Distrikt. Er hat gegen Süden Hante, gegen Westen und Norden Adom und gegen Osten Kommendo, wovon er durch einen kleinen Fluß (vermuthlich die Sama) abgesondert ist. Die Einwohner handeln mit Holländern zu St. Sebastian, welchen sie, Korn, Federvieh, Früchte und dergleichen zuführen.

9. Adom.

Dieses Land erstrekt sich längs dem Flusse Sama oder St. Georg in einer geraden Linie und faßt verschiedene wohlbewohnte Inseln in sich, und von hier zieht es sich über zehn Meilen westwärts nach dem Flusse Ankobar oder Kobra. Es hat gegen Westen Tabeu, gegen Süden Kommendo, gegen Norden Waschah und gegen Ostnordost Abrambo. Es ist sehr fruchtbar, und bringt Korn und andre Früchte im Ueberfluß. Wildes und zahmes Vieh gibt es hier in Menge, und die Flüsse sind voller Fische, so daß nichts Nöthiges zum Lebensunterhalt fehlt. Goldminen sind auch vorhanden. Die Einwohner sind

Digitized by Google

von einem übermüthigen, betrügerischen und diebischen Karakter. Die Regierungsform ist aristokratisch, fünf oder sechs der mächtigsten und reichsten Negern tiranniſiren das Land gemeinschaftlich. Wenn sie einig wären, könnten sie der Schrekken ihrer Nachbarn seyn, aber zum Glükke sind sie oft selbst unter sich uneinig. Doch bekriegten sie im Jahr 1690 gemeinschaftlich die Negern von Hante. Dieser Krieg dauerte drei oder vier Jahre, wodurch Hante fast ganz zu Grunde gerichtet wurde. Die Bewohner des leztern Landes unterwarfen sich aber doch nicht, sondern fuhren fort den Adomern Troz zu bieten. Einige Jahre vorher hatten sie auch mit drei Völkerschaften am Flusse Ankobar Krieg geführt, welche den Frieden mit Gold erkaufen mußten.

10. Mompa oder Mampa.

Dieser Landstrich ist nur dem Namen nach bekannt; er soll sich westwärts nach Eguira, nordwärts nach Groß-Inkassan, Waschah und Adom und ostwärts nach Hante erstrekken.

C. Mittlerer Theil der Goldküste.

Von dem kleinen Küstenflusse Berya bis zu dem noch unbeträchtlichern Rio Grande.

A) Rio

A) Küstenländer —

Diese sind — von Westen nach Osten: Fetu — Sabu — Fantin — Akron und Agonna — die wir in dieser Ordnung beschreiben wollen:

1. Das Königreich Fetu. *)

Das Königreich Fetu auf der Goldküste, wird gegen Osten von Sabu, gegen Westen von Rommendo, gegen Süden von dem Ozean, gegen Norden von Atti und Rommani begrenzt.

Die Grösse des Landes beträgt ungefähr fünfzehn geographische Quadratmeilen. Es ist längs der Küste hin etwa drei Meilen breit, auf eine Länge von ungefähr fünf Meilen, das Land hinauf. An der Gränze von Rommendo wird es durch den nicht sehr beträchtlichen Fluß Benja bewässert, welcher sich bei dem holländischen Fort St. Georg del Mina ins Meer stürzt. In der trocknen Jahrszeit ist dessen Wasser salzig, welches von dem eingetretenen Seewasser herrührt. Aber im Mai und Brachmonat, als der nassen Jahrszeit ist es süs.

*) Vorzüglich nach Müller's noch sehr brauchbarem Werkchen, mit Zuziehung der neuern Nachrichten bearbeitet. Dies Land ist besonders darum wichtig, weil es die wichtigsten europäischen Niederlassungen in sich fasst.

Das Land ist gebirgig, und insonderheit in einiger Entfernung von der Küste mit Waldung bedekt. An einigen Orten ist das Erdreich röthlich, an andern sandig mit kleinen Steinchen vermischt, und überhaupt genommen fruchtbar. Es wird jährlich zweimal geärndtet, im Julius und im Dezember.

Die Luft ist für Fremde höchst ungesund, dies rührt her von der Hizze des Tages und der Kälte der Nacht, und den in den Thälern aufsteigenden Nebeln. Die Gewohnheit der Negern ihren Koth liegen zu lassen, und die Fische, ehe sie solche essen, halb verfaulen zu lassen, trägt auch noch bei, die Luft noch mehr zu infizieren. Im Weinmonat, Wintermonat, Kristmonat, Januar, Hornung und März ist die Hizze sehr stark, aber in den andern sechs Monaten ohne die geringste Beschwerlichkeit zu ertragen.

Dieses Reich ist gut bevölkert. Die Einwohner sind wohlgebildete, muntere, starke Negern, von einem kriegerischen Geist; durch ihren Umgang mit den Europäern sind sie sehr gesittet worden. Dabei sind sie leutseelig, gastfrei und für erzeigte Wohlthaten dankbar. Dieser schöne Karakter wird aber auch durch manches Laster beflekt. Sie sind wollüstig, diebisch, zornig, rachgierig, und zum Trunke geneigt, woraus oft Mord und Todschlag, besonders an den armen Sklaven entsteht. Mehr als eins dieser Laster ist ein Geschenk der Europäer.

Digitized by Google

Ihre Religion besteht im Fetischendienst, womit sie jedoch den Begriff zweier höchsten Wesen verbinden, wovon eins die Quelle alles Guten, das andere die Quelle alles Bösen ist.

Die Staatsverfassung ist aristokratisch-monarchisch. Fetu ist ein Wahlreich. Wenn der König stirbt, oder auch noch bei dessen Lebzeit, wird durch die Grossen ein Nachfolger erwählt oder bestimmt; wobei man aber doch in der königlichen Familie bleibt, niemals aber die Söhne wählt, sondern einen Seitenverwandten. Alte werden am liebsten erwählt, die für sich nicht reich und mächtig genug sind, um ihre Gewalt misbrauchen zu können. Zu Zeiten wird auch von der Regel abgegangen, und der Hauptmann über des Verstorbenen Leibwache zum König erwählt.

Die Stadt **El Mina**, von den Eingebornen Oddena genannt, formirt unter dem Schuzze und der Oberaufsicht der Holländer einen besondern, von Fetu ganz unabhängigen, republikanischen Staat. Denn die Portugiesen haben dies Ländchen den Königen von Fetu und Rommani, welche dasselbe sonst unter sich getheilt hatten, entzogen.

Die merkwürdigsten Orte in Fetu sind

1) Fetu, die Hauptstadt des ganzen Landes, ungefehr drei deutsche Meilen von Kap Korse.

Sie ist ziemlich groß und volkreich, rund um mit schönen Bäumen bewachsen. Die Gassen sind beim Regenwetter sehr kothig und so enge, daß zwei Personen kaum neben einander gehen können. Die Häuser sind von Holz und Lehm erbaut, und theils mit Stroh, theils mit Palm- und andern Zweigen bedekt. Gegen die Seeseite zu, ist der schöne grosse Marktplaz, der mit Bäumen umpflanzt ist. Mitten auf diesem Plazze stehet ein grosser Baum mit ausgebreiteten Aesten, der für einen Fetisch gehalten wird. Dieser Plaz dient nicht allein zum Kaufen und Verkaufen, sondern auch zu den öffentlichen Lustbarkeiten. Die Stadt ist der Siz des Königs und der Grossen des Reichs.

2) El Mina, in der fetuischen Sprache Oddena, liegt an dem Flusse Benja, auf einer niedrigen und langen Halbinsel, sie hat den Ozean gegen Süden, den Fluß gegen Norden, Rommendo gegen Westen, und das Kastell St. Georg del Mina auf der Ostseite. Die Stadt ist sehr lang und mittelmäßig breit. Die Häuser sind von Felsensteinen gebaut, und unterscheiden sich hierin von andern Negerorten. An dem westlichen Ende gegen Rommendo zu ist sie mit einer starken Mauer von Felsensteinen befestigt, deren Thor mit etlichen eisernen Kanonen und einem Graben verwahrt ist. Diese Mauer fängt an dem Meer an und geht bis an

den Fluß, welcher die Stadt und das Kastell von dem Berge St. Jago absondert, auf dem das Fort Konradsburg steht, welches eben so wol als das Kastell die Stadt bestreicht. Diese Stadt, welche eine Republik für sich, unter holländischer Hoheit, bildet, wird in drei Theile getheilt, wovon jeder seinen Braffo und Kaboschir hat. Sie ist nicht mehr so volkreich als sie vor diesem war. Die Einwohner nähren sich hauptsächlich vom Akkerbau, Handlung und Fischerei. Von der Fischerei müssen sie den Holländern den fünften Theil Abgaben zahlen. Sie sind sehr geschikte Goldschmiede, und verstehen auch die Kunst, Glas von allerhand Arten zu schmelzen, und ihm eine Figur zu geben.

3) Oegwa oder Ugwa unter den Kanonen von Kap Korse. Die Stadt liegt auf einem Hügel, und wird durch einen ungeheuern Felsen vor den Wellen des Meers geschüzt, sie besteht aus ungefähr fünf hundert Häusern und hat sehr enge winklichte Gassen, die den Hügel hinunter gehen. Sie hat einen viereklgten Marktplaz wie Fetu, der auch mit einem grossen Fetischbaume versehen ist. Hier kann man für Gold alles haben, was man wünscht. Die Häuser sind zwar nur von Lehm, werden aber reinlich gehalten, und viele sind mit Stühlen, guten Matrazzen, irdenen Töpfen und Schüsseln ausgeziert. Die Stadt ist nicht mehr so stark

bewohnt wie vor Zeiten. Der Umgang mit den Europäern hat die Einwohner zwar geschliffener, aber auch ränkevoller und lasterhafter gemacht. Die Stadt wird von einem Brasso oder Richter unter englischer Hoheit regiert.

4) Die holländische Vestung oder das Kastell St. Georg del Mina, wo sich die Normänner von Dieppe und Rouen schon zwischen 1383 und 1386 vestgesezt haben, aber die Niederlassung ungefähr Anfangs der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wieder verlassen haben sollen, wurde im J. 1484 von denen Portugiesen auf der Spizze einer langen schmalen Halbinsel auf der Südseite der Mündung des Flusses Benja erbaut; es wurde ihnen aber 1637 durch List von den Holländern, welche es noch besizzen, wieder abgenommen. Das Fort hat vierzehn rheinländische Ruthen in der Breite, und zwei und dreißig in der Länge, die Aussenwerke nicht mitgerechnet. Es ist viereckicht, hat sehr hohe Wälle von einem sehr vesten dunkelbraunen Stein, und ist mit einem tiefen Graben umgeben. Die Batterien sind gut mit Kanonen besezt. Die Nord- und Südseite haben das Meer und einen felsigten Grund um sich [illegible], so daß ihm nur auf der Westseite beizukommen ist, wo es aber durch die Stadt Mina und schöne Werker gedekt ist. Von der See her

konnte es nur auf dem Fluß angegriffen werden, dessen Mündung aber wegen der Barre sehr schwer zu passiren ist. Das Fort hat zwei Thore, eins gegen Osten und eins gegen Westen, welches leztere das schönste und größte ist. Es hat eine Zugbrükke, und ist ein steinernes Gebäude, oder Thurn darüber aufgeführt, worin der Befehlshaber wohnt. In der Mitte des Kastells ist ein viereckigter Waffenplaz, worauf eine Kirche gebaut ist. Es hat ein kleines Arsenal in der Wohnung des Befehlshabers, ein Spital, das hundert Kranke fassen kann, wohl unterhaltene Waarenlager, wie auch bequeme Kontore. Die Besazzung besteht gemeiniglich aus hundert Weissen, und eben so viel Negern. Auf der Landseite hat das Kastell zwei Kanäle, die allzeit mit Regen- oder anderen süssen Wasser angefüllt, und zum Dienste der Besazzung und der Schiffe hinlänglich sind; diese Kanäle sind von den Portugiesen mit vieler Mühe in Felsen gehauen worden. Ueberdies befinden sich im Fort selbst drei schöne Zisternen, die viele Tonnen Wasser in sich halten. Ueberhaupt hat die holländische westindische Kompagnie nichts gespart, um dieser Niederlassung, die ihr Hauptort und der Siz des Oberbefehlshabers auf der ganzen Küste ist, alle mögliche Vollkommenheiten zu verschaffen. Sie sieht auch eher einem königlichen Pallast als einem Handelsplazze gleich.

Digitized by Google

5) Das Fort Konradsburg haben die Holländer auf dem Berge St. Jago auf der Nordseite des kleinen Flusses Benja der Stadt Mina gegenüber angelegt, um St. Georg del Mina dadurch zu dekken. Es ist ein schönes Vierek, das durch vier grosse Batterien vertheidigt wird, der Wall ist zwölf Fuß hoch, und stark und hat vier andre kleine Batterien mit zwölf Kanonen. In dem Fort ist ein Thurm, der das herumliegende Land bestreicht, und genugsamer Raum für die Besazzung, mehr als zu den fünf und zwanzig Mann nöthig ist, die alle vier und zwanzig Stunden aus der Vestung abgelöset werden. Von dieser Anhöhe aus, wo damals die Portugiesen eine Kapelle zum St. Jakob stehen hatten, haben die Holländer die Hauptvestung zur Uebergabe genöthigt. Der Zugang ist auf der Seite von Mina leicht, indem von dem Fort bis zur Brükke über den Fluß hinunter ein Weg in den Berg gearbeitet ist; aber auf der andern Seite des Forts, gegen Fetu und Kommendo zu ist der Weg sehr steil. Die Kommunikazionsbrükke über den Fluß hat in der Mitte eine Aufziehbrükke, sowol der Sicherheit wegen, als um die kleinen Schiffe, die ausgebessert werden sollen, den Fluß hinauf gehen zu lassen. An dem Fuße des Bergs St. Jago ist ein grosser Schoppen für die Kühe, um sie trokken zu erhalten, und darneben

ein Magazin zur Bequemlichkeit der Zimmerleute.

Auf der Nordseite des Bergs St. Jago, und nahe dabei hat der General einen grossen schönen Garten, der geräumige Gänge und Alleen hat, die aus den mannichfaltigen Bäumen und sonderbaren Gewächsen des Landes bestehen. Man findet darin auch viele europäische Kräuter, Wurzeln und Hülsenfrüchte. In der Mitte ist ein grosses und sehenswürdiges Sommerhaus, das rund und offen ist, mit einer Kuppel, und mit etlichen Stufen, auf welchen man hinauf steigt.

6) Kap Korse oder (englisch *Cap Corse Castle*) auf dem Vorgebirge Kap Korse, das von dem Meere gebildet wird, so daß es ein wenig hervorraget und einen Winkel vorstellt, an dessen Süd- und Ostseite das Meer anspült; neun englische Meilen von El Mina ostwärts. Dies Fort wurde im Jahr 1652 von der schwedischen afrikanischen Kompagnie angelegt und Karlsburg genannt; wurde ihnen aber im Jahr 1658 unter Leitung eines gewissen Carloff durch Ueberfall von den Dänen wieder abgenommen. Diese machten einen Namens Samuel Schmid zum Kommendanten, welcher es in der Nacht vom 15 auf den 16 April, im Jahr 1659, verrätherischer Weise den Holländern überlieferte. Sie behielten es aber nicht lange, denn nach

einigen Wochen wurde es ihnen von den Eingebornen abgenommen, welche es im Jahr 1660 den Schweden wieder einräumten. Weil aber die Schweden versäumten Schiffe dahin zu schikken, so wurden die Fetuer verdrüßlich, und bemächtigten sich des Forts am 19 April 1663 aufs neue und übergaben es kurz darauf den Holländern; es wurde aber im Jahr 1664 von dem englischen Admiral Holmes erobert. Im folgenden Jahre griff es der holländische Admiral Ruyter vergebens an. Durch den Traktat von Breda blieb der Plaz den Engländern, und hernach wurde es von leztern in seinen jezzigen schönen Zustand gesezt. Es ist ein unregelmäßiges Viereck, dessen Seiten längs dem Ufer liegen. Die Wälle sind hoch und dik, besonders auf der Landseite, wo sie zum Theil aus Bruchsteinen, zum Theil aus Ziegeln erbaut sind, Ueberhaupt sind die Werker regelmäßig und so stark als sie immer gemacht werden können, und sind mit ungefähr vierzig Kanonen versehen. Die Besazung besteht gemeiniglich in ungefähr hundert Weissen und eben so viel Negern. Die Wohnung des Generals ist schön, sie hängt mit einem grossen Saale zusammen, welcher als Kapelle dient. Die Agenten und Faktore haben artige und bequeme Wohnungen. Die Niederlagen und Sklavenwohnungen, die Werkstätten und die Küche sind auch gut eingerichtet. Alles ist von Ziegeln und Bakſteinen gebaut. Auf

Digitized by Google

dem Paradeplaz können 500 Mann ihre Evoluzionen machen. Eine grosse Zisterne versorgt das Kastell mit Wasser. Die Engländer zahlen an den König von Fetu einen monatlichen Bodenzins. Nahe bei dem Fort hat dasselbe schöne Gärten, worin schöne Alleen sind und alle Gemüße und Früchten gepflanzt werden, die dem Klima angemessen sind. Einer von diesen Gärten dient auch zum Begräbnisplaz der Weissen.

7) **Philippsthurm**, ein zu Kap Korse gehöriges Fort oder Thurm mit einigen Kanonen, ungefähr zwei hundert Klafter von dem Hauptfort.

8) **Fort Royal** oder das **Fort der Königin Anna**, auf einem Berge drei kleine englische Viertelmeilen von **Kap Korse** auf dem Berge **Dänenstein**; denn die Dänen besaßen vormals dies Fort, und nannten es **Friedrichsburg**. Der Plaz ist deswegen wichtig, weil er Kap Korse kommandirt. Er gehört jezt den Britten.

2. Sabu.

Das kleine Königreich **Sabu** wird nordwärts von **Atti**, westwärts von **Fetu**, östlich von **Fantin** und südlich von dem Meere begränzt, seine Breite beträgt längs der Küste von dem Fuße des dänischen Bergs an, bis etwa zwei kleine Meilen unter Mauri nur anderthalb Meilen, und seine Länge landeinwärts drei Meilen. Es kann also ei-

Digitized by Google

nen Flächeninhalt von etwa vier geogr. Quadratmeilen haben. — Das Land ist fruchtbar an indischem Korn, Ignames, Bananas, Pomeranzen, Limonien, Palmöl, u. s. w. Das Palmöl wird stark nach Akra und Arim verführt. Die Einwohner werden für die fleißigsten auf der ganzen Küste gehalten, sowol in Ansehung des Feldbaus und der Fischerei, als der Handlung mit den Negern von Akkanez, die viel Gold nach Sabu bringen, und es gegen Fische, Salz und andere Waaren vertauschen; dabei sind sie aber betrügerisch. Die Regierung ist despotisch. Die Religion besteht hier gewöhnlich im Fetischendienst.

Die merkwürdigsten Orte sind:

1) Sabu, anderthalb Meilen von der Küste landeinwärts, ein grosser volkreicher Flekken, der Hauptort des Reichs und die Residenz des Königs.

2) Mauri (Mowri), eine ansehnliche Negerei auf einer grossen flachen steinigten Erdzunge, die ein wenig gegen südsüdost hervorragt, beinahe drei Meilen unter Elmina; die Einwohner treiben starke Fischerei, wovon die Holländer im Fort Nassau, die sich eine gewisse Hoheit über denselben Ort angemaßt haben, den fünften Fisch beziehen. Der König von Sabu hat hier seinen Zolleinnehmer. Der Ort wird von den Europäern stark besucht, sowol um

Digitized by Google

Holz und Wasser einzunehmen, als zu handeln; denn ausser, daß hier ein Ueberfluß an Palmöl und Früchten ist, wird auch viel rohes Gold, so wie es aus der Erde kömmt, dahin gebracht.

3) Ikon oder Kongo, ein grosser Negerflekken, eine starke Viertels-Meile vom dänischen Berge.

4) Die Spizze der Königin Anna (*Queen Anna's Point*) ein schlechtes englisches Fort, eine Viertel-Meile vom Fort Royal.

5) Nassau, ein holländisches Fort, das wichtigste, das die Holländer nach El Mina auf dieser Küste besizzen. Sie erbauten es im Jahr 1664 auf einem Felsen an der Küste an dem östlichen Ende von Mauri. Es ist beinahe ein Vierek, dessen Fronte länger ist als die übrigen Seiten. Es hat vier Batterien. Seine grösste Stärke und Zierde sind die in den Winkeln stehenden Thürme. Die Wohnungen in diesem Fort sind reinlich und bequem, und die Aussicht schön. Die Besazzung besteht gemeiniglich aus 40 Weissen und eben so viel Negern.

3. Fantin.

Das Land Fantin stößt gegen Abend an Sahu, wo der, eine englische Meile lange Eisenberg (*Iron mountain*) die Gränze macht, gegen Mitternacht gränzt es an Atti, Aqua und Jonqua.

Digitized by Google

gegen Morgen an Akron, und auf der Mittagsseite hat es das Meer, an dessen Ufern es sich gegen acht Meilen weit erstrekt, in das Land hinein geht es ungefähr vier Meilen weit; seine Oberfläche beträgt also etwa 24 bis 30 Quadratmeilen.

Das Land ist ziemlich bergig, dabei aber sehr fruchtbar, an Maiz, Obst, Korn und Palmwein. Es gibt viel Ziegelerde, Salz, das in Teichen gesotten wird, viel Bauholz, und viel Austern, deren Schalen guten Kalk liefern. Auch hat das Land Reichthum an Gold; es liefert viel Sklaven, und ist sehr volkreich; die Einwohner werden als sehr boshafte und hizzige Leute, und dabei als grosse Goldverfälscher und geschikte Betrüger geschildert; an der Küste nähren sie sich hauptsächlich von dem Handel und der Fischerei, im Innern leben sie vom Feldbau und der Jagd. Auch hier besteht die Religion hauptsächlich in dem an der ganzen Küste üblichen Fetischendienst. Die Regierungsform ist republikanisch ohne vestgesezte Grundsäzze. Ein Anführer, den die Fantiner Brassо nennen, hat dem Namen nach die oberste Gewalt; seine Macht wird aber durch die Aeltesten der Nazion sehr eingeschränkt, die eine Art von Nazionalversammlung ausmachen und alles nach ihrem Gutdünken thun. Ueberdies hat jeder Bezirk sein eigenes Oberhaupt, welches dem Brassо nichts als den Vorrang zugesteht. Diese ziemlich mächtige Negernazion lebt in beständiger innerlicher Uneinigkeit, weswegen ihre

Macht von den angränzenden Völkern nicht sehr gefürchtet wird. Doch ist es, so viel man weiß, die einzige Völkerschaft, die allezeit glükliche Kriege geführt hat, und niemals unterjocht worden ist. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts entstand ein Krieg zwischen Fantin, und Agonna und Akron; die Fantiner waren glüklich und überwanden beide Nazionen; die Negern von Agonna wurden fast gänzlich vertilget, und von den Akronern mehr als die Hälfte erschlagen. Auch machten sie viele tausend Gefangene und verkauften sie als Sklaven. Doch wurde endlich auf Befehl eines Fetisches damit eingehalten und diese Nazionen wurden wieder gute Freunde.

Die vornehmsten Orte in diesem Lande sind:

1) Anikan oder Inghenisian, eine Negerei auf einem kleinen Hügel, zwei Meilen von Mauri. Hier haben die Engländer und Portugiesen Faktoreien.

2) Annamabo oder Jamissia, eine ziemlich grosse und volkreiche Stadt, die aus zwei Theilen besteht, der eine wird von Fischern aus Mina und der andere von denen aus Fantin bewohnt, welche dem Brasso der Stadt eine gewisse Abgabe für die Freiheit hier zu fischen entrichten. Die Stadt liegt vier Seemeilen von Kap Korse unter den Kanonen eines englischen Forts.

Digitized by Google

3) Das englische Fort bei Annamabo. Es ist ein kleines, aber sauberes, enges Fort, oder vielmehr nur ein grosses vestes Haus, welches auf einer Seite zwei Thürmchen, und auf der andern Seite gegen die See zu zwei Flanken zu seiner Vertheidigung hat. Alle sind von Steinen, Ziegeln und Kalke gebaut, auf einem Felsen 30 Schritte vom Ufer. Es ist mit 12 oder 14 Kanonen besezt, und hat gemeiniglich eine Besazzung von 12 Weissen und 18 Schwarzen, die unter einem Oberfaktor stehen. Die Wohnungen und Niederlagen sind gut und bequem. Auf der Rhede sind beständig englische Schiffe, und der Gold- und Sklavenhandel ist ansehnlich. Die hiesigen Engländer hatten oft Verdrüßlichkeiten mit den Eingebornen.

4) Aga, Agga oder Adscha, ein kleines Negerdorf an dem Ufer, zwei kleine Meilen von Anamabo, wo die Engländer eine unbedeutende Faktorei haben, um Hirse für ihre Sklaven einzukaufen.

5) Amakon (vielleicht mit dem erstgenannten Orte einerlei) ein Ort, wo die Franzosen eine geringe Niederlassung haben, die nur aus zwei elenden Hütten besteht, deren eine den Franzosen zur Wohnung, die andre zum Waarenlager dient. Schon verschiedene Male hatte die franzöfische Regierung Summen Geldes zur Erwei-

weiterung und Bevestigung dieser Handelsloge vorgeschossen, aber die Agenten haben es jedesmal deruntreut. *) Jezt ist diese einzige Niederlassung der Franzosen auf der Goldküste, die ihnen doch von grosser Wichtigkeit seyn könnte, in den schlechtesten Umständen.

6) Klein-Kormantin, ein ziemlich gut gebauter Flekken an der Küste, drei Meilen von Kauri, gegen Westen hat er fünf kleine Hügel und gegen Osten den Berg Mangò.

7) Amsterdam, ein holländisches Fort bei Klein-Kormentin, auf einem hohen felsichten Berge, der an den meisten Orten steil ist, und nur einen Zugang auf einer Treppe hat, die den Berg hinunter in den Felsen gehauen ist. Es ist ein viereckiges aus harten Bruchsteinen und Kalke erbautes Fort, das durch drei kleine und eine grosse Batterie vertheidigt wird, und zwanzig Kanonen hat. In der Mitte steht ein grosser viereckiger Thurm, auf dessen Altan der Flaggenstok gepflanzt ist. Es sind gute Wohnungen und andere Gebäude für die Offiziers und Besazzung

*) Nach Queslin's Bericht (m. s. im III. Bdchen meiner Bibliothek der Länder- und Völkerkunde, S. 194. u. S. 196.) — Dieses Komptoir ist seit der Revolution von dem Mutterlande ganz vergessen worden, so daß der Faktor daselbst beinahe Hungers sterben mußte. Vermuthlich ist es jezt ganz verlassen.

Digitized by Google

daselbst angelegt, welche ausser den Grometas gemeiniglich aus 25 Weissen besteht. Das Fort wird vermittelst grosser Zisternen mit Wasser versehen. Vor den Holländern waren die Engländer hier etablirt; Admiral Ruyter vertrieb sie aber daraus im Jahr 1666.

8) Gros-Kormantin liegt einen Kanonenschuß unter dem Fort Amsterdam auf einem Berg, es ist sehr weitläufig und volkreich. Die Einwohner sind entweder Handelsleute oder Fischer, der leztern Anzahl ist sehr groß. Die hiesige Handlung ist sehr ansehnlich.

9) Amersa, Aqua und Laguio, drei Negereien an der Küste, die zu Zeiten von den Europäern besucht werden, um Lebensmittel, auch etwas Gold und Sklaven einzuhandeln.

10) Tantumquerri, ein kleines englisches Fort, das im Anfange dieses Jahrhunderts angelegt wurde, es liegt sieben englische Meilen ostwärts von Kormantin und drei von Laguio; es ist ein kleines regelmäßiges Fort mit vier kleinen Flanken und zwölf Kanonen. Es hat eine anmuthige Lage nahe bei der Küste; der Landungsplaz ist aber schlecht.

11) Montfort, eine Negerei ostwärts von Tantumquerri, wo die Engländer eine Faktorei haben sollen.

4. Akron.

Dies Land, das in Klein- und Groß-Akron

eingetheilt wird, hat längs der Küste etwa drei Meilen und etwa vier Meilen ins Land hinein. Sein Flächeninhalt beträgt also ungefähr zehn bis zwölf geographische Quadratmeilen. Das Land hat ostwärts Augwina oder Agonna, wo das bekannte Vorgebirge Teufelsberg seine Gränze macht, westwärts Fantin, südwärts das Meer, und nordwärts Akim oder Groß-Akanni.

Das Land ist fruchtbar, und hat insonderheit viel Wildprät, als Rehe, Hasen, Fasanen, Rebhüner ꝛc. Groß-Akron ist eine Republik und liegt tiefer im Lande. Klein-Akron ist ein Königreich, worin aber die Vornehmen auch viel zu sagen haben. Da jedoch durch keine gewisse Gesezze eines Jeden Macht bestimmt ist, so ist die Regierung sehr anarchisch. Keiner dieser zwei Staaten ist von dem andern abhängig, sie leben aber in vollkommener Freundschaft, und stehen beide unter dem Schuzze von Fantin. Die Religion besteht in dem albernsten Fetischendienste. Es ist hier kein merkwürdiger Ort als

1) **Apam, Apom** oder **Apong**, drei Seemeilen von Tantumquerri an der Küste, ein Negerflekken, der meistens von Fischern bewohnt wird — und

2) **Leydsaamheyde**, ein kleines holländisches Fort, oder vielmehr Haus, welches im Jahr 1697 erbaut wurde. Es hat vier mit acht Ka-

Digitized by Google

nonen besezte Batterien. Seine grösste Zierde und Stärke besteht in einem schönen Thurme, der vor demselben liegt.

5. Agonna oder Augwina.

Dieses Land fängt an bei dem Teufelsberge, (Port. *Monte del Diabolo* — Holl. Rugge-Hoek) und erstrekt sich von da ostwärts längs dem Ufer bis nach Anonse in dem von den Assianten beherrschten Akra. Gegen Osten gränzt es also an dies leztere Land, gegen Westen an Akron, gegen Süden an den Ozean, gegen Norden an Akim oder Groß-Akanni und Sonvay. An der Küste geht es etwa sieben Meilen fort und erstrekt sich halb so weit ins Land hinein. Sein Flächeninhalt beträgt also nicht viel über 20 Quadratmeilen. Das Land ist gegen die See zu niedrig und eben, weiter hinein ist es aber bergig, und gegen Osten wird das Erdreich dürr und waldig. In der Gegend von Bärku soll sich ein ansehnlicher Fluß ins Meer ergiessen, der reich an Austern und Fischen ist, und dessen Ufer von Meerkazzen und Pavianen wimmeln. Ueberhaupt genommen ist das Land fruchtbar und angenehm. Es ist reich an Golde, welches nach grossen Regengüssen in dem Sande der Waldströme gefunden wird, und überdies sehr fruchtbar, und der Viehzucht sehr günstig. Die Einwohner sind kühn und kriegerisch, gute Gold- und Silberarbeiter, und die an der Küste legen sich stark auf die Fischerei. Die Regie-

Digitized by Google

rungsverfassung ist unter Fantinischer Hoheit monarchisch oder vielmehr despotisch und hat die Sonderbarkeit, daß auch Weibspersonen herrschen können, welches in andern guineischen Staaten nicht leicht Statt findet. Auch hier gilt der läppische Fetischendienst.

Zu bemerken hat man

1) Dajow, eine schlechte Negerei.

2) Poldersbai, ein geringer Ort.

3) Winniba oder Simpa, ein Negerflekken in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend, fünf Seemeilen ostwärts von Apam. Der Ort wird wegen seiner guten Viehzucht gerühmt.

4) Das englische Fort bei Winniba liegt auf einer Anhöhe, hat vier Flanken, die alle aus Stein und Kalke gebaut sind, trägt 18 Kanonen und hat gemeiniglich 12 Weisse und 28 Grometten zur Besazzung. Es hat eine gute Zisterne und ein Sklavenhaus, worin hundert Negern Raum haben, und ist mit guten Gärten versehen.

5) Barraku oder Barku an der Küste sechs Seemeilen von Winniba gegen Osten, auf dem Gipfel eines Berges. Die Einwohner wissen nicht nur das Gold zu schmelzen und fein zu verarbeiten, sondern sie verarbeiten auch viel Eisen zu Gewehr und brauen gutes Pitto. Das Federvieh ist hier besonders wohlfeil. Barku wird für die Hauptstadt des Landes gehalten.

Digitized by Google

6) Das holländische Fort bei Barku ist ein kleines Dreiek mit zwölf Kanonen.

7) Klein Barku, eine Negerei anderthalb Seemeilen weit ostwärts von Barku.

8) Schido, vier Seemeilen ostwärts von Barku, wo die Engländer ehemals eine Faktorei oder kleines Fort hatten.

B.) Innere Länder — von welchen uns nur sehr wenig bekannt ist — sie sind nach ihrer Lage:

1. Rabesterra.

Dies Land liegt zwischen Klein-Akanni und Sabu, die Einwohner bringen feines Gold an die Küste.

2. Abrambo.

Dieser Distrikt wird von einem Fürsten regiert und liegt westwärts von Warscha.

3. Juffer oder Quiforo.

Das Land Juffer gränzt gegen Westen an Warscha, gegen Süden an Abrambo, gegen Norden an Bono, und gegen Osten an [illegible]mi. Es ist ein unfruchtbares Land, die Einwohner sind einfältig und mit dem Handel wenig bekannt.

4. Wanki.

Das Gebiet von Wanki wird gegen Westen von Inkassin-Iggina, gegen Süden von Wassahs, und gegen Norden von Bono begränzt.

Digitized by Google

Die Einwohner wissen die Kunst, feine Zeuche mit Gold zu wirken, welche sie dem Volke von Akanni verkaufen, das solche den Arabern, die in dem innern Afrika wohnen, oder auch den Einwohnern von Gago und Akkanni gegen Norden, wieder verkaufen.

5. Bono.

Das Land **Bono**, **Bonu** oder **Bonow** geht gegen Westen bis nach **Wanki**, gegen Süden bis nach **Juffer**, gegen Osten bis an **Akkanni** und **Inta**. Die Einwohner kommen nicht an die Küste.

6. Assiante. *)

Dieses Königreich liegt sehr tief im Lande. Es gränzt gegen Süden an Akanni und Akim, gegen Norden an unbekannte Länder **), gegen Westen an Dinkira und andre kleinere Länder und gegen Osten

*) Dieses Negerland ist einerlei mit dem Negerkönigreich Tonauwah, dessen der Scherif Imhammed in seinem dem Hrn Lukas mitgetheilten Berichte von den inneren Negerländern gedenkt, und von welchem er die Hauptstadt Assentä, und eine nördliche Gränzstadt, bis zu welcher er selbst gekommen ist, Kalanschily nennt. Er konnte aber keine weitere Nachricht davon geben. (Unternehmungen der brittischen Gesellschaft zur Beförderung der Entdekkungen im innern Afrike, in Forster's Magazin, V. B. Seite 347.)

**) Nach dem ebengenannten arabischen Berichtgeber gränzt Assiante oder Tonauwah an die inneren Länder Gondschä und Degomba. (M. s. die Rennellsche

untern andern an Aquambo. Das Land liegt ziemlich hoch, und ist ziemlich waldig. Der Boden ist fruchtbar und bringt alle dem Klima eigenen Produkte hervor, auch findet das Wild aller Art wegen der häufigen Waldungen sich daselbst in Menge. Die Assianter sind eine zahlreiche kriegerische Nazion, die noch viel Einfachheit der Sitten besizt, welches der Entfernung von den europäischen Niederlassungen zuzuschreiben ist. Die Religion besteht im Fetischendienst. Die Regimentsverfassung ist despotisch; unter dem Despoten werden einzelne Distrikte von Statthaltern regiert.

Dieses Volk hatte zu Ende der erstern Hälfte dieses Jahrhunderts einen wegen seiner Grausamkeit berüchtigten König, Namens Opokku, unter welchem dies Volk den Europäern näher bekannt wurde. Er führte Kriege mit den Akimern, die sich an der Küste zu Akra vestgesezt und die Aquamboer vertrieben oder unterjocht hatten. Er überwand die Akimer, vertrieb sie endlich gänzlich, und die Europäer mußten ihm von ihren akraischen Forts Abgaben bezahlen. Er hatte die Staatsklugheit in seinem Lande eine Branntweinbrennerei anzulegen, welche aber wieder ins Stokken gerieth. Er ließ mit besserm Erfolg Baumwolle spinnen, und mit Seide vermischte Zeuche daraus verfertigen, die sehr theuer bezahlt werden.

Karte im angeführten Werke.) Die Einwohner der Länder sind Muhammedaner.

Im Jahr 1744 unternahm Opokku einen grossen Kriegszug gegen eine Nation, die gegen Nordosten von Assiante wohnt, in einem sehr bevölkerten Lande. *) Er wurde aber mit einer grossen Macht insonderheit Reuterei angegriffen und zu einem schimpflichen Rükzuge genöthiget. Dies Volk hängt den Lehrsäzzen Muhammeds an, und es sind viele arabische Schriften in die Hände der Europäer gerathen, welche die Assianten bei dieser Gelegenheit erbeutet hatten. Er führte auch unglükliche Kriege mit den Fantinern. Er starb 1749, und bestimmte kurz vor seinem Ende seinen Nachfolger, welchen auch seine Unterthanen anzunehmen versprachen. Dieser Prätendent wurde aber demohngeachtet ermordet und der rechtmäßige Erbe behauptete den Thron. So weit unsre Nachrichten reichen, **) sind die Assianten noch bis jezt eine mächtige Nazion, und behaupten die Oberherrschaft sowol über Akra, als andre kleinere Völkerschaften bis an den Volta.

7. Akannez oder Klein-Akkanni.

Dies Land soll sich gegen Westen bis Quisoro und Bono, gegen Süden bis Daho, Atti und Abrambo gegen Norden bis nach Inta oder Assiante und gegen Osten bis Akim erstrekken. Die Einwohner des Landes sind unruhigen Geistes, hochmüthig und kriegerisch. Ihre gewöhnlichen

*) Dies sind wahrscheinlich die Degombaer.

**) Nämlich bis ins Jahr 1785. — Isert gibt uns die neuesten Nachrichten hierüber.

Waffen sind eine Assagaye oder ein Wurfspies, ein Schild und ein Säbel. Ihre Sprache gleicht fast der von Fetu, Atti, Sabu, Abrambo und Fantin, doch ist sie dem Ohre etwas angenehmer.

8. Daho.

Stadt und Gebiet liegt nahe an den Grenzen von Atti.

9. Atti.

Das Gebiet Atti hat gegen Westen Abrambo, gegen Süden Fetu, Sabu und Fantin und gegen Norden Daho. Die Bewohner dieses Landes trieben ehemals einen ansehnlichen Handel mit den Holländern, da sie aber durch Kriege mit Sabu sehr geschwächt worden sind, so bauen sie jezt ihr fruchtbares Land. Sie hängen gewisser massen von Akkanez ab.

10. Aqua oder Aka.

Dies Ländchen wird westlich von Atti und Dahu, östlich von Augwina und nordlich von Akim begränzt. Es stehet unter fantinischer Hoheit.

11. Sanquai oder Sonwai.

Dieser Distrikt gränzt gegen Süden an Fantin, gegen Norden an Akim, gegen Osten an Augwina oder Agonna; dem König des lezten Landes ist er zinsbar. Die Einwohner von Sonwai treiben einen vortheilhaften Handel mit Fischen, die sie an der Küste aufkaufen und ihre Märkte damit versehen. Diese Fische verfaulen halb, bis sie an Ort und Stelle kommen, aber so lieben sie die Negern.

Digitized by Google

12. Akim oder Groß-Akanni.

Dies ziemlich groſſe Land gränzt gegen Westen an **Klein-Akanni**, gegen Süden an **Aqua, Akron** und **Agonna**, gegen Norden an **Assiante**, gegen Osten an **Aquambo** und **Quahu** oder **Quaku**. Er hat sehr feines Gold. Die Akimer sind stolz und herrschsüchtig und reich an Gold und Sklaven. Sie treiben starken Handel nach den nördlicheren, innerafrikanischen Ländern *) Akim wird von drei Königen regiert, wovon jeder sein eigenes Land hat. Diese Nazion führte Kriege mit den Assianten und wurde so überwunden, daß sie zwei Jahre lang ihr Vaterland meiden mußten. Mit Erlaubnis des Königs von Assiante bekriegten sie nachher die Aquamboer und überwanden sie im Jahr 1734 gänzlich, und kündigten sogar den Dänen den Krieg an, welches jedoch auf das Verbot eines Fetisches unterblieb; doch kam das dänische Fort Kristiansburg, nebst Akra, das die Aquamboer inne hatten, hiedurch unter akimischen Schuz, so wie auch das holländische und englische Fort. Die drei akimischen Könige hießen damals **Barry, Frempung** und **Ursue**.

Die Akimer hatten die Politik, die gefangenen Aquamboer nicht zu verkaufen, sondern sie als Sklaven zu behalten, sie gut zu behandeln, und nach und nach ihrer eigenen Nazion einzuverleiben, worüber sie ihr Vaterland und ihren König bald

*) M. s. die schon angeführte Rennellsche Karte. (Ein Mehreres davon in der Folge.)

vergaßen, und die Akimer wurden um so viel mächtiger, so daß sie in Kurzem zweimalhundert tausend Mann ins Feld stellen konnten.

Im Jahr 1741 entstand ein Krieg zwischen Akim und den Assianten, der leztern König Opokku überwand während dieses zweijährigen Kriegs, in drei Feldschlachten und hauptsächlich in der dritten die Akimer gänzlich. Ihre Könige und Anführer kamen entweder um, oder nahmen sich aus Verzweiflung selbst das Leben. Jezt sezte Opokku zwei akimische Prinzen, die er gefangen bekommen hatte, auf den Thron, welche ihm nichts versprechen mußten, als ihm in seinen Kriegen beizustehen. Auf dieses sammelten sich die Akimer auch wieder in ihrem Vaterland, nachdem sie sich ein ganzes Jahr lang verborgen gehalten hatten. Nur die Abgaben von den europäischen Forts behielt sich Opokku vor.

Im Jahr 1746 entstand schon wieder Streit zwischen den akimischen Königen und Opokku, erstere warteten aber den Angriff nicht ab, sondern zogen mit ihrem Volk weiter in das Innere des Landes, und liessen sich, so weit unsre Nachrichten reichen, nicht mehr an der Küste sehen. Die zurükgebliebenen Akimer haben in ihrem eigentlichen Vaterlande ihren König, der an Assiante zinsbar ist.

13. Akam.

Dieser Distrikt hat nach Angabe der Reisebeschreiber Assiante gegen Westen, Akim gegen

Süden, unbekannte Länder gegen Norden, und Quaku und Tafu gegen Osten; er scheint aber wegen der Aehnlichkeit des Namens, der vielleicht nur in einem andern Dialekt ausgesprochen wird, ein Theil von Akim zu seyn, um so mehr, da sie hinzusezzen: Die Europäer an der Küste sind mit den Eingebornen dieses Landes ganz und gar nicht bekannt.

14. Quahu.

Stößt gegen Westen an Akam, gegen Süden an Aquambo und Akim, gegen Norden an Tahu, gegen Osten an Aboera und Kammanach. Die Eingebornen sind wenig bekannt, werden aber für ein verrätherisches Volk gehalten.

15. Tafu.

Stößt gegen Westen an Akam, gegen Süden an Quahu, und gegen Osten an Kammanach. Das Land ist reich an Golde, welches die Eingebornen zuweilen auf den Markt von Aboni, zuweilen auch nach Mauri bringen.

C. Oestlicher Theil der Goldküste:

A) Die Küstenländer — sind folgende:

1. Akra.

Akra gränzt gegen Westen an Agonna oder Augwina, wovon es durch einen kleinen Fluß geschieden wird, gegen Norden hat es Abura und

Aquambo, gegen Osten Labode und Ningo, und gegen Süden den Ozean. Es hat etwa zwölf Meilen im Umkreise und ist fast rund, wovon kaum dritthalb Meilen die See berühren, sein Flächenraum beträgt ungefähr zwölf geographische Quadratmeilen. Beträchtliche Flüsse gibt es keine in diesem Lande. Das Erdreich ist blaßroth und fetter Mergel. Vom Ufer an bis etwa zwei Meilen weit ins Land hinein ist es ziemlich gleich und eben, und hat gute Jagd an Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, rothen und fahlen Rehen (Antelopen) und einer niedlichen Art kleinen Rehen, die nicht über 8 oder 9 Zoll hoch sind, wilden Ziegen, Perlhünern und andern Vögeln. Insonderheit sind die Hasen in den hier sehr dikken wachsenden Gebüschen so häufig, daß man sie mit Stökken todtschlagen und mit Wachtelhunden fangen kann, das Fleisch ist aber nicht schmakhaft. Zugleich gibt es hier aber auch mehr Löwen, Tiger, Zibethkazzen, Leoparden, Buschhunde und andere wilde Thiere, als in einem andern Theile von Guinea. Früchte und Bäume sind nicht in sehr grosser Menge, doch gibt es Mais im Ueberflusse, wie auch Ignames, Ananas, Limonien und verschiedene Arten von Bohnen, Erbsen, und andern Gemüsen. Hinter dieser Ebene wird das Land sehr bergig. Die Akraer sind wohl gewachsen, von mittlerer Statur, und haben vorzüglich feine Gesichtszüge. Ihre Religion besteht hauptsächlich im Fetischendienste. Akra war ehe-

mals ein vor sich bestehendes mächtiges Reich, das seinen eigenen König hatte, bis die Akraer im lezt-verflossenen Jahrhunderte von den Aquamboern gänzlich geschlagen wurden. Worauf der König und ein grosser Theil der seinigen sich über den Rio Volta flüchteten, sich zu Kleinpopo festsezten und ein besonders Königreich bildeten. Die Herrlichkeit der Aquamboer dauerte nicht lange, denn im Jahr 1734 wurden sie von den Akimern bekriegt, überwunden und aus dem Lande vertrieben. Aber auch diese konnten Akra nicht lange behaupten. Der König Opokku von Assiante besiegte sie im Jahr 1741 und machte sich das Land zinsbar, und im Jahr 1746 vertrieb er sie gänzlich.

Die im Lande gebliebenen Akraer und die Ueberbleibsel der andern Nazionen, die nach und nach das Land inne hatten, bildeten jezt unter assiantischer Hoheit eine Republik, und in jedem Ort ist ein Kaboschir, der die höchste Gewalt ausübt und die Justiz besorgt.

Die wichtigsten Plätze in Akra sind:

1) Groß-Akra, die Hauptstadt des Landes, vier bis sechs Seemeilen von der Küste am Fuße der bergigen Gegend.

2) Soko gegen das westliche Ende der Küste. Es ist eine ansehnliche Negerei, liegt auf einer Ebene, ist regelmäßig gebaut, und treibt starken Handel.

Digitized by Google

3) Das englische Fort James neben Soko, das es bestreicht, auf einer breiten felsigen Erdzunge. Es ist groß, fest und schön, mit vier grossen Flanken, die mit ungefähr 30 Kanonen besezt sind, und unter der Mauer des Forts neben der See ist eine kleine Batterie auf der 20 Kanonen stehen könnten.

4) Klein-Akra, eine halbe englische Meile von Soko, eine Negerei an der Küste unter den Kanonen von

5) Krevekour, ein holländisches Fort, nur einen halben Kanonenschuß von Jamesfort auf einer felsigen Erdzunge. Es ist viereckig, mit vier Batterien, die, sowol als die Kurtinen aus Bruchsteinen und Kalke gebaut, aber weder dik noch hoch sind. Inwendig ist ein grosses plattes viereckiges Haus, worauf ein Thürmchen mit einem Altane, die den Flaggenstok trägt. Die Wohnungen sind reinlich und bequem. Die Besazzung besteht gemeiniglich aus 15 Weissen und 25 Grometten, die 16 Kanonen zu bedienen haben. Gegen Norden hat es ein schönes Thor.

6) Osoko, Orsaki oder Ursue, eine Negerei unter den Kanonen des dänischen Forts Kristiansburg.

7) Kristiansburg unter dem 5° 44″ nordlicher Breite. Auf einer etwas hervorragenden Felsen-

spizze

spizze, eine halbe Stunde Wegs von Kreve-kour ist der Hauptsiz der dänischen Nazion in Afrika. Es war ihre erste Besizzung mitten im Lande Akra. Es ist eine sehr wunderbare Zusammensezzung von Gebäuden, weil man sich genöthigt gesehen, der anwachsenden Zahl der Bedienten wegen, es hie und da zu vergrössern. Das Ganze ist ein ganz reguläres Vierek mit vier Bastionen. Die Batterien sind bis 20 Ellen hoch und 12 breit, und mit vierzig eisarnen Kanonen besezt; alle Gebäude sind massiv und gewölbt und die Mauern vier Ellen dik, haben aber sehr enge Fenster. Im Jahre 1778 ist noch an der Südwestseite eine grosse solide gemauerte Batterie erbaut worden, die mit 2 vier und zwanzig Pfündern, 2 Achtzehnern und mehrern 12 und 6 pfündigen Kanonen besezt ist. Das Ganze ist mit einer Mauer mit Schiessscharten umgeben, die hauptsächlich die Bewohner der Negerei bei einem Ueberfall aufzunehmen bestimmt ist. Ausserhalb nach der Nordseite steht auch ein langes steinernes Gebäude, die neue Pynte genannt, das als Magazin dient, und mehr als um die Hälfte gröser ist, als das ganze Fort, wodurch das Ganze ein sehr unförmliches Ansehen hat. Mitten unter dem Fort ist eine gute Zisterne, die 400 Tonnen Wasser fassen kann. Einen Kanonenschuß von dem Fort gegen Nordwesten, und zwei Flintenschüsse von Orsoki steht auch noch ein Wach-

thurm, worauf 8 Kanonen gepflanzt werden können, Prüfstein genannt. Wenn alle diese Werke mit allem Nöthigen versehen sind und 30 Europäer und 300 Grometten zur Besazzung haben, so sind sie einer nachdrüklichen Vertheidigung fähig.

2. Labodde.

Dieses Ländchen hat nur drei Meilen im Umkreise, eine längs der Küste hin; es stekt gleichsam zwischen Akra und Ningo drinnen. Die Einwohner sind Akkersleute und treiben ansehnliche Viehzucht, sie kaufen im Innern Schafe und Schweine und mästen sie. Aus dem Seewasser machen sie Salz zu ihrem eigenen Gebrauche. Die Handlung ist unbedeutend. Das Land wird von einem Fürsten oder kleinen Könige beherrscht, der ein Bundsgenosse der Akraer zu Ursue ist.

An der Küste liegen

1) Labodde, ein grosser volkreicher mit einer Mauer umgebener Ort, der in schönen Wiesen und Ebenen liegt, drei Viertelmeilen von Kristiansburg. Hier ist ein bekanntes Fetischen-Orakel, und eine dänische Faktorei.

2) Orsu, eine Negerei.

3. Ningo oder Adampi. *)

Adampi, Ningo von den Franzosen Lempi

*) Adampi scheint nach den neueren Reisebeschreibern

oder Lampi, von den Engländern Lampa oder Alampi genannt, gränzt gegen Westen an Labodde und Akra, gegen Osten an den Rio Volta und gegen Süden an das guineische Meer, und nimmt auf zwölf Meilen von der Küste ein, von Labodde an bis an den Volta-Strom. Die Einwohner selbst nennen sich Adamper, wozu auch die Adaer gehören. Das Land ist platt und niedrig, mittelmäßig bevölkert und fruchtbar. Es hat aber starke Viehzucht, an Kühen, Schafen, Schweinen, wie auch Federvieh, welches hier aufgekauft und an die höhere Goldküste verführt wird. Die Fischerei kann nicht stark getrieben werden, da das Ufer wegen seiner Höhe kaum zu ersteigen ist. Der Mangel an Seefischen wird jedoch durch den grossen Ueberfluß in den Teichen und Flüssen wieder ersezt. Die Einwohner treiben auch stark Feldbau. Die übrige Beschäftigung dieses Volks besteht im Sklavenhandel, die Sklaven werden sowol von den Eu-

— Römer und Isert, der einzige wahre Namen zu seyn von der akraischen Gränze an bis an den Fluß Volta, Labodde mit inbegriffen, wie auch Sokko, das der östliche Theil dieses Küstenlandes ist. Die ältern Schriftsteller haben, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Namen einzelner Städte und Distrikte entweder dem ganzem Lande beigelegt oder mehrere besondere Länder daraus gemacht, um so mehr, da fast jede Stadt einen besondern Staat für sich bildet, und diese kleinen Republikken nur in schwankenden Verbindungen mit einander stehen.

ropäischen Schiffen als von den Negern auf der höhern Goldküste aufgekauft. Das Land ist in kleine Republikken vertheilt.

Die den Europäern bekanntesten Orte sind:

1) Schinka, Sincho oder Tessing, fünf Seemeilen ostwärts von Akra, wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Holländern zuerst bekannt, und stark besucht. Die Einwohner treiben ansehnliche Fischerei, auch kaufen sie viel Leinwand, womit sie das Innere versehen. Die Lage ist so niedrig, daß der Ort von der Rhede aus kaum kann gesehen werden.

2) Temma, zwei Seemeilen ostwärts von Sincho. Hier steht ein kleines holländisches Fort, das während des Kriegs mit den Engländern im Jahr 1781 verlassen wurde.

3) Ponni, einige Meilen weiter ostwärts, eine Negerstadt, mit einem holländischen Fort und einem dänischen Handlungs-Kontor. Die Holländer haben im Jahr 1781 ihr Fort auch verlassen.

4) Groß- und Klein-Prampram, zwei Meilen weiter ostwärts, an dem leztern Ort haben die Engländer eine bevestigte Faktorei.

5) Ningo oder Groß-Ningo, fünf Seemeilen ostwärts von Sincho, eine ansehnliche Negerei mit runden Häusern. Die Einwohner nähren

sich hauptsächlich von der Viehmastung und dem Viehhandel.

6) Friedensburg, ein dänisches Fort. Es wurde von 1735 bis 1741 erbaut, ist ein reguläres länglichtes Vierek mit 4 Bastionen, die einen weiten Hofraum einschliessen. Es hat ein sogenanntes Vorwerk, oder eine Mauer um sich herum, die gemächlich die Negern in der Negerei im Falle eines Ueberfalls aufnehmen könnte. In diesem Vorwerke sind gute Magazine und Wohnungen für Handwerker und Soldaten angelegt, das Fort selbst hat auf der Nordostbastion einen Fehler, die Mauer ist von unten bis oben aufgerissen, welches nicht wohl kann reparirt werden, so daß das ganze Fort vielleicht neu zu erbauen nöthig seyn wird.

7) Lai oder Alampi, zwei Seemeilen ostwärts von Groß-Ningo, war ehedessen ein bekannter Handelsort, wo die Engländer eine Faktorei hatten, liegt aber jezt wüste.

8) Okka, Angulan, Briberku oder Bribeku, Baya und Agualla, werden von den ältern Reisebeschreibern an die Küste östlich von Lai in die Landschaft Soko gesezt, dies Land ist aber, wie schon oben gezeigt worden, ein Theil von Adampi, denn die neuern Reisenden kennen diese Namen nicht.

9) Königsstein, ein dänisches Fort in dem

Distrikte der Adaer an dem Volta-Strome, eine Meile von der Seeküste, der Insel Ada gegenüber. Die Dänen erbaueten dieses Fort im Jahr 1783, wozu sie die Steine von Kristiansburg und aus Europa kommen liessen. Es ist ein reguläres länglichtes Vierek auf einem flachen Lehmboden, 136 Ellen lang und 130 Ellen breit, mit 4 Bastionen, jede zu 6 Kanonen eingerichtet.

B) Innere Länder — die uns sehr wenig bekannt sind:

1. Aboni oder Abumu.

Aboni ist ein sehr kleines Gebiet, das gegen Osten von Aquambo, gegen Süden von Augwina, gegen Norden von Abura und gegen Westen von Akra oder einem Theile von Abura, eingeschlossen wird. Das Land ist vermuthlich jezt unter ossiantischer Hoheit. Man bemerkt hier

Aboni, die Hauptstadt, die wegen ihrer grossen Märkte berühmt ist.

2. Ramanach oder Ramana.

Dies Land erstrekt sich gegen Westen an Quahu, gegen Osten an Quaku, gegen Norden an unbekannte Länder und gegen Süden an Aquambo und Bunu. Die Einwohner sind gute Akkersleute und verkaufen ihren Mais an Ausländer.

Digitized by Google

3. Abura.

Es wird von Aquambo gegen Westen, von Kamana und Quahu gegen Norden, von Aboni und Akra gegen Süden und von Bunu gegen Osten begränzt. Die Einwohner sind reich an Golde.

4. Aquapim.

Dieser ziemlich ansehnliche Landstrich, welcher ungefähr sechs Meilen lang und vier Meilen breit ist, wird östlich landeinwärts von Aquambo, südlich von Akra, westlich von Fantin oder vielmehr durch das von Fantin abhängende Agonna, und nördlich von Akim begränzt. Dieser Landstrich ist aber sehr schlecht bevölkert, denn er enthält nur etwa 9000 Menschen, welche unter den Assianten stehen.

5. Aquambo.

Dies ehemals sehr mächtige und volkreiche Land, dem viele andere Länder unterworfen waren, erstrekt sich gegen Westen nach Adom und Warscha, gegen Süden nach Guaffo und Aquapim, gegen Osten nach Akim, gegen Norden nach Assiante, Tahu und Quahu. Die Aquamboer sind ein tapferes, kriegerisches und stolzes Volk, das seine eigene Könige hatte. Ihre Geschichte, so weit sie den Europäern bekannt worden, ist diese. Bei Ankunft der Portugiesen auf der Küste war das Land, wo die eigentlichen Aquamboer wohnten, nicht grösser, als daß ihr König mit einem Kano-

Digitized by Google

nenschusse, die Grossen seines ganzen Reichs hätte zusammen berufen können, und lag ungefähr 4 deutsche Meilen von der Küste. Gleich nach diesem Zeitpunkte führten sie mit den Akraern blutige Kriege und überwanden sie samt ihren Bundsgenossen den Adampern und Bergnegern. Sie bekamen also die Herrschaft über ein Land, das von den östlichen akraischen Gränzen bis an den Volta-Strom zwanzig deutsche Meilen breit und von der Küste bis ins Land hinauf fünf und zwanzig Meilen lang war. In diesem Bezirke befanden sich Millionen von Einwohnern, und bei diesen Umständen waren die Aquamboer selbst den Europäern furchtbar. Von dieser Zeit an bis 1734 haben fünfzehn Könige über sie regiert. In diesem Jahre wurden sie von den Akimern bekriegt, überwunden und die Nazion fast völlig ausgerottet. Viele kamen in die Sklaverei. Die wenigen, die übrig waren und aus etwa fünfhundert Familien bestanden, haben sich bald dahin, bald dorthin geflüchtet. Jezt hat dieser Ueberrest in seinem alten Vaterlande wieder seinen eigenen König, der unter assiantischer Herrschaft steht und an den König von Assiante Tribut bezahlt.

6. Bunu.

Dieser Distrikt wird westlich von Abura, nördlich von Kamana, südlich von Akra, östlich von Equea und Ningo eingeschlossen. Die hauptsächlichste Beschäftigung der Einwohner ist der Maisbau,

7. Equea.

Es wird westlich von Bunu, nordlich von Rammana, nordöstlich von Akra, südlich von Ningo und Latabi begränzt. Die Einwohner sind Akkersleute.

8. Latabi.

Dies Ländchen stößt gegen Westen an Equea, gegen Nordost an Akra, gegen Süden an Ningo, und ist wegen seiner Märkte bekannt.

9. Akkaradi.

Akkaradi hat Ramana gegen Westen, Quaku gegen Norden, Latabi und Ningo gegen Süden. Die Eingebornen bringen viel Gold auf den Markt nach Aboni, welches sehr fein ist.

10. Insoko.

Dies Land soll fünf Tagereisen von der Küste liegen, die Gränzen sind aber ganz unbekannt. Die Eingebornen sollen das Kupfer und das Gold nicht kennen, sie machen schöne Stoffe und kurze Zeuche, die sie an die vorwärts wohnenden Negern verhandeln.

11. Quaku.

Quaku liegt ziemlich tief im Lande, und gränzt gegen Süden an Rammana und Akra, gegen Westen an Tafu. Die Einwohner bringen viel Gold auf die Märkte an der Küste.

Digitized by Google

12. Krobbo.

Krobbo ist eine kleine Republik, die etwa 500 bewaffnete Männer hat. Diese Negern wohnen sämtlich auf den Bergen in der Gegend hinter Friedensburg. Ein sehr hoher Berg (vermuthlich der Rotundo) zeichnet sich von der übrigen Kette durch seine Heuschober ähnliche Gestalt aus, und dieser wird eigentlich mit dem Namen Krobbo belegt. Die Einwohner flüchten bei einem feindlichen Ueberfalle dahin. Es ist eine frische Quelle darauf, und wenn sie mit Lebensmitteln versehen sind, so ist dieser Berg unüberwindlich. Gegen das Ende der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts griffen die Assianten diesen Berg vergebens an.

13. Ladingkur.

Dieses und noch andre Länder wird von den älteren Reisebeschreibern und Landkartenmachern *) an den Rio Volta gesezt, die neueren Land- und Reisebeschreiber wissen aber durchaus nichts davon, und melden nicht einmal den Namen derselben. **) Die Ursache mag wol darin liegen,

*) M. s. im IV. B. der allg. Historie der Reisen.

**) Vorzüglich Römer und Isert, welche alle diese Gegenden, in denen sie sich aufhielten, genau kannten.

Digitized by Google

daß diese Länder nur unbedeutende Distrikte der schon genannten grösseren Länder, und von den älteren Reisebeschreibern aus Irrthum für besondere kleine Staaten angesehen wurden; ihre Namen, wenn sie auch nicht von den Europäern gegebene sind, giengen, wie viele andre vermuthlich in den Kriegen und Revoluzionen, welche diese Länder erlitten, verloren.

Digitized by Google

IV.

Schilderung der Negern auf der Goldküste, ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen. *)

§. 1.

Leibesgestalt und Karakter der Negern.

Die Negern auf der Goldküste sind gemeiniglich von mittlerer Statur, starken Gliedern und wol gebaut. Sie haben ein schönes ovales Gesicht, blizzende Augen, kleine Ohren, und grosse dikke Augbraunen. Ihr Mund ist nicht gar zu groß. Ihre wolgeordneten Zähne sind ungemein rein und weiß, die Lippen roth und frisch, aber nicht so dik als die der Angolanegern, noch ist ihre Nase so platt. Vor ihrem dreißigsten Jahre haben sie wenig Bart; die alten Männer tragen aber ziemlich lange Bärte. Sie sind gemeiniglich breitschul-

*) Vorzüglich nach dem brauchbaren Aufsazze über die Sitten dieser Negern, im IV. Bande der allg. Historie der Reisen, S. 212. bis 228. bearbeitet, mit Zuziehung und Vergleichung von Des Marchais, Müller, Römer und Isert.

Digitized by Google

reicht mit nervichten Armen, dikken Händen, und haben mit langen krummen Nägeln bewaffnete lange Finger. Sie haben einen kleinen Bauch, aber desto längere Beine, grosse breite Füsse mit langen Zähen, starke Hüften, und wenig Haare auf ihrem Leibe. Ihre Haut ist nicht recht schwarz und stäts glatt und weich. Die Kinder werden weißgelb geboren, aber in einem Monate sind sie schwarz. Sie sind hizziger Natur, und ihr Magen kann die gröbsten Speisen verdauen. Sie waschen sorgfältig ihren Leib Morgens und Abends und salben ihn mit Palmöl, welches sie überhaupt für gesund und insbesondere für ein Verwahrungsmittel gegen die bei ihnen gewöhnlichen Fleisch- oder Nervenwürmer *) halten. Einen Wind ober oder unter sich fahren zu lassen, halten sie für einen grossen Gräuel, und werden eher sterben als dergleichen thun.

Sie begreifen eine Sache leicht und haben ein gutes Gedächtnis. Sie haben viel Gegenwart des Geistes, sind aber so träge, daß nichts als die höchste Noth sie arbeitsam machen kann. Bei Glük und Unglük scheinen sie gleichgültig zu seyn, und obgleich der Geiz sie beherrscht, so zeigen sie doch beim Verluste ihres Vermögens keinen Kummer. List, Betrug, Diebstahl, Geiz, Schmeichelei,

*) Dies sind die Hautwürmer (Vena medinenſis. L.) von welchen im V. B. d. M. S. 274. u. ff. ein Mehreres.

Trunkenheit, Fresserei, Wollust, Neid, Eigennuz und Zanksucht scheinen durchgängig aufs innigste mit ihrem Karakter verbunden zu seyn. Dabei sind sie sehr hochmüthig und schlechte Bezahler. Doch sind sie höflich, gastfrei und dankbar.

Die Weibspersonen sind wolgewachsen, von mittlerer Grösse und ziemlich beleibt. Sie haben kleine runde Köpfe, blizzende Augen, meistentheils hohe etwas krumme Nasen, langes krauses Haar, einen kleinen Mund, mit schönen wolgeordneten weissen Zähnen, einen vollen Hals und einen schönen Busen.

Sie sind sehr scharfsinnig, wizzig, gesprächig und üppig. Geiz, Liebe zum Trunk, Diebstahl und Stolz scheinen auch ihnen angeboren zu seyn. Die Verheiratheten sind gute Wirthinnen, reinlich in der Kleidung, mäßig im Essen und Trinken, besorgen ihre Geschäfte unverdrossen und ziehen auch ihre Töchter bei Zeiten dazu. Ihre Kinder lieben sie mit vieler Zärtlichkeit. Auch verstehen die hiesigen Weiber so gut als manche Europäerin die Kunst ihre Liebhaber auszuplündern, welches mancher auf der Küste sich aufhaltender wollüstiger Europäer bezeugen könnte. Beide Geschlechter lieben den Tanz.

Im dreißigsten Jahre sind die Einwohner der Goldküste in ihrer größten Schwärze, wenn sie aber gegen siebenzig oder achtzig kommen, so ver-

Digitized by Google

liert sich diese Farbe wieder. Die Haut wird blaß und gelb, welk und schlaff wie runzlichtes Leder. Die Fußsohle und die flache Hand ist aber niemals ganz schwarz, sondern ihre Farbe fällt in jedem Alter ins Weißlichte. Sie können sehr weit in die Ferne sehen. Wenn sie ihr Wasser lassen, thun sie es absaz- oder rukweise, wie die Schweine, und scheuen sich dabei vor Niemand. Die Näsſe und die Kälte können sie gar nicht ertragen.

Unter einander bestehlen sie sich nicht, aber die Europäer; sie machen sich noch eine Ehre daraus, diese zu überlisten. *) Wenn sie ertappt werden, so ist ihre Entschuldigung: Die Europäer seien übermäßig reich, und man erzeige ihnen daher noch eine Wolthat, wenn man sie bestähle, weil man sie dadurch geschwinder nach Hause schikte; sie aber müßten für sich selbst sorgen, da sie arm und von allem entblößt seien. Weil aber die Europäer diese Entschuldigung niemals für giltig erkennen, so regaliren sie die Diebe mit Schlägen; da sie denn wegen ihrer Pfuscherei von den andern brav ausgelacht werden. Man kann sie aber nicht allemal bestrafen, denn sobald sie befürchten entdekt zu

*) Vermuthlich aus demselben Grunde, aus welchem mancher Europäer sich eine Ehre daraus macht, einen Juden zu betrügen. — Denn was die Negern zu ihrer Entschuldigung vorbringen, ist gewiß nicht der wahre Grund.

Digitized by Google

werden, so springen sie über Bord, und man bekömmt sie nicht mehr zu sehen.

Sie gehen aus Hochmuth mit niedergeschlagenen Augen, sehen sich selten um, und bekümmern sich um Niemand, es sei denn, daß sie mit einer Person von höherm Range reden. Mit Niederern verlieren sie kein Wort, ausgenommen, daß sie ihnen etwa befehlen, das Maul zu halten, als ob sie es für eine Schande hielten, mit ihnen umzugehen. Gegen Fremde sind sie mit Höflichkeiten zuvorkommend, damit man ihnen wieder Ehre erweisen möge.

Ihre Kaufleute, welche insgesammt Edelleute sind, haben immer einen Sklaven bei sich, welcher ihnen einen Stuhl nachträgt, um sich niedersezzen zu können, wenn sie mit Jemand reden. Den Weissen bezeugen sie grosse Ehrerbietung, vornehmlich wenn es Personen von Stande sind. Dagegen erwarten sie auch wieder Höflichkeit, und über die Höflichkeiten der Weissen haben sie ein ungemeines Vergnügen. Ein Hauptvorwurf, den man diesen Negern macht, ist, daß sie weder Menschenliebe noch Wolwollen und Treue in Freundschaft haben sollen. *)

Dieser

*) So sagen zwar Villault und Des Marchais, aber dies Urtheil ist gewiß zu hart, und kann, wenigstens nur von einem Theile der durch Eigennuz verdorbenen Küstenbewohner gelten. Die Schriftsteller, die sich länger im Lande aufgehalten haben, schildern die

Dieser Vorwurf mag aber doch nur die ausgeartetsten dieser Völkerschaften treffen, von welchen einige Reisebeschreiber *) sagen, sie sähen ihre Nebenmenschen ganz ohne Theilnahme und Kummer, wie die Hunde sterben, und ihre Weiber und Kinder sind in solchen Fällen die ersten, die den Ihrigen verlassen. Diese Verlassung ist so allgemein, daß sie weder für schändlich noch für unrecht gehalten wird. Ja der Verlassene fühlt dies ihm angethane Unrecht so wenig, daß er nach der Genesung wieder so gut mit den Seinigen lebt, als wenn Weiber und Kinder ihre Pflicht gethan hätten. — Wer bei Krankheiten keine Sklaven hat oder Geld, um welche zu miethen, der muß verschmachten. —

Negern dieser Küste weit besser. Müller (S. 35. und 36) sagt, die Setuer seien freundlich, gastfrei, gutherzig, mitleidig und dankbar. Und doch schildert derselbe auch ihre Fehler mit schwarzen Farben, und zählt darunter ihre Unkeuschheit, ihre Neigung zum Trunk und Diebstahl, und ihr ungebärdiges Betragen bei Streitigkeiten. — Römer und Isert stimmen damit überein, und theilen uns Züge der schönsten Handlungen der Negern mit. (M. s. auch im VI. B. d. M. S. 45. u. ff.)

*) Insonderheit Villault und Des Marchais, die sich aber doch nicht lange genug auf dieser Küste aufgehalten haben, um ihr Urtheil geltender zu machen, als das solcher Reisebeschreiber, die mehrere Jahre hier wohnten und die Negern genau kennen lernten, wie die hierunten genannten.

Andre Schriftsteller *) behaupten als Augenzeugen gerade das Gegentheil, und rühmen die Menschenfreundlichkeit dieser Negern.

§. 2.

Kleidung.

Die Kleidung dieser Negern, insonderheit der Reichen, ist sehr verschieden, besonders was den Kopf betrift. Einige tragen ihr Haar sehr lang, gekräuselt und zusammengeflochten, oder als eine Krone aufgebunden. Andere legen es in kleine Lokken, schmieren es mit Palmöle und einer Art von Farbe, und machen sie, wie eine Rose oder Krone. Sie bedekken solche mit goldenem Klimperwerke und einer Art von Korallen, die an der Goldküste, Conta de Terra genannt werden, und die sie zuweilen dreimal höher schäzzen als das Gold. Sie bedienen sich auch zu ihrem Puzze einer Art blauer Korallen, welche von den Europäern Agrien oder Aigrisseine, von den Negern Akerri genannt werden. Diese Korallen kommen von Benin, und werden, wenn sie von einiger Dikke sind, dem Golde gleich geschäzt, und nach dem Gewichte verkauft.

Einige scheeren alle ihre Haare ab und lassen nur einen Theil, ungefähr einen Zollbreit in Ge-

*) Nämlich Müller, Römer und Isert, deren Urtheil hierin von grösserm Gewicht ist.

Digitized by Google

falt eines Kreuzes, eines halben Monds, oder eines Zirkels stehen. Sie tragen auch einen oder mehr kleine enge Kämme mit zwei, drei, oder höchstens vier scharfen Zähnen in den Haaren, die wie eine Gabel ohne Griff aussehen. Diese stekken sie durch ihre Haarkronen oder Rosen, und wenn sie von den Läusen gebissen werden, denen sie sehr unterworfen sind, so krazzen sie sich damit, ohne ihren Haarpuz in Unordnung zu bringen. Junge Leute scheeren gemeiniglich ihren Kopf oft, waschen und salben ihn alle Morgen mit Palmöle, um ihn von dem Ungeziefer frei zu halten.

Viele von den Negern tragen Hüte, welche sie von den europäischen Kaufleuten sehr theuer kaufen, ob solche gleich sehr grob sind; oder machen sich auch welche selbst aus Binsen, Baumrinden, Ziegen- oder Hundefellen, indem sie die Häute naß machen und sie über hölzerne Klözze ziehen, und ihnen die Form geben, worauf sie sie in der Sonne troknen. Diese Hüte oder Müzzen zieren sie mit kleinen Ziegenhörnern, goldenen Tändeleien oder Fäden von der Rinde ihres Fetischbaums; Einige sezzen auch noch Nägel von Meerkazzen hinzu. Es geht Niemand, ausser den Sklaven mit bloßem Haupte, welches das Zeichen ist, woran man sie kennt.

Ihren Hals, ihre Arme und Beine schmükken sie mit Schnüren von den feinsten venezianischen Glasknöpfen, mit Golde und der Conta de Terra,

oder den obgedachten Agrien untermengt. Sie tragen solche so dikke um ihre Hüften, daß ihre Blösse dadurch hinlänglich würde bedekt werden, wenn sie keine Kleider trügen, und dies um so viel mehr, weil sie stärs einen Gürtel tragen. Einige von diesen Ketten oder Schnüren sind über sechs hundert Thaler werth. Sie bilden sich auch viel darauf ein, wenn sie breite elfenbeinerne, goldene, oder silberne Bänder und Ringe an den Armen tragen. Die leztern nennen sie Manillas, einige haben drei oder vier von diesen elfenbeinernen Ringen, einen über dem andern, an einem Arme.

Die gemeine Kleidung der Mannspersonen besteht aus drei oder vier Ellen Sammet, Atlas, Leinwand, Soye, oder Baumwollenzeuchen. Dies nennen sie Pagne, und binden es in eine kleine Breite zusammengerollt um den Leib und machen es fest, so daß es von dem Nabel hinab hängt und die Beine halb bedekt.

Die Kaufleute, insonderheit die Junggesellen (Manseros) tragen ein Stük Taft oder feinen indischen Damast zwei oder drei Ellen lang, welches rund um ihre Hüften geschlagen ist, so daß die Zipfel davon vorn und hinten bis auf die Erde herunter hängen. Zuweilen schlagen sie noch ein anderes Stük Stoff um sich, von ihrer Brust bis mitten an die Schenkel, oder werfen es auch queer über die Schultern wie einen Mantel und führen in der Hand zwei oder drei Assagajen.

Digitized by Google

Die Kaboschiren oder die vornehmsten Negern auf der Goldküste tragen blos ein Stük Zeuch um ihre Hüften, eine Müzze von Thierhäuten auf dem Kopfe, einen Stab in der Hand und eine Schnur Korallen um den Hals, so daß sie beim ersten Anblikke eher arm als reich aussehen.

Die Kleidung der gemeinen Leute, als Fischer, Palmweinzapfer, Goldsucher, Handwerksleute ist sehr verschieden, aber sehr armselig. Einige tragen eine oder zwei Ellen groben Zeuch von eigenen Landzeuchen. Andere bedienen sich einer Art von Hadern oder Lappen, die zwischen ihre Schenkel durchgezogen und mit einer Schnur rund um die Mitte zugebunden wird. Die Fischer tragen gemeiniglich eine Müzze von Thierhäuten oder Binsen, oder einen alten abgetragenen Hut, den sie den Matrosen abgehandelt haben. Dieser ist ihnen, sowol in dem schwülen als in dem kalten regnichten Wetter, sehr nüzlich. Die Kinder beiderlei Geschlechts werden selten vor dem achten oder zehnten Jahr bekleidet. An einigen Orten tragen die Mädchen keine Pagnes, bis sie verheurathet sind, so daß, wenn sie wegen Häßlichkeit oder andern Ursachen keinen Mann bekommen, sie im dreißigsten Jahre noch eben so nakt gehen, als im zehnten. Ehe die Europäer hieher kamen, war diese Sitte allgemein. Als sie aber sahen, daß die Europäer sich an dieser Blöße ärgerten, so erlernten sie die Kunst, sich zu puzzen, um ihnen besser zu gefallen.

Digitized by Google

Nach und nach lehrte sie die Eitelkeit ihre Haare auf verschiedene Art frisiren, und Vergnügen daran finden, sich im Spiegel zu besehen. Sie reiben ihre Haare mit Palmöle, bis es sich in Ringe kräuselt, worin sie Kämme mit zwei Zähnen stekken, welche sie, wenn sie einander grüssen, mit der linken Hand heraus nehmen und wieder einstekken. Dies ist ein Zeichen von grosser Ehrerbietung. Sie waschen sich jeden Morgen, zieren die Haare mit Bändern, Goldflinkerchen und schönen Muscheln. Sie schneiden auch allerlei Figuren in die Haut und bemahlen das Gesicht mit allerlei Farben, so daß sie einem Stük geblümtem Damast nicht unähnlich sehen. An diesen Schnitten, die auch manche Männer haben, kann man die verschiedenen Völkerschaften unterscheiden. Diese Sitte ist aber nicht mehr allgemein.

An Armen und Füssen tragen sie kupferne, erzene oder elfenbeinerne Ringe, Korallenschnüre oder die Rinde des Fetischbaums. Am Halse tragen sie Schnüre von Korallen und Glaskügelchen, die zu Ehren des Fetisches mit Goldstükchen geziert sind. In den Ohren und in der Nase tragen sie kleine künstlich gearbeitete goldene, silberne, erzene, kupferne, zinnene oder blechene Ringelchen. Die unverheiratheten Mädchen tragen viele eiserne, dünne und niedlich gemachte Ringe um die Arme, zuweilen dreißig oder vierzig an einem Arme.

Was die Kleidung betrift, so tragen die

Negerinnen, wenn sie zu Hause sind, ein halb klafterlanges Stük Leinwand rund um den Leib von der Brust bis an die Knie, welches mit einem Gürtel von rothem, blauem oder gelbem Zeuch bevestigt ist. An diese hängen sie ihre Messer, Beutel und Schlüssel bundweise zur Pracht, ob sie gleich nicht eine einzige Kiste oder Lade im Hause haben. Sie hängen auch einige Ringe von Stroh oder Zweigen daran, die mit Bohnen oder Glaskndpfchen durchflochten sind, die sie als Fetische verehren. Aermere bedekken ihre Blöße mit Matten aus Baumrinde.

Wenn sie aber ausgehen, so waschen sie sich, legen einen Gürtel von neuem Leinenzeuche an, und werfen über solchen ein Stük Leinwand oder Zeuch, das ihren Leib von der Brust bis auf die Ferfen bedekt, wie ein europäischer Schlafrok. Zuweilen lassen sie einen Arm blos und führen in der Hand eine in die Höhe gehobene hölzerne Schüssel. Da sie sparsamer und mäßiger sind als die Männer, so kleiden sie sich nach der Nachhausekunft gleich wieder um.

Wenn die Weiber der Hauptleute oder Kaufleute ausgehen, so haben sie ein Stük Taft oder Seidenzeuch um ihre Hüfte, welches ihnen von der Brust bis mitten an die Beine geht und hinten wie ein Wulst ausgestopft ist. Ihre liebsten Farben sind roth, blau oder violet. Sie haben auch gemeiniglich ein Bund Schlüssel an ihrem Gürtel

Digitized by Google

mit Ringen von Elfenbein oder Golde, und an den Fingern so viel Ringe, daß man zu Zeiten von den Fingern nichts sehen kann. Einige binden auch die Kleider mit einem Gürtel oder Streife von rothem Zeuche oder anderm Stoffe, ungefähr eine halbe Elle breit und zwei Ellen lang. Beide Ende dieses Gürtels hängen über den Rok herunter, und sind zuweilen mit goldenen oder silbernen Borten oder Franzen besezt. Ueberhaupt ist aber zu bemerken, daß die wohlhabenden Negerinnen sich nicht ganz gleichförmig kleiden, sondern daß auch in dieser brennenden Zone die Göttin Mode ihre Herrschaft ausübt.

Die geringeren Weiber tragen eine Dekke oder Mantel von vier oder fünf Ellen schlechtem Zeuche, um sich vor der Kälte und dem Regen zu verwahren, und schmükken ihre Arme, Finger und Füsse mit vielen zinneuen, kupfernen, elfenbeinernen und eisernen Ringen. Die Freudenmädchen tragen an den kupfernen Ringen an ihren Füssen kleine Glökchen, damit man sie von weitem hören kann.

Weil die Negern auf der Goldküste sehr reinlich, und grosse Liebhaber vom Baden sind, so bauen sie ihre Häuser oder Dörfer gemeiniglich dicht an einen Fluß oder an die See. Die Kinder laufen, sobald sie gehen können, in das Wasser, wodurch sie tüchtige Schwimmer und Taucher werden.

Digitized by Google

§. 3.

Von den Mulatten.

Es gibt an der Goldküste auch **Mulatten**, von den Negern **Tapoier** genannt, ein Geschlecht, das von europäischen Männern mit Negerinnen erzeugt worden; sie sind von einer schwärzlichgelben, oder braunen Farbe, weder weiß noch schwarz. Mit zunehmendem Alter werden ihre Leiber sprenklicht, mit weissen, braunen und gelben Flekken, wie die Leoparden, und werden äußerst häßlich, besonders die alten Weibspersonen. Sie vereinigen in sich alle Laster der Europäer und der Negern, aber nicht eine einzige von deren Tugenden, und sind gleichsam der Abschaum von beiden. Sie nennen sich zwar Kristen, sind aber so abergläubische Abgötter, als irgend ein Neger. Sie haben keine Treue noch Glauben weder gegen einander, noch gegen andre. Die Mannspersonen sind meistentheils Soldaten in Diensten der Europäer, und gehen auch wie diese gekleidet. — Die meisten Weibspersonen sind öffentliche Huren der Europäer und heimlich der Negern, und haben ihren besondern Puz. Die reicheren tragen ein feines Hemde, und über demselben ein kurzes Wamms von Seidenzeuche oder anderm Stoffe ohne Aermel, welches ihnen bis an die Hüften geht und bloß auf den Schultern befestigt ist. Auf dem Kopfe tragen sie verschiedene Müzzen übereinander. Die oberste ist von Seide, vorne gefaltet, und oben rund, das

mit sie vestfizze. Ueber allem diesem tragen sie eine Haarflechte, die zwei oder dreimal rund um den Kopf geht. Von den Hüften hinunter sind sie wie die Negerinnen gekleidet. Die Aermern gehen bis auf die Hüften nakt.

§. 4.

Wohnung und Hausgeräthe der Negern.

Die Städte und Dörfer auf der Goldküste bestehen aus einer Menge unregelmäßig hingebauter Hütten, woraus viele sehr enge, oft nur einen Schritt breite, und krumme Gassen entstehen, die insgesammt auf einen offenen Plaz führen, der sich gemeiniglich in der Mitte des Orts befindet, und sowol zum Markte als den Belustigungen der Negern dient. Diese Gassen und Plätze sind aber nicht gepflastert, ausser die zu Mina und Kap-Korse. Bäume findet man auch keine darin, ausser zu Arim; bei Regenwetter kann man also vor Koth nicht durchkommen, und bei troknem Wetter findet man keinen Schatten.

Die inländischen Städte und Dörfer sind gemeiniglich etwas besser als die an der Küste, aber ganz offen, ihre ganze Sicherheit sucht man in der Lage, entweder auf einer felsigen Anhöhe, oder in einer sumpfigen Gegend.

Die Kaufleute im Innern sind reicher und treiben einen grössern Handel, daher haben die inlän-

Digitized by Google

dischen Städte auch schönere Gebäude. Die Kaufleute an der Küste sind nicht so reich und gemeiniglich nur Dollmetscher, Mäkler, Träger oder Fischer, die Diener oder Sklaven der Inländer. Das unerträglichste in diesen Städten, insonderheit an der Küste, ist der abscheulichste Gestank; indem die Negern nicht nur in diesen engen Gäßchen den Bauch zu erleichtern pflegen, sondern auch eine grosse Menge stinkender Fische um ihre Häuser herum haben; denn sie essen die Fische nicht anders als halb verfault.

Wenn die Landwinde wehen, so hat man sogar diesen widerlichen Geruch zwei oder drei englische Meilen davon, vornehmlich bei Nachtzeit, auf den Schiffen.

Die Häuser der Negern auf der Küste sind fast durchgehends nach einerlei Muster gebaut. Sie sind klein und niedrig, und sehen in der Ferne wie Barakken in einem Lager aus, diejenigen ausgenommen, welche näher an den europäischen Niederlassungen sind, wo sie weiter und bequemer gemacht werden. So haben die Negern zu Mina und andern Orten von den Europäern gelernt, Häuser zu bauen mit zwei Geschoß verschiedenen Gemächern und flachen Dächern.

Die Negern bauen ihre Häuser insgemein viereckig. Zuerst schlagen sie vier, sechs oder sieben Fuß hohe Pfosten in die Erde, in den vier Ekken, und so weit von einander, als sie das Haus groß

Digitized by Google

zu machen gedenken. An dieſe Hauptträger beveſtigen ſie drei oder vier lange Pfähle queerüber in gleicher Weite, einen über den andern, und wieder andere gehen von dem oberſten bis auf die Erde gerade hinab queer durch. Wenn das Haus alſo gerichtet iſt, ſo legen ſie eine Art von Mörtel inwendig und auswendig daran, acht Zoll dik, welcher in ſehr kurzer Zeit durch die Sonnenhizze faſt eben ſo hart und dicht wird als Mauerſteine. Sie laſſen einige kleine Löcher darin wegen des Lichts, und eine einzige Thüre, um hinein zu gehen. Meiſtentheils bewerfen ſie die Mauer noch einmal mit weiſſem und rothem, oder ſchwarzem und gelbem Mörtel nach ihrer Fantaſie.

Auf dieſe Wand von Lehm und Zimmerholze legen ſie kleine Balken oder Stangen von beiden Seiten queer über zum Dache, und bedekken ſolche ſtatt der Ziegel mit vierekkigen Matten aus Palm- oder Reißblättern, oder Binſen, Stroh oder Rohr, nachdem es das Land gibt. An den meiſten Orten iſt dieſes Dach ſo eingerichtet, daß man es oben öffnen kann, um friſche Luft einzulaſſen. Das Täfelwerk und der Fußboden ſind von den nämlichen Materialien wie das Dach. Die Thüre iſt gemeiniglich ſo niedrig, daß man ſich faſt über die Hälfte bükken muß, um hineinzukommen. Einige haben zur Thüre flach und dicht zuſammengeflochtene Binſen, andere ſchlechte Stükke Bretter, die mit Strikken ſtatt der Angeln angehängt werden, und entweder inwendig oder auswendig

aufgehen, nachdem es der Eigenthümer für gut findet. Wo der Boden nicht mit Matten belegt ist, da ist er von rothem Thone so hart und dicht, als wenn er mit Steinen ausgelegt wäre. In der Mitte lassen sie ein rundes Loch, ihren Palmweintopf hineinzusezzen, wenn sie sich lustig machen wollen.

Die Häuser der geringern Leute haben gemeiniglich zwei oder drei kleine Hütten daneben; der Reichen ihre aber sieben oder acht, eine von der andern etwas abgesondert. Die meisten davon sind durch Matten von dicht zusammengebundenen Binsen in zwei oder drei Gemächer abgetheilt. Einige sind für ihre Weiber, darin zu wohnen, andere ihre Speisen darin zu verwahren, und andere solche darin zuzurichten. Der Feuerheerd ist in der Mitte, aber ohne Loch zu einem Rauchfange. Eine jede Frau und ihre Kinder haben eine Hütte für sich.

Die Häuser der Vornehmen nebst allen ihren Nebenhäusern sind durch eine viereckige Wand von dicht zusammengebundenen Binsen eingeschlossen, die von einer ziemlichen Dikke, und so hoch ist, als die Wände der Häuser. Es ist keine Thüre darin, und der einzige Ausgang in die Strasse geht durch das Haupthaus.

Die Häuser der Könige und Vornehmen liegen gemeiniglich nahe am Markte und sind von allen andern Gebäuden abgesondert. Sie sind insgemein

Digitized by Google

höher und geräumiger als anderer Leute ihre, sonst aber auf eben die Art gebaut. Sie haben viele Thüren und Gänge von einem Orte zum andern, wie ein Labyrinth. In der Mitte ist ein Spaziergang, welches ein an allen Seiten offener Plaz ist, der aber oben vor der Sonne durch ein schiefes Dach geschüzt wird. Hier belustigt sich der König des Tags über, indem er mit seinen Hofleuten da sizt oder spazieren geht. An dem Eingange des königlichen Palasts stehen stäts Töpfe oder Krüge tief in der Erde, welche täglich mit frischem Wasser gefüllt werden. Dies hat eine religiöse Ursache, die man aber nicht bestimmen kann.

Einige Vornehme halten zwei mit Assagajen bewaffnete Sklaven an ihrer Kammerthür als Schildwachen, die von Zeit zu Zeit abgelöst werden.

Ein Haus wird hier in acht Tagen gebaut, und kostet an Zimmer- und Maurerarbeit selten über 20 fl. rhein. Die Materialien, als Zimmerholz, Thon, Binsen und Blätter werden von den Sklaven genommen, wo sie solche finden. Jede Haushaltung hat ein Vorrathshaus ausserhalb der Stadt, wo sie ihren indischen Weizen, Hirse oder Reiß zu ihrem jährigen Unterhalt aufbewahrt. Einige haben sie auch bei den Wohnungen.

Das Hausgeräthe dieser Negern ist weder kostbar noch elegant. Alles, was sie davon haben, besteht in einigen hölzernen spannehohen Sizzen oder

Digitized by Google

Stühlen, einigen hölzernen, kupfernen und irdenen Töpfen und Kalabaschen, Wasser darin zu halten und Speisen anzurichten, einigen Schalen und Truhen und ihren Waffen, die an der Wand hängen. Die Reichern haben Tische. Statt der Betten bedienen sie sich der Matrazzen aus Binsen. Diese legen sie des Nachts auf die Erde, und breiten eine feine Matte darüber mit einem Polster von eben der Art, und sezzen einen ehernen Kessel dabei sich zu waschen. Diese haben auch wol silberne Trinkgeschirre, silberne Löffel, zinnene Schüsseln und Schalen, kostbare Tischmesser, feine Tisch- und Handtücher, Servietten ꝛc. Die Aermeren haben nur bloß eine Matte, worauf sie schlafen, und bedienen sich statt des Polsters eines ihrer Arme, oder auch eines kleinen Klozzes, auf welches sie ihren Kopf legen, und gehen ausser dem Hause um sich zu waschen. Andere bedienen sich auch der Häute statt der Matrazzen. Bei der regnichten Jahrszeit machen sie wol auch ein gutes Feuer in die Stube und liegen mit den Füssen dagegen. Die Vornehmen lassen die Kaufmannswaaren und andere Sachen in ihrer Weiber Hütten tragen, bei den Armen ist aber alles durch einander.

Von dieser fast allgemeinen Armuth und Mangel an Gütern, welche man in allen Negerländern antrift, wie auch von dem überwiegenden Hang der Negern, die Fremden von anderer Farbe zu bestehlen, geben die muhammedanischen Marbuten dieses Landes eine ziemlich seltsame Ursache an.

Digitized by Google

Sie erzählen: Es wären die drei Söhne Noahs, deren einer weiß, der andere braun und der dritte schwarz gewesen, von welchen Farben auch jeder eine Frau hatte, nach ihres Vaters Tod zusammen gekommen, seine Güter zu theilen, welche in Gold, Silber, Kleidern, Zeuchen, Kattunen, Pferden, Kameelen, Ochsen, Schafen und andern Thieren, wie auch Waffen, Hausgeräthe, Korn, Tabak, Pfeffer und dergleichen bestanden. Diese Brüder speisten des Abends freundschaftlich zusammen, und giengen, nachdem sie eine Pfeife Tabak geraucht und eine gute Fläsche Wein getrunken hatten, zu Bette. Der weisse Bruder aber, der andre Sachen im Kopf hatte als den Schlaf, stand, sobald er die andern eingeschlafen sahe, auf. Er nahm alles Gold, Silber, und die kostbarsten Güter, und floh damit nach dem Lande, das die Europäer inne haben. Als der Braune oder Mohr erwachte, und den Betrug seines ältesten Bruders merkte, so folgte er seinem Beispiele, und begab sich mit den Tapezereien und dem besten Hausgeräthe, auf den dagelassenen Pferden und Kameelen, hinweg. Als der Negerbruder, welcher zulezt aufstand, fand, daß alles weg war, ausser einigen wenigen baumwollenen Zeuchen oder Pagnes, einigen Pfeifen, Tabak und Reiß, und daß er schelmisch betrogen worden, so rauchte er zum Troste eine Pfeife, und fieng an nachzusinnen, wie er sich rächen wollte. Er hielt es für das Beste, seinen Brüdern Gleiches mit Gleichem zu vergelten,

und

zu bestehlen, wann und wo er könnte. Dies that er sorgfältig, so lang er lebte, und ließ sein Beispiel als eine Regel, der seine Nachkommen folgen sollten, welche auch als folgsame Kinder beständig so fortfahren dieses bis auf den heutigen Tag zu thun.

§. 5.

Speisen und Getränke. Hauswirthschaft.

Die Goldküstebewohner, sonderlich die gemeinen, essen sehr schlecht. Fische und Kräuter kommen nicht im Ueberflusse auf ihre Tische. Ochsen, Schafe und Hüner werden bei den Armen bloß auf die Festtage aufgehoben. Hieraus kann man urtheilen, daß sie eben nicht viel auf ihren Unterhalt wenden. Zwei Dreier sind genug einen von ihnen des Tags zu unterhalten, woran ihr Geiz auch grossen Antheil hat; denn wenn sie auf Unkosten der Europäer essen, so greifen sie braf zu. Sie essen mehr Fische als Fleisch, und mehr Brühe als Fische. Die arme Volksklasse nährt sich hauptsächlich von einer Art Bohnen, Ignames, Pataten, Bananas und andern Früchten. Die Reichen aber speisen Federvieh, Ziegen- Rind- und Schweinefleisch. Das Fleisch wird von den Negern oft roh gegessen, oder nur ein wenig warm gemacht, mit einer Handvoll spanischem Pfeffer, worauf sie ein grosses Glas Branntwein oder Aquavit auf einen Schluk hinunter trinken. Sie essen auch Hunde und Kazzen, und das Fleisch von Elefanten und

Büffeln, wenn es gleich voller Maden ist und unerträglich stinket; tiefer im Lande essen sie auch Eideren, welche sie an der Sonne troknen. Von rohen Gedärmen von Hünern sind sie auch grosse Liebhaber, und es gibt eine gewisse Art kleiner Vögel von der Grösse unserer Rothschwänze, von brauner Farbe und rothen Köpfen, welche ihre Nester an die Spizzen der Zweige bauen, um sie vor den Schlangen zu verwahren, wenn die Negern dieselben erhaschen können, so verzehren sie sie lebendig mit Federn und allem. Während der Mahlzeit trinken sie nicht.

Die Fische werden entweder, nachdem sie halb verfault sind, gedörrt, und dann gebakken mit Pfeffer und Salz gegessen, oder sie kochen selbige im Wasser, würzen sie mit Salze und spanischem Pfeffer, rösten Ignames und Pataten in der heißen Asche, und machen eine Art von Muße daraus. Sie bakken grüne Feigen, die ihnen statt Brod dienen, wie das indische Korn, welches sie über dem Feuer rösten. Den Reiß kochen sie auf portugiesische Art mit Vögeln oder Schaffleisch, zuweilen auch nur mit Salz oder Palmöl.

Das gemeinste Gericht ist ein Topf voll Hirse, so dicht gekocht, als ein Teig, oder statt dessen Ignames und Pataten, worüber sie ein wenig Palmöl gießen, nebst etwas gekochten Kräutern und stinkendem Fische, dies halten sie für ein köstliches Gericht. Ein anderes ausserordentlich köstliches Gericht, welches sie Malaghetta nennen,

besteht aus Fischen mit einer Handvoll indischem Weizen eben so vielem Teige und etwas Palmöl, alles im Wasser gekocht, welches, wenn man es einmal gewöhnt ist, nicht unangenehm schmekt und für gesund gehalten wird. Ihre Brühe ist meistentheils Palmöl, welches gut schmekt, wenn es frisch ist, wenn es dik wird, so brauchen sie, ihren Leib und ihre Haare damit zu salben. Es hat einen scharfen Geschmak und einen für Fremde unangenehmen Geruch. — Doch gibt es hier auch Kaufleute, die ganz auf europäische Art speisen, und sich dabei von Sklaven bedienen lassen, wiewol auch bei diesen, auf europäische Art, zugerichteten Speisen Pfeffer das vornehmste Gewürz ist.

Die Negern essen sehr unappetitlich und gierig. Die Speisen zerreissen sie mit den Nägeln und werfen sie ins Maul, und bedienen sich weder Tischtücher, noch Servietten, noch Messer und Gabeln. Sie fahren mit den Händen in die Schüssel, und werfen ganze Hände voll Speisen mit solcher Geschwindigkeit ins Maul, daß man darüber erstaunt, daß sie es niemals verfehlen.

Ob sie aber gleich so gierig fressen, so sind sie doch kaum jemals satt, und fast beständig hungerig. Dies rührt von der Hizze ihres Magens her, welches sonderbar ist, da die Hizze des Klima's die Verdauungskraft eher vermindern als vermehren sollte; ein einziger Neger kann so viel essen, als sechs Europäer, doch vermehrt sich der

Appetit der leztern auch, wenn sie in dies Land kommen.

Die Negern essen nur zweimal des Tags bei Sonnenanfgang und bei Sonnenniedergang. Der Mann ißt gemeiniglich allein in seiner eigenen Hütte, und die Weiber mit ihren Kindern, jede besonders in der ihrigen, wenn nicht zuweilen einige von ihnen zusammen treten, oder der Mann mit seiner vornehmsten Frau, oder mit seiner Favoritin speiset.

Die gemeinen Leute essen auf der Erde mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen, und lehnen sich auf die eine Seite, oder haben auch beide Beine gerade unter sich, und sizzen auf den Fersen. Vornehmere haben Tische und Stühle. Morgens trinken sie Wasser, Pitto, ein von Mais gekochtes Art Bier, und Branntwein, Nachmittags aber Palmwein. Es treten gemeiniglich ihrer fünf oder sechs zusammen und kaufen einen grossen Topf mit Palmwein, diesen gießen sie in einen ungefähr zwölfmäßigen Kalabasch, sezzen sich rings herum und trinken ihn aus. Ehe sie aber anfangen, so schikt Jeder seiner liebsten Frau ein klein Gefäß voll nach Haus. Darauf füllt der erste Trinker einen kleinen Kalabasch, und die andern stehen umher, legen ihre Hände auf seinen Kopf, und rufen Tautosi. Er darf aber nicht ganz austrinken, sondern muß noch ein wenig darin lassen, welches er auf die Erde gießt und

das Wort Jou wiederholt ausspricht, als wenn er solches seinem Fetisch, oder verstorbenen Freunden darbrächte, welches viele Aehnlichkeit mit der Libazion der alten Römer hat. Die andern Trinker sprizzen auch, ehe sie etwas hinunter schlukken, drei Maulvoll auf besondere Art durch die Zähne zu Ehren des Fetisches. *) Wenn sie einige Fetische an ihren Armen oder Beinen haben, so sprizzen sie ein wenig Wein auf dieselben, indem sie glauben, wenn sie solches unterließen, würden sie ihren Wein nicht in Ruhe trinken können. Im Trinken muß der Wein haufenweise über den Bart geifern.

Die Weiber haben allein die Sorgfalt für die Haushaltung, unter der Aufsicht der vornehmsten Frau, und zu dem Ende haben sie auch den Beutel. Sie kaufen aber selten mehr als für einen Tag, und machen nicht gern unnöthige Kosten. Die Männer bekümmern sich wenig ums Hauswesen, sondern machen sich ausser dem Hause zu thun, entweder mit Handeln, oder Fischen, oder Palmweinzapfen, nachdem es ihr Geschäfte mit sich bringt, und alles, was sie erwerben, geben sie ihren Weibern, welche sehr sparsam damit haushalten. Einige haben in den europäischen Forts die Kochkunst gelernt.

Das erste, wobei sie in ihrer Haushaltung

*) M. s. Müllers Beschreibung von Fetu. (Nürnb. bei Hoffmann 1675.) S. 175.

sorgen, ist, daß sie Brod machen. Des Abends nehmen sie so viel Reiß oder auch Hirse, als sie für ihr Haus auf den folgenden Tag nöthig haben. Dieses wird von den Sklaven geholt. Dieses Korn stossen die Weiber in einem grossen hölzernen Mörsel, oder in tiefen Felsenlöchern, die hiezu bestimmt sind, mit hölzernen Stämpfeln. Darauf sieben sie es, und reiben es auf einem flachen Steine, wie unsre Maler die Farben. Endlich kneten sie eine Art von Teige daraus, den sie in kleine runde Stükke abtheilen, die so dik sind als eines Mannes Hand, und kochen sie in irdenen Pfannen voll Wasser, wie Klösse. Das Brod von dem kleinen Hirse soll das beste seyn. Man macht auch Brod, worin Mehl von mehreren Arten Getreide ist. Ueberhaupt liegt aber diese Art Brod sehr schwer im Magen. Wenn der Teig auf sehr heißen Steinen gebakken wird, ist das Brod besser. Die Weiber von Mina sollen die besten Bäkkerinnen seyn.

Aus diesem Teige machen sie auch eine Art Zwiebak, der sich drei oder vier Monate lang hält. Mit diesem pflegen sie ihre grosse Kähne zu versehen, welche nach Angola handeln. Ausserdem machen sie eine Art von runden gedrehten Kuchen daraus, Ranki genannt, welche auf den Märkten verkauft werden, und ziemlich schmakhaft sind.

Obgleich die Art, ihr Mehl zu bereiten, sehr beschwerlich ist, so thun es doch die Weiber mit Vergnügen unter freiem Himmel, und haben

dabei ihre Kinder auf dem Rükken. Die Männer verrichten dies Geschäft niemals.

§. 6.

Heurathsgebräuche. Ehestand und Erziehung.

Die Gewohnheiten und Formalitäten der Negern bei ihren Heurathen sind zwar längs der Goldküste in einigen Umständen verschieden, in der Hauptsache aber einerlei.

Ihre Hochzeiten werden mit sehr wenigen Zeremonien verrichtet. Wenn ein junger Mann im Stande ist, sein Brod zu verdienen, so sucht er entweder selbst, oder sein Vater eine Frau für ihn. Wenn die jungen Leute mit einander einig sind, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Aeltern der Braut, und macht dasjenige aus, was sie für dieselbe haben wollen. *) Wenn dies in Richtigkeit ist, so wird ein Fetischier geholt, um den Eid ablegen zu lassen. Die Braut schwört, ihren Mann zu lieben, und ihm getreu zu seyn, der Bräutigam schwört auch, sein zukünftiges Weib zu lieben, den Punkt der Treue übergeht er aber. Nach dieser Zeremonie beschenken die Eltern von beiden Seiten einander, und

*) Nach Isert S. 23. besteht dies in dem Werth einer Sklavinn, wenigstens zu Akra, theils an Waaren, theils Buschis oder Kauris.

Digitized by Google

bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Auf den Abend führt der Mann seine Braut, in Begleitung einiger jungen Frauenspersonen, welche eine ganze Woche bei ihr bleiben, um ihr Gesellschaft zu leisten, nach Haus, um der neuen Verbindung das Siegel aufzudrükken. *) An einigen Orten z. B. in Fetu und Akra wird das Fest in des Bräutigams Wohnung gefeiert. **)

Der Vater gibt seinem Sohn nichts mit, als was er durch seinen eigenen Fleiß erworben hat. Die Aeltern der Braut geben ihrer Tochter ungefähr 14 fl. in Golde, und wenn sie reich sind, geben sie ihr ausserdem noch eine halbe Unze Gold, um Palmwein zur Hochzeit zu kaufen. Diese Gewohnheit ist so allgemein, daß auch eine Königstochter nicht mehr bekömmt, ausser etwa ein oder zwei Sklaven zur Bedienung. Der Bräutigam hält über den Aufwand der Hochzeit, der in etwas Geld, Wein, Branntwein, einem Schafe für die Verwandten, und Kleidern für die Braut besteht, eine genaue Rechnung, damit er, im Falle, wenn leztere ihn

*) Nach Müller (S. 177.) muß während der ersten sieben Nächte ein Mädchen von 7 bis 8 Jahren zwischen den Neuverheuratheten liegen, um zu verhindern, daß sie während dieser Zeit einander nicht berühren. Nach ebendemselben geschieht es, wenigstens in Fetu, oft, daß ein Mann seine Tochter einem guten Freunde ohne Anfrage zuführt.

**) M. s. Isert S. 235. Müller's Fetu S. 176.

Digitized by Google

verließe, alles wieder zurük fordern kann. Wenn er sie aber verstößt, kann er nichts mehr zurük fordern, es geschähe denn Ehebruchs wegen. Dergleichen Feierlichkeiten finden aber nur bei der Hochzeit der ersten Frau statt, bei Heimführung der andern geht alles still zu. *)

Es ist auf der Goldküste nicht selten, daß Mädchen vor ihrer Mannbarkeit sich verheurathen. In diesem Falle kommen die beiderseitigen Verwandten in dem väterlichen Hause der Braut zusammen, und machen sich lustig. Abends wird die Braut in des Bräutigams Hause geführt, und daselbst in des Ehemanns Bette zwischen zwei Weibern gelegt, um zu verhüten, daß er sie nicht berühre. Diese Zeremonie wird drei Nächte hintereinander wiederholt, worauf sie der Mann ihren Aeltern zurük schikt, um daselbst bis zu ihrer Mannbarkeit zu verbleiben. Wenn nun dieser Zeitpunkt kömmt, so wird die Ehe vollzogen, und der Bräutigam muß jeder der jungen Weibspersonen, welche die Braut nach Hause begleitet hatten, einen Akki (16ten Theil von einer Unze) Gold geben.

Es heurathet hier Jeder so viel Weiber, als er ernähren kann, doch beläuft sich die Zahl derselben selten über zwanzig, und wenn Jemand so viel nimmt, so geschieht es bloß, um für groß und reich angesehen zu werden. Denn je mehr Weiber

*) M. s. Müllers Fetu S. 177.

und Kinder einer hat, desto angesehener ist er. Die gewöhnliche Anzahl der Weiber ist von drei bis zehn, ausser den Beischläferinnen, die oft den Weibern vorgezogen werden; ihre Kinder werden aber für unrechtmäßig gehalten. Doch haben reiche Kaufleute und Staatsbedienten zwanzig bis dreißig, und die Könige und Statthalter zuweilen achtzig oder hundert.

Alle diese Weiber bauen das Feld, säen Mais und pflanzen Ignames, ausser zweien, welche bei reichen Männern gemeiniglich von der Arbeit frei sind. Die Vornehmste heißt die grosse Frau, (Odufu) und hat die Regierung und Aufsicht im Hause. Die andere heißt die Bossum, weil sie ihrer Gottheit geweiht ist. Auf diese zwei Weiber sind die Männer sehr eifersüchtig, vornehmlich auf die Bossum, welche meist Sklavinnen, die sie gekauft und ihren Gottheiten gewiedmet haben, und durchgängig sehr schön sind. Bei diesen schlafen sie entweder aus Religionsgründen oder wegen ihrer Schönheit, an gewissen Tagen, als an ihrem Geburtstage, oder am Diensttage, als ihrem Fetischtage oder Sabbath. Dieses erhebt den Zustand der Bossumsfrauen über den Zustand der übrigen Weiber, die schwer arbeiten müssen. — Die grosse Frau hat des Mannes Geld in Verwahrung, und diese sind gar nicht eifersüchtig, wenn ihr Mann mehr Weiber nimmt, sondern sprechen ihm vielmehr zu, weil sie alsdann vier oder fünf Akkis Gold von der neuen Frau zum

Geschenke bekommen. Wenn diese ersten Frauen aber hartnäkkig sind, so können sie dem Manne das Heurathen mehrerer Weiber erschweren, oder sich die Einwilligung abkaufen lassen. Wird die grosse Frau alt, so sezt der Mann eine jüngere an die Stelle, und die Abgesezte wird zur Aufwärterin erniedrigt. Die Weiber wetteifern unter einander um die Gunst des Mannes zu gewinnen, und sich den größten Antheil an seinen ehelichen Gunstbezeugungen zu versichern, welche vornehmlich auf des Mannes Belieben ankommen, wiewol sie solche gemeiniglich gleich eintheilen, um Streit zu vermeiden, so daß jede Frau nach ihrer Reihe vergnügt wird. Der Mann sucht auch zuweilen die Frau aus, bei der er die Nacht zubringen will, worauf sich diese in ihre Hütte begibt, und die Sache geheim hält, um Eifersucht zu vermeiden.

Die Negerinnen auf der Goldküste sind nicht sehr fruchtbar, wozu das lange Säugen ihrer Kinder nicht wenig beitragen mag. Eine schwangere Frau wird sehr hoch gehalten, und vom Manne bedient, und wenn es das erste Kind ist, werden wegen glüklicher Niederkunft dem Fetisch Opfer dargebracht. Sobald eine Frau sich schwanger fühlt, so geht sie an die See, um sich zu baden, unter Wegs dahin wird sie von den ihr nachfolgenden Kindern mit Kothe und Unflat beworfen.

Wenn eine Frau niederkommen will, so versammelt sich um dieselbe eine Menge Leute beiderlei

Geschlechts jung und alt, in deren Mitte sie ohne Scheu entbunden wird. Ihre Arbeit dauert selten über eine Viertelstunde oder eine halbe Stunde, und sie läßt nicht den geringsten Schrei oder Zeichen des Schmerzens aus, weil dies für die größte Schande gehalten werden würde, und nur an dem Gewimmer des Kinds erkennt man die Niederkunft. Nach der Entbindung gibt man der Wöchnerinn einen Kalabasch voll Getränk von indischen Weizen im Wasser geweicht, Wein und Brantwein mit Guinea-Pfeffer vermengt, bedekt sie, und läßt sie drei Stunden schlafen. Nach diesem steht sie auf, wascht das Kind, und geht wieder an ihre Arbeit wie zuvor. Man hat Beispiele, daß Negerinnen in einer Viertelstunde ohne Anschein von Schmerz mit zwei Kindern niedergekommen sind. Wenn ein Kind auch nur das geringste Gebrechen hat, so wird es gleich nach der Geburt erstikt, indem man ihm spanischen Pfeffer in die Nase bläßt, oder es wird wenigstens fremden Leuten hingegeben, und die Aeltern erkennen es niemals für ihr Kind. Bringt eine Mutter Zwillinge von zweierlei Geschlecht zur Welt, so wird auch eines davon erstikt. *)

Gleich nach der Geburt läßt man den Priester oder Fetischier holen, der ein Bund Schnüre von dem Fetischbaume, Korallen und anderes unnüzzes Zeug um den Kopf, Leib, Arme und Beine

*) Müllers Fetu S. 184.

des Kindes bindet. Nach diesem spricht er seine Beschwörungsformeln über das Kind aus, wodurch es wider alle Krankheiten und Widerwärtigkeiten bewahret werden soll. Das folgende ist, daß man dem Kinde einen Namen gibt. Wenn die Aeltern reich sind, so werden dem Kinde gemeiniglich drei Namen gegeben. Der erste ist der Name des Tages in der Woche, an welchem es gebohren worden, der andere ist der Name des Grosvaters oder der Grosmutter nach dem Geschlecht des Kindes, und der dritte ist der Name des Vaters, der Mutter oder eines Verwandten. Zu Akra rufen die Aeltern ihre ganze Bekanntschaft zusammen, und geben dem Kinde den Namen nach den meisten in der Gesellschaft. — Die Küstenbewohner sezzen auch noch zu ihren einheimischen Namen europäische, als Johann, Abraham, Peter, Jakob ꝛc. Der vornehmste Namen ist der, welcher ihnen über dem Palmweintrinken auf dem Markte gegeben wird. Sie nehmen auch noch Titel oder Namen von begangenen Thaten an, so daß Manche wol zwanzig solche Namen haben. Sie werden aber gemeiniglich nur bei demjenigen genannt, der ihnen bei der Geburt gegeben worden ist. Bei dem seltenen Fall, wenn eine Mutter mehr als sechs oder sieben Kinder hat, werden sie auch das siebente, achte, neunte oder zehnte Kind benannt. Nach Müller soll in Fetu das zehnte Kind einer Mutter ermordet werden.

Zu gleicher Zeit, wenn den Kindern die Na-

men gegeben werden, werden sie, beiderlei Geschlechts, auch beschnitten, aber nur in Akra, *) auf dem übrigen Theile der Goldküste findet dieser Gebrauch nicht statt.

Diese Kinder sind meistentheils so gesund, daß man wenig Sorge für dieselben tragen darf. So bald sie geboren und gewaschen worden, werden sie in ein Stük Zeuch gewikkelt, und auf die Erde ohne andre Unterlage als eine bloße Matte hingelegt. Wenn die Mütter ausgehen, schleppen sie solche in einem Tuche auf dem Rükken mit sich, wie bei uns die Zigeunerinnen; und auf diese Art säugen sie solche, ihrer Arbeit ungeachtet, von Zeit zu Zeit, indem sie das Kind auf die Schulter heben, und ihm die Brust hinüber geben. **) Doch thun dies die Vornehmern nicht, daher ihre Nasen auch nicht so sehr platt sind. Sie geben sich viele Mühe, die Kinder Morgens und Abends zu waschen und mit Palmöle zu salben, welches ihre Gelenke biegsam, und die Schweißlöcher offen erhält, und der Natur im Wuchse sehr beisteht. Wenn die Kinder eilf Monate alt sind, so läßt sie die Mutter auf allen vieren herum kriechen, und füttert sie mit troknem Brode, und doch gibt es wenig Krüppel unter ihnen. In einem Jahre kön-

*) Nach Isert S. 216. und Müller S. 186. geschieht dies in einem Alter von 6 bis 10 Jahren.

**) Sie tanzen und springen sogar mit den Kindern auf dem Rükken. (Müller S. 188.)

Digitized by Google

nen sie reden und gehen, da man ihnen dann ein Stük trknes Brod gibt, und sie laufen läßt, wohin sie wollen.

Bis zum siebenten oder achten Jahre sind die Kinder ganz nakt und haben nichts am Leibe als allerhand Ringe, Knöpfe und Anhängsel wider die Zauberei, und lernen bis in ihr zwölftes Jahr auch nichts als gut schwimmen und untertauchen. Knaben und Mädchen sind ohne Scham untereinander. Die Kinderzucht ist, wie man sich leicht vorstellen kann, äußerst schlecht. Doch prügeln die Aeltern dieselben zu Zeiten ganz unbarmherzig, hauptsächlich wenn sie andern Kindern Schaden gethan oder sich von andern prügeln lassen.

Wenn die Knaben zehn oder zwölf Jahr alt sind, so nehmen die Väter sie unter ihre Aufsicht, um sie zu unterrichten, wie sie ihren Unterhalt gewinnen sollen; welches gemeiniglich des Vaters Gewerbe ist. Wenn der Vater ein Fischer ist, so nimmt er den Sohn mit, ihm zu helfen. Ist er ein Kaufmann, so lehrt er ihn kaufen und verkaufen. Den Gewinn hat der Vater allein, bis die Söhne achtzehn oder zwanzig Jahre alt sind. Um diese Zeit fangen sie an, für sich zu arbeiten, sie wohnen besonders, und schaffen sich das Nöthige zu ihrem Gewerbe an. Das erste Geld, das sie aufbringen, wenden sie zu einem Stük Zeuch an, um ihre Lenden zu bedekken.

Die Mädchen werden erzogen, daß sie Körbe,

Digitized by Google

Matten, Müzzen, Beutel, und andre Dinge fürs Haus flechten, und mit verschiedenen Farben färben, Korn reiben, Brod bakken, und es auf dem Markte verkaufen müssen. Was sie gewinnen, geben sie der Mutter, um es für sie aufzuheben. Dadurch werden sie sehr gute Wirthinnen. Vor allen Dingen müssen sie besorgt seyn, daß des Vaters Mahlzeit zur bestimmten Stunde fertig werde.

Die Weibsleute werden während ihrer monatlichen Reinigung für unrein gehalten, und müssen bis zur Wiederherstellung in einer kleinen Hütte, nahe bei ihres Vaters oder Mannes Hause bleiben. Noch merkwürdiger ist, daß, wenn in Hante ein Weib zehn Kinder bekömmt, es zwei Jahre lang von aller Gesellschaft entfernt wohnen muß, unterdessen aber mit aller Lebensnothwendigkeit sorgfältig versehen wird. Nach Verlauf dieser Zeit und Verrichtung gewisser Zeremonien kehrt sie wieder zu ihrem Mann zurük, und lebt mit ihm wie zuvor.

Den Aufwand der Haushaltung bestreiten Mann und Frau gemeinschaftlich. Der Mann muß aber die ganze Familie kleiden. Bei einem Sterbefall nehmen die Verwandten des Verstorbenen dessen Vermögen alles weg, obgleich der überlebende Theil oftmals genöthigt ist, die Leichenkosten mit zu tragen. Ja wenn ein Neger ein Kind von seiner Sklavinn hat, sie mag seine Frau gewesen seyn oder nicht, so sehen es die Erben doch

nicht

nicht anders als einen Sklaven an. Deswegen tragen die Negern, die solche Sklavinnen lieben, Sorge, dergleichen Kinder mit den gewöhnlichen Zeremonien frei zu sprechen.

Die Frau, sie mag Kinder haben oder nicht, hat auf der Goldküste niemals einen Antheil an des Mannes Verlassenschaft. Die Kinder erben auch nicht, ausser zu Akra. Wenn der Vater ein Amt hatte, so folgt ihm jedoch der älteste Sohn, der auch dessen Waffen erbt. Wenn die Aeltern ihren Kindern etwas geben wollen, so müssen sie es bei Lebzeiten thun, und dies nur heimlich, sonst müssen sie es nach der Aeltern Tod wieder herausgeben. Es ist also hier kein Vortheil von reichen Eltern geboren zu seyn. Des Bruders und der Schwester Kinder sind die rechtmäßigen Erben, auf folgende Art. Sie erben nicht alle zusammen, sondern der älteste Sohn von seiner Mutter ist seiner Mutter Bruder oder ihres Sohnes Erbe, so wie die älteste Tochter ihrer Mutter Schwester, oder ihrer Tochter Erbinn ist. Weder der Vater noch seine Verwandten haben einen Anspruch auf des Verstorbenen Güter. In Ermanglung obgedachter Erben nehmen Brüder und Schwestern diesen Plaz ein, und in Ermanglung dieser, kommen die nächsten Anverwandten von Seiten der Mutter des Verstorbenen. In neuern Zeiten soll sich das Erbschaftsrecht bei den Negern, die auf der Küste unter europäischer Regierung leben, sehr verändert haben.

§. 7.

Ehebruch und Hurerei.

Wenn eine Frau auf der Goldküste die eheliche Treue verlezt, so kann sie der Mann wegjagen, sie kann aber auch mit zwei Unzen Gold die Wegjagung abkaufen. Ein Kebsweib wird ohne Gnade hingerichtet. *) Die Strafe des Ehebrechers ist neun Unzen Gold; die Europäer sind aber dieser Strafe nicht unterworfen. Ist eine Frau nur im Verdachte, so kann sie sich durch einen Eid bei ihrem Fetische frei schwören. Je vornehmer der beleidigte Mann ist, desto grösser ist die Strafe; auch wird auf das Vermögen des Ehebrechers Rükſicht genommen, und die Strafe kann bis auf zweihundert Pfund Sterling kosten. Wenn die Negern nicht anders können, so suchen sie Gleiches mit Gleichem zu vergelten. **) Wenn die vornehmste

*) M. s. Müllers Fetu. S. 118.

**) Als Müller in Fetu war, hatte ein Grometteoffizier im dänischen Fort Friedrichsburg eine Negerin aus Sabu zum Weibe, die von einem Neger im Lande einige Zeit eingesperrt worden war, um sie mit aller Bequemlichkeit zu geniessen. Ein halb Jahr hernach kam die Tochter des Königs von Sabu, ein schönes junges Frauenzimmer von etwa 15 oder 16 Jahren, mit einer ihrer nahen Anverwandten von 20 Jahren nach Friedrichsburg, um die Dänen zu besuchen. Als dies der Negeroffizier inne wurde, kam er mit vielen seiner Kameraden gelaufen, und verlangte beide Frauenzimmer

Frau eines Mannes das Ehebett beflekt, so ruhet lezterer nicht eher, bis der Verbrecher den Ort verlassen muß, denn dies wird für eine grosse Beleidigung gehalte.

Dergleichen Händel werden sehr genau vor Gericht untersucht. Da nun Läugnen auch hier die erste Rechtsregel ist, so treiben die Beklagten den Kläger auf den Beweis. Deswegen erscheint gemeiniglich die Weibsperson vor den Schranken der Versammlung, und erzählt die ganze Geschichte in den eigentlichsten Ausdrükken, nebst allen Umständen der Zeit und des Orts, wie sich der Strafbare aufgeführet und was er ihr gegeben habe. Dies sind sehr schmuzzige Rechtshändel, insonderheit, wenn der Beklagte vorgibt, wie es zuweilen geschieht, daß er in der That bereit gewesen, die That zu begehen, da ihm aber die Folgen eingefallen, so sei erinoch bei Zeiten abgezogen. Um dieses zu beantworten, ist die Weibsperson ge-

zu seiner Disposizion. Dies wurde zwar in Ansehung der Königstochter von den Dänen verhindert. Das andere Frauenzimmer aber führte er theils mit, theils ohne ihren Willen mit sich in seine Hütte in der Negerei an Friedrichsburg, wo er sie etliche Tage behielt, bis er ihres Genusses satt war und den ihm angethanen Schimpf genug gerächt zu haben glaubte. Bei ihrer Abreise nahm die Entführte mit lachendem Munde Abschied von den Dänen. (Müllers Fetu, S. 120.)

nöthigt, alle die besonderen schändlichen Umstände bei der Geschichte vom Anfange bis zum Ende zu erzählen, so wie es bei den englischen Gerichtshöfen erfordert wird. Endlich wenn die Richter nicht wissen, wer Recht oder Unrecht hat, so legen sie der Mannsperson den Reinigungseid auf.

Einige Negern heirathen nur darum viel Weiber, damit sie durch deren betrügerische Koketterie Geld gewinnen und goldene Hörner tragen mögen. Diese Niederträchtigen geben ihren Weibern völlige Erlaubnis, andere Männer zu ihren Umarmungen anzureizen. Gelingt es ihnen, so erzählen diese Falschen es sogleich ihren Männern, welche wohl wissen, wie sie die verliebten Gekken rupfen sollen. Die Ränke, welche diese Buhlerinnen dazu anwenden, um Fremde in ihre Nezze zu lokken, sind unzählig. Sie geben sich bei diesen lezteren für unverheirathet aus; der Ehebruch ist aber nicht sobald geschehen, so kömmt der Mann zum Vorschein, und macht dann den Betrogenen bald seine Leichtgläubigkeit bereuen. Können sie sich jener Lüge nicht bedienen, so geloben sie dem Verführten die größte Verschwiegenheit an, die sie aber keinen Augenblik halten. Auf diese Art sättigen sie zugleich ihre Wollust und ihres Mannes Habsucht.

Das Gesagte gilt aber nicht von den inländischen Negern, deren Sitten weit strenger sind. Wer ein Weib schändet, kömmt gemeiniglich nicht nur um Hab und Gut, sondern oft leiden auch

Digitized by Google

e Verwandten mit ihm, und wenn der beleis
e Theil ein reicher und vornehmer Mann ist,
agt der Verbrecher auch sein Leben zu verlies
Ist der Strafbare ein Sklave, so ist der grau
ste Tod sein Loos, und sogar sein Herr muß
Geldstrafe erlegen. Dort verabscheuen auch
Männer die an der Küste gewöhnliche Art des
berhandels. Wenn die Verwandten der Sün
an den beleidigten Ehemann nicht mit einer
en Summe befriedigen, so steht sie in Gefahr
erichtet zu werden. Ist aber der Liebhaber
Sklave des Mannes, so sind beide Verbrecher
Todesstrafe ohne Rettung unterworfen, und
dies müssen die Verwandten der Verbrecherinn
beleidigten Ehemann noch eine gewisse Summe
len.

Dort ist in diesem Falle meistentheils jeder an
icher Neger sein eigener Richter, und wenn
lein zu schwach ist, sich zu rächen, so ruft er
Freunde zu Hülfe, die dies gern thun, in
ein jeder gewiß weiß, daß er von der Strafe
3 bekommen wird.

Man hat Beispiele, daß im Innern Ehebre
über 3000 Thlr. bezahlen müssen. An der
trifft man wenig Negern an, die so viel im
ögen haben.

Ohngeachtet aller dieser Schärfe nehmen sich
eiber doch viele Freiheiten. Wenn man ihre
e Konstituzion und den Umstand in Erwä-

gung zieht, daß oft zehn bis zwanzig nur einen Mann haben, so wird man sich nicht sehr verwundern, daß sie beständig Liebeshändel suchen, und lieber das Leben wagen, als unbefriedigte Brunst leiden wollen. Weil aber die Mannsleute sich vor der Strafe fürchten, so lassen die Weiber kein Kunststük unversucht, sie zu reizen. Ja sie sind so ungeduldig, daß wenn sie einen Jüngling allein bekommen, sie ihm die Kleider abreissen und sich auf ihn werfen, mit der Drohung, ihn bei ihrem Mann anzuklagen, er habe sie verführen wollen, wenn er nicht ihre Wünsche erfüllt.

Die königlichen Weiber sind am übelsten daran, denn ein König schläft selten mehr als dreimal bei einer seiner Weiber. Um nun ihrer Neigung Genüge zu thun, wagen diese ihr Aeusserstes, und es bemächtigen sich oft ihrer zwanzig oder dreißig eines wollüstigen jungen Menschen, und behalten ihn so lange, bis seine Kräfte gänzlich erschöpft sind, hernach schikken sie ihn fort; doch muß er versprechen, zu einer bestimmten Zeit wieder zu kommen, welches er aber niemals hält, indem er gewiß weiß, daß er, wenn er ertappt würde, entweder getödtet, oder als Sklave verkauft werden würde.

Einige von beiden Geschlechtern leben unverheurathet, wenigstens eine Zeitlang, wiewol es gemeiniglich mehr ledige Weibs- als Mannsleute gibt, und doch sterben sehr wenig Negern unver-

eurathet, es müßte denn sehr jung geschehen. Die
rsachen, warum mehrere Weibspersonen ledig
nd, ist, erstlich weil sie im ledigen Stande ihre
ollüstige Neigung ungestört befriedigen können,
nd dann weil die Zahl der Weiber die der Män-
r bei weitem übertrifft. Das lange Warten ist
nen aber gar keine Schande, so wenig als die un-
scheute Befriedigung ihrer Lüste, und sie wer-
n deswegen nicht für Huren gehalten, sondern
en sowol, als andere, zu Weibern gesucht.

Zu **Egwira**, **Abokrau**, **Ankobar**, **Axim**,
ante und **Adom** gibt es Weibspersonen, die nie-
ls heurathen, und nur diese werden **Huren** ge-
nnt, indem sie zu ihrem Gewerbe besonders
geweiht werden. Wenn die jungen Leute (Man-
os) finden, daß es an einer gemeinen Bulerinn
lt, so ersuchen sie die Kaboschiren, eine für
e gemeine Wol zu kaufen. Darauf erhandeln
se oder die Manseros selbst eine schöne Sklavin
dem Markt, und geben ihr eine in diesem Ge-
ifte schon erfahrne Mezze zu, um sie in ihrer
ndthierung zu unterrichten. Wenn dies ge-
hen ist, so beschmieren sie die Kandidatin über
über mit Erde, und thun verschiedene Opfer
en ihres guten Glüks in der künftigen Beschäf-
ng. Gleich darauf muß sich ein kleiner Junge,
aber noch nicht mannbar ist, vor allem Volke
nstellen, als wenn er mit ihr zu thun hätte;
urch ihr angedeutet wird, daß sie von nun an
unden sei, Jedermann, und wenn es auch klei-

Digitized by Google

ne Jungen wären, zuzulassen. Dann wird ein wenig aus dem Wege eine kleine Hütte für die Eingeweihte gebaut, in welcher sie sich acht oder zehn Tage lang aufhalten, und Jeden zulassen muß, der nur kömmt. Nach diesem erhält sie den dort rühmlichen Namen einer Abelkre, welcher eine gemeine Hure bedeutet, und es wird ihr nahe bei der Wohnung dessen, der sie gekauft hat, oder in einem besondern Theile der Stadt eine eigene Wohnung angewiesen, und sie ist verbunden, das Werkzeug der Wollust eines Jeden zu seyn, wenn er ihr gleich auch nur eine Kleinigkeit gibt, welches sich selten über einen Pfennig beläuft. Man ist nicht verbunden, ihr mehr zu geben, es geschähe denn aus Gefälligkeit. Jede von den genannten Negerstädten hat nach Verhältniß ihrer Grösse zwei oder drei dergleichen Huren. Sie bringen das verdiente Geld ihren Herren, die ihnen Kleider und andre Bedürfnisse verschaffen. Es läßt sich leicht absehen, daß diese Geschöpfe der venerischen Seuche nicht lange entgehen können, und da sich Niemand, nicht einmal ihre Herren, in diesem Falle mehr um sie bekümmert, so nimmt das Gift überhand, und sie müssen elendiglich umkommen.

So lange sie aber gesund und schön sind, stehen sie in grosser Achtung, und man kann ein Land nicht empfindlicher kränken, als wenn man sich dieser Kreaturen bemächtigt. Z. B. Wenn der holländische Faktor zu Axim einen Streit mit

einen untergebenen Negern hat, so wird er sie nicht eher bändigen, als wenn er eine von diesen Huren wegnimmt, und sie ins Fort einsperrt. Denn sobald dieses die **Manseros** erfahren, eilen sie zu den **Raboschiren**, und dringen in sie, dem Faktore Genugthuung zu verschaffen, damit er ihnen ihre Hure wieder frei gebe. Denn, sagen sie, es werden sonst diejenigen, die Brunst führen, gezwungen seyn, zu andern Weibern zu gehen. Wenn man sich mehrerer Raboschiren bemächtigt, so wird sich ausser ihren Verwandten kaum ein Mand um sie bekümmern; für die Bulerinnen aber wird sich der ganze Flekken interessiren, und gefällig um ihre Befreiung flehen.

Rommendo, Mina, Fetu, Sabu, Fan- u. s. w. haben keine solche öffentliche Huren, dennoch werden daselbst eben so viele Ausschweifungen begangen; denn es ist nirgends Mangel an unverheuratheten jungen Weibspersonen, die sich selbst zu Freudenmädchen weihen, und alle jungen Mädchen handeln nach Belieben mit ihren Gunstbezeugungen, worauf sie aber nie einen hohen Werth sezzen. Ueberdies gibt es auch alte Kupplerinnen, welche ganze Schulen der schönsten Mädchen zur Wollust aufziehen.

§. 8.

Höflichkeitsbezeugungen und Besuche.

Die Begrüssung der Goldküstebewohner unter einander besteht darin, daß sie des Morgens, wenn sie einander ausser dem Hause begegnen, mit vieler Freundlichkeit umarmen, und indem sie die zwei vorderen Finger der rechten Hand zusammenfügen, dieselben knakken machen, worauf sie ihre Köpfe beugen, und das Wort Auzi wiederholt aussprechen; darauf fragen sie einander, wie sie geschlafen. Auch entblössen sie das Haupt, welches sie von den Europäern gelernt haben, denn die Bewohner der innern Länder thun dies nicht. Auch reichen sie an einigen Orten einander die Hände, knakken mit den Fingern und sprechen: Bere, Bere, d. i. Friede, Friede!

Wenn sie einem Europäer begegnen, so ziehen sie den Hut oder die Müzze ab, und machen eine Beugung, oder vielmehr einen Scharrfuß mit einem Beine, und sprechen: Agio Signor!

Bei Besuchen nimmt die Person, die besucht wird, den Besuchenden bei der Hand, und indem sie des leztern beide Mittelfinger zusammen schlägt, heißt sie ihn nur willkommen, wenn es der erste Besuch ist. Wenn es aber der zweite oder dritte ist, so sezt sie noch hinzu: Ihr seid ausgegangen und zurükgekommen; worauf der Andere antwortet: ich bin wiedergekommen. Dies ist die größte Höflichkeit unter ihnen.

Digitized by Google

Wenn die Negern an der Küste von einem Europäer oder Fremden besucht werden, so bringen die Weiber oder Sklavinnen, sobald die gegenseitigen Komplimenten vorbei sind, Wasser, Palmöl, und eine Art von Salbe, wie Schmeer, um die Gäste zu salben und zu waschen.

Die Besuche der Könige und anderer von vornehmerm Stande sind mit verschiedenen seltsamen Ceremonien begleitet. — Wenn ein König oder Herr einer Stadt nahe zu desjenigen Königes Stadt gekommen ist, den er besuchen will, so schikt er einen von seinen Begleitern ab, denselben zu begrüssen, und läßt ihm seine Ankunft melden. Dieser schikt seiner Seits einen Botschafter von seinen eigenen Leuten mit jenes Gesandten zurük, der den Besuchenden bewillkommen, und ihn einer guten Aufnahme versichern muß. Indessen der leztere zurükt, welches zum Staate und aus Hoheit sehr langsam geschieht, und unter Begleitung einer grossen Menge Bewaffneter, welche singen und tanzen und ein fürchterliches kriegerisches Geräusch machen, stellt der zu besuchende König oder Herr alle seine Soldaten in Schlachtordnung auf dem Markte oder vor seinem Palaste. Diese, welche bisweilen drei oder vierhundert Mann betragen, sezzen sich nieder und erwarten auf diese ihren Gast. Wenn nun dieser endlich den Ort gesicht hat, wo der Herr der Stadt sizt, und seine erwartet, so geht er nicht gleich gerade auf solzu, sondern er schikt zuerst alle seine unbe-

Digitized by Google

waffneten Grossen ab, dem andern und seinen Leuten, die um ihn sind, zum Grusse die Hand zu bieten. Endlich nahen sich die beiden Herren, mit Schilden bewaffnet, und wenn der, welcher den andern besucht, höhern Ranges ist, als der Besuchte, oder der leztere den erstern mit einer auszeichnenden Aufnahme beehren will, so umarmt er ihn dreimal hinter einander, und heißt ihn eben so vielmal willkommen. Wenn aber der Besuchende geringer ist, so bewillkommt er ihn bloß damit, daß er ihm dreimal die Hand gibt, und dreimal mit seinem Mittelfinger schnippt. Nach diesem sezzen sich der Gast und sein Gefolge dem andern gegenüber und warten, daß er kommen, und ihn und sein Gefolge bewillkommen soll, welches auch gleich darauf dreimal rund herum geschieht. Alsdann begibt er sich wieder an seinen Plaz, sezt sich nieder, und schikt Leute ab, die übrigen von seines Gastes Gefolge zu begrüssen und zu bewillkommen, und sich nach ihrem Befinden und der Ursache ihrer Ankunft zu erkundigen.

Diese ermüdenden Zeremonien dauern öfters eine oder zwei Stunden, oder bis der Wirth aufsteht, und den Gast nöthigt in sein Haus zu gehen, wo er von dem Könige und den Vornehmen in der Stadt mit Schafen, Vögeln, Ignames, oder was sonst angenehm ist, beschenkt wird.

Wenn die Weibspersonen jemanden ein Kompliment machen wollen, so schlagen sie wie die

Männer ein Schnippchen, und ziehen mit der lin-
en Hand ihren Kamm aus den Haaren, und
trekken denselben gegen die begrüßte Person aus,
obei sie mit dem rechten Fuß einen Krazfuß
achen.

§. 9.

Von den Sklaven auf der Goldküste.

Die Negern auf dieser Küste haben nicht viel
klaven, und es ist nur den Königen und Edeln
aubt, damit zu handeln, so daß Andere nur so
l haben dürfen, als sie zum Hausweſen oder
ldbau brauchen.

Ihre Sklaven sind gemeiniglich solche, die
ch Armuth genöthigt worden sind, sich an die
offen und Edeln, als die einzigen Kaufleute, zu
kaufen, um nicht Hungers zu sterben. Diese
ren bezeichnen sie mit eigenen Zeichen. Wenn sie
laufen, und wieder gefangen werden, so verlie-
sie bei dem ersten Versuche das eine Ohr, bei
zweiten das andre Ohr, und bei dem dritten
en sie verkauft oder der Kopf wird ihnen ab-
lagen. Die Kinder, welche von Sklaven ge-
n werden, sind auch Sklaven. Die Könige
n verschiedene Arten von Sklaven. Unter die-
ind einige, welche dadurch die Freiheit verlo-
weil sie die Strafen nicht bezahlen konnten,
nen wegen eines Verbrechens aufgelegt wor-

Sie halten gemeiniglich ihre Sklaven gut
züchtigen sie selten.

Digitized by Google

§. 10.

Gewerbe, Handwerker und Künste. Fischerei und Akkerbau.

Die Negern auf der Goldküste haben sehr wenig Handwerke, sie beschänken sich fast alle auf Verfertigung hölzerner oder irdener Schalen und Tröge, kupferner Salbenbüchsen, goldener, silberner oder elfenbeinerner Armringe, von Fetischen und anderen Kleinigkeiten, auch flechten sie Stüle. Dasjenige, worin sie am erfahrensten sind, ist das Schmieden. Die Grobschmiede, deren es zu Boutri, Kommendo, Mina und andern Orten eine grosse Menge gibt, verfertigen mit ihren schlechten Werkzeugen alle Arten von Waffen, ausgenommen Feuergewehr. Sie machen auch allerhand Geräthe in die Haushaltung und zum Feldbau. Ob sie gleich keinen Stahl haben, so machen sie doch Säbel und anderes schneidendes Gewehr. Ihr vornehmstes Werkzeug ist ein harter Stein statt eines Amboses, ein Paar Zangen, ein Paar kleine Blasebälge, mit drei oder vier Röhren von ihrer eigenen Erfindung, die sehr stark blasen. Ihre Feilen von verschiedener Grösse sind so gut, als man sie in Europa machen kann. Hämmer von allerhand Grösse haben sie von den Europäern. Ihre Essen sind kleiner als die unsrigen.

Ihre Goldschmiede haben ihre Kunst von den Europäern gelernt. Sie machen von feinem Golde

Digitized by Google

Brustschildchen, Helme, Armbänder, Gözzen, Jagdhörner, Beschläge für Frauenzimmerschuhe, allerlei Geschirre, Halsbänder, Hutschnüre, Ketten und glatte Ringe, Knöpfe and andere Sachen. Sie giessen auch alle Arten von zahmen und wilden Thieren entweder massif oder durchbrochen. Die gröβte Kunst zeigen sie in Verfertigung goldener und silberner Hutschnüre für die Europäer. Der Trat und das Geflechte an denselben ist so niedlich, daß ein europäischer Künstler Mühe haben würde, sie nachzumachen. Ausser den Schmieden haben sie auch Zimmerleute, Schilf- und Strohflechter, Töpfer, Hutmacher und Weber. Die Anzahl sind, ausser den Handelsleuten, Fischer; alle aber nehmen am Landbau Theil.

Sie haben eine besondere Art, die Palmblätter, das Stroh vom indischen Weizen, oder die Reisen zusammen zu legen. Sie binden und befestigen es alles zusammen an runde Stangen von verschiedener Gröβe. Diese Art von Dächern verkaufen sie bereits ganz fertig auf dem Markte, so daß derjenige, der sich ein Haus bauen oder ein altes ausbessern will, ein Dach, wie er es braucht, leicht suchen kann.

Die Töpferkunst haben sie von den Portugiesen gelernt. Obgleich ihre irdene Waare sehr dünne ist, so ist sie doch äusserst hart, und so gut als in der Welt, indem sie die gröβte Hizze ertragen kann. Der Thon ist von dunkler Farbe.

Digitized by Google

Die Hutmacher machen verschiedene Arten von Hüten und Müzzen aus Thierhäuten, oder Stroh und Binsen. Die Weber machen auf Stülen, die man leicht wegtragen kann, künstlichen Zeuch aus gewissen Baumrinden, die sie spinnen und mit verschiedenen Farben färben.

Nach dem Handel wird auf der Goldküste die Fischerei am höchsten geschäzt, und es legen sich mehrere darauf, als auf irgend ein anderes Gewerbe; sie erziehen ihre Kinder hiezu schon vom zehnten Jahre an. Die meisten Fischer sind zu **Kommendo**, **Mina** und **Kormantin**. Von einem jedem dieser Orte laufen jeden Morgen, den Dienstag als den Fetischtag ausgenommen, fünf bis achthundert Kähne aus, jeder etwa vierzehn Fuß lang und drei bis vier breit. Auf jedem ist ausser dem Fischer ein Ruderer; Sie sind mit allen Arten von Takelwerke, mit Haken nnd Nezzen wol versehen, und gehen auf zwei Meilen weit vom Ufer. Jeder Fischer führt in seinem Kahne einen Säbel, nebst etwas Brod und Wasser und ein wenig Feuer, um Fische braten zu können. Sie bleiben bis nach Mittag, selten später, weil alsdann die Seewinde stärker werden, und kommen gemeiniglich mit Fischen wol beladen wieder zurük. Die, welche länger ausbleiben, verkaufen gemeiniglich ihre Fische am Borde der Schiffe für Branntwein, Knoblauch, Angeln, Drat, Nadeln, Pfeifen, Tabak, Glasknöpfe, Messer, alte Hüte, Kleider u. s. w.

Sie

Sie sind im Fischen sehr erfahren und sehr eißig, und bedienen sich hiezu, nach den Jahrszeiten und den Umständen, verschiedener Werkzeuge.

Wenn sie bei der Nacht fischen, welches oft schieht, so führen sie in der einen Hand eine Fak-, um zu sehen und die Fische zu verführen, und der andern eine Gabel oder Fischerspieß, wo- t sie den Fisch, wenn er nach dem Lichte herauf mmt, treffen und fangen. Ihre Fakkeln sind)s Fuß lang und so dik als ein Arm, sie sind leichten dürren Holzsplittern, die sie mit Palm- reiben. Andere zünden auch Feuer in Kähnen welche auf jeder Seite einige Löcher haben, ch welche die Flamme auf dem Wasser glänzt, die Fische herbei lokt. Andere Nachtfischer be- en sich keiner Kähne, sondern waden dicht am ins Wasser, in der einen Hand eine brennen- akkel, in der andern einen Korb, wie unsre)e fürs Federvieh. In dieser Rüstung gehen egen die Flut bis mitten an den Leib ins Was- und indem die Fische nach dem Lichte kom- fangen sie dieselben in dem Korbe. Darauf n sie eine Schnur durch die Köpfe der Fische, hängen sie über die Schultern.

Im Januar, Februar und März fangen sie kleine Art von Fischen, welche, wenn sie ge- n werden, ein grosses Geräusch und gewaltige nge machen, mit einer Leine, an welche drei vier Haken mit Köder beveſtiget sind. Ihre

Linen machen sie von Baumrinden drei oder vier Faden lang. Im April und Mai fangen sie mit Haken eine Rochenähnliche Art Fische, die auf die Oberfläche des Wassers kommen. Im Junius und August fangen sie eine Art Häringe mit vielen Gräten, die sie Sardellen nennen. Der Fang geschieht auf folgende Art: Es werden an einer langen Leine, mit einem Stükchen Blei an dem Ende, verschiedene Haken bevestigt, wenn sich nun der Fisch auf der Oberfläche sehen läßt, welches sie bei schönem Wetter zu thun pflegen, so werfen sie die Leine unter die Fische, und fangen deren eine grosse Menge mit den Haken auf einmal. In eben dem Monate fangen sie auch viel Krebse und Hummern, wie die norwegischen. Im Herbstmonate hat die See sehr vielerlei Arten von Fischen. Sie fangen sie mit einem besondern Instrumente, dergleichen man sich bei dem Stokfischfange bedient. Sie bevestigen nämlich an einem Stükke Holz eine Art von Horne, in dessen Mitte ein Klöppel ist. Dies Stük Holz lassen sie im Wasser schwimmen, wo es durch den Stoß der Wellen fast wie eine Klokke klingt; dadurch werden die Fische herbeigezogen, welche ins Holz beissen wollen, und an den Angeln gefangen werden, die das Holz umgeben. Im Wein- und Wintermonate fischen sie gemeiniglich mit Nezzen aus Baumrinden ungefähr zwanzig Klafter lang. Diese legen sie Abends bei Anfang der Flut aus, und beschweren sie mit grossen Steinen, damit sie niedersinken; sie bevestigen daran

ge Stükke Holz, welche oben auf dem Wasser
ɔimmen, und zeigen, wo die Nezze liegen.
ın sie den folgenden Morgen kommen, so haben
gemeiniglich eine grosse Menge Fische gefangen.

Sie bezahlen dem Könige einen Tribut in Na-
von allen Fischen, die sie fangen. Sie fischen
in Teichen und Seen mit Nezzen, wie die
opäer, nur daß sie solche nicht zusammen zie-
, sondern sie in die Höhe heben. Sie haben
noch andre Nezze, die mit dem Wasser gleich
gehen; diese sind an Stangen gebunden, und
it fahren sie auf dem Wasser weg, wodurch sie
grosse Menge Fische fangen, indem keiner entwi-
n kann. Diese Fische sind schlecht und geben kei-
Tribut. Ihre Nezze machen sie nicht nur von
ımrinde, sondern auch von Schilfrohre und
sen.

Die größten Kähne sind vierzig Fuß lang,
3 breit und drei tief, und diese werden haupt-
ich von den Zimmerleuten zu Axim und Ta-
ıri gemacht, und führen acht, bisweilen
Tonnen an Gütern, ausser den Schiffern.
werden dazu gebraucht, die Waaren über die
zu führen. Die Negern von Mina wagen
uf denselben rund um die Bucht von Guinea
gar bis an die Küste von Angola. Sie füh-
Segel, und besezzen sie mit zwölf oder achte
Mann.

Die Kriegskähne führen gemeiniglich fünfzig

oder sechzig Mann ausser dem Kriegsvorrathe und den Lebensmitteln auf vierzehn Tage, wenn es nöthig ist.

Es gibt auch eine Art von Lustkähnen, deren sich insonderheit die europäischen Direktoren bedienen; diese sind mit hübschem Zeuche gedekt, mit Vorhängen umgeben, und mit schönen Sizzen versehen.

Ihre Segel sind gemeiniglich von Binsenmatten oder Rinde von Bäumen, welche lange haarichte Fasern haben, wie die Kokosbäume. Das Strikwerk ist von Palmbaumgarne. Die Kähne sind gemeiniglich inwendig und auswendig bemalt, so gut es die Negern machen können, und hinten und vorne mit einer Menge Fetischen aufgepuzt. Dies sind gewöhnlich Aehren von indischem Weizen, unter einigen getrokneten Köpfen oder Schnauzen von Löwen, Ziegen, Meerkazzen oder andern Thieren. Die Kähne, welche lange Reisen thun, führen gemeiniglich eine todte Ziege bei sich, die am Hintertheile hängt.

Die Kähne werden aus den ungeheuer grossen und dikken Kapokbäumen, die ein weiches und lokkeres Holz haben, aus Einem Stamme gemacht; sie werden zum Theil mit einem kleinen krummen Messer bearbeitet, theils ausgebrannt, der Boden ist meistens flach, und die Seiten etwas rund, und machen einen Bauch. Die Vorder- und Hintertheile sind etwas lang zugespizt und ein wenig

Digitized by Google

umm, aber sehr scharf an den Enden, damit ein- Mann sie bei Gelegenheit heben, ans Ufer le- n und umkehren können. Sie fahren sehr leicht d geschwind damit, und wenn solche umschlagen, hren sie sie geschikt wieder um. —

Den Mais oder das indische Korn oder Weizen, d den Hirsen säen oder vielmehr sezzen die Ne- n einige Wochen vor der regnichten Jahrszeit. hat aber hier Niemand Grundeigenthum, alles d gehört dem Könige, wenn sie nun von die- die Erlaubniß erhalten, so gehen sie schaarenweis aus, reinigen den Boden von dem Gebüsche und sträuche, welches sie verbrennen, so daß die he zum Dünger dient. Alsdann graben sie die e mit einem Spaden fußtief auf, und lassen cht Tage lang so liegen, bis die andern Nach- r ihren Boden auch so gereinigt haben. Dar- versammeln sie sich den nächsten Fetischtag an Königs Hofe, und gehen insgesammt aufs , graben das Land nochmals um, und sezzen r Saamen, des Königs oder Statthalters je- al zuerst, der sie nach der Arbeit mit Ziegen- anderm Fleisch und Palmwein oder Brannt- bewirthet. So wird jedes Mannes Gut ge- schaftlich gesäet, da sie denn jedesmal von welchem die Saat gehört, so wie von dem Kö- , bewirthet werden. Das Korn sprosset bald, ist in drei Monaten reif; wenn es Manns ist, lassen sie es durch ihre Kinder we-

Digitized by Google

gen der Vögel bewachen, zu welchem Ende man Hütten im Felde errichtet. Das Unkraut jäten sie niemals aus. Jeder, der gesäet hat, muß dem Könige nach der Aerndte eine Abgabe in Gold bezahlen, die aber nicht bestimmt ist, sondern Jeder gibt, was ihm gut dünkt. Das Getreide schneiden die Negern mit grossen europäischen Messern unten an der Erde ab, und lassen es einige Tage in der Sonne liegen, dann schneiden sie die Aehren ab, und bringen sie in ihre Vorrathshäuser, das Stroh oder Rohr halten sie zu anderm Gebrauch auf. Statt des Dreschens werden die Aehren gestampft, es wird nämlich ein Haufen in einen ausgehölten Stein geworfen, und mit einem Prügel, wie in einem Mörsel gestossen. Das so Zerstossene wird bei grossem Winde mit grossen Kürbisschaalen gewannt, bis es von aller Spreu gereinigt ist. *)

Alle Flekken auf der Goldküste halten die ganze Woche durch, den Fetischtag ausgenommen, Märkte, die mit Lebensmitteln und andern Waaren versehen sind; jede Waare hat ihren besondern Plaz, und ihr Preiß ist von der Obrigkeit vestgesezt. Das gangbare Geld ist Goldstaub, und Krakra, welches kleine Goldkörner sind. Die Scheidemünze besteht in Kauris oder Büschis (Boß), und grossen eisernen Nadeln mit einem halben Zirkel an dem einen Ende, die doch nicht gemein zu seyn scheinen.

*) Vgl. Müllers Fetu S. 197.

Die Negerinnen sind im Kaufen und Verkaufen sehr erfahren und sorgfältig; denn es kommen viele täglich mehrere Meilen weit her auf die Märkte an der Küste, und sind wie Packpferde beladen. Die Märkte sind frei von Abgaben, doch werden die Könige und Statthalter zuweilen mit etwas Früchten und Korne beschenkt. Nachmittags kommen die Palmweinzapfer mit ihrer Waare, denn alsdann haben die Negern Zeit, sich lustig zu machen. Der Kleinhandel wird allein von den Weibern getrieben, nur Palmwein und Zukkerrohr wird von den Männern verkauft. Der Palmwein ist nicht taxirt. Der Tabak wird in Blättern verkauft. Vom Kreditiren weiß man hier nichts. Wenn die Sache nicht viel kostet, so wägen sie das Gold auf der Fingerspizze; wenn es aber viel anträgt, bedienen sie sich der Wagschalen. Diese bestehen in zwei flachen Stükken Kupfer oder Blech, das breiter als ein Thaler, welche sie mit einem Drate oder Faden an das Ende eines kurzen Stoks hängen, und ihnen sehr genau das Gleichgewicht geben. Ihr Gewicht besteht in zwei Arten Bohnen, der Damba, die zwei holländische Gulden im Golde schwer ist, und der Taku noch ein Mal so groß ist. *) Es gibt auch Gemärkte auf der Goldküste.

*) M. s. Müllers Fetu S. 253. Nach andern Schriftstellern soll ein Taku eine Mark Goldes wägen.

§. 11.

Tanz, Musik und andre Lustbarkeiten dieser Negern.

Die Negern beiderlei Geschlechts auf der Goldküste, insonderheit die Weibspersonen, lieben den Tanz so sehr, daß sie auch mitten in der beschwerlichsten Arbeit, wenn sie singen, oder ein musikalisches Instrument hören, sogleich zu tanzen anfangen. Es ist eine Gewohnheit von jeher, daß jeden Abend die meisten Einwohner eines Orts auf dem Marktplazze zusammen kommen, um ein Paar Stunden zu singen, zu tanzen und sich lustig zu machen, wobei sie alle aufs beste gepuzt sind. Die Weibspersonen finden sich zuerst ein, und haben eine Menge Schellen an ihren Füssen. Die Mannspersonen führen in der Hand eine Art kleiner Fächer aus Elefanten- oder Roßschweifen. Die Musik besteht aus Hörnern, Trompeten, Pfeifen, Trommeln und dergleichen.

Die Tanzenden stellen sich paarweise einander gegenüber, wie bei den englischen Tänzen.*) Die Männer berühren sich einander wechselsweise mit ihren Fächern, die Weiber legen auch einen Zirkel von Strohseilen auf die Erde, tanzen hinein oder um denselben herum, und nehmen die Seile mit

*) Nach Isert S. 227. tanzt jedes Geschlecht für sich, und oft führen sie allegorisch-pantominische Ballette auf, die nicht geschmaklos sind.

en Zähen auf, werfen sie in die Luft und fangen ie mit den Händen wieder auf. Der Tanz wird uch allgemein, und die Tanzenden machen vieler- ei wilde lächerliche Stellungen, sie rükken an, iehen sich zurük, springen, stampfen auf die Erde; enn sie bei einander vorbeitanzen, so machen sie ne Verbeugung, und murmeln einige Worte her, rauf schlagen sie mit den Fingern ein Schnipp- en, reden laut oder flüstern nur, bewegen sich ngsam oder schnell, und die Männer schütteln re Fächer. Die Negertänze sind sehr verschieden. ie Tänze zu Ehren der Fetische sind ernsthaft. i mehreren Orten werden auch auf Befehl der nige jährlich achttägige Tänze gehalten, welches Tanzzeit genannt wird, und wobei sich die ute aus der ganzen Gegend in Menge beßtens uzt einfinden. Es gibt besondere Tanzschulen, die jungen Leute im Tanzen und in der Musik errichtet werden.

Ferner haben die Negern eine mehr kriegerische ustigung, die in blinden Scharmüzzeln oder echten besteht, an welchen auch die Weiber eil nehmen.

Die musikalischen Instrumente der Negern sind mancherlei Art. Ihre Hörner oder Trompeten den aus kleinen zwanzig oder dreißigpfündigen antenzähnen gemacht. Auf diese schneiden sie Zierde verschiedene Bilder von Menschen und ren, aber so schlecht, daß man kaum erken-

Digitized by Google

nen kann, was es seyn soll: An dem untern Ende dieser Hörner ist ein Stük Strik bevestigt, das mit Hüner- oder Schafsblat schwarz gefärbt ist; an dem dünnern Ende des Horns ist ein viereklges Loch, um das Instrument zu blasen. Dies Instrument macht ein seltsames Geräusch, doch wissen die Negern verschiedene Töne daraus zu moduliren; zuweilen blasen sie, zwar nicht angenehm, doch ziemlich gut. Der Trommeln haben sie vielerlei, die meisten sind aus einem ausgehöhlten Stamme, der an dem einem Ende mit einem Schafsfelle bedekt, an dem andern aber offen ist; diese sezzen sie auf die Erde, wie Kesselpauken, oder hängen sie mit einem Strik um den Hals, sie schlagen sie mit zwei langen Stökken wie Hämmer, zuweilen auch mit einem geraden Stekken oder mit blossen Händen; sie mögen aber solche schlagen, wie sie wollen, so gibt es ein abscheuliches Geräusch, um so mehr, da jederzeit mehrere zusammen geschlagen werden, und stäts ein Knabe mit einem Stükke Holz auf einem holen Stükke Eisen oder einem Triangel akkompagniren muß. Andre Trommeln sind von sehr grossen Kürbisschaalen gemacht. Sie haben auch eine Art kleinerer Trommeln, die auf beiden Seiten mit einem Felle bedekt sind, sie sind ziemlich hoch oder lang, aber nicht dik; einige sind mit eisernen Ringen belegt, und der Ton von diesen ist noch der leidlichste. Ihr angenehmstes Instrument besteht aus einem hohlen Stükke Holz, ungefähr acht Zoll lang und halb so

breit. Von dem hintersten Theile desselben geht ein Stok queer über zu dem vordersten, auf welchem fünf oder sechs Saiten gezogen sind, so daß es einige Aehnlichkeit mit einer kleinen Harfe hat. Sie haben auch Klappern, oder eine Art Kastagnetten, Glokken, eine Art Zither mit sechs Saiten, wie auch eine Art Flöten und Pfeifen. Alle diese Instrumente zusammen machen bei ihren Konzerten und Tänzen einen so unharmonischen Lärm, daß ein musikalisches Ohr ihn unmöglich aushalten kann.

§. 12.

Krankheiten und Arzneikunst dieser Negern.

Die Negern sind sehr wenigen Krankheiten unterworfen. Aus einer Unpäßlichkeit oder Verwundung machen sie sich so wenig, daß sie ihre gewöhnlichen Geschäfte dabei verrichten. Sie bekümmern sich auch nicht darum, ob ihre Wunden eitern, oder Narben hinterlassen.

Ihre gewöhnlichen Krankheiten sind: die Venusseuche in allen ihren Graden, der Fleischwurm, das Kopfweh, und bösartige Fieber.

Die venerischen Krankheiten heilen sie gemeiniglich mit der Dekokzion von Sarsaparille, das die Europäer häufig einführen. Es gibt hier noch eine Krankheit, die die Dänen Franzosen, die Engländer Gaas, und die Neger Guttoo nen-

nen. Diese Krankheit besteht in einem Aussazze, der sich an der ganzen Oberfläche des Körpers zeiget. Es sind grosse Pusteln, oftmals gröſſer als ein Stüber mit einer flachen Oberfläche voll von dikkem Eiter, aussen aber allemal kleiig anzusehen. Sie sind venerischer Natur, denn sie lassen sich wie das venerische Uebel heilen, sind aber von der wahren Venusseuche ganz verschieden. Man glaubt, daß die meisten Negern diese Krankheit einmal in ihrem Leben haben müssen. *)

Bei Kopfschmerzen machen sie über das Gesicht des Kranken einen Umschlag von besondern Kräutern, der kleine Blasen erregt, welche sie mit scharfen Messern aufrizzen, wenn sie nicht von selbst aufbrechen; dann legen sie eine gewisse weisse Erde darauf, welche troknet und zusammenzieht, aber die Narben bleiben kenntlich.

Die Fieber, sowol kalte als hizzige, suchen sie mit kalten Bädern zu heilen, und wenn sie sich zu vollblütig glauben, so stechen sie sich selbst, wo sie wollen in das Fleisch, und lassen die Wunde bluten, so lang sie es für gut finden, worauf sie dieselbe mit kaltem Wasser waschen, und etwas Leinwand auflegen.

Der Hautwurm ist unter diesen Negern sehr gemein, und nicht selten werden auch die Europäer davon befallen. Er hat seinen Siz zwischen den

*) Isert S. 242.

Muskeln, vorzüglich in den Füssen und Waden, er kann aber auch in allen übrigen muskulösen Theilen des Körpers angetroffen werden, ja sogar im Skrotum. Wenn das Thier seine Gröſſe erreicht hat, so erregt es an der Stelle, wo es mit dem Kopfe am nächsten gegen die Haut liegt, eine Geschwulst, die der Gröſſe des Wurms angemessen ist, wobei sich gern ein kleines Fieber einstellt. Gewöhnlich hat er die Dikke eines Strohhalms, und einen Fuß bis drei Ellen Länge. Manchmal reißt er sich selbst durch die Haut, sonst aber, wenn man in der Geschwulst schon Eiter vermutet, macht man einen Einschnitt, und sucht des vordern Endes des Wurms habhaft zu werden, welches man auf ein Stökchen so weit aufrollt, als der Pazient ertragen kann, ohne daß der Wurm zerreißt. Die Wunde bedekt man alsdann bloß mit ein wenig Pflaster. Die Negern nehmen die Blätter der vierekkigen Klimmen, *) stampfen sie auf einem Stein zu einem Brei, und legen es darauf. Man wiederholt das Aufrollen des Wurms täglich, bis er ausgehaspelt ist. Sollte der Wurm zerreissen, daß man das Ende nicht wiederfassen könnte, so entstehen Entzündung und Vereiterung, in welchem Falle es wie ein anderes Geschwür behandelt wird. Sonst pflegt die Wunde sogleich zu heilen zu seyn, sobald der Wurm heraus ist. **)

*) Cissus quadrangularis L.

**) Man vergleiche was im V. B. d. W. S. 274. u. ff. davon gesagt ist.

Dieser Wurm ist die Haupturſache der vielen Beingeſchwüre, die man hier antrift. Die Urſache dieſer Krankheit kann man bis jezt nicht beſtimmen. Die Schmerzen derſelben ſind ſehr heftig, einige damit Behaftete können weder gehen noch ſtehen, andere nicht ſizzen oder liegen, andere ſcheinen halb todt, und manche werden vor Schmerzen ſo toll, daß man ſie binden muß; denn viele haben ihrer zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten zehn bis zwölf, ſo daß ſie auſſerordentlich viel ausſtehen. Dreißig Meilen höher im Lande kennt man dieſe Krankheit nicht. *)

Die Pokken ſind hier auch; die Inokulazion **) iſt aber allgemein, und ſelten ſtirbt jemand daran.

Die Kolik, der die Negern jedoch ſo wie dem Durchfalle nicht häufig unterworfen ſind, kuriren ſie dadurch, daß ſie Morgens und Abends verſchiedene Tage hintereinander, eine groſſe Kürbisflaſche Limonienſaft, mit guineiſchem Pfeffer vermiſcht, trinken.

Die Negern halten aber die Arzneimittel gemeiniglich zu ihrer Geneſung nicht hinreichend, der Aberglaube heißt ſie alſo zu der Religion als zu etwas Kräftigerm ihre Zuflucht nehmen, welches

*) Dies ſcheint für die Meinung, daß dieſer Wurm durch das Waſſer in den Körper kömmt, zu beweiſen; denn die höheren Gegenden haben beſſeres Waſſer, als die niedrigeren.

**) Iſert S. 245.

um so natürlicher und leichter ist, da ihre Aerzte hier zugleich Priester oder Fetischirer sind, welche die Verwandten zu überreden suchen, der Kranke könne nicht geheilt werden, wenn nicht, zur Besänftigung des Fetischs, Opfer gebracht würden. Wenn nun der Priester ersucht wird, den Fetisch oder die Gottheit zu fragen, was sie verlange, so richtet er seine Betrügerei, seines eigenen Vortheils wegen, ungesäumt ins Werk, und meldet, nach vorgeblicher Anfrage, die Verwandten müßten ein Schaf, einen Hund, ein Schwein, eine Kazze, oder was er sonst am liebsten haben will, opfern; es ist auch manchmal wol Gold, Kleidung, Getränke, oder andre dergleichen gute Sachen; doch ist es allemal nach des Kranken Vermögen eingerichtet. *)

Kömmt der Kranke durch die Hülfe der Natur oder der Arzneien wieder auf, so bleibt der Priester gewiß nicht unbelohnt, und wird in den Himmel erhoben. Wird er schlimmer, so werden neue Opfer gebracht, bis er genest oder stirbt.

Die Negern verändern auch sehr oft, wenn es mit der Genesung nicht vorwärts geht, ihre Aerzte, so daß in einer Krankheit ihrer bis zwanzig gebraucht werden können. Diese machen es in diesem Falle gerade wie viele europäische Aerzte, und würdigen ihre Vorgänger herab.

*) Diese Fetischirer sind also doch noch billiger, als die Priester bei manchen anderen Völkern!

Digitized by Google

Die gebräuchlichsten Arzneimittel sind Limonien, Malaghetta, Wurzeln, Zweige und Gummi von Bäumen, und etwa dreißigerlei Arten von Kräutern, welche grosse Heilkräfte haben. Die Aerzte hinterlassen ihre Wissenschaft gemeiniglich ihren ältesten Söhnen, die aber schwören müssen, das Geheimniß nicht zu verrathen.

§. 13.

Todesfälle. Beerdigung und Leichenzeremonien.

Die Negern auf der Goldküste werden sehr alt, so daß sie grossentheils am Nachlaß der Natur sterben; ihr Alter können sie aber nie genau angeben, da sie keine ordentliche Zeitrechnung haben; doch läßt es sich aus ihrer Nachkommenschaft schliessen, und aus ihrem Ansehen, oder vielmehr aus ihrer gröfseren Häßlichkeit. Denn die ganze Haut wird bei ihnen im zunehmenden Alter gelblich, das Fleisch vergeht ihnen, so daß sie einhergehen wie Gerippe, sie verlieren alle ihre Zähne, und die Haare und der Bart werden ganz weiß. Insonderheit sehen die alten Negerinnen scheußlich aus, deren Brüste auf eine ekelhafte Art weit herunter hängen.

Wenn Jemand stirbt, so erheben die Umstehenden ein jämmerliches Geschrei, welches man weit hört; da denn Jedermann, Alte und Junge, Män-

Männer und Weiber herzulaufen, und auch mit heulen. Alles im Hause wird umgeworfen, Kalabaschen, Töpfe, Bekken, Schüsseln, Schalen u. s. w. Andere schlagen mit Prügeln auf das Dach, um den bösen Geist zu vertreiben, der den Menschen, nach ihrer Meinung, getödtet hat. Des Verstorbenen Weiber wälzen sich wildheulend auf dem Boden, werfen Erde auf das Haupt, und reiben die bloßen Brüste mit Erde; Andre schlagen auf ein Bekken, wenden sich, bald weinend zum Erblaßten, bald mit lachendem Munde zu den Umstehenden. Die Unverwandten und Freunde fragen auch den Verstorbenen: warum er gestorben? Sie halten ihn wol noch eine Stunde lang in sizzender Stellung, rufen ihn bei seinem Namen, bieten ihm Essen und Trinken an, und bitten ihn da zu bleiben. *) Während der Zeit wird die Leiche in ein Stük Kattun gewikkelt, und auf eine Matte von Baumrinden gelegt. Unter den Kopf legen sie ein Stük Holz, bedekken das Gesicht mit einem Ziegenfelle, und bestreuen die ganze Leiche mit Baumrindenasche, die Augen schliessen sie ihr aber nicht zu. Auf diese Art eingewikkelt wird der Leichnam einen halben Tag an die freie Luft gelegt; ist der Verstorbene ein Ehemann gewesen, so sizt seine liebste Frau dabei; ist es aber eine Frau gewesen, so sizt ihr Mann dabei, und beweint den Abgeschie-

*) Dies alles stimmt sehr mit den Leichengebräuchen der senegambischen Negern überein. (M. s. im VI. B. d. W. S. 283. u. ff.)

denen, wobei sie sich die ganze Zeit über das Gesicht mit einem Strohwische reiben.

Indessen geht eine alte Frau, die auf ein metallenes Bekken schlägt, von Hause zu Hause, und sammelt etwas zu den Leichenkosten. Jeder Nachbar muß dazu etwas Gold geben. Für dieses Geld wird eine Kuh gekauft oder ein Ochs, die sie dem Fetischir geben, der das Thier opfert, und den Fetisch des Verstorbenen mit dem Blute besprengt, um dadurch Ruhe für den Verstorbenen, und Schuz auf dessen Reise in die andere Welt zu erhalten. Wir wollen eine solche Zeremonie den Reisebeschreibern nacherzählen. Der Priester stellt drei Personen in einen Kreis in dem Winkel des Zimmers, er selbst steht in der Mitte des Zimmers mit Glaskügelchen, Korallen und Goldplatten reichlich ausgeschmükt, und sezt eine grosse Menge Erbsen, Bohnen, Reis, Mais und Palmöl um sie, wobei er sie mit dem Blute einer geschlachteten Henne besprengt. *) Darauf murmelt er einige Gebete, nimmt Wasser oder Palmöl in den Mund, und sprüzt es auf den ältesten Fetisch. Er nimmt etwas Fett von dem Opfer, vermengt es mit Blättern und andern Dingen, und quetscht es mit den Füssen zu einem Teige, den er in kleine Stükchen theilt. Einige davon wikkelt er in die Rinde von

*) Auch bei den Negern auf der Pfefferküste ist Hennenblut besonders heilig. (M. s. im IX. B. d. M. S. 68.)

einem Fetischbaum, und theilt sie unter die Anwesenden aus, einen Theil aber behält er, um ihn mit dem Todten begraben zu lassen, damit er ihm als Fetisch diene. Dies ist eine ihrer heiligsten Zeremonien.

Nach drei Tagen wird der Todte begraben; *) er wird auf ein Bret gebunden, und unter Singen und Tanzen aus dem Hause getragen. Er wird zwar von zwei Männern auf dem Kopfe getragen, aber nur Weiber begleiten ihn. Es geht eine hinter der andern, jede lehnt sich an einen Stok, und hat einen Strohwisch auf dem Kopfe. Die grosse Frau geht zuerst, oder wenn der Todte eine Frau gewesen, so geht ihr Mann zunächst dahinter, aber sonst keine Mannsperson, es sei denn, das Leichenbegängniß habe einen weiten Weg zu machen, in diesem Fall wird es von einer Wache begleitet.

Wenn sie zum Begräbnißplazze kommen, so legen sie die Leiche in ein vier oder fünf Fuß tiefes Grab, welches sie mit Pfählen umschliessen, damit die Raubthiere nicht dazu können, und führen eine viereckige Dekke oder Dach von Lehm darüber auf, um es vor dem Regen zu verwahren, worunter die Weiber kriechen, ihre Klagen erneuern, und Abschied von dem Beerdigten nehmen. Auf diese Dekke legen sie die Werkzeuge, deren sich der

*) In Akra werden die Todten gleich den ersten Tag, und zwar in der Hütte, wo sie gestorben sind, begraben. Isert S. 219.

Verstorbene bei seinem Leben bedient hat, so wie auch seinen Hausrath und Kleidung. *) Seine Waffen werden rings um dieses Grabmal aufgehängt. Aus Lehm werden auch menschliche Figuren gemacht, und weiß und roth angestrichen, welche die Verstorbenen darstellen sollen. Die Freunde legen oder stellen auch auf das Grab oder auch in das Grab allerlei Speisen und Getränke; damit der Eingescharrte an nichts Mangel leide. Je mehr Sachen aller Art bei dem Grabe bleiben, desto grösser ist die Ehre für den Verstorbenen. **)

Können die Freunde die Todtengräber nicht bezahlen, so nehmen leztere etwas von den Sachen bei dem Grabe zur Zahlung. Stirbt eine Frau in den Wochen, so wird ihr das Kind, wenn es auch todt ist, in die Arme gelegt. ***)

*) Müllers Fetu. S. 284.

**) Bosmann sagt, es werde gewöhnlich nichts von Werth mit den Todten begraben. Dies mag auch nur von einigen Negervölkern gelten.

***) Römer (in s. Nachrichten S. 210 u. ff.) gibt uns von den Begräbnissen der Negern in der Gegend von Kristiansburg folgende Nachricht: „Den ersten Tag weinen sie, nachdem aber bringen sie ihre Zeit acht Tage lang mit Musik und Tanzen zu. Die Todten werden gemeiniglich in dem Hause begraben, wo sie gewohnt haben, den eigentlichen Ort weiß aber Niemand, als die nächsten Verwandten. Wer ein Freund des Verstorbenen gewesen, stellt sich mit einem ganzen oder halben Anker Brantwein ein, mit

Nach der Beerdigung eines freien Negers begeben sich alle Leichenbegleiterinnen zu dem nächsten Wasser, gehen bis an den Nabel hinein, werfen einander das Wasser mit den Händen ins Gesicht, und waschen sich solchergestalt über und über. Andere stehen indessen am Ufer, und spielen auf verschiedenen musikalischen Instrumenten mit wildem Geschreie und Klagen. Darauf führt eine die Wittwe (die grosse Frau) ins Wasser, legt sie auf den Rükken, und wascht ihr den ganzen Leib; dann ruft sie die andern Weiber herzu, diese helfen ihr auf, und jede bezeugt derselben ihr Beileid. Nach Endigung dieser Zeremonien kehren sie in ihrer Ordnung nach des Verstorbenen Haus zurük, wo sie den Schmerz mit einer Schmauserei vertreiben, zu welchem Ende schon vor dem Auszuge ein Schaf

welchem er der ganzen Gesellschaft aufwartet. Ist der Verstorbene ein Vornehmer gewesen, so fügt man diesem Geschenke noch vierzig bis fünfzig Pfund Schießpulver bei, welches verschossen wird. Am lezten Tage malen sie sich alle weiß, nehmen einen grossen Stab, als wenn sie eine weite Reise vor hätten, und ein Buch in die Hand; sowol Alte als Junge stellen sich, als wenn sie aus den Büchern Gesänge anstimmen; hiemit wollen sie zu verstehen geben, daß der Verstorbene nunmehr so klug als ein Europäer sei, der in Büchern und Schriften lesen könne. Diese Bücher entwenden sie den Europäern, und es sind sowol lateinische als in andern Sprachen gedrukte Bücher darunter.

oder eine Ziege mit etwas Geflügel getödtet und zugerichtet worden ist.

Die Begräbnißplätze sind gemeiniglich unter Bäumen vor dem Orte; doch werden einige auch im Orte selbst, und sogar in ihre Hütten begraben.

Bei einigen Negervölkern auf dieser Küste werden noch andre abergläubische Gebräuche bei den Leichenzeremonien beobachtet.

Zum Beispiel auf der westlichen Goldküste *) fragen die Priester die Anverwandten: ob der Verstorbene jemals in seinem Leben einen falschen Schwur gethan? und wenn dies befunden wird, so ist es die Ursache des Todes gewesen; wo aber nicht, so ist die nächste Frage: ob ihm etwa mächtige Feinde Fetische in den Weg gelegt haben? Bei dieser Gelegenheit werden (wenn der Verstorbene ein Vornehmer war) Verschiedene, die mit ihm in Feindschaft gelebt, gefangen genommen, und genau verwahrt, und findet man, daß sie jemals mit dem Verstorbenen Streitigkeiten gehabt haben, so kommen sie schwerlich mit ganzer Haut davon. Barbot giebt uns hiezu einen Beleg.

Als er im Dienste der holländischen Gesellschaft von Arim aus, einen Abgeordneten an den König von Dinkira schikken mußte, so sandte er seinen eigenen Dollmetscher mit einem guten Geschenke

*) Nach Barbot, im IV. B. d. allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

ab. Die Brandenburger thaten zu gleicher Zeit das nämliche. Beide Abgeordneten wurden wohl aufgenommen. Da sie aber acht Wochen lang auf ihre Abfertigung gewartet hatten, starb während dieser Zeit der König; dieser Vorfall brachte sie in die gröſte Gefahr; denn die Verwandten des Verstorbenen dachten thörichter Weise, sie hätten den Tod verursacht, bemächtigten sich ihrer, banden sie, und befragten sich bei ihren Priestern: ob die Geschenke dieser Leute nicht etwa beschworen oder vergiftet gewesen seien? Aber diese sprachen sie nach den heiligen Gebräuchen unschuldig, worauf sie auf freien Fuß gesezt und mit Geschenken zurük geschikt wurden.

Wenn sich ein solcher Verdacht nicht findet, so wird geforscht, ob Weiber, Kinder, Sklaven, oder andre Personen, die um ihn gewesen, ihn gehörig gewartet, und mit dem, was sie ihm angeboten, genug guten Willen gezeigt haben? Befindet sich alles dieses richtig, so daß kein scheinbarer Vorwand, Jemanden den Tod Schuld zu geben, kann gefunden werden, so ist ihre lezte Zuflucht, die ihnen niemals fehlt: der Mann sei nicht sorgfältig genug in Beobachtung der Religionspflichten gewesen!

Darauf geht der Priester zu dem Todten, und fragt ihn, warum er gestorben sei? da er nun nicht antworten kann, so gibt der Priester selbst die Antwort; nachdem er dabei seine Absichten hat.

Die gewöhnlichen Fragen werden auf verschie-

dene Art gethan. Z. B. Einige Männer nehmen den Leichnam in Gegenwart des Priesters auf die Schultern, und darauf wird er gefragt: Starbst du nicht aus der und der Ursache? Wenn die Leute, die ihn halten, ihn gegen den Fragenden neigen, so wird es für eine Bejahung gehalten. *)

Zu Akra liegt der Fragende ordentlich flach auf dem Bauche des Verstorbenen, nimmt ihn bei der Nase, und fragt: warum hast du uns verlassen? was fehlte dir? wer hat dich umgebracht? Sie sind so einfältig, daß sie versichern, der Todte antworte durch eine Bewegung der Zunge, der Augen oder Lippen.

Die jungen Leute von der Bekanntschaft des Verstorbenen erzeigen ihm gemeiniglich ihre lezte Pflicht mit Abfeuerung verschiedener Musketenschüsse.

Nach des Ehemanns Tod bescheeren die Weiber ihre Häupter ganz glatt, beschmieren sich die Leiber mit weißer Erde, und legen ein altes abgetragenes Kleid an. In diesem Puzze rennen sie wie rasende Furien mit fliegenden Haaren durch die Strassen, und machen ein fürchterliches Geheule, wobei sie beständig des Verstorbenen Namen und seine Thaten wiederholen. Dies dauert verschiedene Tage bis zu seiner Beerdigung.

*) Dies ist auch bei den Negern am Sierraleona Sitte, wie wir im VII. B. d. M. S. [illegible] gesehen haben.

Kommt ein Vornehmer in einer Schlacht um, und man kann seinen Leichnam nicht zum Begräbniß bekommen, welches in seinem Vaterlande geschehen muß, so sind seine Weiber genöthigt, die ganze Zeit über zu trauern, und die Köpfe geschoren zu behalten. Lange hernach, wol zehn oder zwölf Jahre, nachdem es die Gelegenheit gibt, werden die Leichenzeremonien, mit eben der Pracht, wie das erste mal, wiederholt; bei welcher Gelegenheit die Weiber wieder ihre Trauer anlegen, sich reinigen und ankleiden wie zuvor.

Unterdessen die Weiber ausser dem Hause klagen, sizzen die nächsten Verwandten bei dem Leichname, und machen einen jämmerlichen Lärm, wobei sie sich waschen, reinigen und die andern gewöhnlichen Zeremonien verrichten. Die entfernten Verwandten versammeln sich ebenfalls von allen Orten, um bei der Trauer gegenwärtig zu seyn, und derjenige, der hierin nachläßig ist, kann versichert seyn, daß er gewaltig wird bluten müssen, wenn er nicht triftige Ursachen seines Ausenbleibens beibringen kann.

Am Dreispizzenkap sollen die Negern ihre Todten in einer nur vier Fuß langen Kiste begraben; sie ist also für den Körper zu kurz, sie biegen ihn deswegen zusammen, und schneiden den Kopf ab, welchen sie an die Seite legen. Sobald der Leichnam eingescharrt ist, trinken die Leichenbegleiter Palmwein und Rum im Ueberflusse aus Ochsenhör-

nern, und was sie nicht auf einem Zug ausleeren können, giessen sie aufs Grab.

Die Negern auf dieser Küste machen ungemein viel daraus, in ihrem eigenen Lande begraben zu werden. Wenn Jemand ausserhalb stirbt, so holen sie oft den Leichnam nach Hause; wenn es zu weit ist, so begraben sie ihn da, wo er gestorben ist; seine guten Freunde daselbst schneiden ihm aber den Kopf, Arm oder Fuß ab, welchen sie reinigen, kochen, und in sein Land führen, wo diese Theile mit neuen Zeremonien, die den Umständen des Verstorbenen angemessen sind, begraben werden.

Barbot liefert uns auch eine Leichenrede, die zu Rap Korse bei der Beerdigung einer Negerin von einigem Range, von dem Fetischierer gehalten worden. *) Dieser ermahnte die Versammlung, gut zu leben, Niemand zu beleidigen, die Versprechungen und Vergleiche genau zu halten, und gab noch eine Menge solcher Lebensregeln. Nach diesem hielt er eine Lobrede auf die Verstorbene, und zum Schlusse warf er eine lange Schnur voll Schafskinnbakken, die zusammen gereiht waren, auf die Erde, mit dem Ausrufe, wobei er das Ende der Schnur in der Hand hielt: „Machet es

*) Da sonst kein Schriftsteller etwas von dergleichen Standreden gedenkt, so scheint dies nur eine einzelne Nachahmung der europäischen Leichenreden zu sein, die zu Rap Korse bei Todesfällen der Engländer gehalten wurden.

alle, wie die Verstorbene. Sie war in ihrem Leben sehr sorgfältig, bei dergleichen Gelegenheiten eine grosse Menge Schafe zu opfern, wie gegenwärtige Kinnbakken hinlänglich bezeugen!" Dieser pfaffische Einfall hatte die verlangte Wirkung, und bewog verschiedene Zuhörer, daß Jeder ein Schaf gab.

An einigen Orten läßt man die Sklaven nicht begraben, sondern ihre Körper auf den Schindanger werfen, oder von wilden Thieren auffressen. Anderswo auf der Küste werfen sie nur ein wenig Erde auf sie.

Bei dem Tode eines Königs bezeugen die Negern einen ausserordentlichen Schmerz. Was aber die eigentlichen Leichenzeremonien betrifft, so weichen die verschiedenen Völker dieser Küste in den dabei zu beobachtenden Gebräuchen sehr von einander ab. Menschenopfer sind bei der Beerdigung der Könige auch hier gewöhnlich. Man ermordet Sklaven und Weiber, damit der hohe Verstorbene in jenem Leben auch eine anständige Bedienung habe. Deswegen schenkt Jeder von den Vornehmen dem Könige einen Sklaven. Manche geben ihm eine von ihren Weibern, um Speisen zu kochen, andere eines ihrer Kinder, so daß allzeit eine grosse Menge, ehe sie sich dessen versehen, geopfert wird. Denn sie halten es vor denen, die zu solchen Schlachtopfern bestimmt sind, sehr geheim, und schicken sie, wenn der Beerdigungstag kömmt, zu einer vorgeblichen Verrichtung aus, da ihnen

Digitized by Google

dann Leute aufpassen, um sie mit Pfeilen und Wurfspiesen hinzurichten.

Die heilige Frau des Verstorbenen und einer seiner vornehmsten Bedienten sind von jeher zu diesem Tode bestimmt. Das Schröklichste aber ist, daß viele alte entkräftete Leute bei solchen Gelegenheiten als Schlachtopfer verkauft werden, die dadurch noch aufs grausamste gemartert werden, daß sie von ungeschikten, oft schwachen Händen zerhauen und durchstochen werden. Ja man hat Beispiele, daß solche Elende, nachdem man sie, ohne sie töden zu können, zerfleischt hatte, endlich noch einem sechsjährigen Knaben übergeben wurden, um den Kopf abzuhauen, womit natürlich ein solches schwaches Kind stundenlang zu thun hatte. *) Die Leichname der Ermordeten werden im Palaste zur Schau ausgestellt, um zu zeigen, wie beliebt der König bei seinen Unterthanen gewesen, und nachdem man sie ganz mit Blute beschmiert hat, werden sie mit der königlichen Leiche zu Grabe geführt.

Ausserdem bestreben sich des Königs andre geliebteste Weiber zu sterben, damit sie ins Grab kommen und ihren Herrn in die andre Welt begleiten. Die Köpfe der Ermordeten werden nicht mit begraben, sondern rings um das Grab auf

*) Wer sollte wol bei solchen schröklichen Opfern nicht den ganzen Werth der sanften Religion fühlen?

gen gestellt, welches sie für eine Zierde halten, die dem Todten zu grosser Ehre gereicht; auch sezzen sie Essen und Trinken zu des Königs Grab, und so oft andre Gefässe hin, als sie die erstern leer finden. Ingleichem begraben sie seine Kleider und Waffen mit; und was der Verstorbene sonst in seinem Leben besonders schäzte. Die Bildnisse der vornehmsten Hofleute werden um das königliche Grab herum gestellt. Der Nachfolger stellt eine beständige Wache dazu, um ihn zu benachrichtigen, wenn der Todte etwas verlangt.

Ein König oder ein Vornehmer wird manchmal ganze Jahre lang über der Erde aufbehalten, und um die Verwesung zu verhindern, wird der Körper auf einem hölzernen Roste über einem gelinden Feuer nach und nach ausgetroknet. Andere beerdigen ihre Todten für sich in ihren Häusern, und geben vor, sie behielten sie auf beschriebene Art auf, und man werde das Leichenbegängniß zu seiner Zeit sehen. Der Beerdigungstag wird nicht nur dem Volke des Verstorbenen, sondern auch in der Nachbarschaft bekannt gemacht, woraus ein erstaunlicher Zusammenfluß von Menschen entsteht, wobei jeder seinen besten Puz anzieht.

Wo die Europäer die Obergewalt haben, suchen sie die Ermordungen bei Begrabung der Könige zu verhindern.

Des Marchais gibt von dem Begräbniß der

Könige von Fetu folgende Nachricht: [illegible] der König stirbt, so bezeuget das Volk [illegible] Schmerz durch trauriges Gesang und [illegible]. Sie waschen den Leichnam, kleiden ihn [illegible] an, sezzen ihn zur öffentlichen Schau auf, und tragen ihm zur gewöhnlichen Zeit Speisen [illegible]. Fängt der Körper an zu faulen, so tragen [illegible] Sklaven ohne Umstände in einen Wald, [illegible] ihn verscharren, und den Ort Niemanden [illegible]. Folgt eine der Weiber des Verstorbenen nach, [illegible] tödten sie solche, und begraben sie mit ihm. [illegible] legen auch seine Fetische, seine Kleider und Waffen, kurz was er am liebsten hatte, zu ihm, nebst Essen und Trinken.

Wenn das Grab bedekt ist, so kehren die [illegible] den wieder nach dem Palast zurük, knien ohne [illegible] Wort zu sprechen an das Thor, und strekt [illegible] Nakken dem Nachrichter hin, in der vesten [illegible] zeugung, ihr Herr werde in der andern Welt [illegible] Treue vergelten, und ihnen in seinem neuen [illegible] nigreiche die ersten Stellen geben. Unterdessen die Sklaven mit der Beerdigung beschäfftigt sind, richtet das Volk viele, die es dem Könige in jener Welt für nüzlich hält, mit der fühllosesten Gelassenheit hin. Königen, die sehr beliebt gewesen sind, werden auf diese Art wol vier oder fünfhundert Personen beiderlei Geschlechts aufgeopfert.

Die Reichen und Vornehmen müssen mit der

*) Voyage en Guinée, T. I. p. 115.

Hinrichtung einiger Sklaven zufrieden seyn. In der Stadt Aquassour in Fetu soll ein besonderer Markt für dergleichen zu opfernde Sklaven gehalten werden.

Dies ist auch bei den inländischen Negern Sitte. Römer erzählt: *) Stirbt oben im Lande ein grosser König, so wird ein grosses und tiefes Loch gemacht, und die Leiche darein gelegt. Nachdem werden erstlich die liebsten Weiber des Verstorbenen ergriffen, ihre Glieder zerbrochen, und in das Grab geworfen. Bei Beerdigung des akimischen Königs Frempung mußten 336 seiner Weiber dies Schikſal erfahren. Alsdann kommen seine Leibsklaven Okraer an die Reihe, deren Frempung über 3000 zu seinen Diensten hatte, und ihre Glieder werden auf gleiche Art zerbrochen. Diese Elenden können in der Gruft bisweilen acht Tage leben; und die Unterthanen, eine Familie nach der andern, versammelt sich, und schreien, tanzen, schiessen und trinken bei der Gruft. Die Negern selber versichern, daß man das Geschrei und den Lärm in dem Umkreise einer ganzen Meile hören kann. Die Okraer der vornehmsten Könige, bestehen eigentlich aus Schwarzen, welche ihrem Könige ausdrüklich versprochen haben, bei seinem Tod gleichfalls zu sterben. Aus dieser Ursache müssen alle Unterthanen sie ehren, und ihnen alles, was sie verlangen, geben. Der

*) Dessen Nachrichten, S. 210.

König selbst läßt sich von Niemand anders als diesen Leibsklaven aufwarten, sie kochen seine Speisen, und verrichten allerhand andre Dienste.

§. 14.

Religion der Negern.

Die Religion der Negern auf der Goldküste hat keine gewisse Dogmen, es gibt also unzählige Sekten, und es gibt kein Dorf, kein Städtchen, ja kaum eine Familie, die nicht ihre besondern Meinungen hätte.

Darin stimmen die meisten mit einander ein, daß es ein höchstes Wesen gibt, dem sie die Schöpfung der Welt zuschreiben; ihre Begriffe davon sind aber sehr dunkel und verwirrt. Einige scheinen die Natur von der Gottheit zu trennen. Viele bilden sich zwei Götter ein, *) einen guten (Bossum) und einen bösen, den ersten weiß, den sie für den Gott der Europäer halten, den andern schwarz, und nennen ihn nach der portugiesischen Sprache Damonio oder Diabro; **) sie glauben, dies

*) Einige nehmen drei Untergötter an, nämlich des Himmels, der Erde, und des Meers. Römers Nachr. S. 42. In akraischer Sprache nennen sie nach eben demselben: Gott Nyumboo, und den Teufel Sissa.

**) Ob die Negern mit den Worten nicht auch neue Begriffe von den Europäern entlehnt haben? Es ist sehr

dies sei eigentlich ihr Gott, und er erscheine oft am Fusse der Fetischbäume, in Gestalt eines grossen schwarzen Hundes. Sie zittern vor dessen Namen, weil sie ihm alles Unglük zuschreiben; auch glauben sie, von demselben oft geschlagen zu werden, in welchem Glauben die Priester, die ihren Vortheil dabei haben, sie bestärken. Diese verkaufen kleine hölzerne Haken, wie unsre Kirschenhaken, welche ihrem Vorgeben nach der Teufel (Diabro) an den Fetischbaum oder Fetischstein bringt, und Niemand erkühnt sich, sie anzurühren, als die Priester, die sie denen, die ihrer nöthig haben, austheilen oder verkaufen; sie sind zu verschiedenen Dingen gut; manche haben die Kraft, Häuser zu beschüzzen, andere dienen für Kähne, Felder, Viehställe, oder zum Schuzze kleiner Kinder u. s. w. *)

Die Zauberei, oder Beschwörungskunst sehen sie als eine Gabe des guten Gottes, nicht des Teufels oder bösen Gottes an.

---

wahrscheinlich; welches auch Bosmann vermuthet. Sonst ist es bei den Negern, wie auch Isert versichert, gewöhnlich, den Teufel weiß zu malen.

*) Die Fetuer nennen den guten Gott: Jan Komme — den Teufel: Samman — einen bösen Geist: Sassam — ein Gespenst: Arape — einen gemeinen Fetisch: Summan — den Landesfetisch oder Geist, der sich in Gestalt eines Jägers zeigen soll: Kuku — die Land- und Meergeister O Bossum — einen berühmten Schuzgeist oder Fetisch: Quassi u. s. w.

Dieser leztere wird jährlich zu einer bestgesezten Zeit aus allen ihren Städten mit vielen Umständen verbannt. Vor der Zeremonie selbst wird ein achttägiges Fest mit Singen, Tanzen und andern Lustbarkeiten gefeiert. In dieser Zeit hat Jeder die Freiheit, ungestraft zu reden, was er will; da sie denn auch die Laster, Bedrükkungen und Betrügereien ihrer Obern und ihres Gleichen frei besingen. Nur das Getränke kann diese Satiren in Lobgesänge verwandeln. Den achten Tag des Morgens jagen sie den Teufel mit gräßlichem Geschreie fort. Alle laufen hintereinander, und werfen dem bösen Geiste Koth, Steine, Holz und was ihnen sonst in die Hände kömmt, nach. Wenn sie ihn weit genug von der Stadt gejagt haben, so kehren sie wieder um, und das Fest ist zu Ende. Um ganz sicher zu seyn, daß er nicht sobald wieder kömmt, reinigen die Weiber alle ihre irdenen und hölzernen Gefässe sehr wol, um sie von allem Unrath und dem Teufel zu befreien. *)

Die Bewohner von Hante haben auch eine solche Zeremonie, sie nennen aber das Wesen, Gott. Es ist nach ihrer Vorstellung ein Riese, dessen eine Seite gesund, die andre vermodert ist,

*) Sie bilden den Teufel so ab, wie unsre Maler, ausser daß die Farbe weiß ist. Dies Bild wird hauptsächlich gebraucht um den Teufel damit zu vertreiben, denn sein eigen Bildniß kann er nicht sehen. (M. s. Römer's Nachr. S. 43.)

Digitized by Google

berührt Jemand die leztere, so ist unvermeidlicher Tod sein augenblickliches Loos. Dieses Ungeheuer suchen sie mit Eßwaaren zu besänftigen, zu welchem Ende durch das ganze Land Schüsseln mit Speisen zu tausenden beständig angetroffen werden.

Die Negern auf der Goldküste glauben auch Gespenster, und besonders, wenn Jemand von Wichtigkeit stirbt, ängstigen sie einander selbst durch allerlei Erzählungen, in der Meinung, der Verstorbene lasse sich Nachts bei seiner Wohnung sehen.

Ihre Meinungen in Ansehung der Entstehung des Menschengeschlechts sind sehr verschieden. Die meisten glauben, der erste Mensch sei von einer Spinne, Ananſie*) genannt, gemacht worden. Andre schreiben jedoch diese Erschaffung Gott zu, der jedoch gleich anfangs Schwarze und Weisse erschaffen, welchen er zweierlei Gaben vorgelegt, auf der einen Seite Gold, auf der andern Wissenschaften und Künste. Die Schwarzen wählten zuerst, und nahmen das Gold, so daß Künste und Wissenschaften den Weissen blieben. Aus Zorn über ihren Geiz machte sie Gott zur Strafe zu ewigen

*) Römer in seinen Nachr. S. 48. u. ff. nennt diese Spinne Nanni, wovon die Negern allerlei Eulenspiegeleien erzählen, und sich damit die Zeit vertreiben. (M. s. im VI. B. d. W. S. 102.)

Sklaven der Weissen. Andre behaupten, bei seiner ersten Schöpfung sei der Mensch nicht wie jezt gestaltet, sondern die Geschlechtstheile dem Gesichte mehr ausgesezt gewesen; als aber die Erde genug bevölkert gewesen, hätte die Gottheit der Sittsamkeit wegen deren Stelle geändert. Noch andre lassen die ersten Menschen aus grossen Hölen kommen.

Nicht minder verschieden sind ihre Behauptungen wegen des Zustands nach dem Tode. Die Meisten glauben, der Verstorbene gehe gleich nach dem Tode in eine andre Welt, wo er in eben dem Stande und der Verfassung wie hier lebe, und alle Opfer, die ihm seine Freunde bringen, gebrauche; aber von zukünftigen Belohnungen und Strafen haben sie keinen Begriff; doch glauben Einige, der Todte werde unmittelbar zu einem berühmten Flusse gebracht im Innern des Landes. Hat er nun die Festtage des Fetisches sorgfältig beobachtet, sich aller verbotenen Speisen enthalten, und seine Eide heilig gehalten, so wird er sanft über den Fluß in ein Land geschwemmt, das an allen Arten von Vergnügungen Ueberfluß hat. Wird dies aber nicht befunden, so stürzt ihn Gott in den Strom, wo er ersäuft und ewige Vergessenheit sein Lohn ist. Andre glauben eine Seelenwanderung, nämlich so, daß sie nach dem Tode in Weisse verwandelt werden.

Die Negern auf der Goldküste beten weder ihren

guten noch ihren bösen Gott an, und bringen auch ihnen eigentlich keine Opfer, sondern alles, Verehrung und Opfer, wird den Fetischen dargebracht.

Diese Fetische sind allerlei willkürlich dafür angenommene Dinge, welche für heilig, Wunder wirkend, mit übernatürlicher Kraft begabt gehalten werden. *)

Diese Fetische sind die Gegenstände einer Art von göttlicher Verehrung bei den Negern. Sie sind bei ihnen von so mancherlei Art, daß kein lebender oder lebloser Körper davon ausgenommen ist, er mag so geringfügig oder schlecht seyn als er will. Sie halten jedoch einen Fetisch für mächtiger als den andern, das aber nicht von der Sache, sondern von den verrichteten Wundern und Thaten desselben abhängt. **)

Diese Fetische sind entweder öffentliche oder private.

---

*) Müllers Fetu. S. 55.

**) Von dem Fetischendienste überhaupt ist das Allgemeine schon im VI. B. d. W. S. 92 u. ff. gesagt worden. Diese Art von Religion ist sich im Grunde beinahe überall, besonders unter den Negern gleich. Von dem Fetischendienste am Sierraleona, sehe man im VII. B. d. W. S. 128. u. ff. Von dem in Issini, im IX. B. d. W. S. 295. u. ff. und von dem damit übereinstimmenden und nur im Einzelnen abweichenden Aberglauben der übrigen Negervölkerschaften wird in den folgenden Bänden d. W. gehandelt.

Digitized by Google

Die öffentlichen Fetische dienen zur Verehrung und zum Schuzze ganzer Länder, Gegenden oder Orte, und sind gemeiniglich ein Fluß, ein Berg, ein Baum, eine Art Vögel, Fische oder andrer Thiere, ein grosser Stein u. s. w. An einigen Orten, als zu Labode, Akra und Ursue sind es auch wirkliche Götzen. Niemand darf sich unterstehen, einen solchen Vogel, Thier oder Fisch zu tödten, ein Neger würde scharf bestraft, und ein Europäer in Lebensgefahr seyn. Unter den Vögeln wird zu Friedrichsburg einer von der Grösse eines Zaunkönigs mit einem Schnabel wie ein Hänfling, als Fetisch verehrt. Der Schwerdfisch und der Bonito sind auch allgemeine Fetische. Unter den Palmbäumen werden wegen ihrer Schönheit die meisten zu öffentlichen Fetischen gewält. Von den Bergen wälen sie am liebsten solche, die dem Donner und Blizze sehr ausgesezt sind, weil sie solche als besondere Wohnungen der Götter ansehen. Die Fetischsteine gleichen grossen Ländergränzsteinen, die sie für so alt als die Welt halten. Sie schreiben jedem dieser Fetische ausser den allgemeinen Kräften noch besondre zu: z. B. die Kraft, das Meer zu besänftigen, einen guten Fischfang zu verschaffen u. s. w.

Allen diesen Gegenständen weihen die Negern ihre Verehrung und Opfer, sie füttern die Vögel, und auf die Berge, Hügel und Steine sezzen sie Speisen, Getränke und andere Waaren. In den europäischen Niederlassungen, als zu Kristians-

burg u. a. O. lieben die Fetische hauptsächlich den Branntwein, der natürlich den Priestern und Priesterinnen zu gut kömmt, und aus Politik schenken auch oft die Europäer etwas, um sich die Priesterschaft geneigt zu machen, die dann zur Dankbarkeit den Negern Respekt gegen die Europäer predigen.

Die Privatfetische sind unzählich, sie bestehen aus allen Arten von Sachen, als Rinde von Fetischbäumen, Enden von Hörnern mit Unflate gefüllt, kleine Figuren, die dem Kopfe eines Thiers gleichen, Affenköpfe, allerhand Knochen von Thieren, Federn, auch Sachen von Gold und andern Metallen. Alles dies Zeugs hängen sie an, oder haben es in ihren Häusern, in besondern Körben oder Gefässen.

Jeder Hauswirth hat seinen Hausfetisch, der, ihrer Meinung nach, den Lebenslauf seines Klienten genau bemerkt, die Guten belohnt, und die Bösen bestraft. Die Belohnung besteht in einer Menge Weiber und Sklaven, die Bestrafung in deren Entziehung. Die schröklichste Strafe ist der Tod, wovor sie sich ungemein fürchten, und dies ist die Ursache, daß sie so genau ihre Gelübde erfüllen; denn Jeder gelobet, sich einer gewissen Art Speise oder Getränkes zu enthalten; dies thun sie gemeiniglich bei dem Antritt ihrer Ehe, und glauben, sie würden augenbliklich sterben, wenn sie ihr Versprechen verlezten. Hingegen werden Mord,

Digitized by Google

Ehebruch, Diebstal, und dergleichen für keine Sünden gehalten, weil sie dies mit Geld ausmachen können, welches aber bei dem andern Uebertretungen nicht angeht.

Statt des Gebets bestreichen sie ihre Kleider Morgens, nachdem sie dieselben gewaschen zur Ehre des Fetisch's mit weisser Erde. So oft sie trinken geben sie dem angehängten Fetisch etwas davon zu kosten. Sie glauben der Fetisch sehe und spreche, wenn sie daher etwas Unerlaubtes thun wollen, bedekken sie denselben, damit er es nicht sehen, und nachgehends ausschwazzen könne. Sie glauben der Fetisch helfe ihnen, sich an ihren Feinden rächen, und wenn sie einen Beleidiger um's Leben bringen wollen, so glauben sie es dadurch bewerkstelligen zu können, wenn sie etwas vom Priester beschworne Speise oder Getränke demselben in den Weg werfen, damit er es berühre. Wenn ein Neger dies befürchtet, so läßt er sich über einen solchen Plaz tragen, denn nur der bezeichneten Person soll es Schaden bringen können. Wer aber überwiesen wird dergleichen Zaubermittel gebraucht zu haben, wird hart bestraft, manchmal mit dem Tode.

Sie schwören nicht leicht bei ihren Fetischen, weil sie im Falle eines falschen Eids einen plözlichen Tod befürchten. Der Eid wird vor des Priesters Fetisch abgelegt. Der Neger der ihn ablegen soll, wird gerade vor denselben gestellt, und fragt

Digitized by Google

den Priester um den Namen seines Gözzen, weil jeder einen besondern hat. Dann nennt der Schwörende den Fetisch bei seinem Namen, und erzählt ausführlich, wozu er sich durch den Eid verbinden will, mit dem Ansuchen, der Fetisch solle ihn hinrichten, wenn er falsch schwüre, dies thut er dreimal und geht zwischen jeder Betheurung dreimal um den Fetisch herum. Darauf nimmt der Priester etwas von den Sachen, daraus der Gözze gemacht ist, berührt damit des Schwörenden Kopf, Arme, Leib und Füsse, hält es über seinen Kopf und schwingt es zweimal herum. Nach diesem schneidet der Schwörende von einem Finger jeder Hand, und einer Zehe an jedem Fusse ein Stük Nagel auch etwas von seinen Haupthaaren ab, und wirft solches in den Kasten, in welchem der Fetisch steht. Wenn dies alles beobachtet worden ist, so wird der Eid für verbindlich gehalten. Auch haben sie einen heiligen Trank*) und eine Fetischspeise**) welches ein erbsengrosses Stükchen Teig ist, und glauben wenn der Schwur nicht gehalten wird, so werde der Meineidige bersten; man kann sich aber nicht allzeit auf diesen Eid verlassen, indem sie glauben der Fetischpriester, in dessen Gegenwart der Trunk genommen worden, könne von der Hal-

*) Er wird aus Saft von Blättern, Wasser und andern Materien bereitet. (S. Müller's Fetu S. 84.)

**) Römer's Nachr. S. 74. daher der Ausdruk: Fetischessen.

tung desselben dispensiren; welches auch schon geschehen ist, indem die Priester sich bestechen lassen. Wenn die Weiber ausgehen, so nimmt der Mann ein Stük von seinem Fetisch, thut es in Palmwein und läßt sie solches als einen Schwur der Treue nehmen. Bei ihrer Zurükkunft läßt er sie auf die nämliche Art schwören, daß sie wirklich die eheliche Treu nicht verlezt habe. — Statt des Eides bedienen sich die Negern auch anderer Mittel, als, sie sezzen einen Topf mit Oel über das Feuer, so daß es kocht, werfen einen Schlangenkopf in denselben, den der Beschuldigte mit der Hand heraus nehmen muß; ist er unschuldig, so bleibt er unbeschädigt. Sie brauchen auch einen Pfriemen oder grosse Nähnadel, die sie durch die Zunge stechen; ein glühendes Messer das sie über den Arm streichen und vielerlei andere Dinge. *)

Vor Regen und Wind, Donner und Bliz fürchten sich die hiesigen Negern sehr, und hüten sich dann auszugehen, weil bei solcher Gelegenheit, wie sie sagen, schon viele von ihrem Gott weggeführt worden seien.

Es ist wol nicht zu glauben, daß die Negern sich einbilden, diese geringfügigen Fetischtändeleien selbst könnten ihnen schaden oder nüzzen, sondern man sieht aus allem, daß sie alles dies Zeug als Werkzeuge ansehen, die ihr höchstes Wesen mit der

*) M. s. Römer's Nachr. S. 74.

Kraft begabt hat, in seinem Namen zu handeln, zu lohnen, und zu strafen, womit denn freilich noch gröberer Aberglaube getrieben wird, welchen die Priesterschaft ihres Vortheils wegen unterhält und nährt; um so mehr da der Grundsaz selbst, worauf der Fetischendienst und dessen unbestimmtes verwirrtes System ruht, falsch ist, und ein Irrthum ganz natürlich auf den andern hinführt. *)

§. 15.

Zeitrechnung und Feste, Gottesdienst und Zeremonien der Negern.

Die Negern auf der Goldküste haben keine Eintheilung des Jahrs in Monate und Wochen, als in

*) Nach Römer's Nachr. (S. 47.) sind die Fetische, wenigstens nach der Meinung einiger Schwarzen, Geister, Wesen, oder Mitteldinge zwischen Gott und Menschen, sie sind von Gott, nebst den Menschen erschaffen worden, und zwar zu dem Ende, daß sie die Menschen unterrichten sollen, fromm und tugendhaft zu leben, und mit Gottes Zulassen den Menschen offenbaren, was ihnen Gutes und Böses wiederfahren werde. Sie sind männlichen und weiblichen Geschlechts, die ihres Gleichen zeugen und gleichfalls sterben, ob sie schon über tausend Jahre leben können. Römer hat sich übrigens von den Negern viel Mährchen aufbinden lassen von diesen Gözzen, die wir nachzuerzählen Bedenken tragen. Doch sieht man aus allen den Pfaffenbetrug

so fern sie solche von den Europäern gelernt haben. Doch müssen sie diese Abtheilung schon lange haben, weil jeder Wochentag in ihrer Sprache seinen eigenen Namen hat. Sonst rechnen sie ihre Zeit nach dem Monde, woraus sie ihre Saatzeit wissen.

Tiefer im Lande theilen sie die Zeit in eine glükliche und unglükliche ein, die erstere hat wieder ihre Unterabtheilungen. In einigen Ländern dauert die grosse glükliche Zeit neunzehen und die kleine sieben Tage, die aber nicht unmittelbar auf einander folgen, denn es kommen allemal sieben unglükliche Tage zwischen beiden. In dieser Zeit reisen sie nicht, unterlassen die Feldarbeit, und unternehmen nichts Wichtiges. Die Aquamboer sind hierin noch abergläubischer, denn sie unterreden sich diese Tage nicht über Geschäfte, nehmen auch keine Geschenke an. Die Völkerschaften gehen in diesem Unterschiede der Zeit sehr von einander ab. An der Küste sind nach einigen Schriftstellern in Ansehung des Glüks oder Unglüks alle Tage einander gleich. In Fetu und Akra findet man diese Eintheilung auch. *).

Ausser Gelegenheitsfesten haben die Negern nur zwei gesezte Festtage den einen in der Aerndte, den andern bei dem schon beschrieben Teufelaustreiben **).

*) Müllers Fetu. S. 99. Römers Nachr. S. 71.

**) Nach Müller S. 65. wird in Fetu ein solches Fest, das ein Dankfest ist, im September gefeiert,

Ihr Gottesdienst kann in den allgemeinen und besondern getheilt werden. Der erste betrifft die ganze Nazion oder Stadt, die sich öffentlich versammelt; der leztere ist die Andacht einzelner Familien und Personen.

Ein allgemeiner Gottesdienst wird veranstaltet, wegen unfruchtbarer Witterung, Wasserfluten, oder grosser Dürre. Die Häupter der Nazion versammeln sich alsdann, und berathschlagen sich mit dem Priester, auf welche Art dem Elende abzuhelfen sei. Ihre Anordnung wird durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, und wer dawider sündigt, wird hart an Gelde gestraft. *) Wenn die Fischerei in Abnahme kömmt, so opfern sie der See. Dies geschieht aber gewöhnlich im August oder September, da die Erfahrung sie lehrt, daß eine grosse Menge Fische gefangen werden, und doch heißt dies allemal eine Wirkung des Opfers. Beinahe jeder Flekken hat einen dazu eingerichteten Wald, wohin die Oberhäupter sich oft verfügen,

---

es währt fast acht Tage und wird ausser den Religionshandlungen mit Lustbarkeiten zugebracht. — Zu Labode währt es drei Tage. (M. s. Römers Nachr. S. 55.) — In Akra wird im August das Neujahr gefeiert; das Fest währt acht Tage und wird mit Lustbarkeiten zugebracht. (M. s. Isert S. 212.)

*) Bei allgemeiner Noth werden auch jedoch selten Menschen geopfert. (M. s. Müllers Fetu S. 70. Römers Nachr. S. 65.)

Digitized by Google

um für sich selbst oder das gemeine Wohl zu opfern. Diese Wälder werden für heilig gehalten, und Niemand wagt es, sie zu beschädigen, oder Aeste von den Bäumen abzuhauen, der sich nicht, ausser der gewöhnlichen Strafe, dem allgemeinen Fluch aussezzen will. Der Dienstag, in Hante der Freitag, kann auch als ein allgemeiner Religionstag oder Sabbath angesehen werden. *) An diesem Tage sind alle Geräusch machenden Geschäfte eingestellt, die Negern waschen sich sorgfältiger als sonst, und ziehen ihre besten Kleider an, alsdann versammeln sie sich auf dem Markte, in dessen Mitte ein grosser Fetischbaum steht. An dessen Fusse ist eine Tafel gesezt, die auf verschiedenen verbundenen Aesten ruht, auf solcher stehn Reiß, Hirse, Mais, Obst, Fleisch und Fische mit Palmöle und Weine, als ein Opfer für die Fetische. Wobei sie den ganzen Tag um den Baum tanzen und singen, auch mit ihren Kupferbekken und andern musikalischen Instrumenten ein Getöse machen. Des Abends waschen sie sich wieder, und das Landvolk bringt den Palmwein herein, welchen der Vornehmste im Orte der ganzen Gesellschaft austheilt, die sich hierauf zur Abendmahlzeit nach Hause begibt, und mehr zu Ehren des Fetisches

*) Der Dienstag wird hauptsächlich von den Fischern gefeiert; jede Handthierung hat ihren besondern Tag. (M. s. Müllers Fetu S. 64. und Römers Nachrichten S. 72.)

ausschüttet, als sonst. Was auf die Tafel gesezt wird, gehört dem Priester. An einigen Orten hält lezterer, der auf der Tafel sizt, oft auch langweilige Reden an das Volk, welches dabei sehr aufmerksam ist. Von dem Innhalt dieser Predigten konnten die Europäer nichts erfahren. Neben dem Fetischirer steht ein Gefäß mit Wasser, in welchem eine lebendige Eidexe ist. Mit diesem Wasser besprengt der Priester verschiedene Weiber und Kinder, die sodann gerade nach Hause gehen. Nach Endigung der Zeremonie und der Predigt steht der Fetischirer auf, und besprengt oder wascht die Tafel mit Wasser aus dem Topfe. Zugleich klopft das Volk in die Hände, und wiederholt mit lauter Stimme einige unbekannte Worte.

§. 16.

Priester und Orakel der Negern.

Die Priester der Negern welche auch Fetischirer genannt werden*) sind eigentlich Gaukler, Beschwörer, wie bei allen Fetischendienern. Sie tragen eine Kleidung, wie ein Heroldrok. Von

*) Im Fetu heissen sie Fu, und werden unterschieden in 1) die Priester der Land- und Meergötter (Obossum-Fu) 2) in Fetischen-Priester (Essumman-Fu) und 3) in Zauberer und Wahrsager (Kamfu oder Sofu). M. s. Müller's Fetuisches Wörterbuch, am Ende seiner Beschreibung von Fetu.

grober Leinwand oder Sarsche. Um denselben legt sie eine Binde, die mit kleinen Knöchelchen von gebratenen Hünern besezt ist, wie die St. Jakobsbrüder ihre Muscheln. Der übrige Theil ihres Körpers ist ganz nakt. Sie tragen Kniebänder aus den Fasern des Fetischbaums. Die Negern schreiben diesen Priestern einen Umgang mit den Fetischen zu, und dies erhält sie in Ehrfurcht. Im Innern des Landes soll vor Zeiten ein grosser Fetischirer oder Priester in einem sehr schönen Hause gewohnt haben; von diesem Manne erzählen die Negern lauter Wunderwerke. Ihm standen Wind und Wetter zu Gebote. Sein Haus war ohne Dach und doch allezeit von Regen frei. Er wußte nicht nur vergangene sondern auch zukünftige Dinge so gewiß, und sagte leztere so genau vorher, als ob er sie sähe, kurz, er wuste so viel, und that so viel Wunder, daß Cagliostro und Konsorten nicht würdig gewesen seyn würden, ihm die Schuhriemen zu lösen. Alle Geister, die sich bei seiner Wohnung aufhielten, mußten vor ihm erscheinen, und sich von ihm befragen lassen. Fand er, daß sie gut gelebt, so schikte er sie im Frieden an einen glüklichen Ort. Fand er das Gegentheil, so tödtete er sie das zweite Mal mit einer besondern Keule, die allzeit vor seiner Wohnung bei der Hand lag. — Gewiß ist es, daß dieser Wundermann ein sehr schlauer Betrüger gewesen seyn muß; die Negern verehrten ihn, als eine Art von Halbgott.

Wegen der grossen, den Fetischirern beiwohnenden

den Kräften, sucht Jedermann und selbst die Könige ihre Freundschaft, damit sie die Fetische bewegen sollen, ihnen bei allen Gelegenheiten günstig zu seyn.

Der Aberglaube von der Macht der Fetische, erhält sich hauptsächlich durch die List dieser Fetischirer, die allzeit mit einem Geschenke befragt werden, das in einer Flasche Rum, einer Ziege, einem Vogel oder einem Schafe nach Verschiedenheit der Sache und des Vermögens der Personen besteht. Man befragt die Fetische sowol in Krankheiten, als bei allen Geschäften des Lebens, und des Priesters Antwort bestimmt, was man thun oder lassen solle. Spricht er: die Sache wird so oder so gehen, so trift es gewöhnlich ein, weil er die Sache mit Klugheit überlegt; und bei Arzneien bekräftigt die Erfahrung oft das Versprochene.

Haben die Fischer kein Glük gehabt, so vermuthen sie ihr Fetisch sei zornig, und geben dem Fetischirer Gold, daß er die Gottheit besänftigen und bewegen soll, ihnen wieder Fische zu geben. Der Fetischirer geht dann mit seinen Weibern in dem besten Puz in Prozession durch die Stadt; sie weinen, schlagen sich auf die Brust, klopfen in die Hände, und machen einen grossen Lärm. Wenn sie an die See kommen, so hängen sie die Aeste von gewissen Bäumen um den Hals, welche sie für Fetische halten, die ihnen Fische senden. Der Priester schlägt eine Trommel, um die Fetische zu besänftigen;

dann wendet er sich zu seinen Weibern und stellt sich, als ob er sie ausschelte, und sich mit ihnen zankte; worauf er Korn und allerlei gemalte Kleinigkeiten in das Meer wirft, und wieder nach Hause geht.

Nimmt die Menge der Handelsleute in einer Stadt ab, und der König findet, daß dadurch seine Einkünfte leiden; so wendet er sich an seinen Fetischbaum, opfert ihm Speisen und schikt nach dem Fetischir, der den Baum fragen muß, ob bald Kaufleute kommen werden? Der Fetischirer geht mit seinen Weibern zum Baume, macht einen zugespizten Aschenhaufen, und stekt einen abgerissenen Ast von dem Baume hinein; dann nimmt er einen Mund voll Wasser aus einem Bekken, sprizt es auf den Ast, sagt seinen Weibern einige Worte, und wiederholt das Wasserspritzen. Nach vielerlei lächerlichen Zeremonien, bestreichen sie sich alle die Gesichter mit Asche und wiederholen des Königs Frage laut. Hierauf geben sie vor, sie hörten eine Stimme, welche die Antwort enthält, mit der sie zum Könige zurükgehen.

Wenn die Negern in einen Krieg ziehen, einen Handel treiben, eine Reise oder sonst etwas von Wichtigkeit unternehmen wollen; so ist ihr erstes, daß sie den Fetisch befragen lassen. Die Antwort ist meistens ermunternd; in diesem Falle bezweifeln sie den glüklichen Ausgang nicht im geringsten, und thun alles was ihnen befohlen wor-

Digitized by Google

den, welches gemeiniglich darin besteht, daß sie dem Fetisch oder Hausgözzen des Priesters Schafe, Schweine, Vögel, Hunde und Kazzen, oder auch Gold, Wein und Kleider bringen; welches alles dem Priester zu gut kömmt, denn der Gözze bekömmt nichts als das Eingeweide und den Unflat. Wenn der Priester den Fragenden sehr gefällig seyn will; so werden die Fragen ordentlich auf eine von folgenden beiden Arten in seiner Gegenwart dem Gözzen vorgelegt. Erstlich bedienen sie sich eines Bündels von etwa zwanzig kleinen Stükchen Leder in deren Mitte sie eben dergleichen Unrath binden woraus der Gözze zusammengesezt ist, als Erde, Oel, Blut, Menschen- und Thierknochen, Federn, Haare, u. s. w. Manche dieser Ingredienzien versprechen einen guten Erfolg, manche einen schlimmen. Diesen Bündel schüttelt der Priester einigemal und wenn die glüklichen Ingredienzien herauskommen, so profezeiht der Priester einen glüklichen Erfolg. Der listige Priester kann aber mit einer geringen Wendung der Hand das Leder biegen wie er will, und ertheilt nie eine widrige Antwort, als um mehr Opfer zu erzwingen, unter dem Vorwande den Fetisch zu besänftigen. Zweitens pflegen sie vermittelst einer Art wilder Nüsse die Fetische zu befragen. Sie geben vor, daß sie dieselben auf's Ungefähr aufheben und wieder fallen lassen, und nach der geraden oder ungeraden Zahl wird die Antwort ertheilt. Straft sie der Ausgang Lügen, so haben sie gleich eine Ausrede, ihr Ruhm

Digitized by Google

bleibt unangetastet, und ein Fehler in der Zeremonie oder ein Verbrechen des Fragenden muß Schuld daran seyn; trift aber die Profezeihung ein, so hat der Priester ausser der gewissen Belohnung, den Ruhm eines weisen und heiligen Mannes erworben.

Wenn Jemand zu Ursue bei Kristiansburg den Fetisch um etwas fragen will, z. B. wegen Krankheit der Seinigen oder einer wichtigen Unternehmung, so geht er zum Priester oder der Priesterinn, und befragt sich, wann er den Fetisch sprechen könne. Auf die bestimmte Zeit, findet er sich mit seinem Opfer ein, welches gemeiniglich in einer Flasche Branntwein, und einem oder anderthalb Reichsthalern in Waaren besteht. Die Fetischhütte ist allzeit rund; in derselben hängen oder liegen tausenderlei Tändeleien und Kleinigkeiten. In einem Winkel steht ein irdener Topf mit rother Erde, in der allenfalls eine lange Hahnenfeder stekt. In der Mauer sieht man Pflökchen, die mit Zwirn oder Bast umbunden sind, und dazwischen etwa eine rothe Feder aus dem Schwanze eines Papagai's, Haare von Menschen oder Vieh u. dgl. so daß man diese Kleinigkeiten nicht alle aufzählen kann. Oben unter dem Dache hängt eine Glokke, wie unsre Schaf- oder Kuhglokken, mit einem Faden bis fast auf die Erde. Das Vornehmste in der Kapelle ist der Stul des Fetischs, auf welchem er sizzen und seine Matrazze auf welcher er ausruhen kann, die leztere ist nicht grösser als ei-

Digitized by Google

nes Mannes Hand, und der Stul verhältnißmäßig; endlich sieht man auch eine Flasche mit Branntwein, die allzeit zu seinen Diensten bereit ist. Wenn der Fragende der Priesterinn sein Opfer eingehändigt hat, so kriecht sie auf Händen und Füssen in die Hütte, so daß die erwähnte Glokkenschnur auf ihrem Rükken liegt. Dann befielt sie dem Fragenden in die Hütte zu kommen, die Thüre zuzuschliessen, sich auf die Erde zu sezzen, den Kopf zwischen die Knie zu bükken und die Hände vor das Gesicht zu halten. Hierauf fängt das Weib ihre Beschwörungen an, und wenn der Fetisch erschienen ist, ertönt die Glokke. Das Weib ist begeistert, oder stellt sich vielmehr so; sie strekt Arme und Beine von sich, fängt an zu schnauben, schäumt aus dem Munde, die Brust erhebt sich, und der Athem wird kurz. Dann weiß der Fragende, daß es Zeit ist seine Frage vorzulegen, auf welche die Priesterinn in altväterischer Sprache mit pfeifender Stimme Antwort ertheilt, die gemeiniglich tröstend ist. Bei einer Krankheit wird ihm z. B. gesagt, er soll einen weissen Hahn oder ein junges Huhn schlachten, und es auf einen Kreuzweg legen; oder er soll es lebendig dahin binden, der Fetisch wolle es abholen, oder er soll nur ein Ei auf den Kreuzweg legen, oder daselbst 10 oder 12 Stökchen in die Erde schlagen, um dadurch die Krankheit aus dem Körper in die Erde zu treiben, u. s. w. *)

*) M. s. Römers Nachr. S. 56. u. f.

Die Priester sind von aller Arbeit frei, sie können sich hinlänglich durch den Verkauf ihrer Fetische, und durch andere Betrügereien ernähren. Die von ihnen fabrizirten Fetische werden nach Masgab der ihnen zugeschriebenen Kräfte bezalt.

Zu Akra hat man ordentliche Figuren zu Fetischen und daselbst gibt es auch vermöge ihrer Geburt Priesterinnen oder Fetischweiber; denn das ganze Handwerk scheint erblich zu seyn.

Die Portugiesen sowohl, als die Franzosen haben fruchtlose Versuche gemacht, die Negern auf der Goldküste zum römischen Glauben zu bekehren. Sie hängen zu vest an ihrem Aberglauben.

Zu dem besondern Gottesdienst der Negern gehört hauptsächlich die Feier des Geburtstags jedes Negers, den sie jede Woche feiern, so daß wenn einer an einem Montage geboren ist, er den Montag feiert, sie heisen ihn Bossum-Tag oder mit den Portugiesen Dio Santo. An diesem Tag trinken sie keinen Palmwein vor Untergang der Sonne. Sie sind ganz weiß gekleidet, und zum Zeichen der Reinigkeit mit weisser Erde bestrichen. — Jede religiöse Handlung eines einzelnen Negers, als Fetischenopfer und dergleichen, kann auch hieher gerechnet werden. Weil die Europäer sich am Sonntage schöner kleiden als sonsten, so glauben die Negern sie seien alle am Sonntage geboren, und wenn sie ein Europäer grüsset, so antworten sie: Danke Sonntagskind. *) —

*) M. s. Römers Nachr. S. 72.

§. 17.

Unterschied der Stände. Adel der Negern.

Es gibt unter den guineischen Negern fünf Klassen oder Kasten von Menschen. Die erste begreift die **Könige**; die zweite die **Rabo**schiren oder Vornehmsten, diesen liegt ob, die Wolfart des gemeinen Wesens zu besorgen; die dritte sind die **Kaufleute**, oder solche die sich durch ihren Reichthum in Ansehen gesezt haben, die man gewissermassen als Edelleute ansehen kann; die vierte ist das **Volk**, das sich mit Weinzapfen, Akkerbau, Fischerei und allerlei Handwerken, beschäftigt; die fünfte sind die **Sklaven**, die von ihren Verwandten verkauft, in Kriegen gefangen, oder aus Armuth in die Knechtschaft gerathen sind, von welchen lezteren schon oben geredet worden.

Die Würde eines Königs oder Oberhaupts ist in diesen Ländern meistens vom Vater auf den Sohn erblich und ausserdem, auf den nächsten männlichen Erben; obwol bisweilen der reichste an Sklaven und Gelde dem rechten Erben vorgezogen wird. *) Von der Thronbesteigung und der Regierungsverfassung wird etwas weiter unten gesprochen.

*) In Fetu folgt allzeit durch Wahl, die wol noch bei Lebzeiten des Regierenden durch die Vornehmen veranstaltet wird, einer der nächsten Seitenverwandten. M. s. Müllers Fetu S. 107.

Digitized by Google

Die Raboschiren sind gemeiniglich auf eine bestimmte Zahl gesezt; findet man aber bei einer Versammlung, die nach dem Tod mehrerer Raboschiren angestellt wird, ihre Zahl zu klein, so wählen sie einen oder mehrere alte Leute aus den Gemeinen, um die Zahl zu kompletiren; denn Junge werden selten in diese ehrwürdige Versammlung zugelassen. Der Erwählte gibt seinen Mitbrüdern ein Geschenk von einer Kuh und etwas Getränke, und die Wahl ist bestätigt. Zu Arim muß man die Würde zu erhalten, ein Landskind seyn, oder wenigstens ein Haus daselbst haben, worin eine von den Weibern, Jemand von der Familie, oder der Kandidat selbst, zuweilen wohnt. An eben diesem Orte darf auch Niemand ohne Bewilligung der Holländer zugelassen werden, die ihn auf die Bibel schwören lassen, ihnen treu zu seyn, und ihm die Bibel auf die Brust und den Kopf legen. — Die Raboschirenwahl ist an andern Orten von der beschriebenen etwas verschieden.

Die dritte Kaste oder Klasse begreift die, welche durch Erbschaft oder Handel reich geworden sind. Damit sie unter ihren Mitbürgern in Ansehen kommen, und einen grossen Namen erhalten, so kaufen sie etwa sieben kleine Elefantenzähne, woraus sie Blashörner machen, und ihre Familie alle Arten von Tönen auf denselben nach dem Geschmakke des Landes lehren. Wenn diese es gelernt haben, so melden sie ihren Verwandten und Freunden, sie wollten ihre Hörner öffentlich hören lassen, sie

sollten also auf einige Tage zu ihm kommen, um sich lustig zu machen. — Diese erscheinen mit ihren Weibern und Sklaven mit der größtmöglichsten Pracht; sie borgen von ihren Freunden Gold und Korallen, um damit zu prangen. Der Kandidat theilt Geschenke unter sie aus, wodurch diese Zeremonie sehr kostspielig wird. Wenn dies Fest vorüber ist, so hat er die Freiheit, nach Gefallen auf seinen Hörnern blasen zu lassen, welches Niemande verstattet wird, als den auf diese Art Geadelten, so daß, wenn andre Musik haben wollen, sie diese Hörner borgen müssen. *)

Ein Neger, der sich diese Ehre erworben hat, schaft sich zwei Schilde an, die er mit so viel Pracht, als die Hörner, zeigt. Er ist alsdann genöthigt, die erste Nacht in völliger Rüstung unter freiem Himmel zu schlafen; zum Zeichen, daß er zur Vertheidigung seines Vaterlands weder Unbequemlichkeit noch Gefahr scheuen will, auf diese donquixotische Uebung folgt ein, etwa acht Tage langes, Fest, das er mit Kriegsübungen, Schießen, Tanzen und andern Lustbarkeiten zubringt. Dies

*) Nach andern Schriftstellern ist die Zeremonie noch viel kostbarer, und die Kandidaten müssen nicht nur des Königs Erlaubniß haben, sondern auch den alten Adel beschenken und ihn traktiren, und dem Volke etwas zum Besten geben. (M. s. allg. Hist. d. N. S. 197.) Es ist aber ganz natürlich, daß diese Zeremonien nicht aller Orten einerlei sind.

Digitized by Google

Fest ist aber nicht so kostbar, als das erste, denn statt Geschenke auszutheilen, erhält er welche von grossem Werthe, und wenn er sich eine Lust machen, oder in den Krieg ziehen will, so darf er zwei Schilde tragen, welches Vorrecht andre, ohne diese Vorbereitung nicht haben. Diese Leute werden von manchen Schriftstellern Edelleute genannt, sie sind aber nichts anders, als gemeine Negern, die ihren Vorzug bloß dem Gelde zu danken haben; denn Jeder kann dazu gelangen, der im Stande ist, die Kosten zu bestreiten; auch sind sie nicht mehr Kriegsleute, als andre Negern, sondern beschäftigen sich bloß mit dem Handel. — Der Reisebeschreiber Boßmann erzählt, daß er die Ehre gehabt habe, von einem solchen Edelmann verschiedene Jahre als Lakai bedient zu werden, ohne ihm wegen seines Adels die geringste Achtung bezeugen zu müssen.

Einige Schriftsteller reden aber doch von mehreren Graden des Adels. Des Marchais redet von vieren. Der erste enthält die, welche von Geburt edel sind; der zweite, die, welche durch ihre Aemter geadelt werden; der dritte, die, welche den Adel selbst, oder Aemter, die adeln, kaufen; der vierte Grad begreift die, wegen grosser Kriegsthaten oder dem Staate geleisteter Dienste, von dem Könige in einer allgemeinen Versammlung der Grossen für edel erklärt worden sind. Im leztern Falle wird der neue Edelmann von einigen alten Edel-

Digitized by Google

leuten, die seine Freunde sind, oder von einigen Hofbedienten des Königs, vor den König geführt. Diesem wirft er sich zu Füssen, streuet Staub auf Kopf und Rükken, und stattet in dieser Stellung seine Danksagung ab. Der Fürst meldet ihm in wenig Worten den Rang, zu welchem er ihn erhoben hat, und ermahnet ihn, nichts demselben Unanständiges zu thun, beschenkt ihn mit einer Trommel und einigen elfenbeinernen Trompeten, verstattet ihm mit den Weissen zu handeln, welches Vorrecht dem Adel eigen ist, und durch sein ganzes Reich Sklaven zu kaufen und zu verkaufen, nebst andern Freiheiten. Nachdem der neue Edelmann seine Danksagung wiederholt hat, so wird er von seinen Sklaven auf den Schultern fortgetragen; der Zug geht durch die Stadt unter Trommel- und Trompetenschalle; seine Weiber tanzen und singen vor ihm her, in Begleitung aller ihrer Freunde, Nachbarn und Verwandten. Auf diese Art wird er nach Hause gebracht, wo er in einer Lauberhütte des Königs Bedienten und den andern Adelichen, die ihn bei der Zeremonie begleitet haben, ein grosses Gastmal gibt. Die Lustbarkeiten dauern drei bis vier Tage, deren lezter für das Volk ein Fest ist; es wird an demselben von dem Eingeweiheten mit einem gebratenen Ochsen und mit Palmwein bewirthet, so daß sich alle davon berauschen können. Diese Kösten haben schon manchen ruinirt; denn sie sollen zuweilen auf mehrere tausend Thaler zu stehen kom-

men. Der Adel hat die vornehmsten Kriegsstellen. *)

Die Edelleute haben eine Art Brüderschft unter sich, und halten ausser ihren besonderen Festen, jährlich ein allgemeines, das auf den sechsten Junius fällt. An diesem Tage tragen sie zum Zeichen ihres Adels ein Halsband von grünen Zweigen.

Da mit diesem sogenannten Adel Handelsvortheile verbunden sind, so ist leicht zu erachten, daß Jeder, der die Kosten aufbringen kann, es zu werden sucht. —

Von der vierten Klasse, oder dem Volke ist hier nur überhaupt zu bemerken, daß, obgleich dasselbe überhaupt arm ist, doch keine Bettler unter den Negern gefunden werden. Die Alten und Lahmen müssen solche Arbeiten thun, wozu nicht viel Kräfte erfordert werden, als den Schmiden die Blasbälge ziehen, oder treten, Farben reiben, und auf dem Markte sizzen und Lebensmittel verkaufen; daß dies geschehe, dafür sorgt die Obrigkeit.

§. 18.

Regierungsverfassung.

Die Regierungsform der Länder auf der Goldküste ist entweder republikanisch, oder monarchisch,

*) Des Marchais, Voyage en Guinée, T. I. p. 317. & suiv.

oder vielmehr despotisch. Bei der vorangeschikten Länderbeschreibung haben wir schon die Verfassung eines jeden Landes, in so fern sie bekannt ist, angemerkt, wobei wir aber doch noch von den Republiken überhaupt sagen müssen, daß ihre Verfassungen sehr verwirrt sind, indem sie keine bestimmten Grundgesezze haben, und daß dadurch die Bedrükkungen sehr häufig werden, und oft innere Kriege entstehen.

Die Monarchen folgen einander, wie schon gesagt gemeiniglich vom Vater auf den Sohn, doch werden sie auch in einigen Staaten gewählt. Vor der Ankunft der Portugiesen auf der Küste kannten die Negern keinen grössern Titel, als Ohin oder Ahin, Hauptmann, worunter sie den Regenten von einem Lande, Volke, oder Stadt verstanden; seither aber machen sie, oder vielmehr die Europäer einen Unterschied zwischen einem Könige und einem Hauptmann, oder blossen Oberhaupte.

Wenn in Fetu ein König gewählt wird, so wird er ohne viele Umstände eingesezt. Am bestimmten Tage wird der Gewählte, aus dem Hause in welchem er sich seit seines Vorfahren Tod aufhalten mußte, hervorgebracht und dem Volke gezeigt. Alle Vornehmen des Lands begleiten ihn. Manchmal führen sie ihn durch alle seine Herrschaften; wobei das Volk grosse Freude bezeugt. Dann wird er in des verstorbenen Königs Pallast gebracht, auf dessen Stul gesezt und mit seinem Namen

Digitized by Google

ausgerufen. Hierauf machen die Priester neue Götzen oder Fetische, und bringen ihnen grosse Opfer, und sogleich sezzen sie ihn in den Besiz der Güter des Verstorbenen. Hernach führt man des neuen Königs Weiber und Kinder auch in eben den Pallast und bringt sie in ihre Zimmer. An diesem Tage muß der König dem Volke grosse Geschenke geben, und es acht Tage hinter einander bewirthen. Während des Festes lassen ihm die benachbarten Könige und die Europäer Glük wünschen, worauf sie ihn auch persönlich besuchen.

Die Freigebigkeit, und folglich der Reichthum sind auf der Goldküste die einzigen Mittel eines Königs, sich Gewalt, Ansehen und Liebe bei den Unterthanen zu erwerben. Bei freigebigen Königen ist es eingeführt, vierteljährig, wenn die Einnehmer die Quartalseinnahme bringen, eine grosse Gasterei zu halten, die ihn oft mehr kostet, als er empfängt. Hiezu ladet der König alle Vornehmen ein, kauft allen Palmwein im Lande, und bewirthet das Volk mit Ochsen und Ziegen, und durch das ganze Gebiet hört man nichts als Freudensbezeugungen. Nach dem Feste hängt das Volk die Köpfe der geschlachteten Ochsen bunt gemalt und mit Fetischen geziert in des Königs Pallast, statt der Gemälde, ordentlich auf. Dies soll viel zur Ehre des Königs beitragen, weil Fremde daraus seine Freigebigkeit kennen lernen.

Ihren Krönungstag feiern die Könige auch; wozu jedesmal die benachbarten Fürsten eingeladen

Digitized by Google

werden; sie richten es dabei so ein, daß die Krönungsfeste mehrerer Könige nicht auf einen Tag fallen. Ferner traktiren sie jeden Dienstag, als dem Fetischtage, ihre Vornehmen, an diesem Tage speisen auch des Königs Weiber und Kinder mit ihm; aber sonst nie.

Hat nun ein König durch seine Freigebigkeit einmal sein Ansehen gegründet, so wird er gewöhnlich grausam und tirannisch, und straft oft seine Unterthanen wegen geringer Verbrechen so hart, daß sie es ihre ganze Lebenszeit hindurch empfinden.

Ist aber ein König geizig, oder so arm, daß er nicht freigebig seyn kann, so werden seine Befehle wenig geachtet, und das Volk sucht desselben auf eine oder die andre Art los zu werden.

Ausserordentliche Fälle ausgenommen, zeigen die Könige in ihrem Hause und Hofe keine Pracht. *) Sie haben in ihrem Palaste keine Wache, noch Jemand, der ihnen aufwartet, und wenn sie ausgehen, so werden sie selten von mehr als zwei Knaben begleitet, von welchen einer den Säbel, der andre den Hut trägt. Wer ihnen begegnet, erzeigt ihnen nicht mehr Ehrerbietung, als einem Schuhflikker in Europa. Der schlechteste Sklave

*) Dies kann wol von kleinen Königen aber nicht allen andern gelten, wie man weiter unten sehen wird.

geht ihnen nicht einen Schritt aus dem Wege. Wenn sie aber in einer andern Stadt Besuch abstatten, oder von einem ansehnlichen Manne besucht werden, so zeigen sie ihre Pracht, und werden alsdann allzeit von bewaffneten Leuten begleitet. Man trägt ihnen verschiedene Schilde nach, und Sonnenschirme über ihnen. Ihre Weiber sind alsdann mit Golde und andern Zierrathen kostbar geschmükt, und haben lange Schnüre mit Gold, Korallen und Glaskügelchen um sich hängen. Aber in ihren Städten sind sie nebst den Ihrigen sehr unansehnlich gekleidet. — Mancher hat aber auch nicht mehr Land unter sich, als ein Dorfschulze.

Des Königs Weiber halten sich gemeiniglich bei ihm im Palaste auf; doch leben auch alte, die ihm nicht mehr gefallen, ausserhalb; jede hat mit ihren Kindern ihre besondere Hütte und ihren besondern Unterhalt.

Die Kinder des Königs werden wie die andern Negern erzogen, und müssen auch die nämlichen Arbeiten verrichten, als Palmweinzapfen, das Feld bauen u. s. w. und wenn sich ein Sohn oder Tochter verheurathet, so bekommen sie ausser einigen Sklaven zur Bedienung und der Befreiung vom Tribute, nicht mehr als gemeine Kinder. Doch brauchen sie die Söhne oft in Staatsgeschäften. Ist eine solche Prinzessin zu stolz, oder zu faul zu arbeiten, so wird sie ein Freudenmädchen, und sucht sich auf diese Art etwas zu verdienen.

Viele

Viele werden jung an ganz gemeine Leute verheurathet, ja wol gar an Sklaven. Dies ist jedoch nicht so unschiklich, als wenn ein Prinz eine Sklavinn heurathet, denn die Kinder folgen in dem Stande der Mutter nach, und werden also auch Sklaven.

Die Könige dieses Landes haben verschiedene Staatsbedienten, einer mehr, der andre weniger. Der erste derselben ist der **Unterkönig**, Dai, welcher den König in seiner Abwesenheit vorstellt, und handelt in Staats- und Kriegssachen als sein abgeordneter Statthalter in den Distrikten. Der **Groß-Schazmeister** (Piaffu) nimmt des Königs Einkünfte ein, und besorgt die Ausgaben der Haushaltung, wodurch er verbunden wird, sich stäts bei dem Könige aufzuhalten, und im Palaste zu wohnen; dieser Posten ist vortheilhaft, und er steht bei den Hofleuten in großem Ansehen. Derselbe geht gewöhnlich kostbar gekleidet, und hat eine große Menge von Juwelen und Fetischen an sich, die ihn von den andern Staatsbedienten unterscheiden. Der **Braffo** ist eine Art von Feldmarschall, und muß den ersten Angriff in den Schlachten thun. Der **Fataira** *), oder Hauptmann über die Leibwache, hat des Königs Person zu beobachten, und

*) Ist vermuthlich der nämliche, der in Fetu von den Europäern Fitiro, und von den Negern Okjammi genannt wird; den aber Müller (in seinen Nachrichten von Fetu S. 108.) mit einem Reichskanzler vergleicht.

Digitized by Google

begleitet ihn bei allen seinen Unternehmungen. Der Dai oder Hauptmann über die Weissen hat alles zu besorgen, was auf die Europäer Bezug hat. Die Schwerdträger, deren gewöhnlich vier sind, tragen bei öffentlichen Festen und Kriegszügen des Königs Schwerd und Waffen. Die Ausrufer müssen die Verordnungen des Königs und der Statthalter ausrufen, wie auch verlorne und gestohlne Sachen. Jede Stadt hat ihrer einen oder zwei. Sie warten auch bei den Rathsversammlungen auf, und müssen, wenn ein Getöse entsteht, Stillschweigen gebieten mit den Worten Tie-Tie, oder Gehör, daher werden sie Tie-Ties genannt; sie tragen eine Kappe aus schwarzer Affenhaut, deren Haare etwa einen Finger lang sind, in den Händen haben sie einen Büschel aus Haaren von einem Elefantenschwanze und kleinem Gesträuche, womit sie ihren Herren die Fliegen wehren. Sie werden auch gewöhnlich als Gesandte an Freunde und Feinde gebraucht. Ihre Kappe dient ihnen überall statt eines Passes; denn sonst hat sie keinen Nuzzen. Der Trommelschläger hat einen guten Posten, sowol was den Rang als die Einkünfte betrift; er ist gemeiniglich nahe bei der königlichen Person. Die Trompeter sind die geringsten am Hofe. Die Aufwärter bei des Königs Weibern können auch zu den Staatsbedienten oder vielmehr Hofbedienten gerechnet werden. Ihre vornehmste Sorge ist, zu verhüten, daß kein Fremder denselben nahe komme. Nach Bosman sind

sie die vornehmsten Staatsbedienten, und zugleich Schazmeister *).

Die Einkünfte der Könige bestehen in Korn, Fischen, Palmwein, Oel, und andern Lebensmitteln. Ihr Korn wird von den Unterthanen für sie gesäet, und geärndtet, und kostet sie nichts, als Gastereien. Ferner in gewissen Abgaben oder vielmehr Geschenken vom Volk, nebst den Strafen für Verbrechen, in den Zöllen von den durchgehenden Gütern, Abgaben von Fischen, in dem Sold für einem andern Volk oder den Europäern geleisteten Beistand im Kriege, in den Geschenken von den Europäern, oder gewissen Abgaben von den Forts, den Schiffen und dem Handel. Doch sind diese Einnahmen, nach Verschiedenheit der Lage, Gewohnheit und Sitten eines jeden Landes etwas verschieden.

Manche Könige sind sehr arm, müssen ihren Unterhalt mit ihrer und ihrer Sklaven Handarbeit verdienen, und können oft nicht einmal das Geld für eine Flasche Palmwein aufbringen. Mit Unrecht nennt man aber diese Leute Könige; man würde sie weit besser kleinstädtische Bürgermeister nennen.

Wenn ein reicher König Morgens aufsteht, so sind seine Weiber schon bereit, ihn zu waschen,

*) Auch Müller (in seinem Fetu S. 105.) sagt, daß die Schazmeister (Piaffu) zugleich Dollmetscher, und erste Haushofmeister der königlichen Weiber und Kinder sind.

Digitized by Google

und mit Palmöl zu salben. Darauf ißt er etwas, und sezt sich auf seinen Stuhl, wobei er sich eines Fliegenwedels aus Pferde- oder Elefantenhaaren bedient. Er ist nach Negernart wol geputzt, und sein Bart mit Korallen und andern Zierraten durchwebt. An den Armen hat er Armbänder von reinem Golde, mit verschiedenen Reihen von bunten Glaskorallen, und eben dergleichen Ketten um den Hals. So bringt er den Tag mit Schwazzen mit seinen Hofleuten zu.

Wenn des Königs Weiber ausgehen, so lehnen sie sich auf die Schultern einer Sklavinn, und ihre Kinder werden von andern Sklaven getragen. Der König aber verläßt seinen Pallast selten, ausgenommen, wann er bisweilen mit seinem Adel am Eingange des Thores sizt. Seine Wache umringt den Pallast Tag und Nacht, und wann er ausgeht, so begleitet sie ihn mit grossem Lärm. Des Morgens und Abends ertönen die elfenbeinernen Trompeten. Der König von Rommendo hat gewöhnlich zweihundert Mann Wache. Der Pallast des Königs von Fetu hat mehr als zwei hundert Zimmer.

Digitized by Google

§. 19.

Justizverwaltung.

Die vornehmsten Richter, in Königreichen sowol als Republiken, werden gewöhnlich aus den Reichsten und Angesehensten im Lande gewählt, dergleichen sind die Braffos und Raboschiren, Statthalter in Städten und Dörfern; welchen die Priester als Substituten zugegeben sind. Diese untersuchen bürgerliche und peinliche Sachen, sind aber nicht die obersten Richter; denn man kann sich auf den König berufen, welches aber selten geschieht. Die Könige sezzen, sich die Mühe zu ersparen, gewisse Oberrichter Ene betitelt, die im Lande herum reisen und Urtheile in lezter Instanz sprechen.

Wenn eine Sache zu untersuchen ist, die nicht gütlich kann ausgemacht werden, so wenden sich die Negern an den Befehlshaber des Orts. Nachdem derselbe die Klage angehört hat, so versammelt er den Rath, und läßt den Beklagten vorfordern. Jede Partei trägt ihre Sache selbst vor. Keine darf die andere bei Lebensstrafe unterbrechen. Nach Verhörung der Parteien sprechen die Richter ihr Urtheil. Betrift die Sache den König, oder wird eine Strafe auferlegt, so muß sie bezalt werden, ehe der Richter der Partei erlaubt wegzugehen.

Ist die Sache von solcher Wichtigkeit oder so

verwirrt, daß der Richter sich nicht getraut sie zu entscheiden, so erfolgt ein Zweikampf. Am dazu angesezten Tage erscheinen die Parteien jeder von drei oder vier Freunden begleitet, um dem Gefecht zuzusehen, gemeiniglich kostet es einen das Leben. Die Verwandten des Getödteten suchen aber den Mord zu rächen, der Mörder muß also entfliehen; jene suchen ihn, auf alle mögliche Art in ihre Gewalt zu bekommen, und er muß sich gut verbergen, wenn er ihrem Zorne entgehen will. Denn keine Stadt oder Dorf schüzt den Entwichenen gern, indem man sich vor dem Könige fürchtet, dessen Unterthan getödtet worden ist. Wird der Mörder gefangen, so überliefert man ihn der Wittwe des Gemordeten, die ihn entweder verkauft oder selbst als Sklaven behält. Wenn er aber reich ist, so kann er die Sache mit Geld ausmachen. Diese Zweikämpfe sind jedoch sehr selten, und werden nur bei sehr dringenden Gelegenheiten zugelassen; denn so bald die Freunde von der Aufforderung Nachricht erhalten, so wenden sie alles Mögliche zur Versöhnung an, um die übeln Folgen des Blutvergiessens auf beiden Seiten zu vermeiden.

Uebertritt Jemand des Königs Befehle so wird öffentlich Gericht über ihn gehalten. Der Anfang der Prozedur wird mit der Bindung des Beklagten gemacht, und wenn er sich nicht gut vertheidigt, so wird die Strafe auf der Stelle ausgesprochen, und kann er nicht sogleich bezahlen, so wird er ohne weiters als Sklave verkauft.

Digitized by Google

Bestechungen sind hier sehr gewöhnlich, und wenn die Richter nicht anders können, so ziehen sie die Prozesse in die Länge; oft sucht man nach dreißig Jahren noch, sich eines solchen Prozesses zu bedienen.

Wenn ein Fremder glaubt, es sei ihm durch ein Urtheil unrecht geschehen, so bedient er sich zuweilen der ersten Gelegenheit, sich so vieles Goldes oder so vieler Waaren zu bemächtigen, als nöthig ist, ihm seinen Schaden zu ersezzen; und dies nimmt er nicht etwa seinem Gegner, sondern dem ersten, der ihm von dessen Landsleuten in den Weg kömmt, und liefert es auch, wenn er nicht mit Gewalt dazu gezwungen wird, nicht eher aus, als bis er von seinen Gegnern völlige Genugthuung erhalten hat. Mittlerweile fängt der, den er auf diese Art beleidigt hat, einen Prozeß wider denjenigen an, welcher daran Schuld gewesen ist, und es wird ihm gegen denselben geholfen. Hieraus entstehen oft Mordthaten und wohl gar Kriege.

Ist aber das Urtheil gerecht, oder die Sache kömmt zur Entscheidung vor die europäischen Faktore, so wird die Sache freundschaftlich ausgemacht, und nach dem geführten Beweise gesprochen. Hat keine Partie Beweis, so kann sich der Beklagte los schwören. Dieser Eid wird allemal dem Eid des Klägers vorgezogen. Beweist aber der Kläger seine Klage mit zwei oder nur einem Zeugen, so wird der Beklagte nicht zum Eide gelassen. Der

Meineid ist unter den Negern nicht selten, und wer auf diese Art beleidigt worden ist, wartet eine Gelegenheit zur Rache ab. Dies geschieht aber mehr in den innern Ländern, als auf der Küste, wo die Europäer immer die Hand mit im Spiele haben.

Um sich von einem angeschuldigten Verbrechen zu reinigen kann ein Beklagter auch den heiligen Reinigungstrank trinken.

Dies Getränk besteht aus einigen Zusammensezzungen, woraus ihre Fetische gemacht sind. Ob es nun gleich an sich nichts Schädliches enthalten soll; so sind sie doch der vesten Meinung, daß jeder sich dem größten Elend ausseze, der es zu Bekräftigung eines Betrugs trinkt. In Fetu ist die Art zu schwören folgende: Der Priester errichtet von einem Haufen kleiner Stökke eine Art von Altar, über den er einen Leinwandsak legt, der mit Menschenblute besprengt ist, und einige trokne Menschenknochen enthält. Diesem fügt er einige Stükchen Brod und einen Kalabasch voll bittern Wassers oder Getränkes bei, dessen sie sich in allen Zeremonien beim Gottesdienste bedienen. Dies alles beschwört der Priester und läßt die Person, die den Eid thun soll solchen im Namen ihrer vornehmsten Gottheit ablegen.

Wir haben schon oben gesagt, daß die Negern den Europäern auf die Bibel schwören; wir wollen hier noch hinzusezzen, daß sie sich überdies vor den

Digitized by Google

Europäern gemeiniglich niederwerfen, ihre Füsse umfassen, einen davon aufheben, und mit der Fußsole sich das Gesicht, die Brust, und die Schultern reiben; dabei wiederholen sie die Silbe Jon, Jon laut, schnappen mit den Fingern, stampfen mit den Füssen, und küssen die Fetische an ihren Armen und Füssen. Andre sezzen zu diesen Zeremonien noch den Wassertrank. Manche legen, wann sie einem Europäer schwören, ihre beiden Finger kreuzweis und halten solche an den Mund mit den portugiesischen Worten: par esta crus de dios: das ist, bei diesem Kreuz Gottes.

Die gewöhnlichen Strafen auf der Goldküste sind entweder der Tod oder Geldstrafen. Auf den Mord ist die Todesstrafe gesezt; es kömmt aber selten soweit, denn der Mörder kann sich deswegen mit den Verwandten oder wenn der Gemordete ein Sklave war, mit dessen Herrn mit Gelde abfinden; sonst geht die Sache Niemanden an, und der Staat bekümmert sich nicht darum. Kann aber einer dies nicht, so wird er aufs grausamste hingerichtet; er wird zerschnitten, zerhauen, zerstochen und durch Schüsse verwundet; so daß der Verurtheilte oft sehr lange leiden muß. In den Monarchien ist die Exekuzion regelmäßiger. Der Verbrecher wird gleich nach dem Urtheile dem Nachrichter überliefert, der ihm die Augen verbindet, und die Hände auf den Rükken knebelt. Darauf führt er ihn auf einen Plaz vor der Stadt, läßt ihn niederknien, und den

Kopf zur Erde beugen, und durchstößt den Leib mit einem Spiesse. Endlich haut er ihm den Kopf mit einer Axt ab, viertheilt den Leichnam und überläßt ihn den Vögeln und Raubthieren zur Speise. Bei der Hinrichtung selbst ist Niemand, als der Scharfrichter; nachher versammelt sich aber das Volk um den Hingerichteten zu sehen. In Fetu wird dem Verbrecher bloß der Kopf abgehauen. In diesen Negerstaaten sind keine ordentliche Scharfrichter sondern es wird einer hiezu ernannt, und manche machen sich eine Ehre daraus, Viele hingerichtet zu haben. Sogar Weiber und Kinder werden dazu gebraucht. *)

An einigen Orten versammlen sich nach der Hinrichtung die Freunde und Verwandten des Verbrechern um ihn zu betrauren. Die Männer thun den Kopf desselben in einen Topf und kochen ihn bis das Fleisch abfällt, worauf sie dasselbe mit der Brühe verzehren, und den Schädel dem Fetisch aufhängen. Die Weiber schreien indessen gewaltig und beklagen das Schikfal des Hingerichteten.

Der Diebstal wird durch Ersaz des Geraubten und eine Geldstrafe geahndet, wobei auch auf den Werth der gestolnen Sache, auf den Ort wo sie genommen worden, und auf die Glüksumstände des Diebs Rükficht genommen wird. Doch wird Raub

*) M. s. Müller's Fetu S. 125.

von Menschen oder Vieh auch zu Zeiten mit dem Tode bestraft, und in Fetu wird ein solcher Dieb von Jedermann geprügelt. *)

Wird ein Mann im Ehebruch begriffen, so zieht der König seine Güter ein, und die Frau muß zwei oder drei Unzen Gold an ihren Ehemann bezalen, wenn sie nicht will geschieden seyn. Die Verwandten der Verführten zünden des Ehebrechers Haus an und verfolgen ihn, so daß er oft aus der Stadt entlaufen, und sich anderswo niederlassen muß. Zu Kommendo wird gemeiniglich dem Ehebrecher ein Ohr abgeschnitten, und er wird um so viel Gold gestraft, als die Frau zu ihrem Leibgedinge hat, und überdies um vier Schafe oder Ziegen; kann er dies nicht bezahlen, so wird er als Sklave verkauft. Ist der Ehebrecher ein Sklave, so wird ihm das Werkzeug seines Verbrechens weggeschnitten. Die Frau muß dem Manne zwei Unzen Gold geben, oder sie wird von ihm geschieden, welches von dem Ausspruche des Königs abhängt. An andern Orten besteht die Strafe des Ehebruchs nur in sechs Unzen Goldes, davon ein Drittel dem Könige, eins den Staatsbedienten und eins dem beleidigten Manne gehört.

Es versteht sich von selbst, daß in diesen despotischen Staaten Verbrechen, die den König angehen,

*) M. s. Müller's Fetu S. 122, u. die Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 214.

mit unerbittlicher Härte bestraft werden, und, nicht nur der Gestrafte selbst, sondern auch seine Anverwandten müssen für die Zahlung haften, und die Herren für die Verbrechen ihrer Sklaven. Weil bei den Geldstrafen insonderheit auf das Vermögen Rükſicht genommen wird, so suchen kluge Negern ihren Reichthum zu verbergen.

Die Europäer haben sich in den um ihre Niederlassungen liegenden Gegenden als Richter aufgeworfen, wodurch zwar manche Ungerechtigkeit und die so gewöhnliche Selbsthülfe verhindert, aber auch manchen geldgierigen Faktoren Gelegenheit gegeben wird, die schreiendsten Bedrükkungen auszuüben, indem sie sich ungeheure Sporteln bezahlen lassen.

Zu Axim halten auch die jungen Leute oder Manseros ein Gericht, von dem alle geringeren Verbrechen gerichtet werden, als Schlägereien, Verfluchungen und Scheltworte, wozu die Negern sehr geneigt sind. Der Beleidigte wendet sich ungefähr auf folgende Art an die Manseros: „Dieser . . . . . hat mich beleidigt, ich verkaufe oder übergebe ihn Euch, straft ihn, wie er es verdient!" — Darauf sezzen ihn diese jungen Herren gefangen, und nach einer geringen Untersuchung, legen sie ihm eine Strafe von einigen Thalern auf. Will er diese, als ungerecht nicht bezahlen, weil man ihn nicht gehört hat, so gehen sie ohne viele Umstände auf den Markt, nehmen auf seine Rechnung so viel Waaren als die Strafe beträgt,

Digitized by Google

und er muß bezahlen; sie aber verthun sogleich den Erlös in Palmwein und Branntwein. Wenn diese müssigen Richter einen Tag nichts zu thun haben, so strengen sie ihren Wiz an, um Jemanden in die Klauen zu bekommen, der ihnen zu trinken verschafft; da es dann manche lächerliche Auftritte gibt. Man sieht wol, daß die ganze Sache nur auf Prellereien hinausläuft.

§. 20.

Kriegswesen der Negern auf der Goldküste.

Weil die Negern auf der Goldküste eben so stolz als arm und geldgierig sind, so entstehen öfters Kriege unter ihnen. — Der Krieg wird förmlich angekündigt, und die Könige sezzen durch ihre Statthalter einen Tag an, an welchen sich die Unterthanen gewaffnet versammeln müssen. Wann die Offiziere und der Adel beisammen sind, so trägt ihnen der König seine Beschwerden vor, ermahnt sie, den Ruhm ihrer Tapferkeit zu erhalten, verspricht ihnen den Sieg im Namen der Fetische, die vorher befragt worden sind, und versichert sie einer reicher Beute.

Wann dieses geschehen und der Krieg beschlossen ist, so schikt der König einen Herold (Tie-Tie) ab, dem Feinde den Krieg anzukündigen, und benennt zugleich den Tag, den Plaz und die Stunde der

Schlacht. *) Unterdessen rüstet sich jeder Hauptmann mit seinen Sklaven, so wie das übrige Volk wozu alle Mannspersonen über zwanzig Jahren, die die Waffen tragen können gehören, jeder unter seinem Befehlshaber. Hat der Krieg wichtige Ursachen und ist bedenklich, so zerstören sie vor ihrem Auszuge ihre Städte und Wohnungen, damit auch der Sieg dem Feinde keinen Vortheil bringe, und nichts sie zur Rükkehr aureizen könne. In diesem Falle folgen Weiber und Kinder dem Heere. Bei einer geringern Zwistigkeit aber schaffen sie nur ihre Familien in eine neutrale Stadt, und lassen ihre Häuser leer; denn Niemand denkt daran, daß er vor Endigung des Kriegs zurükkommen wolle. Die Negern an der Küste in der Nähe europäischer Forts flüchten ihre Familien und Sachen in dieselben, und nehmen selbst ihre Zuflucht dahin, wenn sie geschlagen werden.

Um desto furchtbarer auszusehen bemalen die Krieger den Leib und das Gesicht mit rothen und gelben Streifen, oder färben auch den ganzen Körper weiß. Ihre Blösse bedekken sie mit einem Stükchen Leinwand, und halten alle weite Kleider für hinderlich beim Fechten. Doch tragen sie ein Halsband so dik als ein Arm, von den Zweigen des

*) Dies findet doch nicht jedesmal statt, denn der Krieg wird oft durch Ueberfall geführt, und ein Krieg währt bisweilen Jahre lang. (M. s. Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 226.

Digitized by Google

Fetischbaums, und einen breiten Gürtel von hartem Leder, das mehrmal übereinander gelegt ist, oder auch von Krokodilshaut um den Leib dadurch zu schüzzen *); auf dem Kopfe haben sie einen Helm von Leoparden oder Krokodilshaut, oder auch nur von andern Thierhäuten. Im Gürtel führen sie einen Dolch, in der linken Hand ein langes breites Schild, das den ganzen Körper dekt, und in der rechten drei oder vier Wurfspiese oder Pfeile nach ihrem Range. Die geringern Soldaten sind mit Bogen und Pfeilen, Assagajen und Säbeln bewaffnet, die sie geschikt zu brauchen wissen. Die Sklaven schlagen die Trommeln, und mit den Hörnern oder elfenbeineren Pfeifen blasen sie zur Schlacht. Die Sklaven müssen auch ihren Herren mit Bogen Pfeilen und Messern bewaffnet hinten nach gehen. So war wenigstens ehmals die Kriegsrüstung dieser Negern beschaffen. Jezt ist sie aber etwas verändert. Isert **) der im Jahr 1784 einem Negerfeldzuge beiwohnte, gibt uns folgende Skizze von ihrer Rüstung, und Art sich zu lagern.

Die Negern sind in ihrer Rüstung von den europäischen Nazionen eben so sehr, als in ihrem übrigen Betragen äuserst verschieden. Wenn diese in allem Aeussern, bis auf die unwesentlichsten Kleinigkeiten auf Harmonie halten, so suchen jene nur darauf zu studiren, wie Einer dem Andern unähnlich

*) Müller's Fetu S. 134.

**) In seiner Reise nach Guinea S. 34. u. ff. M. s. auch unten.

seyn mögе. Die Rüstung selbst bleibt freilich immer einerlei. Die vornehmsten Stükke, die gegenwärtig zu einem Negersoldaten erfordert werden, sind eine Flinte, eine Patrontasche von Panther- oder andern Fellen, die vor den Bauch gebunden wird, darin sie 12 bis 16 Patronhülsen mit Pulver gefüllt, gepflüktes Bast zu Vorladungen, und kleine Kugeln, in Ermanglung deren gehaktes Eisen oder schwere glatte Steine. Um die Hüften tragen sie einen ledernen oder baumwollenen Gürtel und an diesen verschiedene Messer von verschiedener Grösse in ihren Futteralen bevestigt. Ueber den Schultern hängt auch oft ein Tuch, worin noch einige Messer gebunden sind, oder auch ein Säbel bevestigt ist. Ein kleiner Beutel mit Mommue, welches gedörrter und zu Mehl geriebener türkischer Weizen ist, und eine kleine Kalebasse oder Kürbisschale zum Trinken. Noch hängt an der Hüfte ein Bastseil um die Gefangenen, die sie etwa machen möchten, damit zu binden.

Selbst ihre Kleidung hat alsdann eine ganz andere Form, statt daß sie sonst eine sogenannte Pagne, die sie Mammele nennen, zu tragen pflegen, die vor der Hüfte bis auf die Wade herab hängt, wird bei solchen Gelegenheiten nur ein kleines Stük Zeuch, das bloß bestimmt ist, im eigentlichen Verstande die Scham zu dekken, gebraucht. Auf dem Kopf tragen sie gar wunderliche Dinge. Die gemeinste Art ihres Hauptschmuks ist ein Kuh-

fell,

fell, das sie frisch über einen Kloz ziehen, und so troknen lassen; den Rand schneiden sie dann ein wenig zierlich aus, und so ist der Helm fertig. Andere haben ein Ohr eines Elefanten eben so zurecht gemacht, daß es ihnen denselben Dienst leistet. Wieder Andere haben die Wirbelbeine eines grossen Fisches in die Form einer Müzze gebracht, und daran einen langen Schwanz von schwarz und weiß gestreiften Federn eines Falken geheftet. Diese Art gebrauchen vorzüglich die Vornehmern unter den Küstennegern. Die Bergnegern haben sie entweder von einer schwarzen Affenart, oder von Pantherfellen, da sie es denn so einrichten, daß da, wo die Augen des Thiers gesessen haben, nun die ihrigen sizzen, und hinten an hängen sie einen langen Schwanz von dem Felle des Thiers, um desto fürchterlicher zu scheinen. Noch Andre haben entsezlich grosse Strohhüte, oder auch Müzzen von Matten auf u. s. w. — Eine Menge Fetische hängen dabei am ganzen Körper herum, deren jeder seinen eignen Nuzzen haben soll. Unter den Akraern ist es allgemein, daß sie eine Menge von weissem Grase unter das linke Bein binden. Die Enden desselben lassen sie etwas lang herunter hängen, und darein werden eine Menge Knoten gemacht, die mit Glaskorallen durchwebt sind, und wovon jeder wieder seinen eigenen Nuzzen haben soll. An dem Halse und an den Händen hängen ebenfalls eine Menge solcher Amulette; je vornehmer der Mann ist, desto grösser ist die Zahl und

der Preiß derselben, indem er sie von den Fetischpriestern erkaufen muß.

Heerführer erhalten überdieß einen wechselsweise mit rother und weisser Farbe bemalten Stab, dessen Mitte mit einem Strohband von besonderer Art umwunden ist, und den der Held in der Aktion nicht von sich legen darf. Ein Lieutenant trägt einen Säbel, und nur selten eine Flinte. Dieser Säbel muß im Lande nach ihrer eigenen Art gemacht seyn, da sie die, welche aus Europa kommen, nicht mehr achten, als um Holz damit zu fällen. Gemeiniglich hat er eine sichelförmige Figur; oft sind zwei Schneiden zusammen in einen Handgriff gefaßt, und dieser ist mit verschiedenen Stacheln versehen, vermuthlich um ihn vester halten zu können.

Ein grosser Sonnenschirm und eine Flagge sind auch Dinge, die zu einem kriegerischen Aufzuge erfordert werden.

Wenn im Gefechte eine Partei zu wanken anfängt, so ruft ihr Hornbläser auf Befehl des obersten Befehlshabers den Namen des wankenden kommandirenden Lieutenants zu wiederholten Malen, um ihm Muth einzuflössen. —

Ihre Lager sind ein Haufen irregulärer, nesterweise ausgebreiteter Grashütten. Jede Negerei oder Stadt hat ihre Hütten auf einem Haufen beisammen, und man kann sogleich an der Zahl der Hüttenhaufen erkennen, aus wie viel Städten

Digitized by Google

Negern im Lager sind. Reguläre Straßen darf man hier eben so wenig erwarten, als in ihren Städten, und wenn man einmal tief hineingerathen ist, so läuft man Gefahr, sich nicht wieder heraus finden zu können. — Jede Nazion hat wieder ihre besondere Methode, ihre Zelte oder Hütten zu bauen. Die Akraer z. B. bauen sie wie ordentliche Bauernhäuser, jedoch so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann. Dies sehen sie aber für keinen Fehler an, da sie davon keinen andern Gebrauch machen, als darin zu schlafen, und ihre Krigsgeräthschaften darin aufzubewahren. Die Wände bestehen aus Palmblättern, und das Dach aus einem sehr hohen Grase. Inwendig halten sie sie sehr reinlich. Eine gewisse Zahl dieser Hütten ist mit einem Zaune von eben den Materialien, wovon das Haus gebauet ist, umgeben, und dies nennt man ein Quartier, worüber ein sogenannter Lieutenant das Kommando hat. Die Hütten der Bergnegern sind weit niedriger und schlechter, als die der Küstennegern. Die Wände der Zelte dieser leztern sind aus dichten Strohmatten in runder Form zusammengesezt, und auf gleiche Weise ist das Dach so vest in einander gewebt, daß sie auch in dem heftigsten Regen im Trokkenen sind. (So weit Isert.)

Zu der Bewaffnung eines Negers gehört oder gehörte vielmehr (denn die Musketen sind jezt sehr weit ins Land hinein allgemein) auch die Assagaie, deren es zweierlei Arten gibt; die kleinere, die et-

wa anderthalb Ellen lang, und sehr dünn ist, diese werfen sie als Pfeile; die grösseren sind noch einmal so lange, und oben stark mit Eisen, wie ein Spies beschlagen, und manche eine Spanne oder zwei lang damit bedekt in allerlei Gestälten.

Die Bogen und Pfeile sind von hartem dichtem Holze und die Sehnen aus Baste gemacht. Das Gefieder der Pfeile besteht aus artig durch einander gewebten Kazzen- oder Hundshaaren, die bis an die Hüfte gehen, und wenn man in den Krieg zieht, werden die eisernen Spizzen geschärft, und von manchen Völkern vergiftet; die Köcher sind von Ziegenfellen.

Ihre Schilde, die sie zum Theil mit der linken Hand sehr geschikt zu führen wissen, indem sie in der rechten den Säbel oder die Assagaie führen, sind ungefähr vier bis fünf Fuß lang und drei breit, sie sind an beiden Enden etwas auswärts gebogen, und werden aus Weiden oder Baumrinden gemacht, und manche sind mit Leder, Panther- oder andern Häuten überzogen, und haben ein in der Mitte sich befindliches hölzernes Kreuz mit Goide beschlagen. Manche haben auch an den Ekken und in der Mitte dünne breite Kupferplatten, um die Pfeile und schwachen Wurfspieße, auch allenfalls Säbelhiebe abzuhalten. Musketenschüsse halten sie aber nicht aus. An der Handhabe, die inwendig in der Mitte, gleich einem runden erhaben Kreuze angebracht ist, wodurch sie den linken

Digitized by Google

Arm stekken, hängen Schellen, die bei jeder Bewegung klingen.

Einige Nazionen haben auch einige wenige Kanonen, sie wissen sie aber gar nicht zu bedienen, so daß sie dieselben mehr zum Staate, zu Begrüssungen, und bei Schlachten Lärm zu machen, als dem Feinde zu schaden, gebrauchen.

Wenn bei einem Heere die Waffen noch gemischt sind, so werden die mit dem Feuergewehr in das erste Glied gestellt, und hauptsächlich diejenigen voran, die in andern Schlachten schon Feinde getödtet haben, in welchem Falle sie mit Hirnschädeln der Getödteten an ihren Helmen geziert sind. Sie fechten allzeit in zwei Gliedern. Der Angriff geschieht mit grossem Geschrei, und beide Parteien machen allerlei Boksprünge und Possen. Sie schlagen sehr unordentlich, und alle auf einmal. Jeder Befehlshaber hat seine Leute auf einem Haufen beisammen, in deren Mitte er sich befindet. Sie stehen nicht aufgerichtet beim Fechten, sondern laufen gebükt und aufmerksam, damit die Kugeln ihnen über die Köpfe fliegen. Andre kriechen bis nahe zum Feind, ehe sie feuern, worauf sie zu ihrem Heere zurüklaufen, als ob sie der Teufel jagte, um wieder zu laden und anzugreifen. Ihre lächerlichen Stellungen, ihr Hüpfen, Kriechen und Schreien macht, daß ihre Gefechte mehr einem Affengebalge, als Schlachten gleich sehen. Doch fechten sie auch oft mit ihren Säbeln

und Messern Mann für Mann, da es dann grosse Niedermezzelungen gibt, wozu sie von den Weibern und Kindern, die bei gefährlichen Kriegen dem Heere nachfolgen, angefrischt werden.

Sie halten aber selten lange Stand, und wenn einmal einige Haufen in die Flucht geschlagen worden sind, so folgen die andern nach, und nicht selten fliehen die Befehlshaber zuerst; zuweilen ist aber ein Haufe eingeschlossen, und muß sich wider Willen den Ruhm der Tapferkeit erwerben.

Von sichern und guten Rükzügen wissen sie nichts. Das Nezzeln hört zuweilen nur mit der gänzlichen Niederlage eines Heeres auf, da sie dann suchen, so viel Gefangene zu machen, als möglich, sowol wegen der Kostbarkeiten, die sie auf sich haben, als wegen der Personen; welches der Hauptzwek aller ihrer Kriege ist. Die gemeinen Gefangenen, die ihr Lösegeld nicht aufbringen können, werden nach Gefallen als Sklaven behalten, oder verkauft. Nehmen sie Reiche und Vornehme gefangen, so müssen sie sich theuer loskaufen; der mächtigste Neger ist vor der Sklaverei nicht sicher. Denn wagt er sich je in den Krieg, so kann er leicht darein gerathen, und muß, bis seine Auslösung völlig bezahlt ist, darin bleiben. Diese wird aber so hoch angesezt, daß er oft mit allen seinen Freunden nicht genug aufbringen kann, da er dann in der verachtetsten Sklaverei und den niedrigsten Verrichtungen bleiben muß. Manche sind so grausam,

wann sie sich in der Hoffnung, ein hohes Lösegeld zu bekommen, betrogen finden, daß sie sich selbst durch unmenschliche Hinrichtung des Gefangenen bezahlt machen. Wird derjenige gefangen, der den Krieg verursacht hat, so lassen sie ihn nicht leicht sich loskaufen, wenn er auch so viel Gold, als er schwer ist, geben wollte, damit er künftig nicht etwas wider sie unternehme.

Die Könige trifft selten das Schikſal der Gefangenschaft, weil ihre Unterthanen sie bis auf den lezten Mann vertheidigen, und wenn sie umkommen, sich sogar in Gefahr begeben, um deren Körper wegzuschaffen. Sollten sie aber gefangen werden, so suchen sie sich selbst zu tödten, um vor dem Sieger nicht als Sklaven zu erscheinen. Ein gefangener König ist in jeder Rükſicht als todt anzusehen. Alle seine Schäzze, wenn sie ungeheuer wären, können ihn nicht vor der Hinrichtung, oder dem Verkauf an die Europäer retten.

Ist die Feindschaft unter den Kriegführenden unversöhnlich, so wird mit den Besiegten manchmal grausam verfahren, den Erschlagenen werden die Köpfe abgehauen, und den Gefangenen reissen oder schneiden sie die Kinnbakken ab, und lassen sie dann elendiglich umkommen. Andre sind so grausam, daß sie schwangern Weibern die Bäuche aufhauen, das Kind heraus reissen, und es der Mutter an den Kopf schlagen. Mit den Hirnschädeln und Kinnbakken der Erschlagenen zieren sie

ihre Trommeln und Hausthüren. Manche fressen auch das Fleisch ihrer Feinde. Nur der Geiz kann sie bewegen, Quartier zu geben, welches auch so wie ihr Stolz oft die Quellen des Krieges sind. Ihre meisten Kriege entstehen aber wegen Schulden, und deswegen genommener Selbsthülfe, und wegen Streitigkeiten einiger Vornehmen.

Mit viertausend Mann kann hier eine Völkerschaft die andere im freien Felde bekriegen, wenn sie angreifen will; zur Vertheidigung wird aber mehr erfordert. Was sie ein Heer nennen, übersteigt manchmal nicht zweitausend, woraus man auf die Macht dieser Staaten schliessen kann; doch sind Fantin und Assiante mächtiger. Die Europäer nehmen manchmal ganze Völkerschaften um einige tausend Thaler in Sold. Die Kriege sind also hier nicht kostbar. Die Beute soll auch zu den Kriegskosten verwendet werden, und das übrige wird getheilt. Jeder nimmt aber, was er bekommen kann, und oft laufen die jungen Leute, wenn sie keine Beute machen können, mitten im Feldzuge nach Haus.

Nach erhaltenen Siegen werden auch Triumphe angestellt. Die Feldherren, jeder an einem besondern Tage, ziehen mit Musik, bewaffneten Leuten, denen Weiber und Kinder folgen, im Lande umher, und tragen die Schädel der Erschlagenen zur Schau; da sie dann von den Bewohnern der Ortschaften, wie auch von den Europäern, bei denen sie bei solchen Gelegenheiten fleißig einsprechen,

Digitized by Google

mit Palmwein und Branntwein reichlich bewirthet werden. *)

Wenn es zum Frieden kömmt, welches gemeiniglich durch Vermittelung der Europäer geschieht, so schwören die Oberhäupter, den Frieden unverbrüchlich zu halten, und geben einander Geisseln aus den Vornehmsten, oder deren Kindern, oder den Kindern des Königs. Diese werden zuerst schön bemalt und gepuzt, darauf von des Königs Leibwache auf Schultern zu der Residenz desjenigen getragen, bei dem sie bleiben sollen, der sie gut behandelt, aber ihre Flucht zu verhüten, sie stark bewachen läßt. Von der Auswechslung der Gefangenen weiß man hier nichts. Wenn der Eid abgelegt ist, so erschallen die Trommeln und Trompeten, beide Theile legen die Waffen ab, umarmen einander, und bringen den Tag mit Belustigungen zu.

§. 21.

Von den verschiedenen Sprachen der Negern auf der Goldküste.

Ueber die Sprachen der verschiedenen Negervölkerschaften auf der Goldküste, durch deren genauere Kenntniß wir manchen wichtigen Aufschluß über die Verwandtschaft dieser lezteren untereins

*) M. s. Müllers Fetu S. 140.

ander erhalten könnten, finden wir in unsern Hülfsquellen nur sehr wenig Nachrichten, und diese sind ganz unbefriedigend. Alles was wir hierüber vorfinden besteht in dem ziemlich weitläuftigen und brauchbaren Wörterbüchelchen der fetuischen Sprache, welches Müller seiner Beschreibung von Fetu angehängt hat, in einer magern Nachricht und einem noch magerern Wörterverzeichniß dreier Negersprachen auf der Goldküste, welche Isert uns mitgetheilt *) und einigen noch unbedeutenderen Bruchstükken, welche Oldendorp aus seinem Umgange mit Negersklaven gesammelt hat. **).

Die älteren Reisebeschreiber haben gar nichts Brauchbares hierüber aufgezeichnet. —

Isert sagt: ***) „Die Sprachen der Negern sind von allen europäischen im Gange (Klange?) und Ausdruk äusserst verschieden. Sie sind überaus manchfaltig, so daß ich gewiß glaube, daß es in Afrika über dreißig Hauptsprachen, und unzählige Varietäten derselben gibt. Alle haben mit den unausgebildeten Sprachen der meisten wilden und halbwilden Völker das gemein, daß sie arm an Worten sind, und daß sich die Wörter öfters auf Vokale enden. — Auf der Goldküste gibt es

*) Seite 203, seiner Reisebeschreibung.

**) Dessen Geschichte der Mission auf den karaibischen Inseln. S. 278. u. ff. u. S. 346.

***) S. 202. seiner Reisebeschreibung.

in einem engen Raume viele so sehr von einander verschiedene Sprachen, daß die Negern verschiedener Völker einander ohne Dollmetscher nicht verstehen können."

Nach demselben Schriftsteller sind auf der östlichen Goldküste die akraische, assianteische und krepeische Sprache die drei Hauptsprachen. Er theilt uns eine Reihe Wörter aus denselben mit, die hier, mit fetuischen Wörtern, aus Müller's Vokabular vermehrt, eine Stelle verdient.

Vergleichung von vier Negersprachen auf der Goldküste.

Deutsch.	Akraisch.	Assianteisch	Krepeisch.	Fetuisch.
Kopf	Ithu	Otri	Ota	Eryr
Auge	Hinmæ	Wannua	Onuku	Enniba
Nase	Gungho	Ohüny	Amonthi	Egwinni
Mund	Onabu	Wanu	Onu	Annu
Ohr	Toy	Uwasso	Otuh	Asschaba
Zähne	Hgennedy	Uisse	Adu	Essin
Arm	Nindch	Osa	Assy	Abbaù
Finger	n deh-bi	- - - -	Allowy	Ensatabà
Bauch	Mussu	Uafnu	Dommae	Afur
Schenkel	Nanne	Onánn	Affoh	- - - - -
Brod	Abullo	Abodo	Apnhæ	Kántje
Wasser	Nuh	Inssuo	Itchi	Ensù
Fische	Loh	Agünni	Alla	Ennam
Eier	Uvaule	Akokok-krissa	Kokloss	Agriffiba
Mais	Ablé	Abró	Blofoë	Abrui

Digitized by Google

Deutsch.	Akraisch.	Assianteisch	Krepeisch.	Fetuisch.
Hirse	Má	Kokothé	Lili	Euja
Haus	Thiun	Odánni	Hommæ	Effi
Löffel	Avalé	Atré	Gáti	Attaire
Pfeife	Blæ	Tabacinni*)	Tamasi	Aubua
Messer	Kakla	Zikkang	Hæ	Dádaba
Feuer	La	Egia	Dio	Edjà
Holz	Lai	Ingena	Na ke	Ingenàh
Europäer	Blofunny	Obróng	Jewuddé	- - -
Neger	Mudihn	Onupatuntun	Amæibo	- - -
Eisen	Dadethie	- - -	Ojah	Dabàn
Säbel	Kranthe	- - -	Ehæ	Affanàh
Pisang	Amadah	Abrodeh	Ablodiu	Broddi
Bakko	Aquaduh	- - -	Karatt	- - -
Flinte	Tuh	Otruo	Otu	Otur
Wie viel kostet dies?	Onine inghe oheh?	Wadde otong nessong?	Nuokenénne oflettio?	- - -

Aus Müller's Fetuischem Wörterbuche sind noch folgende fetuische Wörter zu bemerken:

Gott. Jan Komme oder Jan Kompon. **)

*) Dies Wort sieht ganz europäisch aus, und kömmt gewiß von Tabak her.

**) Sollte dieses Wort nicht auch aus Misverstand aus einer europäischen Sprache hergenommen seyn? Mir fiel dabei der Jan Kompagnie ein, den die Hottentotten für den Oberherrn der Holländer halten.

Digitized by Google

Ein Prieſter der Meer- und Landgötter. Oboſſum - Fú.
Ein Fetiſchirer. Eſſummàn - Fù.
Eine Weibsperſon, welche ihre monatl. Zeit hat. Mánſan.
Eine Hebamme. Ode - Fù.
Der König. Ohinne.
Die Königinn. Ohinne - Düfu.
Der erſte königl. Rath, oder Großkanzler. Okjammi.
Der Statthalter und Schazmeiſter. Day.
Der Feldherr. Bráfu.
Der vierte königliche Rath. Appang.
Ein Edelmann. Ofàn.
Ein vornehmer, reicher Mann. Brimpung.
Ein Hofmeiſter. Piaffu.
Ein Herold. Tetije.
Ein Herr. Aurarre.
Ein Arzt. Ujodoru.
Ein Sklav. Akkaba. Eine Sklavinn. Affannabà.
Ein Akkersmann. Akkaúfu.
Ein Schildtrager. Oſok - jem.
Ein Weinzapfer. Oſamfu.
Ein Koch. Onoddè.
Ein gemeiner Bedienter, oder Aufwärter. Abaffrà.
Ein Mann. Banning.
Ein Weib. Bubaſſjà.
Ein Kind. Ubba.
Vater. Adja.
Mutter. Enna.

Digitized by Google

Ein Mensch. Nipà.
Die Sonne. Egwjù.
Der Mond. Osràn.

Oldendorp theilt uns auch einige Wörter und eine Reihe Zahlen aus verschiedenen Sprachen mehrerer Negervölkerschaften auf der Goldküste mit; da aber die meisten der Völkernamen, die er angibt, weder auf unsern Karten, noch in unseren Land- und Reisebeschreibungen von Guinea zu finden sind, so nützen uns seine ohnehin mageren, und nicht erwiesen zuverlässigen Angaben *) sehr wenig. Er nennt als Völkerschaften der Goldküste, von welchen er in Westindien einzelne Negern kennen lernte: Die Aminaer, welche mit den Agonnaern**) einerlei Volk, und die mächtigste Nazion auf der Goldküste, und von welchen die im Innern wohnenden Quahuer ein Stamm seyn sollen ***) —

*) Wie leicht kann der Mann getäuscht, oder mißverstanden worden seyn, da er oft nur bei Einem von einer Nazion sich Raths erholen konnte?

**) Von welchen oben bei den Länderbeschreibungen nachzusehen.

***) Ich erwähne hiebei einer Bemerkung, die ich in Herrn von Breitenbrauch's (schäzbarem) Versuch einer Erdbeschreibung der sechs Welttheile nach den Stämmen ihrer Regenten und Bewohner, (gr. 8. Leipzig, 1793. mit Karten) Seite 360 fand, und die mir sehr auffiel, nämlich daß zwischen der aminaischen und baskischen oder biskajischen Sprache eine Aehn-

Digitized by Google

Die Akimer (m. ſ. oben) — Die Akriponer (vielleicht Akroner?) — Die Akraer (von welchen weiter unten) — Die Tambier, Tjembaer oder Raſſentier, Sokkoer und andre Negervölkerſchaften, deren Namen alle ſonſt unbekannt ſind. *)

Hier einige ſeiner Sprachproben:

Deutſch.	Aminaiſch.	Akimiſch.	Akriponiſch	Akraiſch.
Gott	Jankombun	Jankombun	Kinku	Niombo
Himmel	Jankombun	Jahinne	Aduankam	Jankombun
Sonne	Eiwiaa	Awia	Ou	Hun
Mond	Offeram	Offeranni	Ofendi	Dubliman
Menſch	Ojippa	Nippa	Offe	Biommo
Hand	Enſaa	Enſaa	Obaa	Dinde
Fuß	Onang	Onang	Djabi	Nande
Kopf	Uettirri	Metih	Nuntji	Oitju
Mann	Obaini	Obellima	Unji	Nu
Weib	Obbaa	Obia	Otjee	Ju
Kind	Abovraa	Mobaa	Mibi	Obi
Vater	Atja	Atja	Meſſee	Otjee
Mutter	Minna	Anaa	Minji	Onje

Aus dieſen Pröbchen erhellet, daß die aminaiſche oder agonnaiſche Sprache ſowol unter ſich als mit der fetuiſchen nahe verwandt, und wahrſcheinlich Dialekte Einer Hauptſprache ſind, ſo wie ſich aus dieſen Pröbchen ſchlieſſen läßt, daß die akriponiſche und akraiſche Sprache, ſo wol

lichkeit exiſtiren ſoll, welche gleichen Urſprung beider Völker vermuthen lieſſe!

*) Wahrſcheinlich ſind es bloß Namen von einzelnen Familien oder Ortſchaften. Solche Irrthümer ſind hier leicht zu erklären.

Digitized by Google

unter sich, als von den drei genannten wesentlich verschieden, und vielleicht Dialekte anderer Hauptsprachen seien. Dieses bestätigt sich auch, in Rücksicht der akraischen aus Isert's oben mitgetheilten Sprachproben, aus welchen sich auch die grosse Aehnlichkeit zwischen der assianteischen und fetuischen Sprache zeigt, so daß man nun ohne Gefahr sich sehr zu irren, annehmen kann, die aminaische oder agonnaische, akimische, fetuische und assianteische Sprache seien Schwestern, und Töchter einer Hauptsprache, die vielleicht im Innern von Afrika gesprochen wird, und sich nach den angegebenen Dialekten über den größten Theil der Goldküste ausbreitet; denn nach Isert*) ist auch die Sprache der Aquapimer mit der assianteischen nahe verwandt, welche leztere als die des Hauptvolks eher für die Hauptsprache angenommen werden dürfte, als die aminaische.

Doch es fehlt uns an Materialien und Hülfsmitteln, um weiter in diesen Gegenstand einzudringen. Hier ist nur noch anzumerken, daß die Negern auf der Küste auch viele Wörter aus der portugiesischen und anderen europäischen Sprachen in die ihrigen aufgenommen haben, woraus eine Art von neuer Sprache entstanden, die hie und da auf der Küste gesprochen wird.

*) Seite 298 seiner Reisebeschreibung, wo er sagt, der Name Aquapim (Akapim) bedeute: Tausend Sklaven; denn Pim ist 1000 und Aqua, Aka oder quaqua bezeichnet einen Sklaven. — In der fetuischen Sprache heißt ein Sklave Akkaba.

V.

Digitized by Google

V.

Schilderung

der Akraischen Negern insbesondere, ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen.

Nach Isert. *)

Die akraischen Negern sind im Durchschnitte genommen, alle wohl gebaut; man findet selten, oder fast gar niemals verwachsene Leute unter ihnen; weßwegen man auf den Einfall gekommen ist, zu glauben, mißgestaltete Kinder würden gleich bei der Geburt ermordet; welches aber grundfalsch ist. Die Akraer haben vorzüglich feine Gesichtszüge, aber sie sind nicht so groß und stark, wie die Bewohner des Innern. Leztere sind allzeit von einer dunklern, schwärzern Farbe; sie sind gelenkiger, als die Bewohner des Strandes, auch gemeiniglich von einem schönern Wuchse. Es ist wahr, daß der Umriß des Gesichts der größten Menge der Negern allerdings von dem der Europäer verschieden ist; allein hie und da findet man dennoch Gesichter, die, ihre Farbe ausgenommen, selbst im Mittelpunkte von Europa für Schönheiten gelten würden.

*) Reise, Seite 182 bis 246.

Die Kleidung der Akraer ist mit derjenigen der übrigen Negern dieses Küstenstrichs meist einerlei; doch sind sie in einigen Stükken, vorzüglich das schöne Geschlecht verschieden. Die Männer haben einen Gurt oder Band, der entweder aus Leder zierlich geflochten ist, oder aus einer silbernen Kette besteht, oder auch eine Schnur Korallen über die Hüften bevestigt. Durch diesen ziehen sie einen kleinen Streifen Kattun oder Leinwand, oder auch Seidenzeuch von etwa einer halben Elle breit, und zwei Ellen lang, durch die Beine hindurch, und lassen die Enden vorne und hinten herab hängen. Je länger es hinten herab hängt, desto schöner. Diese Bedekkung, die eigentlich dazu bestimmt ist, die Scham im eigentlichen Verstande zu verhüllen, und welches wahrscheinlich ihre erste Kleidung gewesen seyn mag, indem ein einziges Blatt von den Pisangen hinreichend ist, diese Stelle zu vertreten, ist für jeden erwachsenen Neger eine Nothwendigkeit, die auch jeder Haushert seinem Sklaven zugestehen muß. Es heißt in der Landessprache Tákla. Sie haben auch noch ein grösseres Stük Zeuch, das für einen erwachsenen Neger drei Ellen ins Gevierte haben muß, das sie Mammale nennen. Dieses dient ihnen des Nachts zur Dekke, des Morgens zum Schlafrok und des Tags zum Staate. Des Morgens, wenn es nach hiesiger Art ein wenig kühl ist, hüllen sie sich ganz darin ein, und lassen nur einen Arm heraus hängen; des Tags hingegen und in Gesellschaften, würde es wider den

Wolstand seyn, den Obertheil des Körpers mit irgend etwas zu bedekken. Es wird alsdann heruntergeschlagen, und an der linken Seite etwas untergestekt; da dies aber nicht vest hält, so geht es jeden Augenblik auf, wenn sie sich viel bewegen; sie sind also genöthigt, es immer wieder zu befestigen. Oft öffnen und befestigen sie es zum Zeitvertreib, wie bei uns die Damen den Fächer. Die Art des Zeuches, woraus dieses Kleidungsstük gemacht ist, bestimmt den Reichthum oder die Vorzüge eines Mannes vor den andern; gemeiniglich sind es grobe baumwollene Zeuche die aus Ostindien hieher gebracht werden, oder gedrukte Katune, Zizze, halbseidene und seidene Zeuche.

Wenn der Neger genannte zwei Stükke den Tàkà und Mammalé hat, so ist er gekleidet. Zum Luxus aber sind noch verschiedene Dinge in dem Anzuge eines Negers zu beobachten. Alle Negern scheeren ihren Kopf; die Alten, die anfangen graue Haare zu bekommen, ganz kahl; die Jüngern aber lassen etwas davon stehen. Sie zeichnen zuvor mit Kreide auf dem Kopfe die Figuren, die sie wollen stehen lassen, und wissen so geschikt die zwischenstehenden Haare heraus zu holen, daß man sich verwundert; Manche haben Grundrisse von Fortressen, Blumen, Blumenstükken u. s. w. auf dem Kopfe. Einige befestigen auch an den stehenden Haaren eine kleine Schelle von Golde. Diejenigen Stellen, die rasirt werden, müssen es wenigstens alle acht Tage seyn. Vornehme lassen

sich täglich rasiren. An den Stellen ausser dem Kopfe und Barte, wo Erwachsene auch Haare zu bekommen pflegen, leiden die Negern beiderlei Geschlechts durchaus keine Haare, und selbst der Bart ist nur von sehr wenigen im Gebrauch getragen zu werden, am meisten lassen ihn junge Krieger bis auf drei Zoll lang am Kinne wachsen. Er ist allezeit schwarz, sonst aber dem Barte eines Europäers ziemlich ähnlich.

Ihr übriger Staat ist bei einem und dem andern so sehr verschieden, daß man ein Buch davon schreiben könnte, wenn man alle die Arten des Puzzes anführen wollte. Einige tragen Ohrringe nach europäischer Art; Andere ein Halsband aus Korallen. Sie machen sich eine Art Korallen aus weissen Muschelschalen, die sie auf dem Steine zu diesem Gebrauche schleifen. Andere sehr Vornehme haben eine weitläuftig bis über die Brust herunterhängende Schnur von daumendikken wahren rothen Korallen, die ihnen bis auf den Werth von zweien Manns-Sklaven oder 220 Thaler kosten kann. Adeliche tragen auch um die Hand und am Halse Agrien, eine schöne Korallenart. Auf diese sezzen sie den gröβten Werth. Eine einzige solcher Korallen eines Fingers dik und einen Zoll lang, soll zu Zeiten den Werth von sieben Sklaven kosten; da eine andere von derselben Art nicht den Preiβ einer Unze Goldes übersteigt. Die Ursache, warum jene so viel theurer sind, ist, daß sie von dem, oder dem grossen General oder Kö-

nige getragen worden, und je mehr solcher Herren man rechnen kann, denen sie gedient haben, oder in vielen wichtigen Feldschlachten sie mit gewesen sind, je grösser ist ihr Werth. Man weiß gar nicht, woher diese Korallen zuerst gekommen sind. **)

Um die Arme tragen die Negern öfters eine Menge Ringe. Sie sind entweder aus Elfenbein oder Kupfer, oder Messing, oder diese beide Metalle in einander geschmiedet, oder auch von Eisen verfertigt. Sie hängen ganz lose, manchmal zu zwanzig Stük, wenn sie von Elfenbein sind, auf den Unterarm, sonst haben sie auch zu Zeiten einen in der Mitte des Oberarms, der das dikke Fleisch gewaltig einschnürt, so daß wenn es ein Europäer hätte, der Brand zu befürchten wäre. Die Finger sizzen ebenfalls voll von Ringen, vorzüglich die Daumen. Sie sind wie die Armbänder aus allerlei Art Metallen verfertigt, am meisten aber aus Silber oder Gold. Manchmal haben die Ringe auf den Daumen eine Krone, die einen Zoll lang seyn kann, und wie eine Müzze in die Höhe steht. Unter dem Knie haben sie öfters eine Schnur Korallen gebunden, wovon die Bastfäden in Büscheln, darin verschiedene Knötchen gemacht seyn

*) Isert vermuthet, die Egypter wären in alten Zeiten mit der Goldküste in Handelsverbindung gestanden, und hätten diese Agrien dahin gebracht. — Andre behaupten, mit mehr Wahrscheinlichkeit, dieselben seien aus Benin gekommen. Wir werden bei der Beschreibung dieses Landes noch etwas davon sprechen.

müssen, herunterhängen; dieser pflegen sie sich jedoch nur auf Reisen zu bedienen.

Der Puz des schönen Geschlechts ist von dem männlichen ziemlich verschieden. Eine schwarze Dame, wenn sie wohl angekleidet seyn soll, hat wenigstens zwei Stunden zur Toilette nöthig, um in ihrem Anzug alles in gehörige Ordnung zu bringen. Der Kopf nimmt hier ebenfalls die meiste Zeit weg. Sie rasiren ihn in Figuren, wie die Männer, jedoch in einem andern Geschmakke. Auf dem Scheitel lassen sie gewöhnlich einen breiten Schopf stehen, darin sie etwas von Gold, die Spizze einer rothen Papagaien-Schwanzfeder, und manchmal etliche Aehren von Rohr bevestigen; nachdem sie sich den Körper wohl gewaschen, und mit einer Art wolriechendem Talg eingeschmiert haben, muß erst die Schminke darauf gesezt werden. Alle Arten von Farben dienen dazu, die weisse ist die gemeinste, die aus einem feinen Thon oder Bolus bestehet. Von den Europäern haben sie Berlinerblau. Sie rühren es mit Wasser an, wie die Mahler zu thun pflegen. Sie haben allerlei Figuren in Holz geschnitten, diese tauchen sie in die Farbe, und drükken sie auf die Stirne, Bakken, Kinn, Brüste, Bauch, Arme und Füsse. Das Gesicht muß die kostbareren Farben, als blau und grün haben; die übrigen Theile des Körpers aber müssen mit dem geringern Weiß vorlieb nehmen. Manchmal wenn sie nicht Zeit haben, thun sie es nur gröblich mit den Fingern, wie auch die Männer jederzeit

Digitized by Google

zu thun pflegen; wenn es aber darauf ankömmt, öffentlich zu erscheinen, so werden drei oder vier andere Damen herbei gerufen, um zu urtheilen, welche Figuren, oder wie die Farben am besten zu ordnen sind. Wenn dieses in Ordnung ist, geht es zum Anzuge selbst. Eine Menge von Korallenschnüren aus vielfältigen Glaskorallen, einer kleinen Schnekkenart, die aus dem Königreich Assintea kömmt, blaue Lasurkorallen, geschliffener Achat u. s. w. kommen dazu, und werden auf den ganzen Körper, am Halse, an den Händen, unter den Beinen u. s. w. vertheilt, doch so daß am Halse und den Händen die kostbarsten zu sizzen kommen. Ferner: silberne oder auch gar goldene Bügel an den Händen, in der Stelle der Armringe der Männer mit daran hängenden Goldstükken, als Louisd'or und dergleichen, die sie von den Europäern erhandeln. Die Finger sowol als Zehen werden voll goldener und silberner Ringe gestekt. Um die Füsse, da wo wir die Sporen zu tragen pflegen, wird ein starker Bügel von Silber angehakt, der sechszehn Loth, bis ein Pfund schwer seyn kann. Sie haben wie die Männer ihr Täklä, ausser daß dies nicht über eine kleine Handbreit ist; sie lassen es aber vorne nicht herunter hängen, sondern schlagen den Zipfel zurük; hinten hingegen wird es aufgerollt, so daß wenn das grosse Pagne oder Mammale darüber kömmt, dies einem Sattel ähnlich sieht, das auch eben den Nuzzen hat, wie dieser, indem sie die Kinder darauf

reiten lassen, wenn sie dieselben bei ihren Geschäften bei sich haben wollen. Das grosse Pagne oder Mammale, so über den Täklä kömmt, hat die Grösse der Männer ihrer, nämlich drei Ellen ins Gevierte. Dieser wird über die Hüften geschlagen, so daß er fast das Ansehen bekömmt, wie bei uns die kurzen Frauenzimmerrökke. Die Oefnung des Ueberschlags ist vorne, wodurch im Gehen die Knie und zu Zeiten noch mehr sichtbar wird. Da nun die europäischen Zeuche niemals drei Ellen breit sind, so sind sie genöthigt, sie zusammen zu nähen, welches mit einer künstlichen Nath geschieht, die gerade den Sattel kreuzen muß, der oftmals mit Blumen aus vielfarbigter Seide durchnähet ist.

Der Pagne selbst wird durch ein zusammengelegtes seidenes Tuch über die Hüften best gebunden, in dessen Knoten ganz vorne ein grosses Bund silberner Schlüssel, kleiner Glokken und spanischer Thaler hängt, die im Gehen ein Geklingel machen, daß man die Dame einige hundert Schritte weit hören kann, wenn sie öffentlich erscheint. Am Oberleibe wird noch ein eben so grosses Pagne getragen, dessen äusserstes Ende über die Schultern geworfen wird, und bis über den Rükken herab hängt. Dies muß allzeit aus feinen Zeuchen seyn, entweder aus Ziz, oder seidenen Zeuchen, oder feinen ostindischen Tüchern.

Nicht selten parfumiren sie sich auch wie unsre süßen Herren; zu welchen Ende in den meisten Häu-

fern gewöhnlich Zibetkazzen unterhalten werden, denen man wöchentlich aus ihrem Beutel das wolriechende Schmalz mittelst einen Löffels ausnimmt. In Ermangelung dieses Fetts, das hier wegen des häufigen Gebrauchs sehr theuer ist, nehmen sie einen ganzen Beutel des Thiers, und hängen ihn um den Hals; und sollte auch dieser fehlen, so bringen die Bergnegern eine Art Blätter, die den Blättern unsers Waldmeisters an Gestalt und Geruch fast gleich sind. Diese flechten sie zierlich in Rosen, und hängen sie sowol zur Zierde, als des Geruchs wegen vor die Brust Statt des Beutels.

Eine Dame von Stande hat noch überdies eine Menge Zierrathen um sich her, die alle zu beschreiben zu weitläuftig seyn würde. Gemeine Weiber haben zwar auch zwei grosse Pagnen, aber der übrige Puz fehlt ihnen entweder zum Theil, oder ganz.

Wenn eine Frau sich schwanger glaubt, so verändert sie alsbald ihren Puz. Sie läßt von der Zeit an ihre Haare wachsen, schminkt sich nicht mehr, und legt allen Gold- und Korallenstaat ab. Dagegen bekömmt sie von den Priesterinnen eine Art Manschetten aus Bast, die ersten Monate um die Hände, hernach um die Knie, und zulezt dikke Wülste um die Knöchel. Diese Manschetten sind dikke Bänder, von einer weichen Art Bast, dessen Enden halbe Ellen lang herab hängen und voller

Digitized by Google

Knoten sind, deren jeder was besonderes Gutes bei der Geburt oder dem Kinde wirken soll; sie sind mit der Fetischfarbe oder rothen Erde bemahlt. Einige Familien müssen ein Rehfell die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft bei sich führen, welches sie nicht von sich legen dürfen, und im Fall sie arbeiten auf den Rükken hängen. Je näher sie ihrer Entbindung sind, desto mehr vergrössert sich die Anzahl ihrer Amulette von den Priesterinnen, die für baare Münzen nicht ermangeln, ihnen eine Menge guten Rath und Segen zu ertheilen; ja täglich kömmt das Weib, und streicht und drükt sie auf den blossen Leib mit ihren Händen, daß man glauben sollte, es müßten ihre Einsegnungen mehr Schaden als Nuzzen bringen. In den lezten acht Tagen schmieren sie ihr den Kopf mit einem erweichten rothen Bolus, oder Lehmerde, so voll in den Haaren, daß es wie eine Pechmüze aussieht, und führen sie des Tags in Prozession durch die Stadt. Diese Müzze darf sie nicht eher abwaschen bis nach der Niederkunft.

Unverheurathetes Frauenzimmer trägt jederzeit auch im größten Staat, nur ein großes Unterpagne, der Oberleib mus immer bloß seyn. Ja, die Adamper dürfen niemals mehr als ein Täklä tragen bis sie verlobt sind, oder ihr sogenanntes Heurathskostume gemacht haben, das darin besteht, daß sie eine gewisse grosse Opferung an den Fetisch machen müssen. Weil ihnen die Kleider bis auf einen kleinen Streif in dieser Zeit untersagt sind,

Digitized by Google

so tragen sie desto mehr und desto theurere Koral-len. Zu dem Ende haben sie sechs bis acht Schnü-re geschliffener Achaten, denen man den Namen Karneolen beigelegt hat, deren jeder einen Zoll lang und einen Finger dik ist, und die bei den Europäern drei Stüber oder sechs Dreier kosten, woran sie ihre Täklä bevestigen. Eine solche Schnur Korallen kann bis drei Unzen Gold, oder sechzig Thaler zu stehen kommen.

Kinder beiderlei Geschlechts können ohne Scham bis in's achte Jahr herum laufen, ohne irgend et-was anders als Korallen an sich zu tragen. Es sieht possierlich aus, wie sie den ganz kleinen Kindern, die Hände sowohl als Beine mit entsez-lich dikken Korallen zu behängen pflegen, daß die armen Geschöpfe zu Zeiten nicht einmal vor Korallen gehen können. Träfe es sich, daß das erste oder zweite geborne Kind einer Frau stärbe, so muß das dritte vorzüglich in Acht genommen werden. Zu dem Ende werden ihm eine Menge Muscheln, Schnekken und anderes Zeug in die Haare geheftet, die nicht eher wieder herausgenommen werden dür-fen, als bis das Kind über drei Jahr alt ist. Die Haare dürfen während der Zeit nicht rasirt wer-den. Alle Donkoer, ein Volk dessen Land über dem Königreich Assiante hinaus liegt, sind mit Einschnitten über den ganzen Körper, oder auch nur im Gesichte gezeichnet. Es hat jede Nazion hierin ihre besondere Moden; so daß man an die-sen Zeichen erkennen kann, von welcher Nazion

und Würde ein Neger ist. Ueberdies haben sie noch ihre besondere Familienzeichen. Diese Mode ist aber jezt bei den Akraern abgeschaft.

Die Lebensmittel dieser Negern sind theils aus dem Pflanzen- theils aus dem Thierreiche. Die Strandnegern bauen den türkischen Weizen überflüssig. Die Weiber reiben ihn auf einem schräg liegenden Steine mit einem andern walzenförmigen, fast wie unsere Mahler die Farben, sie feuchten das Korn allezeit zuerst mit Wasser an, reiben es zu einem feinen Teige, lassen es die Nacht hindurch gähren, und bakken den Morgen darauf in einem grossen liegenden Topfe (Bojan), der mit Lehm beschlagen ist, Brod daraus, das fast den Geschmak unsers Roggenbrods hat. Oder sie nehmen einen Löffel voll von dem fließenden Teige, werfen ihn in eine Pfanne mit kochendem Palmöle, und lassen ihn darin zu einem Kuchen bakken. Oder auch sie wikkeln den Teig in die Blätter der türkischen Weizenähren, kochen ihn in einem Topfe mit Wasser, wie einen Pudding, und nennen es Kummy, die Europäer Kankis. Dies ist ihr ursprüngliches Brod, die andern Arten haben sie von den Europäern gelernt. Aus grob geriebenem türkischem Weizen kochen sie auch eine Art steife Grüze, die Giga heißt, und die tägliche Speise aller Strandnegern ist. Sie kochen auch aus sehr fein geriebenem Korn, das vier und zwanzig Stunden zum Säuern stehen muß, einen Brei den man Flatta nennt, und der eine gesunde Nahrung ist.

Digitized by Google

Sie haben verschiedene Gemüse-Kräuter, aus welchen sie eine Art Kohl kochen. *) Ferner haben sie auch Jamswurzeln, die Pisangen und Bananen, und vorzüglich Maniokwurzeln **) die sehr gut in den sandigen offenen Gegenden fortkommen. Die Negern essen diese vorzüglich gern auf dem Feuer wie Kastanien geröstet.

Die Fische werden von den Akraern eben so zubereitet gegessen, wie schon oben beschrieben worden ist. ***) Sie haben noch viele andere Arten Gerichte die wir aber übergehen, und nur bemerken, daß bei allen spanischer Pfeffer ein Hauptingredienz ist.

Salat essen diese Negern keinen, denn, sagen sie, sie essen kein Gras wie die Thiere. Auf Veränderungen in Speisen halten sie auch nicht viel. Sie speisen des Tags zweimal warmes, Morgens um zehn und Abends um sieben Uhr. Ihr Bier (Pitto) brauen sie wie an andern Orten der Goldküste. —

In der Religion sind die Akraer, wie alle Negern der Goldküste, Abgötter oder eigentlich Fetischendiener. Sie erkennen jedoch ein höchstes Wesen, das die Welt und alles was darinnen ist erschaffen hat, das sie mit dem Namen Numbo bele-

*) M. s. oben Seite 43.

**) Isert nennt sie Stokjams. (S. 206.)

***) Seite 162 und 163.

gen, glauben aber, mit den Fidahern, daß es viel zu vornehm sei, um sich um die Handlungen der Menschen zu bekümmern. Es habe deshalb eine Menge Untergottheiten bestellt, die auf das Thun der Menschen Acht haben sollen, und daher rührt der auch hier eingeführte so berühmte Fetischendienst. Die Opfer die den Fetischen, vermittelst der Priester dargebracht werden, werden auf die Kreuzwege geworfen, wo man deren in Menge sehen kann. Manchmal soll ein Huhn lebendig geopfert werden. Zu dem Ende wird ein Pfal in die Erde geschlagen, und das Huhn *) daran gebunden, bis es entweder stirbt oder von wilden Thieren, hauptsächlich von dem sogenannten **Buschhund** geholt wird. Lezterer gehört mit unter die Fetische der Akraer, den Niemand zu schiessen sich unterstehen darf, so viele Rinder und Schafe er auch raubt. Er ist von der Grösse des europäischen Wolfs, dessen Karakter er auch fast ganz hat; indem er sogar auch erwachsene Menschen anpakt. **) Wenn man den Negern vorstellt, daß der Fetisch ihre geopferte Sachen nicht hole, so antworten sie ganz kalt: Das sei nicht ihre Sache, sie hätten es ihm gegeben, wenn er Lust dazu hätte, könne er sichs holen.

*) Von der Heiligkeit der Hennen, die zu Opfern u. s. w. gebraucht werden, sehe man oben, und im VII. u. IX. B. d. W.

**) Von diesem Buschhund sehe man oben, S. 61.

Digitized by Google

Die Akraer haben weiter keine Feiertage als ihr Neujahrsfest, welches in den August einfällt und acht Tage dauert. In dieser Zeit sind sie halb rasend von Vergnügungen, Tanzen, Singen, Trinken und Schießen, den einzigen Ergözlichkeiten die sie kennen. Außerdem feiert Jeder für sich seinen Geburtstag, der alle Woche einfällt. An diesem Tage puzt er sich besser als gewöhnlich, mahlt sich mit weisser Farbe, und wenn er einen weissen Leibgürtel hat; so mus dieser dann getragen werden.

Auch das Fetischessen ist bei den Akraern üblich. Diese Zeremonie ist besonders feierlich bei einem Friedensschlusse, oder bei der Allianz einer Nazion mit der andern; dann müssen die Vornehmsten dieser beiden Nazionen vor dem versammelten Volke schwören oder Fetisch essen. Man versammelt sich hiezu auf einem dazu bestimmten Plaz. Der Sekretär hält eine Anrede an das versammelte Volk, die sich auf die Ursache ihrer Zusammenkunft bezieht. Am Ende ermahnt er sie, wohl zu überlegen was sie thun, und wenn sie alsdann entschlossen sind, so steht der Oberprieſter des Fetisches auf, und ruft den Unterprieſter den Fetisch kommen zu lassen, indem er vorher rund um in den Zirkel mit einer Lunte aus gewissen Grashalmen geräuchert hat. Wann der Unterprieſter mit dem Fetisch kömmt, der wie man sagt, von der Figur eines Menschenkopfs, von massivem Golde seyn soll, und sauber in rothem Tuche eingehüllt, in einer grossen Wanne auf dem Kopfe des Prieſters liegt, so stellt sich der

Digitized by Google

Oberprieſter wie beſeſſen. Er ſieht mit ſtarrenden Augen dem kommenden Fetiſch entgegen, heult und lamentirt, macht Zukkungen mit allen Gliedern, redet beſtändig zu dem Fetiſch, der ihm, wie er vorgibt, antwortet, das aber die Ohren der Profanen nicht hören können, und bittet demüthigſt um Vergebung, daß er ihn, in ſeinem Wohnſiz dem Tempel geſtöret habe.

Nach vielem Gaukeln nimmt er endlich zitternd die Wanne von des Unterprieſters Kopfe, ſezt ſie auf die Erde, und macht einen weiten Kreis von geheiligter Aſche um die Wanne. Diejenigen, die den Fetiſch eſſen ſollen treten einer nach dem andern in den Zirkel, nachdem ſie der Oberprieſter zuvor mit ſeiner Lunte wohl ausgeräuchert hat. Sie gehen dreimal um die Wanne, und murmeln einige unverſtändliche Worte, während welcher Zeit die ganze Verſammlung einen höchſt widrigen Ton heulet, den ſie durch das Auf- und Zumachen des Mundes mit der Hand moduliren. Hierauf tritt der Oberprieſter wieder in den Zirkel, nimmt eine Flaſche Branntwein, gießt etwas auf den Fetiſch in die Wanne, wobei er einige unverſtändliche Worte ſagt, und gibt darauf den Kandidaten ebenfalls ein wenig aus der Flaſche. Weiter nimmt er zwei glatte runde Steine aus der Wanne, und berührt mit einem beſondern Tempo die Arme, die Bruſt, die Lenden und Füſſe der Schwörenden. Dieſe leztere Zeremonie iſt vermuthlich ſo zu verſtehen, daß ſie bezeichnen ſoll, wenn der Schwö-

rende

rende nicht dasjenige halten würde, worauf er nun den Fetisch gegessen, so würde er ihm Arm und Bein zerschlagen. Die Europäer sind öfters genöthigt die Negern dergleichen Eide ablegen zu lassen, indem dieser sie doch etwas mehr anhält ihre Zusagen zu erfüllen. Doch werden diese Eide auch oft aus Eigennuz gebrochen. —

Die Akraer halten die Beschneidung. Es scheint aber kein religiöser Gebrauch zu seyn.

Die Fetischpriester der Akraer sind grosse Betrüger; sie verkaufen dem Volk Amulette von allerlei Form, die für allerlei Zufälle dienlich seyn sollen. Diese Negern haben auch einen dunkeln Begriff von der Auferstehung, und glauben, daß der Mensch nach dem Tode in eine andere Welt übergehe, und daselbst in eben die Stelle, die er hier bekleidet hat, eingesezt werde. Hieraus fließt auch der barbarische Gebrauch, wenn ein König, oder anderer Grosser stirbt, daß sie eine Menge seiner Weiber und Sklaven hinrichten und mit ihm begraben, damit er sie sogleich in jener Welt gebrauchen könne. *) Von der Hölle haben sie keine Idee.

Sie halten äusserst viel auf ein anständiges Begräbnis. Zu dem Ende ist es die erste Sorge eines Jünglings sein sogenanntes Mannskostume zu machen. Es bestehet dieses darin, daß er ein kleines

*) Wovon oben ein Mehreres.

Häuschen, wie ein Schweinskoben gestaltet, baut, seine Kameraden, die älter sind als er zusammen bittet, traktirt, und am Ende von diesen unter vielem Gaukeln in das kleine Loch gesteckt wird, worin er die Nacht aushalten muß. Stirbt er nach der Zeit; so sind die übrigen jungen Männer verbunden, über seinem Grabe zu schießen, welches sonst nicht geschehen würde. Ein jeder Akraer wird in dem Zimmer seines Hauses begraben, worin er gestorben ist. Im Abscheiden, und wol noch eine Stunde hernach, halten ihn die nächsten Verwandten allezeit in sizzender Stellung, wobei sie aus allen Kräften seinen Namen schreien, ihm zu essen und zu trinken anbieten und ihn unablässig bitten: er solle doch noch bei ihnen bleiben. Wenn er dieses aber alles nicht hört und todt bleibt; so schikken sie sich zu seinem Begräbnis an, und zwar noch denselben Tag. Sie wikkeln den Todten in seinen weißen Leibgürtel und binden ihn auf ein Bret. Vornehme machen auch eine Art Sarg, und begraben ihn unter dem Singen und Geheule der Familien, oder auch zu diesem Dienst gemietheter Weiber, das bei den Großen acht Tage dauert. Jeden dieser Tage versammeln sich alle ihre jungen Leute in Kriegskleidung, und schießen den halben Tag hindurch, wobei sie mit Erfrischungen bewirthet werden, die die Familie zusammenschießt; ja wenn es Kaboschiere gewesen sind, so kommen von umliegenden Städten Geschenke, um das Begräbnis so glänzend als möglich zu machen. Unter die-

en Zeremonien ist es auch erlaubt, Ausschweifun-
gen aller Art zu begehen. Niemand darf dann Vieh
herum laufen lassen, wenn er nicht befürchten will,
daß es erschlagen, und das Fleisch für das allge-
meine Beste anwendbar erklärt werde. Die nächsten
Verwandten brauchen eine Art Trauerkleider, indem
sie zu der Zeit einen dunkelblauen Leibgürtel tragen
und allen Gold- und Korallenstaat ablegen. —

Die Akraer haben auch ihre Landsgesetze die durch
Kaboschiren gehandhabt werden. Da unter ihnen
wer Verbrechen nur wenige begangen werden, so
braucht ihre Gesetzsammlung auch nicht sehr weit-
läufig zu seyn. Die meisten Prozesse entstehen we-
gen Schulden oder Ehebruch; zu Zeiten obgleich
seltener, wegen Diebstal. Mörder gibt es hier fast
nie. Wenn ein Neger an einen andern eine gewisse
Summe ausborgt, die er in einer gewissen Zeit be-
zahlen soll, und er thut es nicht, so läßt der Gläu-
biger es noch einmal so lange anstehen, als es der
Schuldner gehabt hat, kömmt aber alsdann, und
begehrt nicht weniger, als hundert für hundert.
Kann er nun noch nicht bezahlen, so ist das Kapi-
tal mit den Zinsen wieder in der Zeit zu hundert
fürs hundert angewachsen, u. s. w. Sieht der
Gläubiger, daß er mit seinem Schuldner nicht al-
lein fertig zu werden vermag; so macht er die Sa-
che anhängig bei den Aeltesten, und sollte er auch
hier kein haldiges Gehör kriegen; so nimmt er ohne
zu fragen, so vielen Werth an Menschen von der
Familie des Schuldners, läßt diesem hernach wie-

sen, daß er auf ihn gepfändet habe, auch daß er in etlichen Tagen, mit der Bezahlung kommen müsse, sonst würden die Gefangenen verkauft. Ja wenn der Kreditor in einer andern Stadt wohnt, und es kommen nur Leute aus der Stadt des Debitors dahin, so nimmt er auch diese zur Schadloshaltung; sie mögen mit dem Debitor verwandt oder bekannt seyn, oder nicht, diese kleinen Händel geben nicht selten Gelegenheit zu ernstlichen Kriegen zwischen ganzen Nazionen.

Der Ehebruch wird hier härter bestraft als der Diebstal. Wenn ein gemeiner Neger bei der Frau eines andern ertappt wird, so hat dieser das Recht, ihn zu verkaufen, oder er muß sich mit so viel Gelde, das der Werth beträgt, ranzioniren können. Wäre es aber die Frau eines Grossen gewesen, so muß er den Werth von drei Sklaven bezahlen, und wenn es gar eine von des Königs Weiber gewesen wäre, so wird der Thäter hingerichtet, und seine Familie verkauft. Die Grossen halten oft mit Fleiß eine Menge Weiber, welche sie dazu abrichten, Andere ins Nez zu lokken. Die unverheuratheten Weibspersonen leben aber ganz frei und werden sogar noch ermuntert, auszuschweifen.

Nur seit Ankunft der Europäer ist hier der Diebstal gemein, denn seither haben die Negern mehr Bedürfnisse und grössern Luxus kennen gelernt. Um nun sich dies zu verschaffen nehmen sie ihre Zuflucht zum Raube, und weil Sklaven den Euro-

Digitized by Google

päern die angenehmste Waare sind, so ist der Menschenraub häufig, woraus Kriege, Mord und Ehebruch entstehen, indem, wie schon gesagt, Ehebruch Gelegenheit gibt, Menschen als Sklaven zu verkaufen.

Die Akraer werden, in Rüksicht ihrer Beschäftigungen, füglich in drei Hauptklassen eingetheilt, in Bauern, Jäger und Fischer. Diese Gewerbsarten pflanzen sich vom Vater auf den Sohn fort. Alle anderen Geschäfte, als das Weben, die Handlung mit Sklaven, das Bauen u. s. w. verrichtet ein jeder Hausvater für sich in seinem Hause, oder läßt es durch seine Kinder oder Sklaven thun. Die häuslichen Geschäfte fallen den Weibern ganz allein zur Last.

Die Akraer sind wie die meisten andern Negern grosse Liebhaber des Tanzes, welches durch jedes Geschlecht besonders auf öffentlichen Plätzen geschieht, wobei sie gewaltige Boksprünge machen. Sie bewegen dabei jeden Muskel des Körpers nach dem Takte, der oft nur durch eine kleine Trommel angegeben wird.

Sie lieben die Glüksspiele leidenschaftlich. Auch zum Zeitvertreib haben sie Spiele. Eines derselben besteht aus einem länglichten Stükke Holz, worin vierzehn zwei Zoll tiefe Löcher sind, je zwei und zwei. In diese wird eine gewisse Anzahl Steine oder Nüsse vertheilt, welches die Spieler durch

Digitized by Google

Veränderung der Löcher entweder gewinnen oder verlieren macht, nach Art unsers Damenspiels.

Die Musik wird ebenfalls sehr geliebt. Es gehört mit zur Grösse eines Kaboschirs, eine Bande Musikanten zu erhalten. Sie besteht aus vier bis sechs Flöten, einer Kesseltrommel, einigen Glokken und einigen Triangeln. Die Flöten sind von der Dikke wie unsere europäischen Flöten, aber über anderthalb Ellen lang, und haben nur vier Tonlöcher. Sie werden von oben eingeblasen, wie jene, und bringen diesen ähnliche Töne hervor. Die Kesseltrommel hat Aehnlichkeit mit unsern Pauken. Sie bestehen aus einer sehr grossen Kalabasch oder Kürbisschale, die mit Schaffell überzogen ist. Sie gebrauchen nur eine für jeden Spieler, die er um den Hals hängt, und mit den flachen Händen schlägt. Um die Hände selbst hat der Spieler kleine eiserne Ringe und Stäbchen befestigt, die beim Schlagen ein klirrendes Geräusch machen. Der Triangel ist von Eisen; der Spieler hält ihn in der linken Hand an einem Bande, und akkompagnirt damit der Kesseltrommel. Mit diesen Instrumenten zusammen genommen machen sie eine ziemlich erträgliche Musik, *) die einige Aehnlichkeit mit unserer Janitscharenmusik hat. Die Gros-

*) So sagt Isert. Andre versichern (wie wir oben gehört haben) daß diese Negermusik ein unharmonischer, einem mukalischen Ohre unausstehlicher Lärm sei.

sen, wenn sie sie kompket spieken lassen, pflegen selbst darnach in der Negerei rings herum vor den Thüren ihrer Bekannten zu tanzen, vorzüglich bei hellen Nächten, wobei mit Branntwein, Bier, Palmwein und dergleichen hoch traktirt wird.

Ausser diesen, und ihrer Kriegsmusik, haben sie einige kleine Instrumente, die von einzelnen Personen zum Vergnügen gespielt werden, darunter oft Virtuosen sind, die sich ganz darauf legen. Das berühmteste unter diesen ist die hier sogenannte Geige. Diese bestehet aus einem kleinen zusammen genäheten Kasten, etwa drei Zoll breit und sechs lang, dessen oberste Seite mit Schaffell überzogen ist. Mitten durch den Kasten, der Länge nach, stekt ein daumdikker anderthalb Fuß langer Stok in einer gebogenen Lage. Nach seiner Spizze zu sind acht Saiten so bevestigt, daß sie etwa einen Zoll breit von einander abstehen; sie laufen über dem Leder des Kastens weg, und sind jenseits an dem äussersten Ende des Stokkes bevestiget. In der Mitte des Leders steht ein Bok um die Saiten zu spannen. Die Saiten selbst sind die Ranken eines weidenartigen Gewächses. Wann der Neger es spielt, so sezt er den Kasten auf die Brust, hält mit den Händen an dem Stokke, und spielt mit den Fingern, wie bei uns die Zither. —

Die meiste Zeit des Tags bringen die Negern mit Tabakrauchen zu, wovon beide Geschlechter grosse Liebhaber sind. Diesen Zweig des Luxus ha-

ben die Negern vermuthlich von den Portugiesen erhalten, da der Name Tabako beibehalten worden ist, nur daß sie ihn Taba aussprechen. Sie rauchen auch nicht ihren schlechten einheimischen Tabak, sondern den oft sehr theuern brasilianischen.

Wann die Negern nicht Tabak rauchen, so sind sie beschäftigt ihre schönen Zähne zu puzzen. Sie bedienen sich hiezu eines Zahnstochers, von einer gewissen zaserichten und zusammenziehenden Holzart.

Die Vielweiberei ist unter den Akraern wie bei allen andern Negern eingeführt, und das Ansehn eines Mannes wird nach der Menge seiner Weiber geschäzt. Die Heurathszeremonie ist ganz einfach. Die Braut wird gleichsam den Aeltern abgekauft. Ist man über den Preiß einig, so wird der Hochzeittag festgesezt. Den Tag zuvor muß der Bräutigam alle seine Geschenke nach dem Hause der Schwiegeraltern schikken. Diese bestehen gewöhnlich in sechs bis acht Leibgürteln von verschiedenen Zeuchen, in ein paar Anker Branntwein, einigen Duzzend Pfeifen, Tabak, verschiedenen Korallen, und einer Unze Gold in Kauris. Wenn man alles richtig befunden hat, so lassen die Aeltern den Bräutigam wissen, er könne seine Braut morgen holen lassen, während welcher Zeit man Anstalt gemacht hat, daß Bier (Pitto) in reichem Ueberflusse vorhanden sei. Am folgenden Tage gegen Mittag, schikt der Bräutigam zu der Braut

und läßt sie bitten, ihn zu besuchen. Sie kömmt in ihrem besten Anzuge, von einer grossen Schaar Weiber begleitet, alle festlich geschmükt. Man nimmt in dem Hause des Bräutigams Plaz, wo alles mit Branntwein, Bier und Palmwein bewirthet wird, und Jede ihre lange Pfeife erhält, sie rauche oder nicht. Gegen Abend fängt man an zu tanzen, und beschließt gewöhnlich die Lustbarkeit erst gegen Morgen.

Oft werden die Kinder von den Vätern schon in Mutterleibe verlobt, welches Versprechen auch erfüllt werden muß. Sie haben eine ausserordentliche Liebe zu ihren Kindern und der Fall ist äusserst selten, daß Aeltern ihre Kinder verkaufen sollten, welches doch hier, nach dem üblichen Landrechte erlaubt ist. Bettler gibt es hier nicht, denn jede Familie unterhält ihre Armen; auch kann nicht leicht eine Hungersnoth kommen; denn wenn eine grosse Dürre Mangel verursachen sollte, so liefern See und Wälder immer noch hinlängliche Nahrung.

Ihre Fischernezze verfertigen die Akraer aus den Fäden der Ananasblätter. Sie nehmen die frischen Blätter, weichen sie einige Tage in Wasser ein, troknen sie, und schlagen mit einem hölzernen Hammer darauf, bis alles Krautartige heraus, und nichts weiter als der reine Flachs übrig ist. Er ist über zwei Ellen lang, weisser als unser gewöhnlicher Flachs, und von eben derselben Feinheit, und noch eher feiner.

Digitized by Google

Die Goldgräberei der Akraer ist so simpel als bequem. *)

Die Akraer sind auch sehr beredt. In ihren Gesprächen bedienen sie sich allezeit sehr passender Gleichnisse. Wollte Jemand z. B. sagen, diese Sache thut mir sehr leid, oder liegt mir am Herzen; so drükt er sich mit den Worten aus: Es brennt meinen Magen. Sie haben eine grosse Verschiedenheit solcher Sinnsprüche.

Die Negern haben einige Krankheiten unter sich die nur dem Lande eigen, oder endemisch sind. Hieher gehört eine Art Ausfaz, der sich an der ganzen Oberfläche des Körpers zeigen kann. **) Auch der Haut- oder Nervenwurm gehört hieher.

Ferner die Pokken und die Venusseuche, Entzündungsfieber, Ruhr, Wassersucht, zehrende Fieber, Krätze, Kniegeschwülste und offene Schäden sind auch sehr häufig. Krankheiten der Brust hingegen kennt man fast gar nicht. —

Die Europäer werden von den Akraern äusserst hoch geachtet; denn sie sehen sie allezeit für ihre Vorgesezte an, wenn auch der Neger frei ist und der Europäer ihm nichts zu befehlen hat. Wenn z. E. ein Europäer einen Neger einer That beschuldigt, die er nicht gethan hat; so antwortet der

*) Wir haben sie schon oben beschrieben, S. 20. u. f.

**) Wovon oben, Seite 204.

Digitized by Google

Neger: „Vater wie könnte ich dir das thun? Du bist ja mein Vater und Mutter!" — worunter sie so viel als Vorgesezte verstehen —

Doch, dies mag genug seyn von den Eigenthümlichkeiten der Akraer nach Iserts Schilderung! —

VI.

Kurze Schilderung des Handels der Europäer auf der Goldküste von Guinea. *)

Der Hauptzwek des europäischen Handels nach der Goldküste ist das Gold und die Sklaven; ohne leztere würden die westindischen Inseln größtentheils öde liegen, und Kaffee und Zukker, insonderheit der leztere, würden wenigstens noch dreimal so theuer seyn; denn nur durch afrikanische Sklaven werden die westindischen Plantagen gebaut. Ohne diese Sklaven würde Peru's, Mexiko's und Brasilien's Silber und Gold in den Tiefen der Erde auf immer vergraben bleiben, oder wenigstens nur ein sehr kleiner Theil in menschliche Hände kommen, und bald würden die Sineſen uns an Silber erschöpft haben. — Aber wie gering sind alle diese Vortheile, wenn man sie mit allen den Unmenschlichkeiten abwägt, die dadurch verübt werden. — Der Gefühlvolle schaudert zurük, wenn er ließt: daß Menschen, unsre Brüder, auf immer viele hundert Klafter tief unter der Erde lebendig begraben werden, um Metalle zu graben, die durch sich selbst keinen Lebensgenuß gewähren; und daß die Felder, worauf der Zukker und Kaffee wächst, mit Menschenblute gedüngt sind! — Doch

*) Vorzüglich nach Isert und Römer.

Digitized by Google

wir würden hier eine sehr überflüssige Arbeit unternehmen, wenn wir den Beweis der Unmenschlichkeit des Sklavenhandels führen wollten. Eine solche Wahrheit braucht keines Beweises, man fühlt sie — Englands und Amerika's Gesezgeber fühlten sie auch, und bald (wir dürfen es hoffen) wird man den Sklavenhandel nur noch in der Geschichte kennen. *)

Dann kaufen die Europäer hier auch etwas Elfenbein.

Dagegen führen sie ein: Schlesische und andere Leinwand, aller Arten seidene Zeuche und Stoffe, Tuch, Baumwollenzeuche, Papier, Wein, Branntwein, Rum, Kupfer, Eisenstangen, kupferne und zinnene Bekken, Flinten, Pulver, Blei, Glaskorallen, Spiegel und andere Glasarbeit, Franzosenholz, Buschis u. s. w.

Die Holländer haben den grösten Theil des Handels auf dieser Küste in Händen; sie besizzen daselbst vierzehn Forts und bevestigte Häuser ausser mehreren Handelslogen, und sie lassen nicht selten ihre Uebermacht den andern dahin handelnden Nazionen fühlen. Diese Handlung gehört eigentlich der westindischen Kompagnie. Doch dürfen auch Partikulare gegen eine gewisse Abgabe dahin handeln, wogegen die Kompagnie die Forts

*) Ueber den Sklavenhandel folgt eine besondere Abhandlung in einem der nächsten Bände dieses Werks.

erhalten muß. Die Hauptniederlage der Kompagnie ist zu Mina, wo sich auch der Generaldirektor aufhält. Diesem ist ein Konseil zugeordnet, das aus den ältesten Kommendanten der übrigen Forts, einem Fiskal und einem Sekretär besteht. Dieser Rath hat das Recht, Missethäter, sowol Negern als Europäer hinrichten zu lassen. Die Holländer haben auf dieser Küste ausser den Grometten gegen 200 europäische Soldaten, wovon die Hälfte in dem Hauptfort, die übrigen in den andern Forts in Garnison liegen. Sie haben zu Mina einen Geistlichen, einen Arzt und zwei Wundärzte, und in jedem andern Fort einen Wundarzt. Es kömmt jährlich aus Holland ein grosses Schiff, das die Bedienten und die Truppen mit allen nöthigen europäischen Waaren versieht.

Die Bedienten gewinnen mehr als die Kompagnie, indem sie sich allerlei Unterschleife erlauben. Der Handel ist jedem Chef der Forts selbst überlassen, ausgenommen, daß sie die eingehandelten Sklaven nur an ihre eigene Nazion verkaufen sollen, wovon sie einen geringen Zoll an die Kompagnie bezahlen müssen; sie geben aber nicht die ganze verkaufte Zahl an, und betrügen die Kompagnie um ihre Abgaben. Ueberhaupt zeigt sich in dieser Weltgegend der Karakter der Holländer in einem sehr dunkeln Lichte; die Obern behandeln ihre Untergebenen und die Negern mit der beleidigendsten Härte, und sie machen ganze Zent-

ner falschen Goldstaub, *) womit sie den sträflichsten Betrug treiben. Schon mehrmals haben die Franzosen die Namen holländischer Generaldirektoren auf den Börsen der französischen Handelsplätze als Betrüger und Goldverfälscher anschlagen lassen. **)

Die Engländer haben nach den Holländern den größten Antheil an dem Handel auf der Golküste. Es steht jedem Britten frei, dahin zu handeln. Die Unterhaltung der Forts, der nöthigen Bedienten, Soldaten und Sklaven wird vom Staate getragen, der jährlich 15000 Pfund Sterling dazu verwendet. Kap-Korse ist das vornehmste Fort. Der Gouverneur dieses Plazzes ist der Chef aller brittischen Besizzungen in Guinea, zugleich ist er Präsident im Rathe; der Gouverneur von Anamabo ist Vizepräsident, die übrigen Gouverneure haben alle den Titel

*) Wenigstens war es so zu Römers Zeiten, in der Mitte dieses Jahrhunderts. M. s. dessen Nachr. S. 23. u. ff.

**) Im lezten Kriege mit England hat der Handel der Holländer sehr gelitten; es wurden ihnen im Jahre 1781 von den Engländern verschiedene Forts abgenommen, darunter das S. 128 beschriebene Fort Krevekör, welches durchaus in einen Steinhaufen verwandelt ward, sie erhielten aber alles im Jahr 1785 wieder zurük im Stande wie es sich damals befand; die oben gegebene Beschreibung von Krevekör paßt also nicht mehr ganz. Isert S. 251.

als Mitglieder des Raths; sie haben keinen Fiskal, aber einen Geistlichen, der zu Iserts Zeiten ein Neger war, *) der in England studirt hatte; die medizinische Einrichtung ist wie bei den Holländern. Sie haben nur wenig europäische Soldaten, die meisten sind Mulatten und Landskinder. Jeder Gouverneur macht seinen Handel, wie er es für gut findet.

In neuern Zeiten haben die Dänen gesucht, ihrem Kommerze, insonderheit gegen dem Volta zu, mehr Ausdehnung und Konsistenz durch die Anlegung neuer Forts zu verschaffen; es war aber bis jezt nicht sehr beträchtlich. Die Anzahl ihrer jährlich gekauften Sklaven mag sich gegen 2000 belaufen. Man hat verschiedene Mittel gesucht, diesem Handel aufzuhelfen. Nach Isert gibt der König jährlich zur Aufrechthaltung der Besizzungen 25000 Thaler; wenn die Summe nicht hinreicht, so muß die westindische Kompagnie aus ihrer Kasse zulegen. Der ganze Handel ist ein Monopol dieser Kompagnie, zu dessen Aufmunterung sie den Chefs der Forts und der Kontore ansehnliche Prämien zugesteht. Das Hauptkommando über alle dänischen Besizzungen in Guinea hat der Gouverneur von Kristiansburg. Diesem ist ein Rath zugeordnet, der aus den Kommendanten der übrigen Forts besteht, ohne welche er nichts von Wichtigkeit

*) Im J. 1786. Isert (S. 252) rühmt dessen Gelehrsamkeit und gefälliges Wesen.

keit unternehmen darf. Die Geistlichkeit besteht aus einem Pfarrer und einem Katecheten. Sanitätssachen werden durch zwei Aerzte, einen zu Kristiansburg, den andern zu Friedensburg besorgt. Die ganze Zahl der auf der Goldküste befindlichen Europäer an Bedienten, Soldaten und Handwerkern, Prinzenstein mit inbegriffen, beläuft sich auf etwa 40 Personen. Die übrigen sind entweder Mulatten oder Negern. *)

Die Portugiesen haben auf der Goldküste keine Besizzungen, doch treiben sie daselbst einen beträchtlichen Handel. Ihre Schiffe kommen aus Brasilien, und sind mit Gold und Tabak, zuweilen auch mit etwas Branntwein beladen, wogegen sie Sklaven für ihre Bergwerke einhandeln; sie müssen zufolge vorhandener Traktaten zehn Prozent an die Holländer als Zoll bezahlen.

Die Franzosen haben verschiedenemal versucht, sich auf der Goldküste vestzusezzen, sonderlich im Jahre 1744, wo sie einen Versuch bey Anamabo im Lande Fantin machten. **) Sie hatten nämlich schon vorher einen Sohn des Kaboschirs Korrantein, den sie mit dem Titel „Kaiser der Küste von Guinea" beehrten, nach Paris gebracht,

*) M. s. Isert S. 254. u. ff.

**) Dies ist die französische Niederlassung zu Amakon, von welcher oben schon, S. 112, Einiges gesagt worden ist. (M. s. meine Bibliothek der Länder- und Völkerkunde, IIItes Bdchen, S. 194. u. 196.)

wo sie ihm eine prinzenmäßige Erziehung geben ließen. In bemeldtem Jahre brachten sie ihn wieder zurük, und versprachen sich grosse Vortheile davon. Korrantein war aber der erste, der die Franzosen plünderte, und sie nach Kap-Korse zu flüchten nöthigte. Im Jahre 1786 fiengen sie wieder auf dem nämlichen Plazze an, ein Fort zu bauen; es scheint aber nicht, daß es zu Stande gekommen ist, denn die Arbeiter starben sehr stark weg. *) Die Franzosen dürfen also nur an solchen Orten Handel treiben, wo andre Nazionen sich nicht vestgesezt haben, oder mit Vergünstigung der leztern, unter solchen Bedingungen, die ihnen diese vorschreiben wollen.

Seit der so vieles verändernden Revoluzion ist dieser Handel sehr vernachlässigt worden, und seit dem darauf erfolgten noch fortdauernden Kriege liegt er ganz darnieder. Die auswärtigen französischen Niederlassungen sind in diesem Zeitraume von ihrem Mutterlande beinahe ganz vergessen worden. **)

*) So sagt Isert (S. 253.) Queslin aber hat in seinem oben angeführten Berichte andre Ursachen angegeben, nämlich die Treulosigkeit der Agenten. (M. s. oben S. 113.) Democh bestand diese unbedeutende Niederlassung noch zu Anfang des jezzigen französischen Kriegs.

**) Nach Queslin's Bericht, am angef. Orte. Von der Wichtigkeit des französischen Handels in Guinea, vor der Revoluzion, sehe man Arnould's Balance du

Dem ganzen Handel auf der Westseite von Afrika steht eine wichtige Revoluzion bevor. Denn durch die beschlossene Abschaffung des Sklavenhandels durch die Britten und Nordamerikaner, *) fällt dieser wichtige Artikel zum Theil weg. Doch wird diese Revoluzion auf der Goldküste nicht so fühlbar seyn, als auf den andern Theilen der Westküste Afrika's, da Gold hier die erste und gesuchteste Waare ist. Vielleicht beschäfftigt sich der Handel dahin in Zukunft nur mit andern Gegenständen. Denn wenn die Europäer mehr Menschengefühl äußern, welches sie beim Sklavenhandel nicht konnten, so werden die Negern durch das Beispiel gereizt, auch viel von ihrer Rohheit und Unempfindlichkeit ablegen, folglich gesellschaftlicher und zum Handel geschikter werden. Sie sind nun einmal an die europäischen Kunstprodukte gewöhnt, und werden sie nicht mehr entbehren wollen. Dies wird sie also nöthigen, sorgfältiger ihr Gold aufzusuchen, und dem Schooße ihrer überaus fruchtbaren Erde,

Commerce &c. und den Auszug daraus in den Sprengelschen neuen Beiträgen, IX. Thl. S. 246. u. ff.

*) Die Franzosen haben sogar neuerlich allen Negersklaven in ihren Besitzungen Freiheit, und gleiche Rechte mit den Weissen geschenkt. Solange aber die andern europäischen Nazionen nicht auch zur gänzlichen Aufhebung des schändlichen Negerhandels mitwirken, bleibt das oben gesagte nur .... ein frommer Wunsch! — Doch läßt sich von der gegenwärtigen Stimmung unsrer Zeitgenossen vieles erwarten.

Digitized by Google

manche bis jezt vernachläßigte Erzeugnisse abzugewinnen. Der Handel nach diesen Ländern wird also, zufolge dieser nicht unwahrscheinlichen Voraussezung, statt sich zu vermindern, vielmehr in grössern Flor kommen, und den Europäern wird er keine Vorwürfe mehr von Seiten der verkannten und tiranniſch unterdrükten und mißhandelten Menschheit zuziehen.

Nur diese Fragen bleiben dann dabei noch zu beantworten: Ob nicht die armen Negern in Guinea, wenn sie von ihren Despoten oder von ihren Kreditoren nicht mehr mit Vortheil an die Europäer verkauft werden können, dann noch barbariſcher von ihren Tyrannen behandelt zu werden befürchten müssen? Ob auch in andrer Rükſicht die Aufhebung des Negerhandels für Afrika jezt nicht noch frühe sei? Ob es nicht für die Negern wohlthätiger wäre, sie durch stufenweise Bildung zu beſseren und glüklicheren Menschen zu machen? *) —

Doch davon in der Folge noch ein Mehreres.

*) Ich habe schon meine Gedanken hierüber in meinen Zusäzzen zu der von mir besorgten Uebersezzung von Briſsot's Reise nach Nordamerika — kurz mitgetheilt, und wünschte auch Andre darüber zu hören.

Digitized by Google

Paul Erdmann Isert's,
vormaligen Königl. Dänischen Oberarztes in Guinea

Reisen
nach der guineischen Goldküste und auf derselben.

In den Jahren 1783 bis 1786.

Zugabe.

Schreiben
eines holländischen Offiziers
auf dem Forte El Mina auf der Goldküste.

1787.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unter den guineiſchen Reiſebeſchreibungen, welche die Goldküſte insbeſondere betreffen, verdient keine ſo ſehr unſre Aufmerkſamkeit, als die des D. Paul Erdmann Iſert's, eines Dänen, welcher drei Jahre, vom J. 1783 bis 1786, als Oberarzt der Königl. Däniſchen Niederlaſſungen in Guinea, ſich auf der Goldküſte aufhielt, und verſchiedene Reiſen ſowol auf dieſer Küſte und in die inneren Länder derſelben, als auch nach der Sklavenküſte machte.

Dieſer junge Mann — er ſtarb wenige Jahre nach ſeiner Rükkunft aus Afrika — zeigte ſich in ſeiner in Briefen abgefaßten Reiſebeſchreibung, als guten Beobachter, kenntnißvollen Gelehrten, feinfühlenden Menſchenfreund, eifrigen Naturforſcher und getreuen Schilderer ſeiner Bemerkungen. Freilich ſcheint ſeinen Urtheilen noch bisweilen eine gewiſſe Reife zu fehlen; auch verräth er hie und da einige Unerfahrenheit als Naturforſcher, und traut ſich oft zu viel zu. Doch dieſe Jugendfehler ſind im Ganzen zu unbedeutend, als daß ſie ſeine Verdienſte um Erd- Natur- und Menſchenkunde ſchmälern könnten. Seine Reiſebeſchreibung bleibt

immer ein sehr schäzbarer Beitrag zur Kenntniß von Afrika. *)

Aus dieser sehr lesenswerthen Reisebeschreibung habe ich nun hier das Interessanteste, das eigentlich Hiehergehörige ausgehoben, und lege es meinen Lesern in einer gereinigtern Schreibart, und mit einigen Anmerkungen erläutert vor.

Dies Interessantere und Hiehergehörige besteht aus Isert's Erzählung von seiner Reise nach und auf der Goldküste, und von seiner Rükreise bis nach den Antillen. Seine Schilderung der akraischen Negern habe ich hier weggelassen, weil sie schon zu meiner Beschreibung der Goldküste benuzt ist, und die Schilderung seiner Reise nach Fidah ersparte ich auf den folgenden Band, wo sie erst am rechten Orte steht. —

Diesen getreuen Auszügen aus Isert's Reisen fügte ich das weit unbedeutendere Schreiben eines holländischen Offiziers zu El Mina bei, das im ersten Bande von Cuhu's Sammlung merkwürdigster Reisen nach Afrika steht, und als neueste Nachricht aus Guinea hier allerdings eine Stelle verdiente.

*) Andre Nachrichten von ihm — ausser einigen Aufsäzen in den Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin — kenne ich nicht.

P. E. Isert's
Reisen
nach und in Guinea.

In den Jahren 1783 bis 1786.

Von ihm selbst beschrieben.

I.

Reise von Kopenhagen nach Guinea.

Am 2ten Julius 1783 gieng ich als Passagier an Bord des dänischen Kompagnieschiffs **Prinz Friedrichs-Hoffnung** genannt, welches nach den dänischen Niederlassungen in Guinea bestimmt war. Am folgenden Morgen lichteten wir die Anker, und sahen gegen Mittag, die wegen des dortigen Aufenthalts des berühmten Astronom's **Tycho Brahe** so berühmte Insel **Ween**, *) und bald darauf **Helsingör**.

Es ist die reizendste Seereise in der Welt im

*) Diese kleine fruchtbare Insel gehört seit 1678 zu Schweden. Von jenes berühmten Astronom's Wohnschlosse, Uranienburg genannt, sind nur noch Steinhaufen zu sehen.

Digitized by Google

Sunde, zumal im Sommer, wo man auf beiden Seiten die gesegneten Gefilde Seelands und Schonens überblikt.

Der Wind war widrig, und wir durften es nicht wagen, in die offne See hinaus zu stechen; wir blieben daher bei Helsingör vor Anker liegen.

Nach Verlauf von sechs Tagen fiengen wir an, ein wenig zu segeln, und wir sahen uns bald im Kattegatt. Da wir Windstille hatten, so fischten wir.

In der Nordsee hielt uns der widrige Wind beinahe vier Wochen auf. In dieser Zwischenzeit fiengen wir verschiedene Fische, darunter einige Haiarten.

Am 29sten Julius sahen wir endlich die so längst erwarteten Seestädte Dover und Calais. Am Abend aber veränderte sich der Wind, und wir durften es nicht wagen in den Kanal zu schiffen, sahen uns also genöthigt, gerade wieder umzuwenden, bis zum ersten August, da der Wind uns günstiger wurde, und wir ohne Anstoß in den offnen Ozean hinausschifften.

Am 24sten August erblikten wir eine dänische Brig, *) die von Zante **) nach Ostende mit Korinthen befrachtet war. Sie sezte sogleich ihr Boot aus, nachdem sie unsere Flagge gesehen hatte,

*) Ein kleines Kauffahrteischiff.

**) Eine venezianische Insel im Mittelmeere.

Digitized by Google

und der Befehlshaber derselben kam alsbald zu uns. Sie hatten Mangel an fast allen den Nothwendigkeiten, die die Natur heischet, da sie sich schon eilf Wochen auf der See befanden, indem doch sonst die Reise gewöhnlich nur einen Monat dauert. Diesem Mangel wurde aber sehr bald durch unsern Ueberfluß abgeholfen. Der Tag war heiter, und fast gar kein Wind, deßhalb wir in einem kleinen Fahrzeuge eine Spazierfahrt nach der Brig vornahmen. Es ist sonderbar genug, daß auch in dem breitesten Ozean selbst die See so stille seyn kann, daß ihre Oberfläche so eben wie ein Bret ist.

Bei finstern Nächten konnten wir nun auch das Leuchten des Seewassers sehr deutlich bemerken. Es ist ein reizendes Schauspiel, wenn der Wind etwas wehet, und das Schiff einige Fahrt hat. Denn alsdann ist es nicht anders, als wenn es durch einen feurigen Strom flöge.

Am ersten September sahen wir Land vor uns über den Wolken hervorragen. Die Seeleute hielten es für den Pik von Teneriffa, diesen mächtigen unter den Bergen der Erde. Da wir aber näher hinzu kamen, war es die kanarische Insel Palma.

In der Nacht vom 4ten zum 5ten darauf passirten wir den Wendekreis des Krebses, und da es schön Wetter war, so wurde die Feierlichkeit der Matrosen begangen, die unter dem Namen

Digitized by Google

von Hönsen (Höhnen, auch Hänseln) bekannt ist. Man sagt, daß die Holländer die Erfinder dieses abgeschmakten Vorgnügens sind. Es wird dabei auf folgende Art gehalten.

Am Abend zuvor, wann gehönset werden soll, und es dunkel ist, (das aber innerhalb den Wendezirkeln geschehen muß), sendet man einen Matrosen, den man zuvor in Schafsfellen überall eingehüllet hat, und der mit einer guten Baßstimme begabt seyn muß, bis auf die Spizze des grossen Masts. Wann er hier gekommen ist, fängt er nach Art eines Bären gräßlich an zu brüllen. Alles erschrikt, vorzüglich die jüngern Söhne des Neptuns, die den Wendezirkel noch nicht passirt haben. Die ältern sagen zu den jüngern: „Das „ist der Mann von der Linie! das ist euertwegen. „Er ist böse; Ihr müsset ihm etwas anbieten, sonst „seyd ihr des Todes!" Der Mann von der Linie brüllt wieder. Man verkriecht sich. — Einer der beherztesten unter ihnen legt sich dann auf das Bitten: „Ob denn gar keine Erlösung zu hoffen sei?" Der alte Mann antwortet: „Noch Morgen sollt „ihr bei mir seyn!" Er brüllt noch einmal, und verschwindet — *)

*) Aus diesem Spasse ist schon bisweilen trauriger Ernst geworden. Ein beherzter norwegischer Neuling schlug einst in lieber Einfalt den Matrosen todt, der diesen Popanz vorstellte. (M. s. Römer's Nachrichten von Guinea, S. 225.)

Digitized by Google

Am Morgen darauf, ehe noch die Sonne aufgeht, hat man vier von den alten Matrosen nakkend ausgezogen, und überall geschwärzt. Der alte Mann ist wieder in seinem Ornat, und mit den Schwarzen im Mastkorbe, die seine Engel vorstellen. Die Nacht über hat man eine Menge Seewasser auf den Mastkorb geschleppt, davon die Schwarzen dann und wann ganze Eimer voll aufs Verdek herab auf die furchtsamen jungen Matrosen stürzen. Der alte Mann brüllt wieder. Man bittet ihn, doch herab zu kommen. Er kömmt, und einige seiner schwarzen Engel mit ihm. Er fragt nach dem Hauptmann des Schiffes, den er kennt, und befiehlt sogleich alle seine Mannschaft vor ihn aufzustellen. Es geschieht; er kennt jeden, der den Wendezirkel noch nicht passirt ist, und drohet, ihn mit nach der Linie zu nehmen. Man bittet für sie, und gelobt, sie zu ranzioniren. Man schreibt jeden Namen der Neulinge auf, und so muß er so und so viel versprechen zu geben. Man wird einig, und der alte Mann, den man fleißig Branntwein zu trinken bittet, ermuntert die Matrosen zum Tanz und zu Spielen, deren sie eine solche Menge den Tag über erfinden, daß es einem Ekel erwekken würde, wenn man dies alles erzählen wollte. — Die Hauptsache dabei bleibt immer, daß man von den Engeln braf geschwärzt wird, und daß einem ganze Eimer voll Wasser über den Kopf gestürzt werden, wobei sich der alte Mann immer entschuldigt, daß auf dieser Höhe

Digitized by Google

schwere Travaden fallen. Es bleibt hier Niemand, wer er auch sei, verschont, weßwegen nicht selten die Belustigung sich mit Streit endigt.

Am 7ten, Morgens, da wir uns unter den Inseln des grünen Vorgebirgs befanden, erfuhren wir den ersten Travad. Diese Gegend ist berüchtigt fast beständig stürmisches Wetter zu haben, was mich aber am meisten interessirte, war eine so genannte Wasserhose oder Wirbelwolke, die mit der Spizze bis auf die See herab hieng, und sich wie ein Kräusel von Osten nach Westen drehete. Es ist eins der schrdklichst schönen Schauspiele der Natur. Unsere Seeleute die ihre Wirkung kannten, waren nicht wenig besorgt. Denn es soll nichts ungewöhnliches seyn, daß sie Fahrzeuge mit sich wegschleppt, oder auch in Grund bohrt.

Am 8ten Oktober fiengen wir drei grosse Haifische, oder Menschenfresser, *) deren einer zwei hundert und fünfzig Pfund schwer war. Gewöhnlich haben die Seeleute einen Ekel vor diesem Fische; denn sagen sie, er frißt Menschen, und ißt man ihn, und man hat eine verborgene Krankheit im Körper, so kommt sie alsbald zum Vorschein; ich hingegen fand ihn wohlschmekkend genug, vorzüglich von der Gegend des Bauches, das übrige Fleisch von den ausgewachsenen Fischen ist etwas hart; wenn es gekocht ist hat es eine hohe Orangenfarbe.

*) Squalus carcharias. L. (M. s. im V. B. d. M. S. 243.)

Die Anzahl der fliegenden Fische vermehrte sich n dieser Gegend ausserordentlich; man sah sie in Heerden zu tausenden aufsteigen. So wie sich aber iese vermehrten, so nahm auch die Anzahl ihrer Feinde zu. Eine ganz weisse und eine graue Art Möven, Seeraben, Schneider und Reiger in der uft, und im Wasser Doraden, halbe Kurte, und Boniten, und viele andere Arten machten ihnen as Leben sauer. Einige der leztern wurden mit er Angel, andere mit dem Speer gefangen, deren inige fünfzehn Pfund und darüber wogen.

Am 13ten sahen wir das Dreispizzenkap n Guinea, und bald darauf das erste holländische Fort. Wir hielten uns nahe unter dem Lande, nd hatten das Vergnügen die beiden Hauptforte, George della Mina und Kap Korse nebst vie en andern unbedeutenderen zu sehen.

Am 16ten Oktober befanden wir uns endlich auf der Rhede von Kristiansburg, dem eigentli chen Orte unserer Bestimmung, nachdem wir bei nahe sechzehn Wochen unterwegs gewesen waren, in welchen Niemand seinen Fuß ans Land gesezt hat te. Sogleich kam ein grosser Kahn aus einem Baum stamme gemacht, mit fünfzehn Negern besezt vom Lande rudernd und singend zu uns. Die Schiffe, die an dieser Küste Handel treiben, sind genöthigt eine bis anderthalb Meilen vom Lande entfernt Anker zu werfen, da hier ein sehr seichter Boden ist, wo sie bei plözlich entstehendem Travad, gar

leicht bis in die Brandung treiben kömen, in welchen ein Schiff unwiederbringlich verloren ist. Wir traktirten unsere Negern mit Branntwein, dem ihnen so äußerst angenehmen Getränke, und der Schiffshauptmann gieng alsbald mit ihnen und den Passagieren ans Land.

Umsonst haben die Europäer mit ihren scharfen kleinen Fahrzeugen durch die Brandung ans Land zu kommen gesucht; denn fast allemal wird das Fahrzeug umgeworfen. In weniger als drei Viertelstunden war der Weg vom Schiffe bis an die Brandung zurükgelegt.

Die Negern fiengen nun an, sich zu dem Durchbruch durch die Brandung selbst anzuschikken. Der Kapitän des Kahns hielt eine kleine Anrede an die See, worauf er etwas weniges Branntwein opfernd hinein tröpfelte, und dann mit geballter Faust wiederholt an beide Seiten des Kahns schlug. Uns Europäer ermahnte er, uns vest zu halten. Die ganze Zeremonie verrichtete er mit einem solchen Ernste, daß uns beinahe zu Muthe ward, als wenn wir zum Tode bereitet würden. Hiezu kömmt noch, daß die Negern oft anfangen über zu sezzen, und wieder zurük rudern, weil sie nicht den rechten Zeitpunkt abgepaßt haben. Dies leztere sollen sie auch wol mit Fleiß thun, um die Weissen desto länger in der Brandung zu martern, damit sie aus Erkänntlichkeit für ihre grosse Bemühung ihnen eine desto grössere Flasche Branntwein schenken mögen.

gen. In einigen Minuten waren wir jedoch glüklich hinüber, und unser Schiffchen auf dem Sande. Einige handveste Negern kamen nun vom Strande, und schleppten uns auf ihren Schultern bis auf das trokkene Ufer.

Es war bald Abend, als wir ans Land kamen. Gott, wie wunderbarlich verschieden fand ich diese Erde, von der, die ich vor sechzehn Wochen verließ! Ein neuer Himmel, eine neue Erde, neue Menschen, Thiere und Gewächse! — Alles um mich her ist schön, vortrefflich schön! Doch vielleicht nur darum, weil es neu ist? Aber die ganze menschliche Natur ist gleichsam krank an der Neugierde, an diesem der Menschheit eingepflanzten Triebe, warum soll ich mich ihrer schämen? — Die Negern beiderlei Geschlechts bewillkommeten mich, wo ich hinkam, mit einem zufriedenen: Adieu a hura! (Willkommen Herr!) —

II.

Isert's Reise von Kristiansburg zu Land nach dem Rio Volta. Krieg mit den Negern auf der Ostseite des Flusses.

Wenig Wochen nach meiner Ankunft auf dieser Küste erhielt ich von gegenwärtigem hiesigem General-Gouverneur Herrn Rióge den Befehl, von Ada beim Flusse Volta hinunter zu ihm und seiner Armee von Negern zu kommen, die dort im Lager seit einigen Wochen sich versammelt hatte, um eine andere Negernazion, die jenseits des Volta wohnt, und den Namen der Augnaer führt, zu bekriegen, und für ihre Beleidigungen zu züchtigen.

Zuerst also ein paar Worte von meiner ersten Landreise in Afrika. Das Reisen im hiesigen Lande ist von dem unsrigen in Europa gänzlich verschieden. Man hat weder Pferde, noch Wagen, sondern reist in einer so genannten Hängematte, welches ein Laken oder Tuch ist, das an eine Stange gebunden, von Menschen auf dem Kopfe getragen wird. Zu einer Reise von zehn Meilen gebraucht man acht Negern, die wechselsweise zwei und zwei sich ablösen. Sie sind in diesem Handwerke sehr geübt, und legen den Weg von Kristiansburg nach Friedensburg, den man auf zehn

Meilen rechnet, gemeiniglich in zwölf Stunden zurükke. Wenn die Reise nicht eilt, so reiset man lieber des Nachts, um der heftigen Hizze auszuweichen, die hier von dem Zurükprallen der Sonnenstralen um so stärker seyn muß, da die Negern immer so dichte als möglich, an der See gehen, um von der Feuchtigkeit des immer benezten Ufers zu geniessen.

Drei Viertelmeilen von Kristiansburg liegt die erste Negerei, Labode. Sie hat im Anfange dieses Jahrhunderts ein kleines Fort gehabt, dessen Trümmer man noch siehet. „Damals waren wir, sagen die Labodier, in unserm besten Flor." Sie sind immer Bundsgenossen der Ursuer bei Kristiansburg gewesen, bei welchen sie auch jezt wohnen, da ihre Stadt im Kriege mit den holländischen Akraern vor sechs Jahren abgebrannt wurde. Sie ist vorzüglich berühmt, wegen ihres Orakels oder Fetisches welcher unter den Akraern am meisten in Achtung stehet, und der Priester dieser Fetischhütte ist als der Bischof unter den übrigen akraischen Priestern anzusehen.

Ungefähr zwei Meilen von hier liegt die Negerei Tessing, wo die Hängemattenträger ein Stündchen auszuruhen pflegen, um, wie sie vorgeben, Wasser zu trinken. Es läuft aber gern darauf hinaus, daß der reisende Europäer, wenn er nicht selbst mit dem edeln Safte, dem Branntwein versehen ist, eine Flasche auf seine Rechnung bei dem

Faktor des Orts nehmen muß, um damit seine Negern zu traktiren. Zwei Meilen weiter kommt man nach Temma, nachdem man vorher hinauf im Lande linker Hand durch eine unbedeutende Negerei Ningoa genannt, gekommen ist. Hier steht ein kleines holländisches Fort, das aber im J. 1781 verlassen worden, und worin gegenwärtig ein dänischer Korporal liegt, da die Negern sich unsere Beschüzzung ausgebeten hatten, und seit der Zeit unsere Flagge führen.

Wieder zwei Meilen weiter findet sich eine andere Negerei, oder Stadt, Ponny genannt; diese hat wie jene ein verlassenes holländisches Fort, und gegenwärtig ein dänisches Handlungs-Komtor unter einem Assistenten. Die Handlungsgeschäfte sind aber nicht von Bedeutung. Ich blieb einen Tag und eine Nacht daselbst, da man mir gesagt hatte, daß hier schöne Muscheln gefunden würden, worin ich mich auch nicht betrog.

Zwei Meilen weiter liegen die beiden Negereien Groß- und Klein-Prampram. In der leztern ist eine bevestigte Handlungs-Loge, oder kleine Fortereſſe, die den Engländern zugehört.

Ungefähr bis auf die Mitte des Weges dahin muß man einen gesalzenen Bach passiren, der beständig mit der See Gemeinschaft hat, und der in der Flutzeit oft so tief ist, daß die Negern bis an die Schultern hineingehen. Dann kann er

bis dreihundert Klafter breit seyn. Man nennt ihn das **Ponny-Revier.**

Wieder zwei starke Meilen von **Prampram** liegt endlich unser zweites Fort **Fridensburg** bei der Negerei **Ningo.** Hier war das Ende meiner ersten Station.

Nachdem ich hier einen Tag geruhet hatte, setzte ich meine Reise mit neuem Vorspann weiter fort nach **Ada.**

Auf diesem langen Wege, der ungefähr zwölf Meilen beträgt, findet man gegenwärtig nicht eine einzige Negerei oder Komtór der Europäer. Man ist also genöthigt, wenn man nicht eine Zeit von sechzehn Stunden hungern und dursten kann, sich mit Lebensmitteln zu versehen. Ehmals lag in einer kleinen Entfernung von der See, ungefähr auf dem halben Wege von **Ningo** nach **Ada** die Negerei **Lai**, woraus die Einwohner vertrieben wurden, und sich theils nach **Ada**, theils nach **Ningo** geflüchtet haben. Die Engländer hatten auch daselbst eine offene Handlungs-Loge, die aber auch vorlängst verschwunden ist.

Ungefähr eine Meile diesseits des Flusses **Volta** ist ebenfalls vordem eine kleine Negerei gewesen, die den Namen **Fouthe** führte. Jezt ist der Flek nur noch durch ein einziges Haus, und durch einige Affenkokosbäume kennbar. Das Haus, ist von den Dänen erbaut; und hat in der unruhigen Zeit seit

einem Jahre als eine Loge gedient, da man in der Loge auf der Insel Ada im Volta eine Plünderung von den Augnaern befürchten mußte.

Es war um Mitternacht, als ich hier ankam. Meine Negern waren müde, und fanden für gut, meine Hängematte und mich zwischen zwei Bäume aufzuhängen. Sie legten sich darauf in den kühlen Sand schlafen, und überliessen es meinem eigenen Gutdünken, ob ich schlafen oder wachen wollte. — Ich konnte kein Auge schliessen. Fremd im Lande, unkündig der Sprache der Nazion, furchtsam vor reissenden Thieren, kroch ich sehr bald aus meinem Sakke, und patrouillirte mit dem Säbel in der Faust, unter meinen sehr vest und unbekümmert unter freiem Himmel schlafenden Negern umher. Ein Glük für mich war es, daß die Göttinn der Nacht eben in voller Majestät am unbewölkten Himmel prangte. Denn jeder Palmzweig vom Winde lispelnd bewegt war mir beim ersten Anblik die Erscheinung eines Tigers oder Panthers. Ich blieb jedoch frei von feindlichen Anfällen. Nur eine melodisch singende Froschart kam aus den nahe gelegenen Sümpfen mir um die Beine zu springen, deren einige ich im Eifer mit Donquixotischer Kraft durchstach.

Der Morgen brach endlich heran; nun giengen meine Negern nicht länger am Strande hin, sondern Landeinwärts, wo es fast durchaus morastig war, so daß oft die leer gehenden Negern

ren Trägern erst die Schenkel aus dem Moraste zie-
hen mußten, ehe sie weiter konnten. Dies verur-
sachte eine gar herrlich parfumirte Luft; vorzüg-
lich ist sie angenehm, wenn man, wie ich damals,
in vierzehn Stunden nicht das mindeste genossen
hat. Gegen neun Uhr Vormittags langte ich end-
lich im Lager bei Ada an.

Jauchzend empfiengen mich unsre Krieger. Einige derselben löseten sogleich die Träger ab, und brachten mich im Gallop zu dem Zelt des Gouverneurs. Die Mannschaft selbst mochte damals noch nicht über zwölf hundert Mann stark seyn, da unsere sogenannte Revier- (Fluß-) Negern noch fehlten.

Dieses Lager bestand aus einem Haufen ganz unregelmäßig ausgebreiteter Grashütten. Jede Negerei oder Negerstadt hat auch hier ihre Hütten auf einem Haufen zusammen, und man kann sogleich an der Anzahl der Haufen von Hütten erkennen, aus wie vielen Städten Negern im Lager sind. Jede Negernazion hat wieder ihre eigene Methode, diese Zelte oder Hütten zu bauen. Die Akraer z. B. bauen sie wie ordentliche Bauerhäuser, jedoch so niedrig, daß man nicht gerade aufrecht darinn stehen kann. Dies sehen die Negern für keinen Fehler an, da sie von dem Zelt keinen andern Gebrauch machen, als darin zu schlafen, und ihre Kriegsgeräthschaften aufzubewahren. Die Wände bestehen aus Palmblättern, und das Dach

aus einem sehr langen Grase. Inwendig halten sie dieselben sehr reinlich. Eine gewisse Anzahl dieser Hütten sind mit einem Zaun von eben den Materien, wovon das Haus gebauet ist, umgeben, und dies nennt man ein Quartier, worüber ein von uns so genannter Lieutenant das Kommando hat.

Die Hütten der Bergnegern, oder Aquapimmer und Krobboer sind, wie die Nazion selbst, weit niedriger und schlechter.

Viel besser hingegen sind die der Fluß-Negern. Unter Flußnegern versteht man alle die verschiedenen Negern, die entweder auf den unzähligen Inseln des Rio Volta selbst, oder an dessen Ufern wohnen. Die Wände ihrer Zelte im Lager sind aus dichten Strohmatten in runder Form zusammengesezt, und auf gleiche Weise ist das Dach so veste in einander gewebt, daß sie auch in dem heftigsten Sturm im Trokkenen sind.

Am 15ten Oktober dieses Jahrs, als am Tage, da ich auf die Rhede bei Kristiansburg kam, hatte man den Grundstein zu einem neuen Forte hier gelegt, und es Königstein (Kongensteen) genannt. Da ich aus diesem Namen vermuthete, das Fort müsse etwa auf einem hohen Felsen angelegt seyn, so erstaunte ich nicht wenig, als ich sah, daß dasselbe auf einem ganz flachen Lehmboden stand, wo auch zehn Meilen rund umher gewiß kein Stein zu finden ist, der gröser als eine Bohe

se wäre. Da ich dieserwegen dem Gouverneur meine Bewunderung zu erkennen gab, so eröffnete er mir: „Daß dies Fort um so mehr den Namen „Königstein verdiene, weil alle Steine, die dazu gebraucht worden, entweder von Kristians„burg, oder gar aus Europa auf Kosten des Kö„nigs gekommen sind."

Königstein ist ein regulares länglichtes Vierek, hundert sechs und dreißig Ellen lang, und hundert und dreißig Ellen breit, mit vier Bastionen, deren jede sechs Kanonen tragen soll. Fürs erste will man nur die zwei Bastionen nach dem Flusse zu erbauen. Die äußere Mauer ist gegenwärtig bis drei Fuß über die Erde erhaben. Es liegt ungefähr eine Meile von der Seekante im Lande hinauf, und einen guten Büchsenschuß von dem Ufer des Rio Volta, der Insel Ada, auf welcher wir ehmals unsere Handlungsloge hatten, gegen über. Zwischen dem neuen Forte und dem Flusse stehen die Zelte oder Hütten der Europäer und Mulatten-Soldaten, und gegen den Fluß zu ist eine Schanze aufgeworfen, die mit Kanonen bepflanzt ist, um den Feind zu empfangen, der jenseits des Flusses ebenfalls im Lager liegt. Mitten zwischen den Kanonen steht eine hohe Stange, worauf die königliche Flagge weht.

Nun muß ich doch unsre Armee [illegible] ben. Sie sieht sehr buntschäkig [illegible] Negern sind in ihrer Kleidung [illegible]

Digitized by Google

Nazionen eben so sehr verschieden, als in ihrem übrigen Betragen. Wenn diese in allem Aeußern, bis auf die unwesentlichsten Kleinigkeiten auf Harmonie halten, so suchen jene nur darauf zu studiren, wie Einer dem Andern unähnlich seyn möge. Die Rüstung selbst bleibt freilich immer einerlei. Die vornehmsten Stükke, die gegenwärtig zu einem Neger-Soldaten erfordert werden, sind eine Flinte, eine Patrontasche von Panther- oder andern Fellen, die vor den Bauch gebunden wird, darin sie zwölf bis sechzehn Patronhülsen mit Pulver gefüllt, gepflüktes Bast zu Vorladungen, und bleierne Kugeln, in Ermangelung deren sie gehaktes Eisen, oder schwere glatte Steine haben. Um die Hüfte tragen sie einen ledernen oder baumwollenen Gürtel, und an diesen sind verschiedene Messer von verschiedener Grösse in ihren Futteralen bevestigt. Ueber den Schultern hängt auch oft noch ein Tuch, worin noch einige Messer gebunden sind, oder auch ein Säbel bevestigt ist. Ein kleiner Beutel mit Mammue, welches gerösteter und zu Mehl geriebener türkischer Weizen ist, und eine kleine Kalebasse, oder Kürbisschale zum Trinken. Noch hängt an der Hüfte ein Bastseil, um die Gefangenen, die sie etwa machen möchten, damit zu binden.

Selbst ihre Kleidung hat alsdann eine ganz andere Form; statt daß sie sonst einen so genannten großen Pagne zu tragen pflegen, wird im Kriege nur ein Tâklâ, das bloß bestimmt ist im ei-

entlichen Verstande die Scham zu bedekken, ge-
raucht. Auf dem Kopfe tragen sie gar wunderli-
he Dinge. Die gemeinste Art ihres Kopfpuzes
st ein Kuhfell, das sie frisch über einen Kloz zie-
en, und so troknen lassen; den Rand schneiden sie
ann ein wenig zierlich aus, und so ist der
Helm fertig. Andere haben ein Ohr eines Elefan-
ten, so zu recht gedrehet, daß es ihnen denselben
Dienst leistet. Wieder andere haben die Wirbelbei-
ne eines grossen Fisches in der Form einer Müzze
gebracht, und daran einen langen Schwanz von
schwarz und weiß gebänderten Federn eines Falken
geheftet. Diese Art gebrauchen vorzüglich die Vor-
nehmern der Revier-Neger. Die Berguegern ha-
ben sie entweder von einer grossen schwarzen Affen-
art, oder von Pantherfellen, da sie es dann so ein-
richten, daß da, wo die Augen des Thiers gesessen
haben, nun die ihrigen sizzen, und hinten an hän-
gen sie einen langen Schwanz von dem Felle des
Thiers, um desto fürchterlicher zu scheinen. Noch
andere haben entsezlich große Strohüte, oder auch
Müzzen von Matten auf u. dergl. m. — Eine
Menge Fetischereien hängen dann auch am ganzen
Körper herum, deren jede ihren eigenen Nuz-
zen haben soll. Bei den Akraern ist allgemein,
daß sie eine Menge von weichen Grase unter das
linke Knie binden; die Enden derselben lassen sie
etwas lang herunter hängen, und darein werden
eine Menge Knoten gemacht, die mit Glaskorallen
durchwebt sind, und wovon jeder wieder seinen ei-

genen Nuzzen haben soll. Auf den Händen und am Halse hängen ebenfalls eine Menge solcher Amulette; je nachdem der Mann vornehm ist, desto grösser ist die Zahl und der Preiß derselben, die er von den Fetisch-Priestern erkaufen muß. Die Krepeer exzelliren am meisten unter allen mir bekannten Negern in der Menge der Fetische.

Heerführer erhalten auch überdies einen wechselsweise mit rother und weisser Farbe bemalten Stab, dessen Mitte mit einem Strohband von besonderer Art umwunden ist, und den der Held in der Aktion nicht von sich legen darf.

Ein Lieutenant trägt einen Säbel, und nur selten eine Flinte. Dieser Säbel muß im Lande nach ihrer eigenen Art gemacht seyn, da sie die, welche aus Europa kommen, nicht viel mehr achten, als um Holz damit zu fällen. Gemeiniglich hat er eine sichelförmige Figur; oft sind zwei Schneiden zusammen in einen Handgriff gefaßt, und dieser ist wieder mit verschiedenen eisernen Stacheln, die bis einen halben Zoll hervorragen, versehen, deren Nuzzen ich nicht einsehe, es sei denn um ihn desto vester in die Hand halten zu können.

Die Kriegsmusik der Negern besteht hauptsächlich aus Trommeln und Hörnern von Elefantenzähnen. Die Hornbläser wissen mit ihrem Instrument einen Jeden mit Namen zu rufen, und dies hat seinen guten Nuzzen, denn wenn im Ge-

Digitized by Google

echt eine Parthei der Muth anfängt zu sinken, o ruft ihr Hornbläser auf Befehl des obersten Be ehlshabers den Namen des wankenden Lieute ants zu wiederholtenmalen, um ihm Muth ein uflößen.

Noch sind der grosse Sonnenschirm und die flagge Nothwendigkeiten zu einem kriegerischen Aufzuge.

Doch, ich muß jezt auch die Ursache und die Absicht dieses afrikanischen Feldzugs erklären.

Seit undenklichen Zeiten sind die Adaer, oder die Negern diesseits oder westlich am Flusse, oder auch auf den Inseln des Flusses Volta selbst, Feinde der Negern jenseits des Flusses gewesen. Die so oft unter ihnen entstandenen Streitigkeiten hatten meist ihren Grund in den Gränzen bei der Fischerei. Denn da beide Nazionen am Volta wohnen, so war es natürlich, daß beide ein Recht zur Fischerei haben mußten. Nie aber konnten sie recht über die Breite einig werden, wie weit sich diese oder jene Nazion beim Fischen wagen dürfte. Sie zerfielen auch miteinander, wenn Jemand von einer Völkerschaft bei einem von der andern Geld zu fordern hatte, und er keine Bezahlung erhielt. Doch auch der bloße Neid, wenn die eine glüklicher und reicher wurde, gab Anlaß zum Kriege. Dieser fieng sodann durch kleinen Scharmüzel an, bis die Parteien so auf einander erbittert wurden, daß der Krieg allgemein ward. Die Adaer zogen

sich vorzüglich auch dadurch den Neid ihrer Nachbarn zu, daß sie Europäer beherbergten (nämlich unsere Loge), wie auch durch den guten Fortgang ihrer Salzmacherei, welche ihnen ihren meisten Reichthum einbrachte, da sie es so vortheilhaft an die Bergnegern und Assianter verkaufen können. Aber wie es gewöhnlich geht; Reichthum erzeugt Ueppigkeit, und Ueppigkeit einige Schwäche, welche von jeher alle Staaten ihrem Falle nahe brachte.

Die Augnaer hatten im Jahre 1750 *) die Adaer sehr in die Enge getrieben; diese suchten mit der Zeit sich zwar wieder empor zu heben, rächten sich manchmal an ihren Feinden, und machten endlich einen Frieden, der jedoch nicht länger dauerte, als bis 1767, da die Augnaer wieder einen Versuch auf die Adaer wagten, der ihnen aber nicht sonderlich gelang, deswegen sie ihn einige Jahre nachher wiederholten. Im Jahre 1776 hatten die Augnaer sich mit allen ihren Nachbarn verbunden, um die Adaer gänzlich auszurotten. Dies gelang ihnen auch nach Wunsch. Sie überfielen sie nämlich des Nachts mit ihren Kähnen, tödteten einen Theil, machten einen Theil zu Gefangenen, verbrannten ihre Stadt, und erhielten also einen vollständigen Sieg über sie. Was noch von Adaern übrig war, flüchtete nach Friedensburg.

*) Nach Römers Nachrichten, S. 245.

Digitized by Google

Die Augnaer hatten es nun nur noch mit den Europäern zu thun, die immer noch ihre Loge auf der Insel Ada hatten, für welche sie doch jederzeit einigen Respekt hegten, um so mehr, da sie wußten, daß daselbst eine Art von Schanze aufgeworfen war, auf die man kleine Kanonen gepflanzt hatte. Dennoch hörte man von Zeit zu Zeit, daß sie im Begriffe waren, die Loge zu plündern. Sie suchten auch unsere Faktore durch Abgesandte und grosse Geschenke, die nicht anders als ein Tribut angesehen werden konnten, zu gewinnen. Dessen ohngeachtet hielten wir die Loge bis 1782, da unsere eigenen Negern durchaus darauf bestanden, unsere Waaren nach der Westseite des Flusses ans Land zu bringen, indem hier kaum Sicherheit mehr für uns wäre. Sandten wir etwa Waaren mit unsern Kompagnie-Sklaven über Land, oder auf dem Flusse nach Quitta, so wurden sie gewöhnlich geplündert; man nahm Waaren, Fahrzeuge, und selbst unsere Negern.

Eine so weit getriebene Ausgelassenheit konnte nicht anders, als uns gegen eine Nazion erbittern, mit der wir sonst im Friede zu leben wünschten. Man schikte Abgeordnete an ihren König und Rath, und drohte, wenn dergleichen Feindseligkeiten nicht aufhörten, so würden wir uns genöthigt sehen, so viele Negern, als wir bekommen könnten, mit uns zu verbinden, um feindlich gegen sie zu agiren. Man zog wirklich einige bewaffnete Negern nach dem vorerwähnten Orte, wo ich die

Nacht unter freiem Himmel kampirte. Da die Augnaer nun sahen, daß das Ding Ernst werden wollte, so liessen sie sich in Unterhandlungen ein. Man verlangte Pfänder zur Versicherung des Friedens, worauf sie zwei Kinder von den vornehmsten Männern als Geisseln schikten.

So standen die Sachen eine Zeitlang, bis die junge Mannschaft der Augnaer die Ruhe nicht länger ertragen konnte. Sie schwuren, daß es eine Schande wäre, sich so von den Weissen gleichsam unterjochen zu lassen. Sie bezogen deßhalb ein Lager nahe am Flusse, und wollten unseren Negern auflauren, um sie zu fangen. Da die Mehrheit der Stimmen die Wage hielt, so sahen der König und sein Rath sich gezwungen, ihren Forderungen Gehör zu geben, ohngeachtet sie nur allzuwol einsahen, daß sie den Kürzern ziehen würden.

So standen ungefähr die Sachen bei meiner Ankunft in unserm Lager. — Die Adaer, die noch bis jezt sich in Ningo verkrochen hatten, sahen es recht von Herzen gern, daß wir beschlossen hatten, bei ihrer ehemaligen Negerei ein Fort zu bauen, denn nun wußten sie einen sichern Zufluchtsort, im Fall sie wieder von ihren Feinden überfallen würden. Diese Bereitwilligkeit, die Anlegung eines Forts auf ihrem Boden zu verstatten, würden sie vor fünfzig Jahren wol nicht gehabt haben, da sie noch in ihrem goldnen Alter lebten, und ihr Kaboschir eitel genug war, sich den stol-

zen

n Titel eines Herrn über Himmel und Erde Jmbo Kus puntse) zu gehen.

Seit wir hier lagen, sind unsere Feinde uns rschiedene Male schon beschwerlich gewesen, vorglich des Nachts. Da sie uns aber immer auf n Posten fanden, so konnten sie nichts ausrichten.

Neulich nach Mitternacht entstand ebenfalls ein irm im Lager: der Feind käme. Man hatte imlich in der Gegend von Agraffi, einer Flußegerei, verschiedene Schüsse gehört, und hielt n dafür, daß es der Feind wäre, der sich mit ıfern Fischern und Vorposten schlüge, und nun ıs bald zu überrumpeln gedächte. Man schlug gleich die Lärmtrommel, und alles ward alsbald ıf seinem Plaz bewaffnet. Ich erhielt den meigen auf der Nordbastion im Forte, die bereits weit fertig war, daß Kanonen darauf liegen unten. Da man immer noch einige Flintenschüsse ıs derselben Gegend hörte, so wurden einige beaffnete Negern in Kähnen auf Kundschaft ausschikt. Bald darauf erhielten wir die Nachricht, ıß fünf unserer Kähne, die mit Muschelschalen ım Kalkbrennen beladen waren, von den Feinden ıgegriffen worden wären. Die Mannschaft hatte ch durch Schwimmen ans Land gerettet, ausser nem Mann, der in die Hände der Feinde fiel, it welchem sie in ihr Lager eilten.

Am 14ten Februar wurde nun die wichtige Militär-Promozion eines Neger-Feldherrn vorgenommen,

der als ein Feldmarschall der vereinigten Nazionen anzusehen seyn sollte. Alle Kaboschiren, Aeltesten u. s. w. fanden sich bei dieser feierlichen Handlung ein, und schlossen einen Kreiß. In demselben stand auf der einen Seite ein viereckter Tisch, darauf ein gelbseidenes Pagne oder Leibgürtel, und auf diesem ein kostbarer Säbel lag, mit der Inschrift: Gloria ex amore patriae, neben diesen waren sieben Weingläser, und eine Flasche Wein hingestellt. — Um den Tisch in einem Halbzirkel saß zur Rechten Otho, der Held und erster Kaboschir der Akraer; Nakue, Kaboschir von Ursue, der Gouverneur Herr Major Ridge, und drei andere vornehme Europäer. In einiger Entfernung saß Attiambo, sogenannter Herzog von Aquapim. Hinter diesem Herzoge und den Kaboschiren standen einige bewaffnete Negern; andere hielten ein grosses Parasol über die Oberhäupter. Diese alle umschloß ein Heer von ungefähr fünfhundert Negern in einem Zirkel, deren beide vorderste Glieder auf niedern Stülen saßen, die andern auf der bloßen Erde, bewaffnet, das Gewehr vor sich gestämmt. Die Aeltesten, der Adel oder die Grandes saßen vorne. In der Mitte des ersten Gliedes saß der Fetischpriester. Er zeichnete sich durch ein dikkes Strohband aus, das er um den Hals trug, und das ihm bis auf den Bauch herunter hieng, eine Müzze von Matten, und einen dikken Stab, den er in der Hand hielt. In dem offenen Halbzirkel lagen einzelne sechs

nker Branntwein, mit darauf liegenden Rollen abak, und dabei stehenden Pfeifen. Weiter hin dem Zirkel giengen zwei unserer schwarzen Be enten, in der einen Hand eine grosse Flasche ranntwein, und in der andern ein Glas, und enkten den Grandessen im Kreise ein.

Nachdem Alle Branntwein bekommen hatten, elcher bei jeder Feierlichkeit der Negern voran ge n muß, indem sie vorgeben, sie könnten nachher sser denken, trat der Dollmetscher in den Kreis, nd hielt eine Anrede, die sich auf die Handlung es Tages bezog. Er war genöthigt die Rede drei al in verschiedenen Sprachen zu sagen, indem nsere Armee aus so vielen Hauptsprachen bestund. r that dies mit einer Fertigkeit, die vielleicht anchen europäischen Redner beschämen würde. ie Rede selbst pries die Tugenden des Otho, und aß er der Würdigste sei, das Schwerd oder das berste Kommando der vereinigten Armee zu führen, nd daß die Weissen hofften, sie würden seinem ommando gehorsam seyn. Als dies mit dem freu igsten Zuruf angenommen worden, ward dem Hel en der Säbel überreicht. Er hielt ihn ausgezogen it beiden Händen in die Höhe, hob die Augen en Himmel, und sagte: „Ihr seid Weiße, deren Diener ich bin; Gott, tödte mich mit diesem Schwerde, wenn ich je meineidig werde!" Die Weißen tranken hierauf mit dem Herzoge und dem abossier Nakue die Gesundheit des Otho, wor uf er mit sieben Kanonenschüßen beehrt ward.

Am 24sten Februar wurde unserm schwarzen Herrführer von der vereinigten Armee der Eid der Treue abgelegt. Alles erschien deßhalb in militairischer Gestalt, der Held selbst über und über mit rother Erde bestreuet, welches vermuthlich ein Sinnbild des Blutdurstes nach dem Feinde vorstellen sollte. Jeder sogenannte Lieutenant oder Kommandeur über fünf und zwanzig bis hundert Mann hatte einen grossen Parasol, den ihm ein Sklave beständig über dem Kopfe hielt.

Nachdem sich alle versammelt hatten, wurde unter einem beständigen Trommeln und Hornblasen um das neue Fort herum getanzt, und dazu unaufhörlich geschossen. Jeder schwur dem Otho, und den übrigen versammelten vornehmen Negern, und nachdem diese Zeremonie mit Schießen geendigt war, kamen sie endlich in Zügen zu uns Europäern, und schwuren Jedem insbesondere, ungefähr mit folgenden Worten: „Ich bin ein Mann bereit zum Schlagen, und mein Leben für dich aufzuopfern!" Diese Worte begleiteten sie mit vollen Gestikulazionen. Ihre Gebärden drukten dabei den äußersten Haß gegen ihre Feinde, und ihre Standhaftigkeit aus.

Otho war der lezte von den Schwörenden. Das edle Betragen dieses Greises gab ihm in der That ein treffliches Ansehen. Er schwur mit Ueberlegung, nicht mit Hizze: „Ich habe nur einen „Parasol, eine Trommel und einen Feldstul; wo

„diese drei sind, bin ich auch, und wo ich bin, ist „auch dies ganze Heer!"

Am 21sten März wurde der feierliche Einzug ins neue Fort gehalten, und von nun an ward es mit Wache besezt.

Den 25sten darauf brach unsere ganze Armee auf, um den Augnaern und ihren Bundsgenossen zur Schlacht entgegen zu gehen. Bei der Einschiffung waren unsre an keine Ordnung gewöhnten Negern so eilfertig, daß daraus grosse Verwirrung entstand. Wir Europäer hatten dabei nicht wenig Arbeit.

Endlich gieng es doch vorwärts; aber erst gegen Abend kamen wir nach der Mündung, wo wir uns gerade unsern Feinden über lagerten, welche sehr krozzig am Strande spazierten.

Der Plaz wo wir uns gelagert hatten, war eine Erdzunge, die auf der einen Seite von der See, und der andern von dem Flusse Volta gebildet wurde. Unser Lager bestand aus Hütten von Gesträuchen; unser ganzes Heer janchzte, und ein unaufhörliches Trommeln, Hornblasen u. s. w. durchschallte die Luft bis in das Lager unserer Feinde. Abends und Morgens schoß man Wachtschuß scharf mit dem Sechspfünder gerade ins Lager der Feinde, denen dies Geschüz um so schröklicher syn mußte, da sie selbst nicht damit versehen waren.

Am folgenden Tage hielten wir Ruhetag. Am Tag darauf aber mußte alles frühe unter den Waffen seyn, um sich zur Ueberfahrt fertig zu halten.

Die Kanonenböte mit den Europäern ruderten voran, gerade vor das Lager der Feinde. Sobald man glaubte diese erreichen zu können, fieng man an, auf ihre Hütten zu kanoniren. Hier entdekte sich eine List der Augnaer, die man bei einem in der Kriegskunst so wenig erfahrnen Volke kaum hätte vermuthen sollen. Sie hatten sich nämlich mit einer natürlichen Brustwehre verschanzet, und mit Laufgräben versehen, die so sinnreich gemacht waren, als wenn ein europäischer Ingenieur den Plan entworfen hätte. Bei dem allem schienen unsere Sechs- und Dreipfünder doch einige Wirkung zu thun, als sie dem Lande nahe genug kamen, denn zu verschiedenen Malen liefen die Augnaer haufenweise nach dem Plazze hin, wo die Kartätschen getroffen hatten, und dies geschah wahrscheinlich in keiner andern Absicht, als um ihre Verwundeten in Sicherheit zu bringen.

Man fieng um neun Uhr Vormittags an zu feuern, und hörte erst um zwölf Uhr auf. In dieser Zeit standen alle Kähne, hundert und fünfzehn an der Zahl, in einer Linie nahe unter dem Lande. Als unsre Negern aber eine gute halbe Stunde so gestanden, und einigemal auf die Augnaer, die aus ihren Löchern in den Gebüschen haufenweise hervor kamen, Feuer ohne Wirkung

Digitized by Google

gegeben hatten, so zogen sie sich wieder nach dem Lager zurük, und liessen die Europäer mit den Kanonenböten im Stiche, die dann folglich auch wieder umkehren mußten. Die Negern gaben ihre Furcht vor den Gespenstern, welche in dieser Gegend hausen sollen, als Ursache ihres Rükzugs an. Keine Vorstellung half dagegen.

Am folgenden Tage brachten unsere Flußnegern einen Plan hervor, wie sie an einem andern Orte gut ohne Gefahr ins Land der Augnaer eindringen könnten, und dieser wurde von dem ganzen Kriegsrathe angenommen. Denselben Abend noch, sobald es dunkel ward, fieng man mit Uebersezzen an, welches die Nacht hindurch fortdauerte.

Um sechs Uhr Morgens langten wir auf dem Lande der Krepeer an. Als unsere Mannschaft übergesezt war, wurden sie in vier Kolonnen zertheilt.

Der Marsch ward ununterbrochen fortgesezt von acht Uhr des Morgens, bis des Nachmittags um vier Uhr, da wir uns auf einer Ebene lagerten, die mit einem angenehmen Palmwalde umgeben, und in dessen Mitte ziemlich gutes Wasser zu haben war. Hütten oder Zelte wurden hier nicht gemacht, sondern alles lag unter freiem Himmel. Die Nacht war dunkel und stürmisch. Ein Plazregen durchnäßte uns bis auf die Haut, und in dieser Lage, da alles in Unordnung war, muß-

ten wir noch einen Ueberfall von unsern Feinden vermuthen; doch es gieng alles besser, als wir befürchtet hatten, und das Wetter ward uns wieder günstig.

Am 30sten wurde wieder um sechs Uhr aufgebrochen, und der Marsch durch Sümpfe fortgesezt. Um zehn Uhr waren wir dem ersten feindlichen Dorfe gegen über, welches Atokko heißt.

Gleich darauf erblikten wir zu beiden Seiten der Armee einen Haufen wilder Büffel. Ich konnte nicht begreifen, warum diese sonst wilden und gefährlichen Thiere bei dem Anblik einer solchen Menge bewaffneter Leute nicht scheu wurden. Denn sie standen baumstille, sahen die Fronte unserer Armee an, giengen dann wieder einige Schritte vorwärts, bis sie endlich in einem Binsenbruch fortzogen. Die Ursache, warum sie uns bald entgegen kamen, bald dort hinliefen, zeigte sich am Ende.

Wir langten nun selbst in diesem Bruche an. Der Marsch war höchst beschwerlich; nicht allein weil man jeden Augenblik stille halten mußte, damit die Vordersten Zeit gewinnen möchten, den Weg zu bahnen, sondern auch der erstikkenden Hize wegen; denn diese Binsen waren völlig Mannshoch, so daß man wohl die senkrechten Strahlen der Sonne in in ihrer ganzen Stärke fühlte, aber nicht der geringsten Bewegung der Luft sich zu erfreuen hatte. Endlich sah ich etwas in der Entfernung

von zwanzig Schritten voraus in einer halben Zirkellinie ein sehr hohes Schilf, woraus ich schloß, daß daselbst wieder ein breiter Graben seyn müsse, und daß dieser den fatalen Binsen ein Ende machen würde.

Plözlich ertönte auf einmal, wie ein rollender Donner, ein Musketenfeuer unter uns von jenseits des Grabens! „Da geht das Spiel an!“ sagte unser Major.

Die Augnaer hatten uns durch Feldposten auf Bäumen schon längst kommen sehen, und um uns den Weg abzuschneiden, sich hieher postirt. Weil sie im Ueberfalle ihre Stärke haben sollen, so waren sie in Ordnung, und ihr erster Schuß glich in der That dem Bataillonfeuer europäischer Truppen.

Alle die Narrenspossen, die sonst die Akraer und andere Negern zu machen pflegen, wenn sich die feindlichen Parteien einander sehen, fielen hier auf beiden Seiten gänzlich weg.

Die Vordersten von den Unsrigen hatten den im Schilf versteckten Feind bemerkt, und waren also gleich fertig, ihm zu antworten. Man schlug die Angriffstrommel, und wir hatten das Vergnügen zu sehen, daß alles, was sich nur vordrängen konnte, seine Pflicht beobachtete. Niemand wich, und die Aquapimmer und holländischen Akraer kamen nicht einmal zum Schuße. Ju-

dessen wollte der Feind nach einem halbstündigem Feuern noch nicht weichen.

Unsere Adaer und Fluß-Negern bewiesen jezt ein Meisterstük ihrer Tapferkeit. Das Gewehr in dem Munde, und ihr übriges Gepäkke auf dem Kopfe, durchwadeten sie den Graben an einer Stelle, wo die Augnaer es nicht vermutheten, und griffen sie darauf muthig an, vorzüglich die Adaer, die wie rasend auf den Feind losgiengen. Er wurde also von zwei Seiten zugleich von unsern Kriegern angegriffen, von welchen die hizzigsten ihm nahe auf dem Leibe waren. Hätte der linke Flügel zu gleicher Zeit den Graben durchschnitten, und wäre mit eben solcher Hizze in den Feind gefallen, so wäre es eine leichte Sache gewesen, ihn zu umringen, und gänzlich zu Gefangenen zu machen. Aber der undurchdringliche Binsenwald verhinderte dies.

Ein so lebhaftes Feuer war der Feind nicht im Stande lange auszuhalten, sondern ergriff nach einem dreiviertelstündigen Gefechte die Flucht. Die Unsern erhoben ein wiederholtes Siegsgeschrei, und sobald sich die ganze Armee jenseits des Grabens sah, sezte man dem Feind in möglichster Eile nach. Er hatte aber einen guten Vorsprung bekommen, war auch durch den Marsch nicht ermüdet, wie die Unsrigen. Die Weiber und Kinder der Augnaer hatten die Aktion auf den Bergen in der Ferne mit angesehen, und da sie bemerkten,

Digitized by Google

)aß ihre Männer uns den Rükken wiesen, so suchten ie ebenfalls das Weite.

Die Armee zertheilte sich jezt in zwei Kolonnen, deren rechte die erste Negerei der Feinde Atokko in Brand stekte, und so viel Ochsen und Schafe und andern Raub, als sie in Eil pakken onnten, mit sich fortschleppten. Ein anders nahes Dorf erfuhr dasselbe Schiksal.

Gegen Abend um fünf Uhr erreichten wir Augna, die Hauptstadt der Augnaer selbst. Hier versammelte sich die Armee in einen Hauptzirkel, nachdem sie vorher noch drei kleine Negereien in Brand gestekt hatte. Unsre Negern stekten aller Vorstellungen ohngeachtet auch die schöne Stadt in Brand, und wir lagerten uns dann an einer Seite der brennenden Stadt, wo uns der Rauch nicht beschwerlich fiel, und die Truppen schmausten herrlich von der vielen Beute an Ochsen, Schafen, Schweinen, Hünern, die der Feind in Eile nicht hatte mit sich fortschleppen können. Lampen waren hier nicht nöthig anzuzünden, die nahe gelegene brennende Stadt Augna überhob uns der Mühe.

Wir hatten bei dieser Aktion einige vierzig Blessirte, von welchen einige hernach starben. Ein kölerischer Adaer erschoß sich selbst in der Aktion, weil er glaubte, es würde übel für uns ablaufen. Der Feind mußte hingegen weit mehr gelitten haben, da man dreizehn auf dem Wahlplazze fand.

die alle nach Negersitte ihre Köpfe verlieren mußten. Denn es ist ein eigenthümlicher Gebrauch dieser Nazion, daß sie ihren todten Feinden, so wie den Bleßirten, die nicht gehen können, mit ganz kaltem Blute den Kopf herunter säbeln. Diese schleppen sie dann mit sich fort, poliren sehr sauber alles Fleisch herunter, und hängen die untere Kinnlade an die kleinen Trommeln oder Blasehörner. Der Obertheil hingegen wird an der grossen Trommel bevestigt. Dies sind ihre Trophäen.

Der ganze Abend ward mit Schmausen und Singen zugebracht, und die Lustbarkeit endigte sich mit einem wilden Viktoriaschießen. Man lagerte sich wieder unter freien Himmel; nach Mitternacht entstand abermals ein Travad mit Regen, von welchem ich wenigstens nicht das Geringste vernahm, so sehr hatte der gestrige Marsch und Arbeit mich ermüdet, ob ich mich gleich am Morgen völlig durchnässet fand.

Man lag den folgenden Tag und Nacht über hier, um, wie man sagte, unsere schwer Bleßirten nachzuholen, die in Hängematten getragen werden mußten.

Auf den Abend schlug man die Werke um Leger, und ertheilte den Befehl, daß Morgen alles den Europäern nach Quitta folgen, sich jedoch dort aller Feindseligkeit enthalten solle.

Am ersten April also, um sechs Uhr, brach

die ganze Armee auf. Um acht Uhr kamen wir an die Stadt unserer ärgsten Feinde. Sie heißt Way. Unsere Bergnegern, die im Brennen und Plündern die geübtesten sind, hatten sich den Tag zuvor des Ueberflusses zu Augna ohngeachtet nicht enthalten können, diese, und die eine gute Meile weiter östlich gelegene Negerei Tebe, in Brand zu stekken, und zu plündern. Es war ein scheußlicher Anblik zu sehen, wie diese Uebermüthigen die armen Thiere, Schafe, Ochsen, Ziegen und Schweine in so grosser Anzahl erschossen und liegen gelassen hatten; denn schon nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden, waren sie übermäßig von der Sonnenhizze aufgetrieben. Was noch lebte ward völlig getödtet, entweder geschossen, oder, wie ich einmal sahe, lebendig gebunden, ins Feuer geworfen, und gebraten. Die Art, wie sie damit verfuhren, war sonderbar genug: sie nahmen ein Strohdach von einer Hütte, legten darauf das lebendige Schwein gebunden, sodann wieder ein Dach darauf, zündeten die untere Lage an, und wenn alles Stroh verbrannt war, so war der Braten fertig.

Die Waynegern sind die ärgsten Spizbuben von der ganzen honetten Augnaer-Nazion.

Von hier gieng es, nachdem man sich eine [illegible] ne Stunde aufgehalten hatte, nach der [illegible] lichen Negerei Tebe. Der Marsch [illegible] zleich nachdem man auch hier [illegible] nach der von da nur noch zwei [illegible]

Negerei Quitta fortgesezt, wo wir Dänen eine Loge haben.

Gerade um zwölf Uhr langten wir an. Wir fanden unsere Loge und die Negerei leer, einen alten Kompagnie-Sklaven ausgenommen; der kommandirende Europäer mit den übrigen der Kompagnie zugehörigen Leuten hatte sich nach einer in den Gebüschen liegenden Stadt geflüchtet, deren Einwohner unsere Partei hielten und sich Aflahuer nennen. Die Quittaer selbst ob sie gleich neutral seyn wollten, hatten doch bei dem Gerüchte von unserm Siege ihre Negerei verlassen, und waren in die Gebüsche entflohen. Man schikte Gesandten ab, die sie versichern mußten, daß man gar keine Feindseligkeiten gegen sie ausüben wolle, und daß sie ungestört wieder in ihre Negerei kommen könnten, welches sie dennoch nicht thaten.

Am 4ten darauf stieß ein Haufe Krepeer von elf hundert Mann zu uns. Diese waren von verschiedenen Oertern. Unsere Armee ward durch diesen Zuwachs ansehnlich vermehrt, indem wir nun über drei tausend Gewehre hatten. Alles lebte nun noch im Ueberfluß von der Beute der Augnaer und ihrer Alliirten.

Am 10ten April marschirte die auf's neue kombinirte Armee aus, und lagte sich bei der beträchtlichen Negerstadt Portebra drei Meilen von Quitta ins Läger. Auf dem Marsche dahin kamen wir durch drei verschiedene Oerter deren Ein-

wohner sich neutral hielten, und deßwegen auf unsre Zusage auch nicht vor unserer Armee geflüchtet waren. Sie verkauften an unsere Krieger Lebensmittel, und gaben ihnen Wasser umsonst zu trinken, das hier ein wenig kostbar ist. Die Pottebraer hingegen hatten ihre Stadt geräumt, und waren zugleich mit den Augnaern landeinwärts geflohen.

Wir quärtirten uns in ihre leeren Häuser ein, und unsre Soldaten fanden reiche Vorräthe von Salz — denn die Pottebraer machen es, und handeln damit — die sie sogleich in Beschlag nahmen, und an die benachbarten Negern gegen Lebensmittel vertauschten.

Wir blieben eine geraume Zeit in Pottebra still liegen, weil wir noch täglich neue Verstärkung erhielten, die wir auch nöthig hatten; denn wir wußten, daß unsere in den Gebüschen verborgene Feinde ebenfalls dergleichen Hülfe bekommen

Unsere Negern vertrieben sich [illegible] lange Weile mit Schazgraben in [illegible] denn es ist unter diesen Völkern [illegible] Kriegszeiten das Geld in den [illegible] ben. Sie füllen nämlich große [illegible], mauren sie zu, und vergraben [illegible] gewöhnlich nicht tief zu [illegible] ten unsere Soldaten viele [illegible] sie nur bloß mit den [illegible]

stachen; wann sie dann etwas hartes fühlten, so konnten sie einer Beute gewiß seyn.

Wir ruhten nun bis zum 11ten Mai, da man den Versprechungen von mehreren Alliirten nicht länger Gehör geben wollte. Wir rükten zuerst mit unsern eigenen Leuten aus der Stadt ins frie Feld. Unsere Negern waren über diesen raschen Schritt ein wenig mißvergnügt. Da sie aber sahen, daß es nicht zu ändern wäre, so zogen sie die ganze Nacht hindurch zu uns. Gegen Morgen war alles auf der offenen Ebene vor Pottebra. Die lezten hatten zur Dankbarkeit des guten Quartiers die Stadt an vier Orten in Brand gestekt, ob es gleich ausdrüklich vor dem Ausmarsche verboten ward.

Man ließ nun die Truppen aufstellen, und musterte sie, wobei sich fand, daß obgleich alle zuvor mit hinlänglichem Pulver und Blei versehen worden, dennoch ihre Patrontaschen leer waren. Die armen Teufel waren aus Hunger gezwungen worden, ihre Patronen an die Marketender für Provisionen zu verkaufen, nachdem ihr Salzhandel aufgehört hatte. Ja, einige hatten ihre besten Kostbarkeiten diesem dringenden Feind aufopfern müssen, indem die geringe Gage, ungefähr ein Stüber des Tages von uns, nicht zureichen wollte.

Beinahe der ganze Tag gieng mit Austheilung der Munizion hin. Denn nun war ihre Anzahl auf vier tausend Gewehre angewachsen, und ich

war

war genöthigt, eines Jeden Patrontasche insbesondere zu visitiren, denn sonst verlangten sie Alle, sie bedürften oder nicht. Nebst dem bekam Jeder einen schmalen Streif Leinwand an seine Flinte, welches unsrer Partei, da die Neger keine Uniform tragen, zum Zeichen unter sich diente. Am Nachmittage marschirten wir etwa noch vier Meilen landeinwärts, um den Feind aufzusuchen, durch Wege, die vielleicht nie zuvor bereiset waren, und lagerten uns erst lange, nachdem es dunkel geworden war, in einen angenehmen Palmwalde.

Da wir nun nach afrikanischer Art eine so formidable Armee hatten, die aus so verschiedenen Nazionen zusammen gebracht war, so erforderte es nicht wenig Wachsamkeit, und Aufmerksamkeit, um ihre wahren Gesinnungen zu erforschen. Wir hatten unter andern einen vornehmen Neger bei uns Namens Lathe, der sich von niederer Geburt bis zu der Stelle eines Kaboschirs von Popo hinauf geschwungen hatte. Er diente in seiner Jugend als Bedienter den Engländern, und da er einen durchdringenden Verstand hat, so lernte er sehr bald, wie er es anzufangen habe, um reich und mächtig zu werden.

Jeden Geburtstag, der bei den Negern alle Woche einfällt, müssen seine Waldhornisten, die er nach europäischer Art hat lernen lassen, seine Titel, oder nach dem wörtlichen Ausdruk der Negern, seine grossen Namen ausposaunen. Diese son-

derbare Zeremonie geschieht auf folgende Art. Zwei Hörnerbläser stellen sich auf die Strasse, oder vor das Zelt ihres Gebieters. Einer derselben hat in der einen Hand einen Gongong, oder Messingbekken, und in der andern ein Stäbchen. Mit diesem schlägt er einigemal nach dem Takte auf dem Gongong, macht eine Pause, in welcher Zeit der Andere überlaut ruft: Lathe, grosser Held! Der Gonggong wiederholt seine Musik, und der Ausrufer fährt fort: Herr über die und die Negerei; Bezwinger dieses oder jenes grossen Mannes, wobei allezeit der Gonggong die Intermezzos macht. Ich zählte über dreißig dieser Ausrufe, die ich aber nicht alle verstehen konnte. Jezt ist ein grosser Theil der Krepeer in der Gewalt dieses Mannes, indem er sie mit Gelde unterstüzt, und sich dadurch so viel, und fast mehr Ansehen als der König von Popo selbst erworben hat. Wir trauten ihm nicht recht, da wir wußten, daß er selbst unter unsern Feinden grosse Summen ausstehen hatte.

Da sich alles im offenen Walde gelagert hatte, welches bei der Nacht einen mir unvergeßlich herrlichen Anblik gewärte, indem das Holz vielleicht durch mehr als tausend verschiedene Feuer von den Lagerstätten erleuchtet war, in einer Strekke von ungefähr einer halben Meile, so gieng der Gouverneur und ich patrouilliren durchs ganze Lager. Wir fanden mit vieler Zufriedenheit unsere Negern in solchen Gesinnungen, wie wir es wünschten,

ämlich jeden Augenblik zum Angriffe bereit. Die,
elche schliefen, lagen völlig gerüstet da, das Ge-
eht in der Hand; die übrigen hielten Feldwache,
elches sehr nöthig war, indem man vermuthen
ußte, daß man dem Feind nahe wäre.

Am Morgen, da wir eben im Kriegsrath ver-
mmelt waren, entstand auf einmal ein Anschrei von
en Vorposten. Jeder war in derselben Minute um
r Waffen. Wir wurden aber sehr bald aus un-
rm Irrthum gerissen, indem man die Nachricht
achte, daß es nur eine Piquetwache von etwa
anzigen der Feinde gewesen sei, die wahrschein-
ch zum Rekognoziren ausgeschikt waren.

Nun marschirte unsere Armee in drei Kolonnen
f, um den Feind aufzusuchen. Der Zug gieng
rch unwegsame Wälder, bis Nachmittags um
er Uhr, da man das Lager der Feinde entdekte,
he bei der Negerei Fitta. Ungefähr eine Meile
n hier lagerten wir uns, dem feindlichen Lager
gen über; doch wurde beschlossen, diesen Tag
chts zu unternehmen. Unsere Flußnegern aber
nnten es nicht erwarten, sondern machten sich
f, und reizten den Feind im Lager mit unauf-
rlichem Schießen, der ihnen aber nur selten ant-
ortete. Die ganze Nacht war unruhig. Alle
lbe Stunden mußten die Waldhornisten des Gou-
rneurs sich hören lassen; ihnen antworteten die
s Kaboschirs Lathe, und diesen die zahlreiche
enge von Hornbläsern und Trommeln des Heers.

Gegen ein Uhr entstand Feldgeschrei. Alles war wie gewöhnlich auf dem Plazze; es war aber kein anderer Feind, als eine Schlange, die einen Neger verwundet hatte.

Am Morgen des 14ten Mais kam der wichtige Zeitpunkt, der das Glük unserer Waffen entscheiden sollte. Man fieng früh an, sich zu rüsten, wobei unsere Negern nicht vergaßen, sich so häßlich als möglich mit weisser Farbe zu beschmieren. Da hier eine offene Wiese war, so marschirte eine jede Negerei für sich in Pelotons, mit ihrer Flagge voraus, und ihrem Kaboschir in der Mitte, mit seinem gewaltigen Sonnenschirm über sich, der ihm von einem Sklaven kräuselnd nachgetragen wird. Die Lieutenante hingegen dürfen nur einen kleinen europäischen Schirm gebrauchen. Erst um eilf Uhr kamen wir zu dem Lager unserer Feinde, die für rathsam gefunden hätten, sich aus demselben zu retiriren. Die Unsrigen sezten es sogleich, wie sie vorrükten, in Brand. Es bestand aus einzelnen Hütten, die im Rükken längs des Saums eines Waldes gebaut waren. In der Fronte hatten sie eine offene Wiese von etwa dreihundert Klaftern Breite, und drei Viertel-Meilen Länge, die von einem dichten Palmwalde mit untermischten Gesträuchen eingeschlossen war. Ihre Absicht war gewiß nicht so übel; denn, dachten sie, wenn die Feinde erst alle auf der Wiese sind, so stürzen wir von allen Seiten aus dem Walde, in welchen sie sich rings umher versteft

hatten, auf sie los, so wird ihnen der Weg sowol zum Fechten als zur Flucht benommen.

Aber sie betrogen sich. Wir sandten, ehe wir recht in diesen Sak hineindrangen, kleine Piquete auf beide Seiten des Waldes, um zu rekognoszieren, auf welcher Seite sie wol am stärksten seyn möchten. Kaum waren diese bis auf der Mitte der Wiese, als der Feind sich zu zeigen anfieng in dem ganzen Saume des Waldes, der nun belebt zu seyn schien.

Die ganze Armee drang nun hinein, und griff erst die rechte Seite des Waldes an, oder diejenige, wo sich das Lager befand. Ueber diesem hatten sie eine frische Quelle, woraus sie ihr Trinkwasser haben sollten. Sie schienen vorzüglich diese behaupten zu wollen, indem sich ganze Schaaren derselben um sie versammelten. Da wir dies merkten, so stürzte ein Peloton nach dem andern auf sie zu. Das Getümmel wurde allgemein vom Schreien, Hörnerblasen und Trommeln. Wenn eine Partei jezt eben dachte, ihren ersten Schuß anzubringen, so sang der Anführer auf, die Trommeln und Hörner akkompagnirten ihn, und endlich schrie die ganze Schaar in einem höchst widrigen gröklichen Tone, und rannte in vollem Laufe, als wenn sie den Feind überlaufen wollte, blieb aber in der Entfernung von etwa fünfzig Schritten stehen, breitete sich in eine Linie aus, fiel auf die Knie, oder bükte sich, schoß den Schuß ab, sprang

sodann einige Schritte aus dem Gliede, und die Flinten wieder, schoß und verfuhr weiter wie zuvor.

Die Schlacht nahm um halb zwölf Uhr Mittags ihren Anfang. Nach einem stündigen Gefechte war die Quelle glüklich von den Unsrigen eingenommen, und die Feinde zogen sich tiefer in den Wald, wohin die Unsrigen sie verfolgten. Da die Alliirten der Feinde jenseits der Wiese dies sahen, so machten sie einen Versuch aus ihrem Walde hervorzubrechen, um den auf der andern Seite sich zurüke Ziehenden zu Hülfe zu kommen, und den Unsrigen den Paß abzuschneiden.

Wir Europäer befanden uns dazumal im Mittelpunkte der Wiese mit einem Reservetrupp von etwa fünf hundert Negern. Diese mußten alsbald vorrükken, um den hervorbrechenden Feind zurük in seine Gebüsche zu treiben. Ich erinnere mich noch recht lebhaft der zufriedenen Miene, die diese Negern machten, als sie zum Angriffe beordert wurden, denn sie waren schon halb mißvergnügt, daß sie so lange müssig stehen sollten. Davon war aber die Ursache, daß man sie zu schonen suchte, da sie zum Theil aus königlichen oder Kompagnie-Sklaven bestanden, die als unsre Garde betrachtet, nur im Nothfall gebraucht werden sollte.

Ein so heftiges Feuer gab bald Verwundete und Todte. Die Sorge für erstere war mir überlassen.

Ein Akimer, der bei uns als Geissel von seinem Lande war, damit sein König nicht in un-

serer Abwesenheit in unser Land fallen möchte, den wir gewöhnlich den Hünerdieb nannten, weil er uns im Lager immer mit diesem Geflügel versorgte, das er wahrscheinlich dem Feinde gestohlen haben mußte, hatte gleichfalls eine Kugel im Hintertheil der einen Lende bekommen. Da dies nun eben nicht der Ort ist, wo das Herz sizzen sollte, und ich scherzend zu ihm sagte: Diese Kugel bringe ihm nur sehr wenig Ehre, indem er ja dem Feind den Rükken gewiesen hätte, so antwortete er mir halb verdrüßlich: „Nimm diese (auf die Kugel zeigend) heraus, und wenn ich dir nicht einen Kopf von den Feinden bringe, so magst du mir diesen (er wies an den Hals) abschneiden!" So bald er verbunden war, lief er wieder ins Treffen, und in weniger als einer halben Stunde warf er mir den Kopf eines Augnaers vor die Füsse.

Die Geduld der Negern bei der Verbindung und Operazion ihrer Wunden ist ganz erstaunlich.

Ein grosser Theil der Unsrigen blessirte sich selbst, indem ihre Flinten sprangen, wodurch oft die linke Hand ganz, oder zum Theil verloren gieng. Dies Unglük hatten wir einer neuen Art Flinten zu danken, die uns in diesem Jahre waren geschikt worden.

Dieser Tag war der heißeste für mich, den ich bisher erlebt habe. Nicht allein daß ich mich

Digitized by Google

kaum besinnen konnte, sondern auch die fast sengenden Sonnenstralen, die vom ganz entwölkten Himmel beinahe perpendikular in die offene Wiese herab fielen, und der Mangel an aller Art von Erfrischung, erschöpften meine Kräfte. Vergebens warf ich mich einigemal auf den Bauch ins feuchte Gras, und suchte Kühle; der ganze Dunstkreis um mich her schien mir in Flammen zu seyn. Es währte nicht lange, als ich beim Verbinden ohnmächtig vom Stule fiel. Im Fallen soll ich gesagt haben: „Nein, nun halte ich es nicht länger aus!" — Durch die menschenfreundliche Vorsorge des Gouverneurs und meines getreuen schwarzen Bedienten, und Anderer kam ich jedoch durch die gewöhnlichen Mittel bald zu mir selbst, worauf ich wieder anfieng, wo ich stehen geblieben war.

Der Sieg blieb bis dahin immer noch unentschieden. Unsere Bergnegern, denen man vorgeworfen hatte, daß sie in der lezten Aktion ihre Pflicht nicht beobachtet hätten, fochten heute wie die Löwen, und wären durch ihre zu grosse Hizze bald in Gefahr gerathen, abgeschnitten zu werden. Schon feuerten die Feinde frisch durch den grossen Parasol des Herzogs, daß sogar sein Kammerdiener neben ihm eine Kugel in den Ellenbogen bekam. Sie hatten gerade noch eben so viel Zeit um Sukkurs zu rufen. Man schikte ihnen sogleich unsere Adaer zu Hülfe, die den Feind alsbald in seine Gebüsche zurük trieben. Aber wir verloren da-

Digitized by Google

bei einen trefflichen und vornehmen Neger dessen
dle Denkungsart ich nie vergessen werde.

Der Abend brach herein, ehe die Schlacht noch
dllig geendigt wurde. Es war unmdglich die
Feinde aus ihren Verschanzungen, und aus ihren
tausend Schlupfwinkeln heraus zu bringen. Die
Wege, die dahin zu führen schienen, waren unter-
minirt, mit Gesträuch und Gras belegt, und
wann die Unsern ihnen nachsezten, so fielen sie in
die Hdlen. Die Feinde lagen in den Gebüschen
verstekt, und schossen dann auf die Gefallenen.
Die einbrechende Nacht machte endlich dem Blut-
vergiessen ein Ende.

Jedoch wollten auch da die Feinde noch zeigen,
daß sie noch nicht alle sich verkrochen hätten, son-
dern gaben eine Stunde, nachdem es dunkel gewor-
den war, noch eine Salve. Dieser Frevel aber
wurde bald gerochen, indem unser Feldmarschall
selbst auffang. Alles drängte sich sogleich nach dem
Orte, wo man Feuer gesehen hatte, und gab aufs
Geradewol einige Salven, worauf der Feind sich
zurük zog.

Man hielt wieder Kriegsrath, worin einmü-
thig beschlossen wurde, die Nacht auf dem Wahl-
plazze zu kampiren, und im Fall der Feind noch
nicht abgezogen wäre, den folgenden Morgen ihn
noch einmal anzugreifen. Es machte sich deshalb
ein Detaschement fertig, das nach Quitta eilte,
um mehrere Munizion zu holen.

Digitized by Google

Man lagerte, oder vielmehr sezte sich inzwischen nieder, doch ohne zu schlafen. Jede Nazion sang in ihrer eigenen Sprache die ganze Nacht hindurch ihre Kriegslieder, worin sie ihre Feinde verhöhnten, daß sie die Flucht ergriffen hätten. Es war die wunderbarste Dissonanz von der Welt. Der Gouverneur wählte jezt die Truppen des Lathe, die heute so thätige Beweise ihrer Treue abgelegt hatten, zu unserer Leibwache, und ließ sie einen Kreis um uns schliessen. Er saß auf seinem Stuhl, ich hingegen warf mich ins Gras, meine Hand ausgestrekt. Da ich aber angefangen hatte ein wenig zu schlummern, wurde ich auf einmal erschrekt, indem etwas kaltes lebendiges über meine Hand hinfuhr. Ich that einen Schrei, und in demselben Augenblik auch der Gouverneur, der eine Schlange zwischen seinen Beinen wahrnahm. Man hieb alsbald mit den Säbeln nach ihr, und erlegte ein giftiges Ungeheuer, das noch Jemand hätte tödten können, der heute von den Kugeln verschont geblieben war.

Der Morgen war nicht sobald angebrochen, als wir erfuhren, daß sich unsere Feinde in die entlegensten Gebüsche geflüchtet hatten. Unsere Armee war nicht genug mit Provisionen, und auch nur wenig mit Munizion versehen, so daß wir es nicht wagen durften, noch einmal den Feind aufzusuchen. Wir zogen uns also zurük nach unserm vorigen Lager bei Pottebra, um uns erst wieder in gehörigen Stand zu sezzen.

Digitized by Google

Wir hatten bei dieser siebenstündigen Aktion zwei und zwanzig Todte, und fünf und sechzig Blessirte, von welchen nachher noch einige starben. Die Feinde hingegen hatten, nach ihrer eigenen Aussage, vier und fünfzig Todte, und hundert und sechzig Blessirte, welches in einem Kriege auf dieser Küste für eine ausserordentliche Niederlage gilt, da hier nichts anders als die Muskete gebraucht werden konnte.

Wir befanden uns in den ersten Tagen in unserm alten Lager nicht in der besten Verfassung. Unsere ehemalige Residenz des Kaboschiers Haus war mit den übrigen der ganzen Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt worden; wir waren deshalb genöthigt alle in Hütten zu liegen, die wir uns selbst bauen mußten. Unsere Mannschaft war sehr geringe; der gröste Theil war nach Quitta gegangen, um sich mit Provisionen zu versorgen. Wären die Feinde irgend im Stande gewesen, das Geringste gegen uns zu unternehmen, so hätten sie uns gar leicht überrumpeln können, wie auch das Gerücht gieng.

Nun kam auch der Prinz Ofoly Bonny von Popo der vorher nicht bei unserer Armee gewesen war, mit einem Theil seiner Mannschaft. Am 24sten legte er den Eid der Treue ab, schien vorzüglich gekommen zu seyn, [illegible] und den Augnaern den Frieden [illegible] er zeigte bald Entwürfe zu [illegible]

lungen. Er schikte einen seiner Lieutenants nach Kriko, der nächsten Stadt der Alliirten der Augnaer, daß sie Gesandten schikken möchten, und um Frieden bitten. Diese kamen auch am 27sten dieses Monats. Am folgenden Tage wurde öffentlicher Rath gehalten, und den Gesandten angedeutet, daß man, um nicht mehr Blut zu vergiessen, mit den Augnaern Friede machen wolle, wenn sie die nachstehenden Präliminarien eingehen wollten, nemlich:

Erstlich. Daß wir Dänen zu Quitta ein Fort erbauen dürfen.

Zweitens. Freie Passage durch ihr Land zu Wasser und zu Lande.

Drittens. Die Anlegung einer Loge in ihrer Hauptstadt.

Viertens. Die Augnaer selbst müssen keine Kähne mehr zur See haben, sondern mit unserer Nazion allein handeln.

Fünftens. Sie dürfen ihre Städte wieder aufbauen, sich wieder mit den Quittaern alliiren, und in ewiger Freundschaft leben.

Sechtens. Zur Vesthaltung dieses sollen zehn Söhne ihrer Vornehmsten uns als Geisseln überliefert werden, die im Fall der Uebertretung als Sklaven aus dem Lande sollten geschikt werden.

Während dieses alles vorgieng, lag Obly König von Popo, in Aflahu, etwa drei Meilen

von Pottebra. Er konnte es nicht ganz gelassen ansehen, daß die Sache so ohne ihn abgethan würde, und schikte deßwegen häufig Boten zu uns, mit Versprechungen, daß er kommen, und eine sehr zahlreiche Armee mitbringen würde. Es wurden auch schon Anstalten zu seinem Empfange gemacht, und ein eigenes Zelt für ihn mit einem grossen Vorhof aufgeschlagen; aber er kam nicht zur bestimmten Zeit. Der Gouverneur reiste nun selbst zu ihm, und ich folgte ihm nach.

Wir machten Sr. Majestät die Aufwartung, um seine endliche Erklärung zu hören: ob er Truppen zu unserer Armee stossen lassen wolle, oder nicht; worauf er die kategorische Antwort gab: „Du sollst nicht Friede mit den Augnaern machen, sondern noch vier Wochen im Lager bei Pottebra liegen bleiben, und wenn ich dir dann keine Truppen gebe, so hast du immer noch Zeit Friede zu machen!" Das war ein verzweifelt zweideutiges Orakel! das aber wahrscheinlicher Weise in dem Gehirne seiner Minister, nicht in seinem eigenen ausgehekt war. Denn der Mann war schon weit über die achtzig, und vollkommen kindisch.

Nach dieser Audienz hielten wir es für rathsamer, lieber so bald als möglich einen für uns ruhmvollen Frieden zu schliessen, als wieder einen neuen Krieg anzufangen, dessen Ausgang zweifelhaft seyn könnte. Wir traten deswegen Nachts

unsere Rükreise an, und kamen am 4ten Junius wieder in das Lager.

Wir fiengen jezt die Friedensunterhandlungen wieder an, die nun für uns eine so viel glüklichere Wendung nahmen, da die Feinde wußten, daß der König von Popo Anstalt machte, seine Armee zusammen zu berufen. Nun kamen vier der vornehmsten Augnaer, um den Frieden zu schliessen, der auch am 18ten mit gröstem Pomp zu Stande kam. Alle unsere Vornehmen waren in ihrem besten Staat, keine Trommeln und kein Horn ward heute vergessen, die um so geschmükter waren, indem man sie mit Köpfen, Kinnbaken und Händen der überwundenen Feinde geziert hatte.

Die Feierlichkeiten dabei waren folgende: Man rangirte sich in einen sehr grossen Zirkel. Jeder General oder Kaboschier war mit seinen Leuten umringt, und über ihn wurde der grosse Parasol gehalten. In einiger Entfernung standen die Musikanten, die dann und wann spielten. Wir Europäer machten ebenfalls keine geringe Figur, mit unsern Mulattsoldaten und Waldhornisten. Da alle in bester Ordnung sich gesezt hatten, auf welche Etikette die Negern erstaunlich halten, so ließ man die Augnaer-Gesandten rufen. Auf allen vieren kriechend erschienen sie im Zirkel, grüßten rings umher von oben nach unten, jeden Kaboschier insbesondere, und Einer von ihnen nahm am Ende das Wort, und fieng so an: „Den Waffen der

Weissen können wir unmöglich widerstehen, darum nehmen wir den Hut ab, und bitten um unser Leben. Dieser hartnäckige und lange dauernde Krieg hat unsere Kräfte und unsere Güter erschöpft, wir leiden Noth, da unsere Kinder entweder todt oder verwundet sind. Wir wollen alle die Bedingungen, die ihr uns aufgelegt habt, eingehen, und zur Bekräftigung dessen haben wir hier neun Kinder unsers Königs, und der Größten im Lande, die wir Euch als ein ewiges Unterpfand zur Vesthaltung dessen was wir nun versprechen, geben, in der Versicherung daß ihr sie keine Noth leiden lassen werdet.

Er nahm hierauf einen nach dem andern von diesen Jünglingen, die als Sklaven auf der Erde lagen, bei der Hand, und gab sie in die Hand des Feldhern Otho, und dieser wieder in die Hand des Gouverneurs, wobei er zugleich den Namen des Vaters und des Kindes anzeigte. Als nun diese Ceremonie vorbei war, grüßten sie wieder rund herum, und sezten sich, da denn unsere Grossen nach dem Range des Alters von unten auf ein gleiches thaten.

Es ist ein eigenthümlicher Gebrauch dieser Nation, daß in öffentlichen Komplimentirungen allezeit die Jüngern vor den Aeltern gehen müssen.

Die Geschichte endigte sich mit einem frölichen

Hurra, und den Tag darauf speisten unsre Negern mit den Augnaern den Fetisch, zur Beschwörung der Treue. Wir Europäer hingegen reisten noch denselben Abend zurük nach Quitta.

Gleich den folgenden Tag ward Anstalt zur Anlegung einer Fortereſſe gemacht, und der Gouverneur übertrug mir deren Ausmeſſung und Abſteckung, die rings um unſerer alten Loge, nach dem Plan des Forts Königſtein ausgeführt wurde, ausgenommen, daß dieſes um ſechs Fuß vergröſſert iſt. Am 22ſten darauf wurde der Grundſtein dazu gelegt, welches hier eine ſehr ſolenne Handlung iſt. Des Königs von Popo Bruder, Adade, legte im Namen des Königs den Grundſtein, und der Prinz Ofoly ſtrich den Kalk. Lezterer hielt bei dieſer Gelegenheit eine gewaltig lange Rede, von welcher der Sinn vorzüglich der war: „Daß wer ſich jemals unterſtehen würde, dieſen Stein von ſeiner Stelle zu nehmen, der müßte zuvor ihn und ſeine Macht zerſtören!“ Man hatte Beiden Maurerſchürzen vorgebunden, die aus einem Stük Taffet beſtanden.

Die Quittaer, die ſonſt lieber Alles, als den Weiſſen ein Fort erlaubt hätten, ſahen verzweifelt ſcheel dazu, durften ſich aber jezt nichts merken laſſen.

Am 2ten Juni d. J. traten wir glüklich unſern Rükmarſch mit den verbundenen akraiſchen, aquapimmiſchen und Fluß-Negern an, womit wir

ir uns den andern Morgen bei der Mündung des
io Volta befanden. Da man unsre Ankunft zu-
or gewußt hatte, so waren schon Fahrzeuge vor-
anden, die uns von dort bis nach dem Forte brin-
en sollten. Diese Fahrt, ohngeachtet sie nicht
ber eine Meile ist, fällt in dieser Zeit sehr be-
hwerlich, weil alsdann der Fluß am höchsten ist,
nd also am schnellsten hinaus in die See läuft.
Wir brachten über fünf Stunden auf dem Wasser
u, ehe wir das Fort erreichen konnten, obgleich
nsere Ruderer alle Kräfte anwandten, uns so
hleunig als möglich hinüberzubringen. Die Armee
urde gerade über den Fluße gesezt, wovon sie
u Fuße nach Ada marschirte. Der Gouverneur
ielt sich hier noch einige Tage auf, und sezte so-
ann seine Reise nach Kristiansburg fort, nach-
em er mir das einstweilige Kommando im Forte
nd die Aufsicht über die Fortsezzung des Bau's
nd über die Handlung übertragen hatte.

III.

Reise in die inneren Länder, und Nachrichten von denselben.

Im Sommer 1786.

Schon hatte ich mich gegen drei Jahre in diesem Lande befunden, und war nur erst einige wenige Meilen tief ins Land hinein gekommen. Ich hatte immer eine grosse Bergkette vor meinen Augen, die nicht über fünf Meilen entfernt seyn konnte, und die überall mit grossen Bäumen bewachsen, die reizendste Aussicht gewährte. Was war natürlicher, als daß meine Wünsche mit jedem Tage wuchsen, doch nur die Möglichkeit auszufinden, wie ich es anzufangen habe, um einmal dahin zu kommen. Während ich noch darauf studirte, bot sich eine herrliche Gelegenheit dar, wie ich so sicher als möglich anderthalb hundert Meilen tief im Lande, die wichtigsten Fortschritte in der Naturgeschichte dieses Landes hätte machen können. Eine Schwester des jezigen Königs von Assiante hatte von mir gehört, daß ich mich auf die Kräuter verstehen sollte, und da sie mit einem alten Uebel behaftet war, das ihre Priester und Fetische nicht heilen konnten, so beschloß sie nach der Küste zu kommen, und sich meines Raths zu bedienen. Sie that es, und ich war so glüklich, sie zu heilen.

Da ich nun während der Zeit ziemlich genau mit ihr bekannt wurde, und ihr erzählte, wie grosse Lust ich hätte, Assiante zu sehen, so lud sie mich so ungekünstelt als freundschaftlich, im Namen ihres Bruders zu ihm ein. Wer war jezt glüklicher als ich! Von Stund an machte ich Vorbereitungen zu meiner Reise. Ich miethete fünf und zwanzig Negern, die theils mein Gepäkke, theils mich selbst tragen sollten; denn da dies eine Landreise von wenigstens sechs Monaten geworden wäre, wenn ich sie ausgeführt hätte, und man auf der Reise keine Gelegenheit hat, etwas von europäischen Produkten zu kaufen, so mußte ich mich mit allem gut versehen.

Am 7ten Junius 1786 frühe Morgens trat ich die Reise an. Zwei Meilen legte ich ungestört zurükke, nach welchen ich mich auf einem kleinen Dorfe Aschiama befand. Hier haben die vornehmen Ursu-Negern ihre Landsizze, oder wie sie es nennen, ihren Rossar-Plaz. Es liegt angenehm in einer Anhöhe, weil aber die eigentliche Bergkette noch ein Paar gute Meilen höher hinauf liegt, so haben sie ebenfalls, wie die Strandnegern, oft Mangel an Regen, der ihnen an der Kornärndte, an Feldbau und Hünerzucht ihre vorzüglichsten Gewerbe sind, oft schadet. Die Europäer haben zu Zeiten Wallfahrten zum Vergnügen hieher gethan. — Nachdem meine Negern ein wenig ausgeruht hatten, sezte ich meine Reise ungehindert fort, und kam gegen Nachmittag an den Fluß

der Berge. Es ist unmöglich hier auf eine andere Weise, als zu Fuß fortzukommen, zum Theil wegen der steilen Anhöhen, die aus lauter Steinbrüchen bestehen. Hier bricht grobkörniger Granit, Gneus und selten auch Fettquatz. Das ganze Gefilde nimmt hier eine andere Gestalt an, als in den Strandgegenden. Erhabene Bäume mit unterwärts undurchdringlichen Gebüschen vermenget, bedekken die Felsen. Der Boden ist gar nicht mehr sandig, sondern entweder lehmig, oder auch gute lokkere Gartenerde. Durch diesen Labyrinth kroch ich bis auf den Nachmittag um vier Uhr, wo ich auf die erste beträchtliche Negeret kam, die man auf der Bergreise antrift. Sie heißt Addee, und ist von Kristiansburg ungefähr acht Meilen entfernt.

Der Kaboschir des Orts, Ozain, ein ungefähr achtzigjähriger Greis, empfieng mich mit seinem hohen Rath mit dem den Negern hier gewöhnlichen Stolze, jedoch höflich. Denn diese Negern, ob sie gleich ein unpolirtes Volk sind, halten doch ausserordentlich viel auf Etikette.

Man brachte mir alsbald Erfrischungen, die ich mit europäischen Geschenken erwiedern mußte. Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise weiter fort. Es war heute wie gestern, derselbe unebene Weg. Unterwegs traf ich folgende Dörfer an: Tiasso, Schentema, Turu, Wampou, Otaky, Manno, Wanseng. Im lezten liegt ein

Hauptmann des Königs von Assiante, der die Stelle eines Zolleinnehmers vertritt, weil alle Wege von Assiante und Akim hier zusammen treffen, wenn man nach dem Ufer will.

Ueber Schentema ist ein Fetischpriester Kaboschir. Diesen Betrügern ist es leicht, wenn sie einigermassen in Ansehen stehen, sich groß und reich zu machen.

Die genannten Negereien liegen nicht viel über eine halbe Meile von einander, jedoch ist die lezte von der folgenden, wo ich nun hinkam, eine gute Meile entfernt. Sie heißt Kommang, und ist die Residenz seiner Durchlaucht des so genannten Herzogs von Aquapim. Ueber alle die Negereien, die ich heute passirt war, und eine viel grössere Menge ist der Ober-Kaboschir, daher auch die Europäer in ihren Büchern ihn mit dem Namen eines Prinzen, oder Herzogs beehren. Sein Vorgänger, der ein scharfer Mann war, hatte das Recht über Leben und Tod, ohne seine Grossen oder Minister fragen zu dürfen; diesem hingegen hat man diese Gröffe beschnitten. Er heißt Attiambo, und ist einer der wohlgebildetsten Negern, die ich je gesehen habe. Er mag etwa fünf und vierzig Jahre alt seyn.

Er empfieng mich mit seinem ganzen Hofstaate mit vielen Zeichen der Freundschaft und Ehrerbietung, nach der Art wie auf Abodee; jedoch machte dieser einige Veränderungen darin, indem wir

uns einander sehr wohl als Kriegskameraden von Augnäer-Kriege her kannten. Er umarmte mich fast nach europäischer Art, wobei er seinen Kopf eine lange Zeit auf meinen Schultern liegen ließ, und drükte mich so derb, daß ich hätte schreien mögen.

Nachdem die ersten Glükwünsche abgestattet waren, und ich mich gesezt hatte, wurde sogleich ein grosser Topf mit Palmwein gebracht, und Se. Durchlaucht tranken zuerst einen guten Kalabasch, (etwa achtzehn Unzen) voll davon, ihm folgten sodann seine vornehmsten Minister, und erst hernach ward mir eingeschenkt.

Es ist ein allgemeiner Gebrauch aller Schwarzen, daß wenn sie einem Fremden etwas zu trinken bringen, sie zum wenigsten es erst kosten müssen, ehe sie es ihm reichen, zum Beweis, daß kein Gift darin sei. Dieser Gebrauch mag ehedem nöthig genug gewesen seyn, wo man auch auf eine solche Weise sich seiner Feinde zu entledigen suchte; jezt kann man eine einträglichere Methode; man verkauft sie nämlich an die Europäer.

Man wies mir hierauf mein Zimmer an, welches im Hinterhofe war. Die Häuser der Negern sind viereckig von Stökken aufgebauet, und die Wände sind mit Lehm belegt. Inwendig halten sie sehr reinlich. Der Fußboden wird jeden Morgen mit einer rothen Erde gewaschen, welches ihm ein ganz gutes Ansehen giebt, so daß man es in

Deutschland mit den Feuerheerden zu thun pflegt. Sie haben nicht mehr als ein Stokwerk, nämlich das Erdgeschoß; selbst des Kaboschiers Haus ist nicht höher, welches doch sonst bei den Strandnegern zwei Stokwerke zu haben pflegt. Vor den Zimmern, wo sie ihre Kostbarkeiten aufbewahren, sind Thüren von hartem Holze, das dem Mahagony ziemlich nahe kömmt. Diejenigen aber worin sie die Visiten annehmen, sind nach Art der Altane, an der einen Seite offen. Das Bette, das man mir brachte, war eine Art Kanapee, nicht über einen Fuß hoch über die Erde erhaben. Es war zierlich von Rohr geflochten, auf welches sie hernach verschiedene Matten, zuerst die gröbsten, und dann die feinen legten, und hierüber wieder ein Paar Negerpagnen. Nach ihrer Art war dies ein Lager, worauf ein König sich nicht schämen durfte zu liegen; ich aber fand es so hart und unbequem, daß ich glaube, unsere Sklaven in den Stokhäusern liegen besser.

So bald ich meine Wohnung bezogen hatte, kamen sie mit Geschenken sowol für mich, als meine Negern. Diese bestanden in Kauris, der gangbaren Münze des Landes, Schafen, Ziegen, Hühnern und fertigem Essen, wenn ich es geniessen konnte. Als ich mich ein wenig von der Reise erholt hatte, fieng ich an die Gegend zu besehen. Sie ist noch durchaus waldig, aber sehr reizend. Berge, Klippen und Thäler wechseln in einer schö-

nen Ordnung mit einander ab. Das in vielen der Strandgegenden so seltene und so schlechte frische Wasser ist hier überaus vortrefflich. Nahe bei der Stadt springt eine beständige Quelle aus einer Felsenwand, die ein sehr krystallklares und kühles Wasser hat. Es gibt hier Bäume von einem unglaublichen Umfange. Ich maß einen der größten, dessen Stamm nicht weniger als fünf und vierzig Fuß im Umkreise, oder fünfzehn im Durchmesser hatte. Es ist nicht dieselbe Art Bäume, wovon Adanson in seiner Beschreibung vom Senegal erzählt, *) sondern eine besondere Art. Es war mir unmöglich etwas von ihren Zweigen, wegen ihrer Höhe zu bekommen, welches mir nicht wenig nahe gieng; denn, wenn der Baum nicht beinahe wenigstens umspannbar ist, so wagt sich kein Neger hinauf, sonst aber klettern sie hinauf wie die Affen. Auch sah ich einen Baum von einem sehr geraden hohen Wuchse, mit Tulpenähnlichen Blumen, dessen Pracht sich wohl denken, aber nicht beschreiben läßt. Ich fand noch allerlei seltsame und unbekannte Bäume und Pflanzen. Z. B. eine neue Zitronenart mit artikulirten Blättern, u. s. w. Eine Art spanisch Rohr wächst in den dikkesten Gebüschen an sumpfigen Stellen, das überaus gerade, wohl proportionirt, und oft bei sechs Fuß hoch ist. Es wäre zu wünschen, daß

*) Nämlich die Affenbrodbäume. M. s. im IV. B. d. W. S. 196. und im VIten S. 80.

nan Versuche damit anstellte, es wie die Sinesen u behandeln, denn wenn man ihm im Trokknen die Stärke geben könnte, die jenes hat, so würde es asselbe an Schönheit übertreffen.

In dem Thierreich war ich weniger glüklich ier Entdekkungen zu machen. Der Elefant, der n den Gegenden um den Rio Volta so gemein ist, st hier nicht zu finden, auch selbst Wild, das man n den hiesigen Ebenen so häufig hat, ist hier selten; welches wol vorzüglich dem Mangel an Gras zuzuschreiben ist, das hier in den undurchdringlichen Wäldern nicht fortkommen kann. Die Einwohner halten sich deswegen an den Affenarten und wilden Schweinen schadlos. Der Vögel gibt es hier manche Arten, vorzüglich Papagaien, deren ich sechs Arten kenne. Die Insekten sind zahlreich, und lehrten mich viele neue Gattungen kennen.

Die Mineralogie möchte vielleicht nicht so unbedeutend seyn, wenn es hier Bergbau gebe. Die Klippen bestehen aus lauter Felsensteinen, als Granit, Gneus, und ihre Arten, zu Zeiten gibt es auch trokkenen Quarz, und schwarzen Schiefer. Kalkstein hingegen konnte ich nicht entdekken. Der Boden ist verschieden, meistens ist es ein fetter Thon von allen Farben, oder auch eine schwarze Gartenerde. Sand sieht man hier nirgends.

Das Klima scheint durchaus gesünder zu seyn, als auf der Seeküste, so viel auch die Aerzte gegen waldige Gegenden in heissen Klimaten schreien mö-

Digitized by Google

gen. Freilich trägt wol die hohe Lage des Landes das Ihre auch dazu bei. Im Ganzen ist es hier ungleich kälter, als am Strande, wie mein Thermometer wieß, welcher gleich auf zehn Grade fiel, so bald ich den Berg hinauf war. Man spürt nur wenig Wind, dessen ohngeachtet ist die Luft rein, und ich glaube nun an den physikalischen Lehrsaz: daß die Pflanzen oder Bäume des Tages einen Theil der entzündbaren Luft verschlukken, denn sonst müßte es hier nach der Meinung der Alten sehr ungesund seyn, da doch die Erfahrung das Gegentheil beweiset. Die Europäer auf dieser Küste, sollten hier ein Hospital und Küchengarten anlegen. Im erstern sollten sie alle neuangekommene Europäer sogleich bringen, so würden sie besser, und gemächlicher an das Klima gewöhnt werden, als wenn sie gleich in elenden engen Zimmern, und den zurükkeprallenden Stralen der Sonne von dem weissen nakten Strandsande ausgesezt sind. Ein Küchengarten der Europäer in dieser Gegend, würde von ausserordentlichem Nuzzen seyn, denn nicht allein die Europäer in den Fortressen, sondern auch die auf der Rheede liegenden Schiffe könnten von hieraus mit Zugemüßen versorgt werden, da sie jezt nur wenig oder gar nichts bekommen können. Denn daß hier europäische Gemüsekräuter wachsen können, bin ich eben so versichert, als man weiß, daß sie in Italien fortkommen; denn beinahe eben so ist das hiesige Klima.

Die Aquapimmer oder Bergnegern weichen in

hren Sitten in einigen Stükken von denen der Strandnegern ab. Ihre Sprache ist völlig von der kraischen verschieden, so daß wenn der eine nicht es andern Sprache gelernt hat, sie sich gar nicht erstehen können. Sie hat grosse Gleichheit mit der ssiantischen Sprache, von welcher sie nur durch en Dialekt verschieden ist. Diese Negern sind nur on mittelmäßiger Statur, aber sehr wohl gebaut. hre Haut ist gewöhnlich schwärzer, als die der Strandnegern. Gemeiniglich tragen sie Bärte. Sie nd sehr behende und hurtig auf den Beinen, und aben überhaupt einen scharfen Verstand. Mit dem Schießgewehre wissen sie vorzüglich gut umzuge en, und es verstehen die meisten zu jagen, das e um so nöthiger haben, weil ihnen die Fische angeln, ausser was sie an getrokneten von den Strandnegern erhandeln. Ihre Kleidung ist von en übrigen ihrer Nachbarn in nichts verschieden.

Der Aquapimmer lebt noch fast wie in der rsten Unschuld im Paradiese, mit einem geringen nterschiede. Alles was er pflanzt, trägt ihm ehr als hundertfältig, daher ein Neger das anze Jahr hindurch auf das höchste drei bis vier Wochen arbeitet. Die übrige Zeit verwendet er bloß im Vergnügen und zu Besuchen. Ein Hausvater rbeitet nie selbst, sondern er hält sich einen oder ehrere Sklaven, oder auch seine Kinder müssen Nais und Jams pflanzen, die Pisangen und Ba anas bauen, entweder pflanzen, oder die alten

Stämme abhauen, da sie denn von selbst neue Stämme aus der Wurzel treiben, Palmwein zapfen, auf die Jagd gehen u. s. w.

Sie machen sehr wenig aus dem Mais, und bauen nicht mehr an, als sie frisch geröstet zu verzehren gedenken. Ihre vorzüglichste Speise vom Julius bis Dezember sind die Jamswurzeln, die hier weit besser seyn sollen, als in Westindien. Sie essen sie geröstet als Brod, oder sie kochen ihn mit einer Fleischsuppe und Palmnüssen darüber, oder sie machen auch eine Art angenehm schmeckender Klösse daraus. Sie pflanzen ihn wie wir die Kartoffeln.

Die übrigen sechs Monate des Jahrs fehlt ihnen diese Speise, weil die Wurzel sich nicht wohl das Jahr hindurch halten kann, und doch nur einmal geärndtet wird, und so haben sie denn an ihrer Stelle die Früchte der Pisangbäume, die man hier in ganzen Wäldern antrifft, und deren Früchte das ganze Jahr zu haben sind. Um diese zu einem Gemüße zu bereiten, nehmen sie sie von den Bäumen ab, wenn sie wohl ihre Größe, aber noch nicht ihre Reife erlangt haben. Sie kochen sie in Wasser, bis sie völlig weich sind, nehmen die lederne Schale ab, und stampfen sie dann in einem hölzernen Mörsel aus einem Baumstamme gemacht mit einem Stößel von sehr hartem Holze so lange, bis sie die Gestalt eines sehr lockern Kloßes oder Puddings annehmen. Hierauf ver-

eilen sie sie in kleine Klösse in einem Kalabasch, d wenn sie die Gestalt erlangt haben, nennen es Foi-Foi.

Gegen die Zeit wann dies Gemüße fertig ist, ben sie schon eine vortreffliche Suppe in Bereit- aft, die folgender Gestalt zubereitet wird. Zwei 3 drei Hände voll von den reifen Nüssen der Oel- lme werden mit einem hinreichenden Wasser ge- cht, bis ihr fadenartig markicht dlichter Theil nz weich wird, und sich größtentheils in dem asser aufgelöset hat. Um aber von allem Nuzzen ziehen, gießt man die ganze Köcherei auf ein rarsieb, und seiget alles Auflösliche hindurch von a Steinen und Fasern der Nüsse ab. In der rchgelaufenen Sause kochen sie alsdann Fleisch n Hünern, Schafen, Ziegen, Affen, oder anderm ilde, und wann es fertig ist, so giessen sie diese getabilischanimalische Suppe über die Klösse, so das Gerichte fertig, ohne etwas weiter als Salz d spanischen Pfeffer dazu nöthig zu haben. Ein ches Gericht macht ihre ganze Mahlzeit aus, ne Brod oder irgend etwas weiter. Ich muß ge- hen, daß mir dieses Essen der Negern vorzüglich hl geschmekt hat. Es machte allein meine Nah- ng aus, so lange ich mich in Aquappim aufhielte.

Sie haben freilich noch sonst allerlei Nahrungs- ittel, die aber gar nicht so allgemein sind, son- rn nur als Delikatesse zu Zeiten gekostet werden. ieher gehört die eßbare Aronwurzel, oder die n

Westindien sogenannte Tannias, wovon sie die Blätter zum Kohl kochen, und auch die Wurzeln wie Jams essen. Der Kohl davon hat sehr viel Aehnlichkeit mit unserm Spinat, und die Wurzeln mit den Kastanien. Frisch zu essender Früchte haben sie eine grosse Menge das ganze Jahr hindurch, die grösstentheils von selbst wachsen. Die vorzüglichsten sind die Bakko, die Ananas, und Papaien; die Zitronen sind hier wild.

Ihr Getränk ist im Fall der Noth Wasser. Es sorgt aber gern ein jeder Hausvater dafür, daß sein Sklave, Sohn oder Tochter des Morgens einen zwölf bis zwanzig Kannen haltenden Topf voll Palmwein bringt, der alsdann den Tag über verbraucht wird. Der Wirth trinkt zuerst, und schenkt hernach selbst seiner ganzen Familie nach dem Alter ein, die es sogleich vor ihm auf seine Gesundheit, auf der Erde sizzend trinken müssen. Die Erhaltung dieses den Negern hier so beliebten Getränks geschieht auf zweierlei Art. Sie graben zum Beispiel einen alten Stamm von der Weinpalme, von dem sie weiter keinen Wuchs mehr vermuthen, aus. In der Mitte des Stammes, die sie über das Loch bringen, wo vorher die Wurzel gestanden hat, stossen sie ein viereckts Loch, tief in die Mitte des Stammes. In das Loch der ehemaligen Wurzel sezzen sie einen Topf, so, daß die Oeffnung des Stammes gerade perpendikular darüber zu liegen kommt. Durch diese simple

ıd leichte Methode erhalten sie in den ersten vier
agen in vier und zwanzig Stunden nur einige
annen Palmwein, in den folgenden acht bis zehn
agen aber zehn bis fünfzehn Kannen von einem
tamme, wobei der Baum abstirbt. Wann der
aum zu Zeiten im Anfange nicht wol laufen
ill, machen sie ein leichtes Feuer von Gras um
n herum, wodurch die Destillirung sehr befördert wird. Die Ausgrabung der Palmbäume
leicht, da ihre fieberartigen Wurzeln nicht
rn über anderthalb Ellen im Umfange, und
e wie andere Bäume, eine Stammwurzel
ben.

Die andere Art, den sogenannten süssen Palmein zu erhalten, bestehet darin, daß sie die
:onen einer andern Art Weinpalme abschneiden,
ıen Spalt in den Stumpf machen, und in diesı ein schmales Palmblatt stekken. Dieses beun sie hernach herab, und stekken das Ende in die
effnung eines Kalabasses, oder Flasche, da alsun der Saft an dem Blatte in das untergehängs
Gefässe träufelt. Ein mäßiger Stamm gibt
vier und zwanzig Stunden nicht mehr als zwek
annen, und läßt sich überdies nicht über drei
age gebrauchen, indem alsdann der Stumpf von
r Sonne troknet. Diese Art, den Palmwein zu
halten, ist zwar etwas mühsamer, aber der
ein ist auch süsser und angenehmer von Geımakke.

Digitized by Google

Auf meinen Spaziergängen begegnete ich sehr oft den Mädchen mit ihren grossen Töpfen voll Wein auf dem Kopfe, wenn sie aus dem Walde kamen. Sobald sie mich erreichten, präsentirten sie mir ein Rohr, und fielen auf die Knie, damit ich desto gemächlicher durch das Rohr aus dem Topfe saugend trinken könne. Ja, waren viele Mädchen beisammen, so stritten sie mit einander um die Ehre, aus welchem Topfe ich trinken sollte, indem eine jede behauptete, ihr Wein sei der süsseste! — Ich sah mich deshalb öfters genöthigt, um es nicht mit ihnen zu verderben, aus allen ihren Töpfen den Wein zu kosten. Er hat fast das Ansehen und den Geschmak, wie Weinmolken, und ist ehe er acht und vierzig Stunden alt wird, sehr gesund und kühlend, nachher aber nimmt er den Kopf ein, und bekömmt einen herben Geschmak.

Der Fetischendienst der Aquapimmer hat mit dem der Strandnegern sehr viel übereinstimmendes, jedoch bedienen die lezten ihn weit schlechter, als die ersteren, indem diese hie und da an den Wegen und Kreuzwegen ihren Fetischen eine Art von Altar errichten, den sie aus den Stielen der Palmblätter zusammen sezzen. Sie bespikken denselben mit gekochten und rohen Jams, und allen den Lebensmitteln, die sie selbst zu gebrauchen pflegen, und sezzen auch einen Kalabasch mit Palmwein dazu. Rund um den Altar pflegen sie eine Menge Stökke in die Erde zu stekken, die in der Mitte mit einer Ma

Bast

Bast umwunden, und mit weisser Farbe bemahlt sind. Auf der Mitte des Weges von Kommang nach einer andern kleinen Negerei fand ich an die Wurzel eines Baums zwölf Menschenköpfe in die Erde neben einander gepflanzt, und neben diesen einige Töpfe und Flaschen mit Wasser gefüllt, halb in die Erde gegraben. Alles dieses war mit einer Art von Zaun, obgleich sehr weitläufig, umgeben. Da ich mich nach der Ursache dieser so seltsam hingestellten Köpfe erkundigte, welches ich noch zuvor nicht gesehen hatte, ohngeachtet ich schon gegen drei Jahre im Lande gewesen war, so wollte man, wie ich merken konnte, mit der wahren Ursache nicht heraus, doch sagte man zulezt, daß es Köpfe einer Familie wären. Köpfe ihrer besiegten Feinde konnte ich mir nicht vorstellen, daß es wären, denn diesen würden sie wol nicht so viel Ehre erwiesen haben, und ihre eigene Familie wird allezeit mit den Köpfen begraben; ja wenn dies auch eingelöste Köpfe von ihren Freunden, die im Kriege überwunden wurden, gewesen wären, so werden auch diese wie ganze Körper begraben. —

Ich hielt mich hier zehn Tage auf, theils um die Lage und Gränzen des Landes besser kennen zu lernen, theils auch, weil mich mein Freund Attiambo nicht reisen lassen wollte, und weil ich immer Nahrung genug für meine Naturliebe fand, wenn ich hätte ganze Monate bleiben können. Ich

machte von hier aus tägliche Exkursionen nach den umliegenden Gegenden, und fand allezeit meine Mühe belohnt! Der Herzog ließ es aber nicht zu, daß ich mit meinen Negern allein gehen durfte, sondern gab mir immer eine Eskorte von den Seinigen bewaffnet mit. Es war übertrieben, welche Sorge diese Negern für mich trugen. Wenn etwa ein Stein im Wege lag, oder ein Zakken zu tief herunter hieng, der mich hindern konnte, so mußten diese sogleich weggeräumt werden. Diese übertriebene Höflichkeit, und die ausserordentliche Neugierde, einen Weissen zu sehen, da vor mir noch keiner bis hieher gekommen war, verursachten allenthalben, wo ich mich sehen ließ, einen Zusammenlauf von Menschen, so daß es mir sehr beschwerlich fiel. Ich fand dabei den Karakter dieses Volks sehr gut und edel. Ihre Gastfreiheit ist ohne Gränzen. Wenn ich zuweilen durch die Stadt gieng, so kam hie und da ein vornehmer Mann aus dem Hause gesprungen, und bat instandig: daß ich doch seinem Hause die Ehre nicht anthun, und eine Schale Palmwein bei ihm trinken, und wenn ich dann die Einladung annahm, so konnte ich nicht genug die frohe Miene des Wirths und seiner Familie bewundern, die alle herbei kamen, um mich desto genauer betrachten zu können. So gerne sie mich sehen mochten, so überschritten sie doch nie diejenige Hochachtung, die sie ihren Vornehmen zu leisten schuldig sind, nämlich, daß sie sich in einem gewissen Abstande zurükke halten. Den Kin-

ern hingegen war ich gewöhnlich ein Schurken, enn wenn ich unvermuthet auf sie zukam, so tha- en sie einen lauten Schrei, und liefen davon. Andere zehn bis zwölfjährige Knaben konnten wol inten her mir nachlaufen, waren aber beständig uf ihre Hut bedacht, und wenn ich mich bloß ndrehte, um mit meinen Bedienten zu reden, der etwa in Gedanken am Degen faßte, so ergriff ie ganze Schaar das Hasenpanier.

Ich wollte nun weiter in die inneren Länder ineín reisen, und auch Akim besuchen. Ich reute mich schon im voraus über die Entdekkun- en, die ich dort machen würde, vorzüglich ob ich icht auch von den Goldminen sehen sollte, die hmals so ergiebig waren, und nun nicht mehr be- rbeitet werden. Ich betrog mich aber gewaltig in einer Rechnung; denn als ich im Begriffe war, ahin abzureisen, erhielt ich Ordre vom Gouver- eur, unverzüglich wieder umzukehren, indem eine Gegenwart bei den Etablissementen nöthig äre. Mit welcher Schmermuth ich meine Rükreise ach der Seeküste antrat, kann man sich vorstel- n. Hundertmal sahe ich mich um nach Nuchen, o Akim und Assiante liegt, aber unsern. Das lük, diese von Europäern noch unerforschten Ge- nden zu sehen, war mir versagt!

Kaum war ich auf Kristiansborg [illegible] ngelangt, als ich in ein hizzi[illegible] el; dessen ohngeachtet reiste [illegible]

Tage nach Friedensburg, wohin mich meine Geschäfte riefen. Allein das Fieber nahm zu, so daß ich an meinem Leben zu zweifeln anfieng; am sechsten Tag aber zeigte sich eine glükliche Revoluzion, und ich erholte mich sehr bald nach derselben. Seit dieser Zeit aber hatte ich einen solchen Widerwillen gegen das Land, in welchem meine Wißbegierde einem solchen Zwange unterworfen war, daß ich auf keine Weise länger darin bleiben wollte, sondern mit dem ersten Schiffe, das nach Europa segeln würde, wieder abzureisen mich entschloß.

Digitized by Google

IV.

Rükreise aus Guinea. Grosse Gefahr bei einem Negeraufstande.

Es war der 7te Oktober 1786, als ich Afrika erließ, und an Bord des Schiffes Kristiansburg gieng, welches denselben Abend absegelte. Dies Schiff war mit Negersklaven beladen. Man stelle sich das Getümmel in einem solchen Schiffe vor, das, wenn es zum Dienste des Königs gebraucht werden sollte, nicht über zweihundert Menschen enthalten würde, nun aber vier hundert drei und fünfzig Sklaven enthält, die von sechs und dreißig Europäern im Zaum gehalten werden sollen. Man denke sich den Anblik, einer solchen Menge Unglüklicher, die, weil sie etwa das harte Schikſal hatten von Sklaven-Aeltern geboren zu werden, oder weil sie im Kriege gefangen genommen, oder auch unschuldig gestolen worden, oder aus andern gleichgültigen Ursachen an die Europäer verkauft, nun in schweren Banden von ihrem Vaterlande nach einem andern Lande geführt werden, das sie nicht kennen! Unmöglich können sie sich viel gutes von ihrer Zukunft versprechen, und die Europäer so gewaltsame Mittel anwenden, sie ihrer vergewissert zu halten. In ihrem Lande haben sie so eine Menge fürchterliche Ideen vom Gebrauch der Sklaven in Westindien.

man erschrikt, wenn man es anhört. Mich sagte einst ein Sklave, im vollen Ernste: „Ob die Schuhe, die ich trug, nicht aus Neger-Leder gemacht wären?“ Indem er bemerkte, daß sie von derselben Farbe wären, wie seine Haut. Andere sagen, wir essen die Negern, und machen aus ihren Knochen Schießpulver. Sie können sich nicht vorstellen, daß sie nur zum Feldbau und anderer Handthierung gebraucht werden sollen, da die Arbeit zum Lebensunterhalt bei ihnen, nur so wenige Hände, und so wenige Zeit erfordert, daß es eine ganz überflüssige Sache seyn würde, Fremde ins Land zu ziehen. Daher kömmt es denn auch, daß sie allen den Ermahnungen, die die Europäer an sie thun, daß sie in einem schönen Lande geführet werden würden, und andern unwahren Schmeichelreien keinen Glauben beimessen, sondern, wenn sich irgend eine Gelegenheit darbietet, die Flucht ergreifen, oder sich selbst tödten; denn, den Tod selbst fürchten sie weit weniger, als die Sklaverei in Westindien. Ja, man hat alle Vorsicht anzuwenden, um der Gelegenheit sich selbst zu entleiben vorzubeugen, deswegen ihnen die französischen Schiffer nicht einmal einen schmalen Streif Leinwand erlauben, aus Furcht, welches schon geschehen, daß sich einige derselben daran gehenkt hatten.

Dieses Vorurtheil, und die zu strenge Behandlung, die diese Unglüklichen nicht selten von barbarischen Schiffern empfinden müssen, bringt oft eine Zusammenverschwörung unter ihnen zuwe-

je. Sie überlegen dann des Nachts, daß sie, ihrer Fesseln ungeachtet, die Europäer, denen sie so sehr an der Zahl überlegen sind, erschlagen, und das Schiff ans Land treiben lassen wollen. Gewöhnlich geschieht dergleichen Aufruhr vorzüglich entweder auf der Rhede, oder in den ersten Tagen, wenn ein Schiff von der Küste segelt. Während meines Aufenthalts auf der Küste Guinea, habe ich verschiedene traurige Exempel erlebt. Im Jahre 1785 machten die Sklaven eines holländischen Schiffes Aufruhr an demselben Tage, an welchem sie nach Westindien segeln sollten. Sie überwanden die Europäer, und schlugen sie todt, ausser einem kleinen Schiffsjungen, der sich auf die Spitze der grossen Mast retirirt hatte. Ehe die Weissen ganz überwunden waren, hatten sie verschiedene Nothschüsse gethan, die man im Lande gehöret hatte, und deshalb eine Menge Kähnen mit bewafneten Freinegern ihnen zu Hülfe schikte. So bald diese dem Schiffe nahe kamen, und die aufrührerischen Sklaven sahen, daß sie den Kürzern ziehen müsten, überlegten sie, daß sie sich selbst aus der Welt schaffen wollten. In dieser Hinsicht lief einer mit einem Feuerbrande in die Pulverkammer, und machte es auf die Weise auffliegen. Die Kähne fischten nicht mehr als einige dreißig Negern, und den Schiffsjungen auf, die übrigen, über fünf hundert an der Zahl, wurden ein Raub der Wellen.

Wenig glüklicher waren die Negern eines eng-

lischen Sklavenschiffes in demselben Jahre, die ebenfalls an der Goldküste revoltirten. Sie hatten alle Europäer erschlagen, hieben das Ankertau ab, und liessen das Schiff ans Land treiben. Da es bis in die Brandung kam, sprangen alle Neger über Bord, und schwammen ans Land. Zu ihrem grossen Leidwesen aber standen hier die Freinegern, fischten sie alle auf, und verkauften sie noch einmal an die Europäer. Das Schiff und die Ladung war eine gute Beute der Negern, an deren Land es trieb.

Von diesen zwei Beispielen kann ich nur vom Hörensagen reden; nun aber ein Wort, von einem Ueberlaufe der Sklaven des Schiffes, worin ich mich selbst befand. Ein Sklavenschiff ist in der Mitte auf dem Verdek mit einer hohen, bretternen, starken Scheidewand, die man die Schanze nennt, versehen, dessen Seite, die nach dem Vordertheile des Schiffs sieht, äusserst glatt, ohne offene Fugen seyn muß, damit die Sklaven nicht mit den Fingern dazwischen kommen können. Oben auf dieser Wand sind so viele kleine Kanonen und Gewehre angebracht, als Plaz finden, die allezeit geladen jeden Abend abgeschossen werden, um die Sklaven in Furcht zu erhalten. Bei diesen stehet allezeit Wache, die genau auf die Bewegungen der Negern Acht haben muß. Im Hintertheile, oder diesseits der Schanze, befinden sich alle Weiber und Kinder, und aussen vor der Schanze die Männer, die weder die Weiber sehen, noch mit

hnen zusammen kommen können. Die Männer sind llezeit je zween, an Händen und Füssen zusammen eschmiedet. Durch die Reihen, wie sie auf dem Verdek sizzen, sind noch überdies schwere Ketten urch die Füsse gezogen, so daß sie ohne Erlaubniß nicht aufstehen können, und weiter sich nicht von er Stelle bewegen dürfen, als wenn sie des Morens auf das Verdek, und des Abends hinunter elassen werden. Da aber ihre Anzahl so groß ist, o können sie sich nur jeden andern Tag dieser Moion erfreuen, den andern bleiben sie nämlich unen, wo sie wie Häringe zusammen gepakket sind.

Es war am zweiten Tage unserer Abfahrt da ben die meisten von den Krepeern sich auf dem Verdek befanden, als sie einen Aufstand erregten. ch befand mich dazumal allein unter den Negern, nd scherzte mit einigen Akraern und Dunkoern, die bestgesittetste Nazion) deren erstern Sprache ch verstand. Da nun unter einer solchen Menge llezeit ein großes Getümmel ist, so wurde ich aufmerksam gemacht, indem auf einmal eine grosse Stille anfieng. Da eben der gröste Theil der Mannschaft speiste, so wollte ich nach dem Vordertheil des Schiffes zu, um zu sehen, ob Jedermann uf seinem Posten sei, im Fall die Negern etwa inen Aufstand im Sinne haben sollten. Als ich ngefähr bis in die Mitte kam, wurde die Schanzhüre aufgemacht, indem der Obersteuermann zu ir kommen wollte. In demselbtn Augenblik aber

Digitized by Google

erhoben die Männer alle ein Geschrei das der abscheulichste Ton war, den man sich denken kann, der jedoch eine Aehnlichkeit mit dem hatte, den ich vorher in der Schlacht bei dem Angriffe gehört hatte. Mit diesem Geschrei standen alle Männer auf, die vorher, wie gewöhnlich, sassen. Einige derselben schlugen mich mit den Handeisen, womit sie zusammen geschmiedet waren, auf den Kopfe, daß ich sogleich zu Boden fiel. Da sie aber mit den Füssen ebenfalls geschlossen waren, so kroch ich unter ihnen weg, und erreichte die Schanzthüre. Hier aber pochte ich diesmals vergebens an. Denn da man mich einlassen wollte, ergriffen eine solche Menge Negern die Thüre, daß man sie nur mit Mühe wieder verschliessen konnte. Es ist der Politik gemäß, lieber einige Europäer erschlagen zu lassen, als daß die Negern Meister von der Thüre werden, denn dann können sie nach dem Hintertheil des Schiffes kommen, wo alles voller Waffen hängt, und es ist dann eine Kleinigkeit für sie, sich auch Meister von dem Schiffe zu machen. Man ließ mich indessen nicht lange müssig bei der Thüre, sondern machte mich bald wie zuvor, den Boden suchen. Da man nun aber im Hintertheile des Schiffs vernahm was draussen vorgieng, so suchte man die Schanze mit den Bajonetten von oben herab, frei zu halten. Zu dem Ende, um mich in besserer Ruhe ableiden zu können, zogen sie mich bei den Füssen, bis zum Vordertheil des Schiffes, wo einer derselben, der ein Scheermesser von dem,

er ihn rasierte, wie die Rebellion anfieng, er-
rissen hatte, mit einen Schnitt über die Stirn,
Schlaf, durchs Ohr, und bis tief in Halse gab.
Da er aber noch am Halse beschäftigt, und durch
in dikkes seidenes Tuch, das ich trug, nicht so-
gleich seinen Endzwek erreichen konnte, kam zu
ie seine Brust durchbohrte, wodurch er zurük
türzte, und die andern, die mich gehalten, mich
os liessen, auf welche Weise ich noch einmal wieder
rei wurde. Man schoß noch verschiedene Schüsse,
nd auch zwei dreipfündige Kanonen ab, die mit
Erbsen geladen waren, wobei sich die Negern, so
iel möglich, nach vorne zogen, um den Schüs-
en auszuweichen. Auf diese Weise wurde also die
Schanzthüre frei, und da ich noch so eben Kräfte
enug hatte, dahin zu kriechen, wo ein Strom von
Blut meinen Weg bezeichnete, indem die rechte
Schlafpuls ader durchschnitten war. Der Steuer-
mann hatte ebenfalls verschiedene, doch nicht so
edeutende Wunden erhalten, und da er ein besse-
er Seemann als ich war, so rettete er sich dadurch,
aß er durch die Kanonenlöcher über Bord gieng,
nd jenseits der Sturmschanze wieder herauf klet-
erte. Man machte nun einen Ausfall von der
Schanze, um die Negern, die während der Zeit
ich schon verschiedentlich die Eisen abgehämmert
atten, entweder mit Güte oder Gewalt hinunter-
n ihre Kammern zu bringen, und da man diesen
mit dem Schießgewehr unterstützte, so gieng ein

Theil der Negern, die nicht mit in die Verschwörung begriffen waren, ohne weitere Umstände in ihre Kammern hinunter; die andern Negern, da sie das sahen, daß sie nichts ausrichten konnten, sprangen sämmtlich über Bord in die See. Einige Knaben von derselben Nazion, die zu diesem raschen Schritt nicht beherzt genug waren, wurden mit Fleiß von den ältern hinein gestossen. Man versicherte sich derer, die unter dem Verdek waren, sezte eiligst die kleinen Fahrzeuge aus, und fischte so viele, als möglich, theils lebendig, theils todt, wieder auf. Es war erstaunenswürdig, wie einige Paare derselben, ohngeachtet sie nur die eine Hand und den einen Fuß frei hatten, mit den andern waren sie nämlich zusammen geschmiedet, doch sehr geschikt, sich über Wasser hielten. Einige waren noch selbst im Tode hartnäkig, und warfen das Seil, das ihnen vom Schiffe herunter um den Leib geworfen wurde, um daran aufgezogen zu werden, trozzig wieder von sich, und tauchten mit Gewalt unter. Unter andern war ein Paar verschiedener Meinung; denn der eine verlangte gerettet zu werden, der andere aber nicht, deswegen der, welcher zu ersaufen begehrte, den andern mit Gewalt mit sich unter Wasser zog, da dieser denn erbärmlich schrie, und mit seinem Kameraden gerettet wurde, der aber schon seinen Geist aufgegeben hatte.

Der Aufruhr dauerte bis er gänzlich gedämpft wurde zwei Stunden. Nach Zählung unserer

Mannschaft fand sich, daß wir vier und dreißig Negern in der Aktion verloren hatten, die sämmtlich erschossen waren. An Europäern hingegen keinen todt, ausser wir zwei Verwundete.

Ich befand mich nur in sehr mäßigen Umständen. Denn da ich so sehr viel Blut verloren hatte, sanken die Kräfte sehr bald, daß ich mich nicht einmal verbinden konnte, sondern bloß den Kopf mit einigen Handtüchern umgab, um wo möglich, dem fernern Blutverlust zu hemmen. Bei der Arbeit aber gewann die Schwäche die Oberhand, und ich fiel der Länge nach auf dem Verdeck in Ohnmacht, aus welcher ich mich erst nach einigen Stunden erholte. Durch die Vorsorge unsers Kapitains hatte man mich aber bald auf ein schickliches Lager gebracht, und den Kopf mit warmem Wein angefeuchtet. Wie ich erwachte, war mir es, als wenn die Geschichte nur ein Traum gewesen wäre. Ich erstaunte über die Stelle, wo ich lag, und die Negerinnen, die um mich her assen, und Thränen des Mitleids weinten. Ich wollte mich aufrichten, aber nun wußte ich Bescheid. Der Kopf, der mir Zentnerschwer war, theils von den Bähungen, theils von geronnenem Geblüt, das durch alle Löcher gedrungen war, erinnerte mich an die Ursache. Durch die vielen Schläge mit den Handeisen, deren einer die Hirnschale durchbohrt hatte, war der Kopf auch gewaltig entzündet, so daß, da ich nach vier und zwanzig Stunden aufwachte, die Wunde zwei Fin-

ger breit von einander klaffte, und da der Schlafmuskel quer durchschnitten war, konnte ich die Zähne nicht voneinander bringen, sondern war genöthigt, von lauter flüßigen Speisen zu leben. So anscheinend gefährlich von Anfang die Geschichte zu seyn schien, so kam ich glüklich genug davon, denn schon mit dem Tage, da wir in Westindien ankamen, war ich geheilet, welches gerade zwei Monate hernach war.

Man fragt vielleicht, warum die Negern gerade auf mich so erzürnt waren, da ich ihnen in den Paar Tagen doch wol nicht viel zu Leide gethan haben konnte? Ich erfuhr nachher, daß sie geglaubt hätten, weil ich zulezt an Bord kam, ich wäre der Eigenthümer aller Sklaven, und daß es am besten sei, mich zuerst in die andre Welt zu schikken, dann würden sich die übrigen Europäer, als Miethlinge, desto eher ergeben. Nachher hielten sie auf der Reise sehr viel auf mich, denn wenn ich des Morgens unter sie kam, so empfiengen sie mich mit einem lauten Händeklatschen, welches unter dieser unpolirten Nazion eben sowol ein Zeichen des Beifalls ist, als in unsern Schauspielhäusern.

Einer der Rädelsführer dieser Verschwörung war ein Neger, der schon in Westindien und in England gewesen war, und der, ich weiß nicht wodurch, wieder nach der Küste gekommen, und sich in unsern Diensten der Etablissemente als Lootsmann befand. Er hatte hier viele Schuldner ge-

nacht, so daß man um ihn nur loß zu werden, ihn mit unserm Schiffe nach Westindien schikte. Dieser Böswicht hatte die Krepeer überredet, sie sollen nur die Blanken todt schlagen, wenn sie auch noch so weit in See wären, so wolle er sie doch wieder ans Land bringen. Er erzählte ihnen überdem noch viele Wahrheiten und Unwahrheiten von Westindien; z. B. daß es ein Land der Plage wäre, wo sie wenig zu essen, aber viele Arbeit und Prügel bekämen, u. s. w. Dies war in der That ein gefährlicher Mensch, und es war noch nach dem Ueberlaufe nöthig, ihn ganz von den übrigen abzusondern, da er denn seine Residenz im Schweinskoben erhielt, und weder durch Zunge noch andre Gliedmassen weiter schädlich seyn konnte.

Ausser diesem unglücklichen Ueberfall würden wir eine sehr vortheilhafte Reise gemacht haben, da wir nicht mehr als sieben Todte auf der Reise hatten, welches für eine solche Menge Menschen, und in solcher Lage eine sehr geringe Zahl ist. Man hat Beispiele, daß die Schiffe nicht mehr als die Hälfte der Sklaven, die sie an der afrikanischen Küste erhandelt hatten, nach Westindien gebracht haben. Die Länge der Reise, und vorzüglich die Behandlung der Negern, sind wol zum Theil die Gelegenheit gebende Ursache der grossen Sterblichkeit, die auf den Sklavenschiffen so gewöhnlich ist. Auf diesem Schiffe wurde die gröste Reinlichkeit beobachtet, und die Sklaven mußten jeden andern Tag auf das Verdek, und sich so viel,

als es der Plaz erlaubte, bewegen. Durch Ventilators, die jedoch nicht von der besten Sorte waren, indem sie nur bloß aus einem Sakke von Segeltuche bestanden, dessen oberstes Ende mit offenen Flügeln gegen den Wind gestellet wurde, das unterste hingegen unter dem Verdek in den Behältnissen, wurde ihnen so viel frische Luft, als möglich, verschafft. Des Abends, ehe sie hinunter gelassen wurden, räucherte man alle Kammern mit angefeuchtetem Schießpulver wol aus. Ihre Nahrung bestand meistentheils aus den Produkten ihres eigenen Landes, als Mais, Reis und Jams. Sie scheinen auch vorzüglichen Geschmak an unserer Gerstengrüzze zu finden, dahingegen waren die sogenannten Pferdebohnen, die man gewöhnlich den Sklavenschiffen als Provision mitgibt, gar nicht ihre Sache. Wir waren so glüklich, täglich eine Menge Doraden zu fangen, so, daß nicht allein unsere ganze Schiffsgesellschaft damit versehen werden konnte, sondern man troknete auch eine beträchtliche Anzahl derselben für die Zukunft. Einige dieser Fische wogen hundert und fünfzig Pfund, und dann, wann sie so ausgewachsen sind, werden sie halbe Kurte genannt. Es ist allgemein angemerkt, daß diese Fische am häufigsten sind, je näher man dem Aequator ist.

Das Wasser hingegen ist ein sehr kostbarer Artikel. Ein Mann kann auf das höchste nicht mehr des Tages als drei Viertelkannen, oder vier und zwanzig Unzen bekommen, welches sehr wenig ist,

wenn

venn man nach medizinisch diätetischen Gesezzen vier
Pfund Flüssigkeiten in vier und zwanzig Stunden
u sich nehmen soll, und das hier in diesem heissen
Himmelsstriche, um so nöthiger zu beobachten ist.
Ihre Speisen sind allezeit hart gekocht, deswegen
ie hier ihre Zuflucht für den Durst nicht nehmen
önnen. Es ist deshalb nicht zu bewundern, wenn
nan, wie oft geschieht, von einer so grossen
Sterblichkeit auf den Sklavenschiffen höret. Un-
egreiflich aber ist es, wenn man hört, welch eine
Menge von Matrosen auf den Kriegsschiffen nach
iner kurzen Kreuzfahrt dahin stirbt. Diese werden
nit allen Nothwendigkeiten überflüssig versorgt,
hre Anzahl kömmt denen auf einem Sklavenschiffe
ange nicht bei, und ihr Gemüth wird mit der Zu-
unft nicht gefoltert, wie das der Sklaven. Sollte
icht die Ursache der grossen Sterblichkeit in zu-
älligen Dingen liegen? Wie sehr wäre es nicht
ur Ehre der Menschheit zu wünschen, daß diese
Quellen aufgesucht, und verstopfet würden! Dann
würde man nicht den Widerwillen und die Deser-
ion bemerken, die um so gewöhnlicher ist, wenn
Matrosen zum Kriegsdienst ausgehoben werden
ollen!

Einige Tage nach unserer Ankunft auf der In-
el St. Croix entschied sich das Schikſal unserer
Negern. Man hatte sie an's Land gebracht, puzte
ie nach ihrer Landesart auf das beste aus, erlaub-
te ihnen alle Freiheit, traktirte sie mit den Deli-
katessen ihres eigenen Landes, so daß sie sich über-

redeten, sie wären nach einem Paradiese gekommen. Aber der Schein betrügt! Der Tag ihres Verkaufs kam. Man stellte sie in Reihe und Glieder auf, und ließ nicht eher zu, daß ein Käufer sie dann sehen dürfte, bis auf die bestimmte Minute. Man öffnete die Thüre. Ein Heer von Käufern stürzte sich herein, und Jeder riß, wie rasend, diejenigen Negern und Negerinnen mit sich fort, die er sich in den Tagen zuvor, da sie zur Schau ausgestellt waren, ausersehen hatte, und brachte sie vor den Verkäufer, um wegen des Preises einig zu werden. Dies alles gieng in einer solchen Furie, daß mir selbst bald bange geworden wäre; wie hiebei den Negern zu Muthe seyn mochte, läßt sich leicht schliessen. Ehe vier Stunden vergiengen, waren die meisten verkauft. Der Rest bestand aus acht und vierzig, gröstentheils Gebrechlichen, oder ältlichen Negern, die den folgenden Tag im Ganzen durch die Bank für zwei hundert Thaler das Stük verkauft wurden. Die Summe aller verkauften Negern belief sich auf 97,000 und ein Paar hundert Thalern. —

Isert hielt sich dann noch einige Zeit in Westindien auf, und kehrte endlich im Herbste 1787 nach Europa zurük.

Digitized by Google

Zugabe.

Schreiben eines holländischen Offiziers aus dem Forte El Mina auf der Goldküste, an einen Freund in Europa. *)

El Mina, den 14ten Junius 1787.

Meine Reise hieher war glüklich und gut. Wir passirten die kanarischen Inseln, und staunten, wie jeder Reisende, der ihn zum erstenmal sieht, den hohen Pik von Teneriffa an, wie sein Gipfel über die Wolken ragte, und wie wir es deutlich bemerken konnten, daß sein Gipfel mit Schnee und Eis bedekt war. Sein Anblik hat etwas majestätisches, die ungeheure Höhe eines solchen Kegels, ein Gipfel mit ewigem Eis und Schnee bedekt, in den niedern Regionen die herrlichsten Weingärten, und schönsten Felder; daß dieses verbunden einen schönen Eindruk macht, und die Seele in ein angenehmes Staunen und Betrachtungen wiegt, werden Sie ohne weiteres Erinnern glauben. Der Wind war schwach, und wir behielten Palma, Teneriffa, und andere herumliegende Inseln noch fünf bis sechs Tage im Gesicht. Sie beste-

*) Abgekürzt aus Cuhn's Sammlung mitgetheilt.

hen grösstentheils aus ungeheuren Gebirgen. Hier verlor ich meinen besten Freund, den Grafen von***, einen vortrefflichen Mann, der auch als Ofizier in unsern Diensten stand, und der hier bei unserm kurzen Aufenthalt mit noch fünf Soldaten von unserm Transport sein Grab fand.

Wir kamen endlich glüklich an dem Orte unserer Bestimmung an, und nun, beßter Freund, will ich Ihnen auch das Resultat meiner bisherigen Beobachtungen in diesem Lande mittheilen.

Der Hauptsiz der Holländer in Afrika ist unser Fort della Mina. Es liegt nahe an der Seeküste, so daß die Wellen mit dem grösten Ungestümme beständig an die äussern Werker anschlagen; die Vestung wird noch durch das Kastell Konradsburg, das nahe dabei auf dem Berge St. Jago liegt, gedekt. Aus dem Lande kommt ein salziger Fluß, der sich dicht unter der Vestung in eine kleine Bai ergiesset. Das Fort hat keinen Haven, sondern die Schiffe müssen auf der Rhede liegen bleiben, wo sie der grösten Gefahr ausgesezt sind, und oft ihre Anker verlieren. Die Vestung sowohl als das Kastell sind nach alter Art vest, dauerhaft und sehr plump von grossen Quaderstüken erbauet. Das Wasser ist hier selten, und man sammelt bloß Regenwasser in Zisternen, die verschlossen sind, und ihre eignen Aufseher haben, die das Wasser täglich zweimal an die Garnison ausgeben; die Monate Mai, Junius und Julius machen hier die Regenzeit aus; die Nächte

ind alsdann kühl und äusserst ungesund. Das Wasser wird dann für den übrigen Theil des Jahres gesammelt. Ist diese Zeit verstrichen, so kann man kein Wasser mehr trinken, ohne es vorher zu kochen. Es wimmelt von Würmern und andern Insekten, und sowohl Eingeborne als Europäer, die es ohne diese Vorsicht geniessen, bekommen dann in den Armen, Beinen, dem Leib und den Testikeln Geschwüre, aus welchen diese Würmer unter den grösten Schmerzen wieder herausschwären. *) Das Fort della Mina ist schon vor einigen hundert Jahren von den Portugiesen erbauet, allein die Holländer eroberten dasselbe durch den Admiral Ruyter, der auch das Kastell Konradsburg auf dem Berge Sankt Jago anlegen ließ. Auf diesem Kastelle stehen vier metallene Feldschlangen, die König Karl der 12te in der Schlacht bei Narva den Russen abnahm, und die nachher von den Holländern auf einem schwedischen Kriegsschiff erobert, und hieher geschikt wurden. Ihre Geschichte ist in schwedischer Sprache weitläuftig auf dem Lauf eingegraben. Von dem hiesigen Gouvernement hängen noch vierzehn Forts ab, die längs der Küste liegen, und ihre eignen Kommandanten haben, die zugleich alle Geschäfte der Westindischen Kompagnie besorgen. Viere dieser Forts werden von edlen Herren kommandirt, welche zugleich Räthe von Indien sind, und in dem

*) Nervenwürmer, m. s. im V. B. d. W.

Konseil Siz und Stimme haben. Alle diese kleinen Garnisonen werden von hier aus unterhalten. Die Negern, welche in Dörfern nicht weit von unserer Vestung wohnen, sind in verschiedene Quartiere eingetheilt. Sie sind sehr zahlreich, und machen ohngefähr vierzehn bis fünfzehn tausend streitbare Männer aus, ohne die Weiber und die ungeheure Menge kleiner Kinder mitzurechnen. Sie werden von einem Ober = und Unter = König, mit Zuziehung der Kaboschiers oder Edelleute, regiert. Manns = und Frauenspersonen gehen durchgängig barfuß und nakkend. Nach Beschaffenheit ihres Vermögens tragen sie ein Pagne, oder ein vier bis fünf Ellen grosses Stük Seide, Baumwolle oder Leinwand, um den Untertheil ihres Leibes, welches zur Bedekkung der Scham dient; um Arme und Beine tragen sie kleine Strikchen, welchen sie ihren Göttern zu Ehren so zusammenknebeln, daß Manchem davon Haut und Fleisch in Stükken springt; sie tragen auch noch eine andere Art Arm = und Fußbänder, als einen Puz, die ebenfalls aus vielen Strikchen bestehen. An diese werden allerhand Arten von Korallen bevestiget, Stükchen Gold in verschiedenen Figuren geschmiedet, Muscheln, Hölzchen, alles dieß macht auch ihren Halsschmuk aus. Die meisten tragen kahlgeschorne Köpfe bis auf ein kleines Löckchen, welches mitten auf dem Kopf stehen bleibt, worein die Weibsleute einen kleinen weissen oder schwarzen Kamm stekken, der mit ver-

Digitized by Google

schiedenen Stükchen Gold geziert ist. Die Mannsleute bevestigen goldne Ringe, oder sonst von Gold gearbeitete Figuren an dieses Lökchen. Andere lassen einen Theil ihrer Haare in Form eines halben Mondes, einer Schlange, oder eines Sternes auf dem Kopfe stehen. Ihre Wohnungen sind schlecht und ohne Glasfenster; Einige haben ihre Betten von der Erde erhöhet, Andere aber liegen auf einer schlechten Schiffmatte auf dem blossen Boden. Die Negern weben eine Art baumwollen Zeug, welches nicht mehr als zwei Hände breit ist. Hiervon nähen sie etliche Bänder zusammen, und dieses dienet ihnen zu Bettdekken. Die Europäer kaufen solche gern, denn sie sind leicht und man schläft gut darunter. Die Farbe davon ist hellblau und weiß gestreift. Einige Wohnungen sind zwei bis drei Stokwerke hoch, andere aber nur von einem; ihr ganzes Hausgeräthe bestehet in ein Paar alten Tischen und Stülen, welche bisweilen nur eine Art kleiner Fußschemel sind, einem Spiegel, einigen zinnernen Schüsseln, einer Lampe, einem kupfernen oder messingenen Bekken und verschiedenen von den Europäern gekaufte alte Gemälden, welche die schmuzzigen Wände auszieren müssen. Die Baumaterialien bestehen in Lehm, Sand und Steinen; ihr Holz wird nicht regelmässig gezimmert, sondern sie gehen dabei so unordentlich zu Werke, daß man oft in Gefahr stehet, aus dem obern Stokwerke mit dem ganzen Fußboden, eine Reise auf die Erde machen zu müssen. Ihre Straß-

sen verdienen diesen Namen nicht, denn sie sind eher Winkel zu nennen, und so schmal, daß an einigen Orten ein einzelner Mensch Mühe hat durch zu kommen, sie sind auch sehr dunkel. Die Negern, welche sich in der Wildnis aufhalten, sind noch weit ungesitteter, als die hiesigen, und ihre Pagnen sind nur zwei Hände breit, und von Fellen oder alten Lumpen gemacht. Der Reichthum aller Eingebornen bestehet in Sklaven, Elefantenzähne, und Goldstaub; Einige haben an tausend Sklaven. Ihre Feinde, welche sie im Kriege gefangen nehmen, werden verkauft; die Engländer, Holländer, Franzosen, Portugiesen und Dänen, bringen viele Waaren hieher, um diesen Handel zu betreiben. Die Negern leben insgesammt schlecht, und geniessen nur sehr wenige Speise. Der dritte Theil eines kleinen Fisches, welcher so groß ist, wie ein Weißfisch, und ungefähr ein halb Pfund Brod, ist hinlänglich, den stärksten Kerl zu ernähren. Das herrlichste ihrer Gerichte ist Malachat, welches in Wasser gekochte Fische sind; in dieses Wasser werfen sie Mehl, welches im höchsten Grad erbärmlich und ekkelhaft schmekt; der Pfeffer, welchen sie in größter Quantität hieran verschwenden, ist so stark, daß ein neu angekommener Europäer dieses Gericht nicht genieſſen kann. Aus Geiz schlachtet der Neger kein Vieh zu seinem Gebrauche, sondern so lange es noch gesund und am Leben ist, wird es an die Europäer sehr theuer verkauft; ist es aber gefallen,

ilsdann verzehren sie es mit der größten Gierigkeit. Hundefleisch ist ebenfalls ein köstliches Gericht für einen Neger, und wird nur bei den größen Festivitäten gegessen. Ist ein Hausvater, dessen Frau oder Kind sehr gefährlich krank, und man uchet die Hülfe des Pfaffen, so wird bei dieser Gelegenheit ein Hund geschlachtet. Einen Theil davon verzehrt der Pazient, dessen Angehörige und der Pfaffe, ein anderer Theil dieses herrlichen Bratens wird in die Hütte ihres Gottes gebracht, ihn damit zu regaliren, oder im Falle derselbe erzürnt ist, wieder in gute Laune zu bringen. Ihre Religion ist heidnisch, und voller Gaukeleien und abergläubischen Possen. Ihre Götzen sind Fetische. Sie verehren aber auch ein höheres Wesen, welches sie Jan Kompan nennen; sie glauben, er sei ein guter Geist, und theile ihnen von allen guten Sachen Nachricht mit; ihrer Meinung nach hält sich dieser Gott in einer schlechten mit Schilf bedekten Hütte am Fluß auf, wo derselbe sehr genau auf das Leben der Menschen Achtung gäbe. Dem Teufel opfern sie ebenfalls, damit derselbe ihnen nicht schade. Die Neger nennen diesen Herrn Saman; so oft ein Neger ißt oder trinkt, wirft er immer etwas davon auf die Erde, das ist für den Teufel; sie sagen, Jan Kompan sei ein guter Geist, welcher Niemanden beleidigte, Saman aber sei ein böser Schadenfroh. Ihre Pfaffen leben auf Kosten des reichen und armen Mannes. Sie schwazzen durch ihre albernen Wahrsagereien den

Leuten das Ihrige ab, und sind im Stande, die schändlichsten Mordthaten begehen zu lassen. Da alle Europäer Negern zu ihrer Bedienung haben, so darf sich Niemand mit einem Pfaffen überwerfen, sonst befielt derselbe dem Bedienten, seinen Herrn heimlich zu vergiften, welches denn auch bei der ersten Gelegenheit geschieht. Würde der hiesige Gouverneur sich mit einem solchen Ungeheuer überwerfen, so erregte der Pfaffe gewiß einen allgemeinen Aufstand, und wir wären alle in Gefahr, ermordet zu werden. Kein Neger würde es wagen, sobald der Pfaffe im Namen seines Gottes den Bann über die Europäer ausgesprochen hätte, ferner Nahrungsmitel oder andere Sachen in die Vestung zu verkaufen; man suchet daher diese Leute immer bei guter Laune zu erhalten, und die Kompagnie macht ihnen die ansehnlichsten Geschenke. Ihre Gebräuche bei ihren Begräbnissen sind auch sehr sonderbar. Der Verstorbene wird gleich nach seinem Ableben gewaschen, und mit einer Tabakspfeife in der Hand auf einen Stul gesezt, und bleibt in dieser Stellung bis zum Begräbniß. Stirbt ein Neger, so wird er in dem innersten Stokwerk seines Hauses in einem ungetäfelten Zimmer begraben. Die Verwandten des Verstorbenen beschmieren alsdann den ganzen Körper, Arme, Leib und Beine mit weisser Thonerde, und tragen ein blaues Pagne zum Zeichen der Trauer; ungefähr vierzig bis fünfzig alte Weiber schreien hiebei aus vollem Halse ein so erbärmliches Kla-

Digitized by Google

gelied, daß jedem europäischen Zuhörer ein Grauen anwandelt. Diese Weiber werden bezahlt, und je nachdem diese Bezahlung ansehnlich oder gering ist, schreien sie mehr oder weniger. Die Mannsleute hingegen besaufen sich drei bis vier Nächte hintereinander, und feuern ihre Gewehre ab. Ist der Verstorbene ein Kaboschier oder Edelmann, so müssen vier seiner besten Leibsklaven mit ihm sterben; diese werden, wenn die Leiche ins Grab gesenket wird, von hinten mit Knüppeln und Stangen ihrem Herrn zu Ehren von den Andern erschlagen, und noch lebendig neben dem Sarge der Verstorbenen begraben.

Die Nazion ist durchgängig mißtrauisch, arglistig und sehr verschlagen. Die Mannspersonen sind grosse und stark gewachsene Leute. Im Laufen, Klettern und Springen haben sie eine ausserordentliche Fertigkeit; ohnerachtet der grossen und brennenden Sonnenhizze, gehen sie beständig mit bloßen Kopfe, sind immer frisch und gesund, und die schwerste Arbeit verrichten sie geschwind, leicht und ohne grosse Anstrengung. Täglich laufen von hier drei hundert Kähne zum Fischen aus. Es sind bloß ins Grobe ausgearbeitete, ausgehöhlte dikke Bäume, einige derselben sind oft mit achtzehn bis zwanzig Mann besezt; es geschieht oft, wann die See hoch ist, und die Kähne durch die Brandung fahren müssen, daß das ganze Fahrzeug umschlägt; allein die Negern haben eine solche Fertigkeit im Schwimmen,

daß keiner dabei ertrinkt, sondern so bald der Kahn umschlägt, springen sie von selbst heraus, und richten es wieder auf. Im Monat August und September werden hier eine ungeheure Menge Fische gefangen. Die Hizze ist in den Monaten Dezember, Januar und Februar unausstehlich, und die Sonnenstralen so kräftig, daß wenn man um Mittagszeit Eier auf die Batterien legt, solche in Zeit von einer halben Stunde völlig gebraten sind. Kein Europäer gehet dann auf die Straße, denn der Sand ist so heiß, daß man Schuhe und Füsse verbrennen kann. Die Luft ist ungesund und zu Zeiten fast pestilenzialisch. Hizzige Fieber und faule Dissenterien sind die Krankheiten, welche uns die meisten Menschen wegraffen. Unsere Aerzte sind unwissende Leute, welche in Europa ihr Brod mit dem Rasirmesser verdient haben, und hier aus Mangel geschikterer Leute nach und nach zu Ober- und General-Chirurgen befördert werden. Die Sitten und Gebräuche der Negern sind so wunderlich und abgeschmakt, daß man herzlich lachen muß, wenn man so etwas zum erstenmal sieht. Sie verheurathen sich, wenn es ihnen gefällig ist, und verabschieden ihre Weiber, wenn sie ihrer überdrüßig sind; will Einer eine Frau nehmen, so macht er vorher mit ihr einen Akkord, wie viel Gold er bezahlen muß; so bald der Handel geschlossen ist, macht er seiner Braut ein Geschenk von zwei Pagnes, welches bei Kaboschiers oder Edelleuten seidenes, bei

Digitized by Google

andern aber baumwollenes Zeuch seyn muß. Hiernächst bekommt sie einen ganzen oder halben Anker Rum, einige Duzzend lange irdene Pfeifen, und etliche Faden portugiesischen Rollentabak; in diese Kostbarkeiten theilen sich die Aeltern der Braut, und die Schöne behält weiter nichts als die Pagnen; sobald alle Punkten berichtigt sind, gibt der Bräutigam ein Gastmal, welches nach unsern Sitten erbärmlich ist, bei ihnen aber für sehr glänzend gehalten wird; man besäuft sich dabei nach völliger Willkür und Belieben. Die Tabakspfeife wird nicht kalt, und wenn die Gesellschaft des Morgens um vier oder fünf Uhr auseinander geht, so sind alle Gäste so begeistert, daß keiner den andern mehr erkennen kann. Bei dieser Gelegenheit erscheinen alle Freunde und Freundinnen der Braut, welche zuweilen eine Gesellschaft von mehr als fünfzig bis hundert Personen ausmachen; diese begleiten die Braut bis in das Haus des Bräutigams. Sie nimmt dann ihrem ganzen Reichthum an gediegenem Golde; ist dieser nicht beträchtlich, so erborget sie, so viel nur zu bekommen ist, bindet dieses Geschmeide an Faden, und behängt sich Arme und Beine damit; das Erborgte wird ihr zugewogen, und sie muß, wenn die Feierlichkeit zu Ende ist, es wieder nach dem Gewicht abliefern. Jeder hat nach seinem Belieben drei bis vier Weiber, welche wochenweise bei ihrem Manne schlafen. Die Europäer machen es in diesem Punkte eben so; nur daß

Digitized by Google

diese nicht so viel Gold bezahlen, als die Negern. Wird eine Frau durch Alter und andere Ursachen unbrauchbar, so wird sie ohne Umstände entlassen, und nach Willkür und Befinden der Umstände mit einer frischen ersezt. Hat ein Europäer seine Kapitulazion ausgedient, so gehet er, wenn es ihm gefällig ist, wieder nach Hause, läßt seine Weiber und Kinder hier, welche denn, so gut sie können, sich selbst ernähren müssen. Die Weiber sind hier nicht blöde; so oft ein frischer Transport angelangt ist, kommen sie einige Zeit darnach in die Vestung, suchen sich bei demjenigen, der ihnen am besten gefällt, durch sonderbare Sprünge und wollüstige Tänze einzuschmeicheln, und schlagen ihnen darauf eine Heurath vor. Ihren europäischen Männern sind sie nie getreu, sondern hintergehen sie auf alle Art und Weise. Trifft ein Neger einen Europäer, oder ein Europäer einen Neger mit seiner Frau im Ehebruch an, so müssen beide, wenn die Verbrecher geringe Leute, Soldaten und gemeine Negern sind, jeder sechzig bis siebenzig Gulden bezahlen, sind es aber Vornehme, so wird es härter geahndet; die Strafen müssen ohne Barmherzigkeit bezahlt werden, sonst wird sogleich die Gage beschlagen; der Eigenthümer der Frau bekommt die Strafe; er kann diese dann behalten oder fortjagen. Nun auch etwas von der Beschaffenheit des Landes. Der Boden ist längs der Küste mehrentheils sandig, jedoch könnte derselbe, wenn die

Digitized by Google

Einwohner fleißiger wären, und es hier nicht so sehr an Dünger fehlte, sehr fruchtbar gemacht werden, da aber alles dieses vernachläßiget wird, so sind die Gärten der Einwohner schlecht eingezäunt, und alles wächst wild. Die Früchte des Landes sind türkischer Waizen, wovon sie das Brod backen, verschiedene Arten von Bohnen, Pisang, Ananas, Bakkowes, James, Limonen, bittere und saure Orangen, Apelsinen, Pfeffer, welcher der stärkste in der Welt ist. Kokos-Nüsse und eine Art Melonen, welche man Papages nennt, gibt es sehr viele; aus dem Palmbaum wird der bekannte Wein gezapft. Dieser Baum trägt ferner Nüsse, aus welchen Oel zum Brennen und Schmälzen gemacht wird, man braucht es auch in der Medizin, zum Essen aber ist es widrig, und hat eine zinnoberrothe Farbe. Der hiesige Handel besteht in Elefantenzähnen, Sklaven und Gold, welches die Negern gegen Korallen, Spiegel, Pagnen, Messer, Scheeren, Gewehre, Pulver, Blei, Branntwein, Zwirn, Nähnadeln, Pfeifen und Tabak vertauschen.

Der König von **Assiante** ist der reichste unter allen afrikanischen Fürsten. Die Gränzen seines Reichs sind nicht sehr weit von uns entfernt, allein die Residenz liegt tief im Lande.

Das Ungeziefer ist hier in seinem Elemente, und fällt den Europäern sehr zur Last. Skorpionen, Taranteln, Tausendbeine, Mos-

Digitized by Google

kten, Spinnen, Schlangen, Eidexen und Krokodille sind hier in übergrosser Menge. Von den wilden vierfüßigen Thieren sind die vornehmsten: Elefanten, Löwen, Panther, eine Art Wölfe, welche man Buschhunde nennt, Rehe und kleine Hirsche. Unter die zahmen gehören: Pferde, welche aus dem Assiantischen Reich kommen, sehr elend aussehen, und nur eine kurze Zeit leben. Rindvieh ist weit kleiner als das europäische. Schweine, Ziegen, Schafe, auch Hüner, Puters, türkische Enten, Gänse und Tauben. Von wildem Geflügel gibt es hier Papagaien und allerlei schöne Vögel. Die Kompagnie treibt auch einen starken Handel mit Limonensaft, wovon viele hundert Fässer nach Europa verschikt werden.

Ende des zehenten Bandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google